ERIC VAN LUSTBADER

ZERO

ROMAN

Heyne

ERIC VAN
LUSTBADER

ZERO

ROMAN

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Band-Nr. 41/12
Titel der englischen Originalausgabe
ZERO
Deutsche Übersetzung von Sepp Leeb,
Wolfram Mergard, Irene Holicki
Copyright © 1988 by Eric Van Lustbader
Copyright © der deutschen Ausgabe 1988
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Printed in Germany 1988
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Gesamtherstellung: Ebner Ulm
ISBN 3-453-02884-8

Für alle meine Freunde auf Maui,
die mir geholfen haben,
die Insel von einer anderen Seite kennenzulernen.
Aloha und mahalo.
Vor allem jedoch für V., deren Hilfe - wie immer -
von unschätzbarem Wert war.
Ohne sie hätte Zero nie entstehen können.

DANKSAGUNG

Im Zuge der einzelnen Phasen bei den mühevollen Recherchen für Zero ist mir eine Vielzahl von Personen mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Mein Dank gilt ihnen allen.
Ebenso Marsha und Bruce sowie German John, die mir geholfen haben, Kahakuloa zu erschließen.
Bud Davison und seiner Crew vom Butler International Airport für ihren sachkundigen Beistand in flugtechnischen Fragen.
Frank Toomey, Vizepräsident von Bear, Stearns & Co. in Los Angeles, für seine Ausführungen zur makro-ökonomischen Theorie, die in diesem Buch eine entscheidende Rolle spielt.
Stu von der Flugsicherung.
Henry, der mir bei redaktionellen Aufgaben behilflich war.
Für den Zeitungsartikel, den Lillian Doss in Buch vier liest, habe ich, was Zitate und Fakten betrifft, auf einen Artikel von Richard Reeves vom Universal Press Syndicate zurückgegriffen, der unter dem Titel >Asia's Dreaded Superpowen (Asiens gefürchtete Supermacht) im Honolulu Advertiser erschienen ist.
Mein ganz besonderer Dank gilt Ronn Ronck, der mir Zugang zum Archiv des Honolulu Advertiser über die Yakuza verschafft hat.
Und nicht zuletzt auch Kate, die mit unzähligen Ideen und Vorschlägen zum Entstehen dieses Buchs beigetragen hat.

INHALT

Erstes Buch
INKA
Das Feuer zu fangen 8

Zweites Buch
TENDO
Der Weg des Himmels 128

Drittes Buch
HAGAKURE
Verborgene Blätter 261

Viertes Buch
ZERO
Geist der Beständigkeit 366

Goke no kimi
tasogaregao no
uchiwa kana.

Das Zwielicht bewahrt ihre Schönheit,
sanft schwenkt die Witwe den Fächer.
BASHO

Im Wandel Hegt der Sinn allen Seins.
HERAKLIT

Erstes Buch

———

INKA
Das Feuer zu fangen

FRÜHLING, GEGENWART
West-Maui, Hawaii/Tokio, Japan

Nicht noch eine Nacht.
Der Mann, der unter dem Namen Civet bekannt war, schlug die Augen auf. Ein graugrüner Gecko starrte ihn an. Reglos verharrte die winzige Eidechse auf einer Malvenblüte der Tapete. Sie hatte den Kopf so verdreht, daß sie Civet im Blick behalten konnte.
Nicht noch eine Nacht.
Hinter der fliegengitterbespannten Doppeltür säuselten die Kokospalmen in der kühlenden Brise, die von den Bergen West-Mauis herüberwehte und mit der Zärtlichkeit eines Liebenden über die langen, sinnlichen Palmwedel strich. Nach einem Auftrag kam Civet immer hierher, an diesen ganz speziellen Fleck von Hawaii. Bei diesem Auftrag hatte es sich jedoch um mehr als eine bloße Extraktion gehandelt; hier war es sogar um mehr gegangen als um Leben oder Tod.
Civet wischte sich den Schweiß von der hohen Stirn. Seine Finger zitterten, als er sich des Alptraums bewußt wurde, der hinter ihm lauerte. Doch die Gegenwart des Alptraums bedeutete zumindest, daß er geschlafen hatte.
Ja, noch eine Nacht.
Als über den Bergen im Osten die Sonne aufging und die Spitzen der Palmen in mattgoldenes Licht tauchte, dachte er: Ich habe wieder eine Nacht überstanden.
So ging es ihm immer, wenn er einen Auftrag durchgeführt hatte. Doch diesmal war es anders gewesen - so anders, daß es ihm durch Mark und Bein ging, wenn er daran dachte, daß er diesmal einen Auftrag durchgeführt hatte, den er sich selbst zugeteilt hatte. Der Gedanke, daß dies entweder der Anfang seines Lebens war - oder sein Ende -, ließ sein Denken jedesmal wieder von neuem heißlaufen.
Civet setzte sich in dem riesigen Bett auf. Die Laken glitten über seine Taille, als er seine Arme um seine Knie schlang, die er so gegen seine Brust drückte.
Er warf einen Blick auf den Nachttisch, auf dem eine halbvolle Flasche irischer Whisky und ein Wasserglas standen. Civet ertappte sich dabei, wie er seine Hand nach der Flasche ausstreckte, um sie jedoch sofort wieder zurückzuziehen. In voller Absicht wandte er den Kopf ab. Und wurde nun wieder mit dem starren Blick des Geckos konfrontiert. Wie anklagend einen diese kleinen Scheißer immer anstieren,

dachte Civet. Ihm war jedoch klar, daß es nur sein eigenes schlechtes Gewissen war, das ihn in den teilnahmslosen Augen des winzigen Reptils mehr als dumpfe Neugier entdecken ließ. Vermutlich weiß dieses Vieh nicht einmal, was ich bin, dachte Civet. Aber Civet selbst wußte nur zu gut, was er war.
Ihm war kalt. Er fror, und doch war ihm der Schweiß ausgebrochen. Ächzend schwang er die Beine über die Bettkante. Die Weite der Laken hinter ihm erschien ihm unermeßlich. Die Leere deprimierte ihn so, daß ihm die Erinnerung mit einem Mal Michikos Duft in die Nase steigen ließ, eine betörende Mischung aus ihrem Parfüm und dem Duft ihrer Haut.
Ihm wurde schwindlig. Er nahm seinen Kopf zwischen seine Hände und dachte: Mein Gott, wie sie mir fehlt. Selbst nach all den Jahren war die Wunde noch nicht verheilt. Es war, als hätte er erst gestern noch an ihrer Seite gelegen.
Wenn er an Michiko dachte, war das, als würde ihm ein Dolch ins Herz gestoßen. Trotzdem war das immer noch besser, fand er, als an das zu denken, was er getan hatte. Vor drei Tagen. Es war so ganz anders gewesen. Wie hätte er ahnen sollen, daß es so anders sein würde? Eine Ewigkeit unsäglicher Qualen lag vor ihm. Denn nun gab es kein Zurück mehr.
Das Wissen, daß es diesmal anders war, nützte ihm nicht das geringste. Es erinnerte ihn nur daran, was er einmal gewesen war, und es trug nur um so mehr dazu bei, daß er sich wie Sisyphus fühlte, der seine Schulter von neuem gegen den Felsblock stemmte, um ihn den Berg hinaufzuwälzen. Der Gedanke, daß er es im Dienst seines Landes getan hatte, änderte nicht das geringste daran. Nichts Ruhmreiches hatte dem angehaftet, was er einst gewesen war - nichts als Orden, in die sein Name graviert war und die in einem verschlossenen Raum aufbewahrt wurden. Vor allem anderen blieb das Blut an seinen Händen. (War das der Grund, weshalb er sich angewöhnt hatte, nach jedem Auftrag seine Kleider zu verbrennen - wegen des Bluts?)
Wenn man ein anderes menschliches Wesen tötete, so zog dies in Civets Augen vor allem eines nach sich - einen Abstieg ins Fegefeuer - in das erbarmungslose Dunkel, das ihn jede Nacht wie Gottes strafender Blick unter sich zu zermalmen drohte. Der Fluß des Lebens, der einem in der Hand zu Asche wurde - Staub, dem Gott einst mit seinem Atem Leben eingehaucht hatte. Wieviel entsetzlicher mußte es angesichts dessen sein, Zeuge des Todes von Millionen zu werden?
Civet dachte in diesen Tagen viel über Gott nach. Er hatte inzwischen das Gefühl, als träte er mit jedem Auftrag, mit jedem weiteren Leben, das er auslöschte, seinem Schöpfer einen Schritt näher. Nachts erzitterte er unter dem Gluthauch seiner Allgegenwart; er atmete eine Kraft,

die jedes Fassungsvermögen weit überstieg. Und doch war dies eine Kraft, die ihn mehr mit Entsetzen als mit frischer Energie erfüllte. Wenn er diesem Gefühl auf den Grund ging - Logik und Kombinationsvermögen zählten nämlich zu seinen Stärken -, so gelangte er schließlich zu der Feststellung, daß sein Grauen keineswegs dem Umstand entsprang, daß er seine Sünden bereute, sondern vielmehr der Tatsache, daß er keinerlei Reue verspürte ob des Lebens, für das er sich entschieden hatte. Doch selbst er hätte sich nicht einmal in seinen kühnsten Träumen vorstellen können, daß er einmal an den Punkt gelangen würde, an dem er jetzt war.
Zum erstenmal seit Jahrzehnten war er wirklich allein. Und genau das war natürlich der Grund, weshalb ihm ständig diese Gedanken an Gott durch den Kopf gingen. Alles hatte sich nun gegen ihn gekehrt. Und er konnte nur noch um sein Leben rennen. Schon einmal hatten sie ihn fast erwischt. Er hatte alles verloren. Fast. Aber er war ihnen doch noch entronnen. Und dann war er hierhergekommen.
Wie lange noch? fragte er sich. Wieviel Zeit würde ihm noch bleiben, bis sie ihn hier aufspürten? Zwei Tage vielleicht, bestenfalls drei. Sie waren clever. Und sie konnten auf eine Riesenorganisation zurückgreifen. Mein Gott, das hätte ihm niemand erst noch erzählen müssen! Fast brachte ihn die bittere Ironie, die dahintersteckte, zum Lachen; doch statt dessen biß er auf seine Unterlippe.
Und nun, dachte er, läuft alles auf ein höllisches Spiel hinaus. Die Hoffnung mag eine nie versiegende Quelle sein, und doch ist sie etwas sehr Zerbrechliches. Nur auf ein vages Gefühl hin setze ich alles aufs Spiel, zuckte es ihm durch den Kopf. Mehr sogar als mein Leben! Viel mehr sogar! Und doch bin ich felsenfest von der Richtigkeit meines Tuns überzeugt. Aber was ist, wenn ich mich täusche?
Überall um sich herum spürte er das geschäftige Treiben all der normalen Leute, deren Lebensinhalt zwei Kinder, zwei Autos und die tägliche einstündige Fahrt zum Arbeitsplatz waren. Der Gedanke an ein von so profanen Motiven bestimmtes Dasein ließ Civet erschaudern.
Und doch versetzte ihn sein Mangel an jeglichem Schuldbewußtsein zuweilen in Erstaunen. Er kam sich vor wie ein Mönch, der sehr weit in seinen geistlichen Studien vorangeschritten war und sich dennoch außerstande sah, sein endgültiges Gelübde abzulegen.
Er hatte sich im Laufe seines Lebens an zahlreichen Stätten des Gebetes aufgehalten. Einmal, vor zwanzig Jahren, wäre er an einem solchen Ort sogar fast getötet worden, weshalb er sich seinerseits gezwungen gesehen hatte, seinen Angreifer zu eliminieren. Frömmigkeit, hatte er feststellen müssen, ging nur in den seltensten Fällen mit einer Reinheit des Geistes einher. Civet kannte eine ganze Reihe von

Kollegen, die jeden Sonntag zur Kirche gingen. Sie schienen diejenigen zu sein, die das Morden am meisten genossen.
Civet verspürte bei der Ausübung seines Berufs nicht jene körperliche, oft sogar sexuelle Lust, wie dies auf andere zutraf. Dennoch, mußte er sich zuweilen eingestehen, konnte man in dem, was er tat, nicht so gut sein, wie er das war, wenn einem das Ganze nicht auch Spaß machte.
Es war die Schattenwelt des Geheimnisses, in die er bei seiner Arbeit eintauchte, die Civet so stark anzog. Sie war für ihn, was für einen Engländer seine Tasse Tee war, allgegenwärtig und von innen heraus wärmend. Sie verlieh ihm das Gefühl größtmöglicher Unabhängigkeit und Freiheit. Er war ein mit abschreckenden Motiven bemalter Drachen, der sich in unheilvolle Höhen aufschwang, von denen andere nicht einmal zu träumen wagten. Er war zu Höherem berufen.
Und doch schüttelten ihn die Nachwehen eines jeden Auftrags unerbittlich durch und trieben ihn in sein persönliches Fegefeuer hinab. Diesmal war es jedoch anders, und den Grund hierfür kannte nur er.
Der Gecko starrte ihn weiter an. Civet griff nach der Flasche und schenkte sich vier Finger breit ein. Er sah das Glas an und stellte es wieder beiseite, glitt vom Bett auf seine Knie und betete zu einem Gott, den er sich nicht vorstellen, geschweige denn verstehen konnte. War es Buddha, zu dem er betete? Jehovah? Jesus? Civet hätte es nicht sagen können. Doch jetzt, angesicht dieser absoluten Krisensituation, auf die sich sein Leben - ja, wie er glaubte sogar die Zukunft der ganzen Menschheit - zugespitzt hatte, jetzt mußte er mit einem Wesen sprechen, das größer war als er selbst. Michiko hätte gesagt, dies wäre die Natur. Civet konnte nur sein Haupt neigen und seine Gedanken strömen lassen wie einen Fluß, der zurück zu seiner Quelle floß.
Er kippte den Whisky ins Waschbecken. Die Eiswürfel waren im Lauf der Nacht längst geschmolzen; er spritzte sich etwas von dem noch immer kühlen Wasser ins Gesicht. Um dem enervierenden Starren des Geckos zu entrinnen, trat er an die Fliegengittertür und auf die lanai hinaus. In seinem überreizten Zustand hatte der aufdringliche Blick der Eidechse fast menschlichen Charakter angenommen.
Er befand sich in einem der oberen Stockwerke; das hatte er sich zur Grundbedingung gemacht. Dieser erhöhte Standort war zum einen mit einer herrlichen Aussicht verbunden und erlaubte es ihm zum anderen, seine unmittelbare Umgebung optimal im Auge behalten zu können. Civet war ein außergewöhnlich vorsichtiger Mann.
Hinter den raschelnden Palmen und den tropisch üppigen Orchideengärten lachten ihm die azurblauen Gewässer des Molokai-Kanals zu. Die Morgenbrise hatte sich gelegt, und mit Kennerblick stellte Civet fest, daß es ein windstiller Tag werden würde - ideal zum Angeln.

Er konnte bereits vor sich sehen, wie die blitzende Leine sich unter heftigem Erzittern der Rute spannte und wie sich der Zug auf sie verstärkte, sobald ein Onaga, dessen Fleisch für Civet eine unübertroffene Köstlichkeit darstellte, den Köder verschlungen hatte. Ja, dachte er, inzwischen wieder zuversichtlicher - das Prickeln des Salzwassers auf seiner Gesichtshaut und die Herausforderung, wenn der große Fisch aus dem Wasser schnellte und ihm die Angel zu entreißen drohte, das war genau die richtige Beschäftigung, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen und sich vom Ballast der Nachwirkungen einer Extraktion zu befreien.
Mit Extraktion bezeichneten die Männer in Civets Profession in jenem SpezialJargon, der für Außenseiter so unverständlich klingen mochte wie das Kauderwelch eines afrikanischen Buschmanns, eine sanktionierte Tötung.
Unter seiner lanai sah Civet ein junges Paar in Jogging-Anzügen durch das Gras traben. Krächzend flogen ein paar von ihnen aufgescheuchte Mynahs auf. Und als sein Blick der Flugbahn der Vögel folgte, blieb er plötzlich auf der Gestalt neben der Kokospalme haften. Obwohl die Gestalt halb im Schatten verborgen war, ging von ihr doch eine Kraft aus, die bis zu Civet hinaufreichte, der sieben Stockwerke über ihr stand.
Civet achtete nicht mehr auf die Mynahs und das joggende Pärchen; vergessen waren die laue Morgenluft und die herrliche Aussicht auf die Insel Molokai, die er sosehr liebte. Seine ganze Aufmerksamkeit galt der Gestalt neben der Palme. Civet, der sich aufs Aufspüren ebenso gut verstand wie aufs Töten, konnte andere Menschen aus größter Entfernung identifizieren.
Civet stand inzwischen am äußersten Ende der lanai. Die Palmwedel bewegten sich im Wind und verdeckten die Gestalt zum Teil. Doch von hier hatte Civet einen besseren Blickwinkel, und er konnte nun das Gesicht des Mannes neben der Palme sehen.
Das Glas, das Civet in seiner Hand gehalten hatte, fiel klirrend zu Boden und zerbrach, und er ertappte sich dabei, wie er sich am Geländer festklammerte, um nicht in die Knie zu sinken. Schwindel überfiel ihn. Sein Mund stand offen, und er schnappte nach Luft. Das kann nicht sein, schoß es ihm durch den Kopf. Noch nicht. Ich brauche noch eine Weile Ruhe; ich bin noch völlig ausgepumpt. Das kann einfach nicht sein.
Doch er wußte, was das zu bedeuten hatte. Sie hatten ihn bereits entdeckt.
Er wirbelte herum und stürzte in das Zimmer zurück. Dabei schlug er sich an der Bettkante das Knie auf. Er taumelte ins Bad, wo er sich unter heftigem, zuckendem Würgen übergab. Er war von seiner psychischen

Verfassung her noch nicht so weit! Gütiger Gott, dachte er, erspare mir, was ich nun tun muß. Und beschütze all jene, die ich liebe, falls ich es nicht tue.
In panischem Entsetzen sah er vor seinem geistigen Auge all das ablaufen, was ihm nun bevorstand. Schluß damit, redete er sich selbst ins Gewissen. Schließlich bekam er sich wieder unter Kontrolle. Er spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht, in den Mund, über den Nacken. Dann kleidete er sich hastig an und verstaute Brieftasche, Wagenschlüssel, Paß und ein Seehundfelletui in verschiedenen Taschen seines leichten Tropenjacketts. Er überflog noch einmal den Text der Postkarte, die er mitten in der Nacht geschrieben hatte, und verließ das Zimmer.
Anstatt den Lift zu benutzen, stürmte er, zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinunter. Im Foyer eilte er an weißhäutigen Touristen in grellbunten Hawaiihemden vorbei. Die Postkarte gab er an der Rezeption ab, wo man ihm versicherte, daß sie noch mit der Morgenpost abgehen würde.
In der Tiefgarage sah er sich, nachdem seine Augen sich an das Dunkel gewöhnt hatten, hastig nach allen Seiten um. Als er sich vergewissert hatte, daß die Luft rein war, lief er auf seinen gemieteten Mustang zu. Bevor er einstieg, ließ er sich auf alle viere nieder und inspizierte den Wagen von unten. Mit gewohnter Gründlichkeit suchte er die gesamte Länge des Auspuffs und auch dessen Inneres ab. Dies waren die Stellen, an denen sich gewisse todbringende Vorrichtungen, mit denen er in den Nachwirren des Kriegs Bekanntschaft gemacht hatte, mühelos verstecken ließen. Nach Beendigung seiner Untersuchung begann er mit prana, einer meditativen Tiefatmung, die es ihm erlaubte, auch in extremen Streßsituationen klar zu denken.
Immer noch auf allen vieren, kroch er zum Heck des Wagens, um das Kofferraumschloß auf winzige Kratzspuren abzusuchen, die ihm verraten hätten, wenn jemand sich am Kofferraum zu schaffen gemacht hätte. Doch er konnte nichts entdecken. Er richtete sich auf und sperrte den Kofferraum auf.
In diesem Augenblick kam ein Paar mit einem kleinen Jungen in die Tiefgarage, so daß er gezwungen war zu warten, bis sie in ihren Wagen stiegen und losfuhren.
Dann machte er sich eilends daran, den Inhalt des Kofferraums auf den Beifahrersitz zu packen. Als er damit fertig war, setzte er sich hinters Steuer und klappte das Verdeck hoch. Und im nächsten Moment sprang auch schon der Motor des Mustang an. Civet legte den ersten Gang ein und fuhr los.
Er nahm die Napili Road, da ihm der neue Highway, der erst vor kurzem ein Stück weiter den Abhang hinauf fertiggestellt worden war, nicht ganz geheuer schien. Er reagierte inzwischen nur noch instinktiv.

Dieses Gesicht - dieses Gesicht im Schatten! Jeder seiner Züge brannte sich wie mit glühenden Kohlen, die man ihm in die Augen trieb, in seine Erinnerung ein. Er wurde von einer unnatürlichen Hitze durchpulst, die ihn gleichzeitig wie im Schüttelfrost am ganzen Körper erbeben ließ. Für einen Augenblick schien ihn alle Entschlossenheit zu verlassen; der Tod trieb ihm seine harten Knöchel unerbittlich ins Gesicht. Seine Finger, weiß um das Steuer gekrampft, schmerzten unter der unbewußten Heftigkeit seines Zugriffs.
Er ließ Napili hinter sich, als würde er von einem Gespenst gehetzt. An der Methodistenkirche bog er nach rechts in den Honoapiilani Highway ab, eine dreispurige Straße, auf der er rasch vorankam.
Er war gerade am Beschleunigen, als er hinter sich den schwarzen Strich eines Ferrari Marcello näherkommen sah. Er war bisher auf dem Kapalua Highway gefahren und ordnete sich nun keine hundert Meter hinter Civets Mustang zügig in den Verkehr auf dem Honoapiilani Highway ein. Civet erhaschte einen flüchtigen Blick auf den Fahrer des Ferrari. Sein Herz begann erneut wie wild zu schlagen.
Sich den Schweiß aus den Augen blinzelnd, riß Civet das Steuer nach rechts. Zugleich trat er den Gashebel durch. Unter schrillem Reifenquietschen schoß der Mustang in einer Wolke aus rotem Staub und zerfetztem Laub auf dem breiten Bankett am rechten Straßenrand an den anderen Autos vorbei.
Mit lautem Gehupe taten die anderen Verkehrsteilnehmer ihr Mißfallen an diesem waghalsigen Manöver kund. Im Rückspiegel verfolgte Civet, wie der schwarze Marcello die Fahrspuren wechselte, um in dem dichten Verkehr mit ihm Schritt halten zu können.
Civet verfluchte insgeheim seinen amerikanischen Wagen, der, was Leistung und Straßenlage betraf, dem Ferrari in keiner Weise gewachsen war. Wieder auf dem Asphalt des Highway, nahm er eine scharfe Kurve mit hundertvierzig Sachen. Zu seiner Rechten blitzte das Wasser der Napili Bay zu ihm herauf; zu seiner Linken ragten in stufenförmig angeordneten Plateaus die noch immer dunstverhangenen Berge. Die eine Seite offen und einladend; die andere verhangen und geheimnisumwoben. Doch beides strahlte etwas Machtvolles aus - etwas wesentlich Machtvolleres, dachte Civet, als ich es bin, ein Wurm von einem Mensch in einer Blechkiste auf vier Rädern.
Erjagte an den häßlichen neuen Wolkenkratzern von Kahana vorbei. Wenn es irgendwie ging, benutzte er den breiten Seitenstreifen zum Überholen. Manchmal war er befestigt, manchmal bestand der Untergrund nur aus roter Erde, deren unebene Oberfläche seiner Wirbelsäule trotz der weichen Federung des Mustang heftig zusetzte.
Ein Blick in den Rückspiegel bestätigte ihm, daß der Ferrari rasch aufholte. Er war höchstens noch fünfzig Meter hinter ihm.

Sie näherten sich Kaanapali, dem größten Urlauberviertel von Maui. Dieser Strandabschnitt mit seinen fünf Hotels und den unzähligen Ferienwohnungen wies auf dieser Seite der Insel die größte Verkehrsballung auf. Und genau in Richtung Kaanapali fuhr Civet nun. In dem dortigen Gewirr aus Fußgängerzonen, Restaurants, Boutiquen und Hochhäusern hatte er am ehesten eine Chance, seinen Verfolger abzuschütteln.
Er drückte auf die Hupe und stieg auf die Bremse, als sich von rechts ein Wagen auf den Highway einreihte. Fluchend wechselte Civets Fuß wieder aufs Gas über, als er die Reifen des von rechts kommenden Wagens quietschen hörte. Er erhaschte einen flüchtigen Blick auf das schreckensweiße Gesicht einer Frau, als er, den Daumen noch immer auf der Hupe, weiterraste.
Dennoch war dieser kleine Zwischenfall nicht ohne Folgen geblieben. Der Marcello war inzwischen bis auf zwanzig Meter an ihn herangekommen.
Civet konzentrierte sich wieder voll auf den Verkehr, der sich aufgrund der ersten der drei Abfahrten nach Kaanapali bereits vor ihm zu stauen begann. Wegen Straßenbauarbeiten wurden sämtliche Wagen auf die rechte Spur umgeleitet. Er fuhr viel zu schnell. Um nicht auf einen langsam fahrenden Nissan vor ihm aufzufahren, mußte Civet ihn mit einem waghalsigen Schlenker auf den Seitenstreifen überholen. Dabei mußte er seine Fahrt drastisch verlangsamen, und ein Blick in den Rückspiegel zeigte ihm, daß ihn der Marcello fast eingeholt hatte. Wenn er nicht irgendwo eine Lücke im Verkehr entdeckte, war er geliefert.
Die Straße vor ihm schien von einem dicken Ölfilm überzogen. Farben in raschem Wechsel von Blau zu Grün, von Rot zu Orange und wieder zurück. Verstärkter Lichteinfall, als träte die Sonne mit atemberaubender Schnelligkeit hinter einer vorbeiziehenden Wolke hervor. Er stieg auf die Bremse, fuhr schon fast auf den Wagen vor ihm auf... doch im selben Augenblick entdeckte er eine winzige Lücke zwischen den Wagen, die wegen der Bauarbeiten an einer Ampel halten mußten, um den Verkehr von Kaanapali auf den Highway zu lassen. Jetzt oder nie, zuckte es Civet durch den Kopf, und er trat das Gas durch.
Er atmete in tiefen Zügen, um seinen hämmernden Puls zu beruhigen; gleichzeitig versuchte er, nicht auf das wütende Hupkonzert, die lauten Flüche und das Quietschen hastig getretener Bremsen zu achten, als er durch die Lücke schoß.
Er fuhr inzwischen wieder fast hundertfünfzig, aber der Marcello var ihm dicht auf den Fersen. Je mehr Ausweichmanöver Civet vollführte, desto mehr sah er seine Aussichten dahinschwinden, seinem Verfolger in Kaanapali entrinnen zu können. Sein Vorsprung gegen-

über dem Ferrari war inzwischen so geschrumpft, daß keine Möglichkeit mehr bestanden hätte, ihn durch plötzliches Abbiegen in eine Seitenstraße abzuschütteln.
Sie näherten sich der Hauptausfahrt nach Kaanapali. Hier wurden die beiden Fahrbahnen des Highway von einem mit Palmen und Riesenfarnen bepflanzten Mittelstreifen getrennt.
Fieberhaft nachdenkend, schlängelte sich Civet, ständig die Spur wechselnd, zwischen den anderen Wagen hindurch. Seine Manöver wurden von heftigem Hupen und wütenden Flüchen begleitet. Als der Mittelstreifen begann, verlangsamte Civet seine Fahrt und schwenkte auf die rechte Spur, als wollte er die Ausfahrt nach Kaanapali nehmen. Der Marcello folgte ihm.
Doch im letzten Augenblick beschleunigte Civet mit voller Kraft und riß das Steuer hart herum. Er krachte gegen die hintere Stoßstange eines Chevy, das rechte Vorderrad seines Mustangs holperte über den Randstein, so daß sich der Wagen einen Moment bedrohlich zur Seite neigte, und dann landete er mit einem fürchterlichen Schlag, der den Mustang mehrmals tief in die Federn gehen ließ, auf der Gegenfahrbahn, wo bereits zwei Wagen auf ihn zukamen.
Er riß den Mustang heftig nach links herum und beschleunigte. Damit hatte Civet einen sicheren Abstand zwischen sich und den Marcello gelegt, der nun durch den Mittelstreifen und eine lange Schlange entgegenkommenden Verkehrs von ihm getrennt war.
Grinsend sah Civet auf die andere Fahrbahn hinüber. Das Adrenalin durchpulste ihn wie der Ozean, der unterhalb des abgeschüttelten Marcello im Sonnenlicht funkelte. Civet spürte, wie ihn die Gewalt des Meeres mit frischer Energie erfüllte. Doch als er gleich darauf seinen Blick nach vorn auf den asphaltierten Seitenstreifen richtete, entfuhr ihm ein entsetzter Aufschrei.
Während er sich noch eine Sekunde zuvor aus dem Schneider geglaubt hatte, sah er sich nun auf zwei junge Mädchen in Jogging-Anzügen zurasen. Zwei Farbtupfer in Rosa und Kornblumenblau, die blonden Pferdeschwänze lustig auf und ab wippend. So jung und voller Leben. Über ihren braungebrannten Gesichtern lag ein heiterer Ausdruck, während sie am Straßenrand entlangtrabten. Sie unterhielten sich, lachten über etwas.
Mein Gott, schoß es Civet durch den Kopf, sie sehen mich nicht! Er raste mit hundertfünfzig auf sie zu. Doch schon als er auf die Bremse stieg, wußte Civet, daß er den Wagen auf keinen Fall rechtzeitig zum Stehen bringen würde. Rechts von ihm zog sich eine fünf Meter hohe Böschung hin, die mit wilden Bougainvilleen bewachsen war. An seinem Seitenfenster schössen grelle Rosa-, Orange- und Violettöne vorbei.

Er war bereits zu nahe, sein Tempo zu hoch. Er würde die beiden Mädchen überfahren, wenn er nicht...
Civet hatte nur eine Wahl - er mußte nach links auf die Gegenfahrbahn ausweichen. Wenn er eine Lücke im Verkehr ausmachen konnte und es noch einmal über den Mittelstreifen schaffte, dann ...
Das gräßliche Aufkreischen von Metall, weit über die Grenzen seiner Belastbarkeit gequält - der Mustang kappte den vorderen Kotflügel eines Lastwagens mitsamt dem Scheinwerfer und einem Teil der Stoßstange. Das war zuviel für das heftig durchgeschüttelte Gefährt, das sich aufstellte wie ein sich aufbäumender Hengst. Als er wieder auf dem Boden landete, hatte Civet sich aus dem Sicherheitsgurt losgerissen.
Instinktiv sah Civet zu der Stelle, wo die beiden Mädchen am Rand der Böschung standen. Entsetzt waren ihre Fäuste an ihre Lippen hochgezuckt. Sie waren in Sicherheit. In Sicherheit.
Und dann überschlug sich der Mustang. Vor seinem geistigen Auge sah Civet plötzlich wieder dieses Gesicht, das ihn nicht loslassen wollte! Und zum erstenmal an diesem Tag brachte er es mit einem Namen in Verbindung - Zero.
Im nächsten Augenblick kreischte der Mustang auf, als wäre er ein Lebewesen. Flammen zuckten durch das Wageninnere und hüllten die Welt in ein Meer aus Feuer.
Hiroshi Taki lag auf seinem Futon. Er war bis zur Hüfte nackt. Die Schiebewände zum Garten hinaus standen offen, so daß die frische Nachtluft seine Haut kühlen konnte.
Es war einmal ein alter Mann, dachte Hiroshi. Er hatte über unbeschreibliche Macht verfügt. Und nun war er tot.
Vor drei Tagen war Hiroshi Zeuge der letzten Augenblicke im Leben seines Vaters geworden. Dabei hatte er in den Augen des Sterbenden ein Wissen erblickt, das er mehr als alles andere auf der Welt begehrte. Es war das Wissen eines langen Lebens. Es gab in Japan viele Männer - mächtige, reiche und einflußreiche Männer -, die mit Freuden auf die verlockenden Annehmlichkeiten ihrer hohen Stellung verzichtet hätten, um in den Genuß dieses Wissens zu gelangen.
Aber es war Hiroshi Taki gewesen, der älteste Sohn von Wataro Taki, in dessen Besitz dieses unbezahlbare Wissen übergehen würde, mit dessen Hilfe eines der mächtigsten Schattenreiche der Welt aufgebaut worden war.
Oder zumindest hatte Hiroshi das geglaubt. Dann hatte ein Schlaganfall die linke Körperhälfte seines Vaters gelähmt-und sein Denken. Das Wissen war dennoch immer noch da. Hiroshi konnte es spüren wie einen dunklen, todbringenden Fisch in der See aus Schmerz, von der Wataro Takis Augen erfüllt gewesen waren.

Hiroshi hatte die Vorstellung nie akzeptieren können, daß ein Mensch wie sein Vater solche Qual und Frustration erdulden sollte - ebensowenig, wie er es hatte hinnehmen können, daß einem Mann wie ihm sein ihm von Geburt an zustehendes Recht vorenthalten wurde. Das war nicht gerecht. Aber es war ihr kartna - das des Vaters und das seines ältesten Sohnes.

An seine Brüder Joji und Masashi verschwendete Hiroshi Taki keinen einzigen Gedanken. Sie waren vollkommen unbedeutend. Das Erstgeburtsrecht und damit der Anspruch auf das väterliche Wissen stand einzig und allein ihm zu. Doch nun war es mit jedem Augenblick immer unwiederbringlicher und endgültiger für ihn verloren, bis er eines Tages vollends von dem Verlangen verzehrt werden würde, in das Denken seines Vaters einzudringen und ihm sein kostbares Wissen zu entreißen. Mit Wakaro Takis Tod vor drei Tagen war Hiroshi alles geraubt worden. Der Tod hatte seinen Vater von seinen Schmerzen befreit, aber er hatte auch das unbezahlbare Wissen im Kopf des alten Mannes ausgelöscht.

Ich bin betrogen worden, dachte Hiroshi in der Stille der Nacht.

Ohne daß er sich dessen bewußt wurde, ballten sich seine Hände zu Fäusten und streiften über die rauchdunkle Haut des schlanken Mädchens, das nackt neben ihm lag. Sie bewegte sich unruhig im Schlaf. Doch als Hiroshi ein besänftigendes Geräusch machte, schlummerte sie friedlich weiter.

Ich bin der neue oyabun des Taki-gumi. Mir steht der Umhang des obersten Anführers der Yakuza-Clans zu; dreißig Jahre lang hat mein Vater erbittert darum gekämpft, dieses Amt in seinen Besitz zu bringen und es anschließend behalten zu können. Und nun hat er mich völlig hilflos zurückgelassen. Überall bin ich von Feinden umringt. Jetzt, wo er nicht mehr ist, kreisen sie bereits wie die Geier und passen den geeigneten Moment zum Zuschlagen ab. Ich muß meine Familie, meinen Clan und die damit verbundene Macht schützen. Aber wie? Ich weiß nicht einmal, wem ich vertrauen kann.

Hiroshi Taki lag auf seinem Futon und beobachtete die Parade der Schatten, die über die Balkendecke des Raums wanderten.

Draußen schwang sich eine Gestalt von Baum zu Baum, ohne auch nur einen einzigen Fuß zu Boden zu setzen. Schließlich schlich die Gestalt lautlos über das Dach und ließ sich von dort in einen der dunklen Besuchsräume hinab.

Die Gestalt war ganz in Schwarz gekleidet und hatte sich eine Kapuze über den Kopf gestülpt. Der Streifen Haut um ihre Augen, der unter den Sehschlitzen zum Vorschein kam, war mit Holzkohle schwarz gefärbt. Ebenso war mit den Handrücken verfahren worden. Die Füße staken in dünnen Schuhen mit Kreppsohlen.

Das Haus lag keineswegs verlassen da, weshalb die Gestalt mit äußerster Vorsicht vorgehen mußte. Auf gut ausgebildete Yakuza, wie das die kobun - oder Soldaten - des Taki-gumi waren, wurde außerordentlicher Wert gelegt.
Wie ein Schatten huschte die Gestalt durch die offiziellen, die halboffiziellen und die privaten Räume, bis sie schließlich die intimen Gemächer erreichte. Die Gestalt schien sich hier wie zu Hause zu fühlen; sie erkannte intuitiv die Räume und ihre unterschiedlichen Qualitäten von Stille, aber auch die architektonischen Gegebenheiten. Der Schatten hatte zwar unterwegs mehrere kobun gesehen, die ihn jedoch ihrerseits nicht bemerkt hatten. Instinktiv hatte der Schatten ihr Nahen im Dunkeln gespürt, um sich unverzüglich in einen dunklen Winkel zu drükken, wo unzählige andere Schatten beheimatet waren. Indem er seinen Geist ausschaltete, hörte der Schatten einfach zu existieren auf, so daß die kobun an ihm vorübergingen.
Hiroshi Taki drehte sich zu dem Mädchen herum, das neben ihm lag. Er beobachtete ihren steten Atem, das sanfte Heben und Senken ihrer festen Brüste. Er dachte weniger an ihren Namen als an die Lust, die sie ihm bereitete. Sie schien inzwischen der einzige Fixpunkt in seiner ins Wanken geratenen Welt zu sein.
Mit einem tiefen Seufzer drückte er seine Lippen auf die ihren. Ihre Wärme ging wie von selbst auf ihn über, und er spürte, wie er sich entspannte. Es gab einen Ausweg aus dem Labyrinth, in das er sich verstrickt sah. Es gab immer einen Ausweg. War das nicht etwas, was ihn sein Vater schon vor vielen Jahren gelehrt, was er allen seinen Söhnen geradezu eingeimpft hatte? Ja. Selbst Feinde konnte er unter den entsprechenden Bedingungen für sich gewinnen. Hatte ihm sein Vater nicht von einem Mann erzählt, der ihn vor vielen Jahren aufgesucht hatte, um ihn zu töten, und der dann geblieben war, um ihm schließlich sogar das Leben zu retten? Hiroshi hatte diesen Mann persönlich kennengelernt. Dieses Wunder mußte sich wiederholen lassen, sprach sich Hiroshi Mut zu. Vielleicht konnte er denselben Mann auch für sich gewinnen. Er hatte Wataro Taki das Leben gerettet. Hätte er deshalb für dessen ältesten Sohn Geringeres tun sollen?
Ja, beschloß Hiroshi. Genau das würde er tun ...
Ein Krachen, laut wie ein Donnerschlag mitten im Raum, ließ ihn hochfahren.
»Was ...?«
Von den splitternden Deckenbalken regnete es Teile von Holz, Putz und Ziegeln auf ihn herab. Das Mondlicht fiel wie ein Spotlight in den Raum. Und seinem Strahl folgte etwas anderes, Blitzendes und Hartes, um sich mitten in die Brust des schlafenden Mädchens zu bohren. Hustend bäumte sich das arme Ding kurz auf. Sie hatte die Augen

weit aufgerissen, und dann legte sich bereits die Totenstarre über ihr Gesicht, während sie noch vergeblich die Hand nach Hiroshi auszustrecken versuchte.
Eine menschliche Gestalt schien den ätherischen Schacht aus Mondlicht herabgesprungen zu sein.
Hiroshi blinzelte angestrengt gegen das Dunkel an und stieß entsetzt hervor: »Wer ...?«
Ein kurzes Lachen, tief und dunkel.
»Zero.«
Hiroshi krampfte sich der Magen zusammen. Er fühlte sich wie betäubt. Zero! Der Killer, der die Yakuza-Bosse jahrelang in Angst und Schrecken versetzt hatte. Weshalb war er hier? Wer hatte ihn geschickt? Und wer war dieser Mann? Gerüchten zufolge stand er auf vertrautem Fuß mit den Yakuza. Aber niemand kannte seine wahre Identität.
Die letzten röchelnden Lebenszeichen des Mädchens neben ihm erinnerten Hiroshi an seine eigene Sterblichkeit. Der Raum war mit einem Mal von Tod erfüllt.
Hiroshi Taki riß seine rechte Hand unter dem Futon hervor, auf dem er gelegen hatte. Er hielt darin einen jitte, den traditionellen Dolch, wie er gegen Ende der Feudalzeit von der japanischen Polizei verwendet worden war. Zwischen dem Griff und der Klinge waren zum Schutz der Hand zwei nach vorn gerichtete Stahldorne angebracht. Hiroshi Taki verstand es meisterhaft, mit dieser Waffe umzugehen.
Als nun die Klinge von Zeros Langschwert auf ihn niedersauste, fing Hiroshi den Schlag so mit seinem jitte ab, daß sich die Schwertklinge zwischen der Klinge und einem Stahldorn des Dolchs verfing. Er drehte sich herum, und die Klinge des Langschwerts bohrte sich dicht neben ihm in den Futon.
In derselben Bewegung versuchte Hiroshi den jitte freizubekommen und dem Angreifer in die Kehle zu stoßen. Doch Zero versetzte ihm einen betäubenden Schlag gegen das Handgelenk, riß sein katana los und ließ dessen Klinge im selben Zug auf Hiroshis Gesicht niedersausen.
In Erwartung dieses Manövers fing Hiroshi den Schlag wie zuvor mit seinem jitte ab und versuchte dann mit Hilfe der Amboßtechnik, das katana mit dem Dolch entzweizubrechen. Zero führte das Schwert jedoch so, daß die Klinge des Dolchs von der langen Klinge abprallte, ohne irgendwelchen Schaden anzurichten. Entschlossen stach Hiroshi darauf nach oben, um dem Angreifer endgültig die Kehle aufzuschlitzen und dem Spuk ein Ende zu bereiten.
Doch in einem Gegenzug, der selbst für Hiroshi zu schnell kam, wehrte Zero den jitte ab und drehte das Langschwert so herum, daß der Dolch Hiroshis Hand entrissen wurde und in weitem Bogen davonflog.

Und nun beobachtete Hiroshi mit fiebrigen Augen, wie Zeros Schwert blitzend den Strahl aus Mondlicht durchzuckte. Kaltes Feuer sprang durch den Raum. Als es die Spitze des Langschwerts berührte, verschwamm die Klinge vor seinen Augen, und Hiroshi schrie auf. Blut spritzte unter der sicher geführten, skalpellfeinen Klinge. Mit einem entsetzten Aufschrei starrte Hiroshi in das verhüllte Gesicht. Er versuchte sich loszureißen, aber Zero hielt seinen Arm mit übermenschlicher Kraft fest.
Hiroshi wurde von der Macht der Verzweiflung geschüttelt. Er biß sich auf die Lippe, als ihn der stechende Schmerz durchzuckte. Durch seine Tränen konnte er seine verrenkte Schulter erkennen.
»Wer bist du?« stieß er atemlos hervor. »Wer?«
Er hob seine freie Hand und schnitt sie sich an der Klinge des Langschwerts blutig. Schließlich bekam er das Gewand des Eindringlings an der Brust zu fassen. Angestrengt versuchte er mit seinen Blicken das Dunkel zu durchdringen. »Wer bist du?« Selbst an der Schwelle des Todes drängte es ihn, das Rätsel zu lösen. Er mußte es wissen, denn er bildete sich ein, der Vermummte wäre ...
Wieder dieses Lachen, das ihn erschaudern ließ.
»Zero.«
Inzwischen waren Hiroshis Männer in den anderen Gebäuden seines Besitzes aufgewacht. Sie griffen nach den Waffen und eilten in seine Gemächer. Doch als sie dort eintrafen, starrten nur noch zwei Leichen blicklos in das silbrige Licht hinauf, welches durch das Loch in der Decke fiel. Und die verblüfften Umstehenden konnten sich des Eindrucks nicht erwehren, als wäre der Raum vom Strafgericht Buddhas heimgesucht worden.

FRÜHLING, GEGENWART
Paris/Tokio/Washington/Maui

Bei Tagesanbruch begann Michael Doss mit dem Üben von shuji shuriken. Der Begriff shuji shuriken, wörtlich >Gravieren der neun Ideogramme<, bezieht sich auf das Rezitieren der neun magischen Worte. Diese jahrtausendealte taoistische Tradition war von gewissen esoterischen buddhistischen Sekten übernommen worden, die sich mit dem Schwertkampf, ninjutsu, und anderen Kampfpraktiken befaßten.
Wie immer stellte Michael sich vor, daß er auf der japanischen Bambusflöte spielte, einem Instrument, das er im Zuge seiner Ausbildung oft zu hören bekommen hatte. Die hart-weichen Yin-Yang-Töne der Flöte, die nur in seinem Kopf widerhallten, hoben die Gebräuche, Dialekte und sonstigen Eigenheiten eines jeden Landes, in dem er sich gerade aufhalten mochte, um eine unverdorbene, existentielle Wahrheit zu erfahren, ins Transzendentale. Es galt, dem shuji shuriken zu seiner wahren Wirkung zu verhelfen, denn es genügte keineswegs, diese neun Zauberworte lediglich auszusprechen, um sich zu schützen; sie mußten sozusagen heraufbeschworen und dann, sobald einem dies gelungen war, mit der äußersten Sorgfalt und Konzentration am Leben erhalten werden.
Es handelte sich dabei um eine Art von Zauber - alt und mächtig.
Michael saß mit überkreuzten Beinen unter den nickenden Zweigen einer Platane und hob seine rechte Hand; die Handfläche zeigte nach unten.
Er sagte: »U.« Sein.
Er drehte die Handfläche nach oben.
»Mu.« Nicht-Sein.
Seine Hand senkte sich und kam auf seinem Knie zu liegen. Hinter den Dächern der Stadthäuser war Paris am Erwachen. Die Rosatöne am Himmel wurden entlang der zerzausten Wolkenränder heller.
»Suigetsu.« Mondlicht auf dem Wasser.
Im Vordergrund erhob sich die fast mathematische Struktur des Eiffelturms. Seine gitterartige Starre, noch schwarz von den Ausläufern der Nacht, hob sich deutlich gegen die Pastelltöne der übrigen Umgebung ab und ließ das gewaltige Bauwerk in seiner beeindruckenden Nähe noch imposanter erscheinen.
»Jo.« Innere Aufrichtigkeit.
»Shin.« Herr des Geistes.

Die ersten Sonnenstrahlen brachen sich funkelnd in der Spitze des Turms, so daß für einen flüchtigen Augenblick der Eindruck entstand, als hätte ein Blitz eingeschlagen.
»Sen.« Denken kommt vor Handeln.
»Shinmyoken.«Wo sich die Spitze des Schwerts niederläßt.
Das Geräusch harter Reisigbesen, mit denen die Gehsteige unter ihm gefegt wurden; ein kurzer, energischer Wortwechsel zwischen Mme. Charvet und ihrer Tochter; das Kläffen des Hundes mit der verletzten Vorderpfote. Die täglichen Geräusche seiner Umgebung.
»Kara.« Leere. Das Nichts. Tugend.
»Zero.« Wo der Weg keine Macht hat.
Michael erhob sich. Er war schon vor zwei Stunden aufgestanden und hatte den Schwertkampf trainiert, den er in der shinkage-Schule erlernt hatte. Kage, die Basis von allem, was Michael gelernt hatte, bedeutete Reaktion. Es war also wichtiger zu reagieren, als zu agieren - sich defensiv zu verhalten anstatt offensiv.
Nun trat er durch die hohe Bleiglastür von der Terrasse in das kühle Halbdunkel seiner Wohnung. Sie lag im obersten Stockwerk eines grauen Steinhauses an der Avenue Elysee-Reclus. Diesen Standort hatte Michael sich aufgrund seiner Nähe zum Eiffelturm und aufgrund der im Parc du Champs an seinem Fuß herrschenden ganz besonderen Lichtverhältnisse ausgesucht.
Licht war von enormer Bedeutung für Michael Doss. Man könnte sogar sagen, es war lebenswichtig für ihn. Er legte seinen gi ab, die traditionelle Kleidung des japanischen Schwertkämpfers; sie bestand aus einer Baumwollhose unter einer Art geteiltem Rock sowie einer schwarzen Baumwolljacke, die um die Taille von einem Gürtel der gleichen Farbe zusammengehalten wurde. Letzterer verlieh Aufschluß über den Rang seines Trägers.
Michael Doss duschte und schlüpfte in verblichene Jeans, die über und über mit Farbe beschmiert war, und in ein weißes, kragenloses Hemd mit aufgekrempelten Ärmeln. Dann zog er seine mexikanischen Sandalen an und ging in die Küche, wo er sich eine Tasse grünen Tee einschenkte. Er öffnete den Kühlschrank, pickte mit zwei Fingern etwas kalten, klebrigen Reis aus einer Schale und kaute ausgiebig darauf herum, während er den langgestreckten, unordentlichen Wohnraum durchquerte.
Obwohl Michael eine der renommiertesten Druckereien der Welt gehörte, suchte er den Betrieb nur ein paarmal die Woche auf. Und auch dies geschah nur, um die Herstellung der speziellen Farben zu überwachen, die er erfunden und patentiert hatte und denen seine Firma ihren ausgezeichneten Ruf verdankte. Museen, Galerien und weltbekannte moderne Künstler standen Schlange, um sich in seiner

Druckerei limitierte Ausgaben ihrer Werke anfertigen zu lassen, da die Leuchtkraft von Michaels Farben und das Raffinement des von ihm entwickelten hochkomplizierten Druckverfahrens unübertroffen waren.
Als er am anderen Ende der riesigen Wohnung die herrlich eingelegte Doppeltür aufstieß, wurde er abrupt in grelles Sonnenlicht getaucht. Er hatte tiefliegende, olivfarbene Augen und schwarzes, gewelltes Haar, das etwas unordentlich wirkte, wenn es, wie das im Augenblick gerade der Fall war, zu lang wurde. Seine Gesichtszüge - die vorstehenden Backenknochen, das wuchtige Kinn, die schmale Stirn - wirkten fast biblisch. Die Leuten fanden ihn streng, unnachgiebig und nur schwer zum Lachen zu bringen - aber niemals voreingenommen. Eine Eigenschaft, die ihm immer wieder zugute gehalten wurde.
Das Licht fiel durch ein Oberlicht im Dach. Darunter tat sich ein riesiger Raum auf, der nur aus den vier Wänden und dem Fußboden bestand. In der Mitte dieser Fläche - wegen des Fehlens jeglicher Möbel konnte man eigentlich nicht von einem Wohnraum sprechen - stand eine gigantische, farbverschmierte Staffelei. Auf dem Hocker daneben lagen ein Kasten mit Farbtuben, eine Palette und verschiedene Pinsel.
Michael durchquerte die Weite des Raums und blieb vor der Leinwand auf der Staffelei stehen. Er nippte an seinem grünen Tee, während sein geübtes Auge über das Gemälde wanderte. Es stellte zwei männliche Gestalten dar, deren Altersunterschied etwa eine Generation betrug. Die beiden Gestalten standen sich in einer kargen, aber eindrucksvollen Landschaft gegenüber, die andeutungsweise als ein Feld am Waldrand zu erkennen war. Die überwältigende Lichtflut der Provence unterstrich noch die Spannung zwischen den beiden Männern.
Michael analysierte den Bildaufbau - was man nicht malte war ebenso wichtig wie das, was man malte. Und die Farben, die Übereinstimmung der Grüntöne. Wie die Japaner im Sommer sagen: »Yappari aoi kuni da!« Es ist eine grüne Welt!
Nach einer Weile befand Michael, daß hier zuviel Waldgrün aufgetragen war, dort zuwenig Apfelgrün. Das verlieh dem Ganzen seiner Meinung nach eine zu große Schwere. Kein Wunder, daß ihn das Ergebnis der Arbeit des gestrigen Tages etwas unbefriedigt zurückgelassen hatte.
Er hatte gerade damit begonnen, Farbe aus den Tuben zu drücken, als das Telefon klingelte. In der Regel ging er nicht ans Telefon, wenn er arbeitete. Er hatte das Klingeln nur gehört, weil er die schwere Tür, die ins Atelier führte, nicht geschlossen hatte. Der Anrufbeantworter nahm den Anruf auf. Doch keine fünf Minuten später klingelte das Te-

lefon wieder. Nachdem sich dies zum vierten Mal wiederholt hatte, legte Michael die Palette beiseite und nahm den Anruf persönlich entgegen.
»'allo?« Er meldete sich automatisch auf französisch.
»Michael? Hier ist Onkel Sammy.«
»Oh, entschuldige.« Der Anruf kam über den Atlantik, und Michael schaltete unverzüglich auf englisch um. »Hast du vorhin schon mehrmals angerufen?«
»Ich muß dich unbedingt sprechen, Michael«, erklärte Jonas Sammartin.
»Schön, deine Stimme mal wieder zu hören, Onkel Sammy.«
»Ja, schon lange nichts mehr voneinander gehört, mein Junge. Ich rufe an, um dich zu bitten, nach Hause zu kommen.«
»Nach Hause?« Wo war sein Zuhause? Im Augenblick war Michaels Zuhause hier in der Avenue Elysee-Reclus.
»Ja, nach Hause«, wiederholte Onkel Sammy. »Nach Washington.« Sammartin räusperte sich. »Michael, ich fürchte, dein Vater ist tot.«
Masashi Taki wartete geduldig, während Ude ihm einen Weg durch die dichtbesetzte Halle bahnte. Die Wände waren mit Zedernholz vertäfelt, aus dem in regelmäßigen Abständen grob behauene Zypressenholzbalken hervorragten. Der fensterlose Versammlungsraum lag im Zentrum des Taki-gumi-Komplexes im Deienchofu-Distrikt von Tokio, wo es noch immer große Herrschaftshäuser gab. Von der Decke hingen in langen Reihen mächtige Banner, die mit alten Kalligraphien beschriftet waren und dem Raum das Flair einer mittelalterlichen Ratshalle verliehen.
Er befand sich im traditionellen Versammlungsraum des Taki-Clans, der größten und mächtigsten Yakuza-Gruppe.
Yakuza war der Oberbegriff für die einflußreiche japanische Unterwelt, die sich aufgrund des Genius eines Wataro Taki während der letzten Jahre auch auf internationaler Ebene Geltung verschaffen hatte können und in New York, San Francisco und Los Angeles sowie auf Hawaii ins legale Geschäftsleben eingestiegen war, wobei auf Hawaii vor allem das Grundstücksgeschäft und die Tourismusindustrie zu ihrer Hauptdomäne zählten.
Unterdrücktes Schweigen breitete sich unter den Leutnants aus, die den einzelnen Untergruppierungen der Organisation vorstanden. Und auch die kobun, die Straßenkämpfer, auf denen letztlich die Macht eines jeden Clans basierte, verfielen in ehrfürchtiges Schweigen.
Masashi war der jüngste der Taki-Brüder. Er war dünn und dunkelhäutig und hatte langgestreckte Kieferknochen wie ein Wolf. Darin ähnelte er seinem verstorbenen Vater Wataro Taki, dem Chef der Yakuza-

Organisation Taki-gumi. Seine vorstehenden Backenknochen - für einen Japaner ein ungewöhnlicher Zug - verliehen seinem Gesicht etwas Skulpturenhaftes, das er zu einer einschüchternden Unerbittlichkeit zu kultivieren verstanden hatte.
Ude ging ihm durch den Raum voran. Er war auffallend stämmig und vereinte damit jene zwei Eigenschaften in sich, welche die Japaner besonders schätzen - Masse und Kraft. Er war Masashis gefürchtete rechte Hand - der Hammer der Rache seines Herrn.
Als Masashi auf das Podest am Ende der Halle zuschritt, konnte er seinen älteren Bruder Joji bereits auf dem Ehrenplatz unter dem sechsspeichigen Rad, dem Familienwappen des Taki-gumi, ausmachen. Das war ein weiteres Element, das ihr Vater Wataro Taki aus Japans feudaler Vergangenheit übernommen hatte. In jener Zeit hatte jeder Samurai-Kriegsherr ein Wappen, das seine Präsenz im Land anzeigte. Yakuza waren jedoch keine Samurai - sie waren nicht von edlem Geblüt. Doch Wataro Taki hatte die Unverfrorenheit besessen, sich ein eigenes Familienwappen zuzulegen - ein äußerst geschickter psychologischer Schachzug, durch den er seinen Clan über alle anderen Yakuza-Clans erhoben hatte.
Joji war ein geradezu schmerzhaft schmaler Mann. Auch er hatte das ausgemergelte, wolfsähnliche Aussehen seines verstorbenen Vaters geerbt. Doch während sich dieser Zug in Masashi in einer wölfischen Energie manifestierte, haftete ihm in Jojis Fall lediglich etwas Kränkliches an. Gewiß, er war als Kind lange krank gewesen und von seiner Mutter entsprechend verzärtelt worden. Gewiß, es hatte ihm auch als Heranwachsendem an Stärke und Durchsetzungsvermögen gefehlt. Dessenungeachtet wurde er jedoch inzwischen nie mehr krank, fühlte sich selten schwach und galt allgemein als ein unermüdlicher Arbeiter. Sein verstorbener Vater hatte ihn mit der Regelung der Wirtschaftsangelegenheiten des Clans betraut. Es hieß, daß Joji alle Familiengeheimnisse kannte; und es hieß auch, daß er durch nichts dazu zu bringen gewesen wäre, diese Geheimnisse preiszugeben.
Jojis tiefliegende schwarze Augen hefteten sich auf Masashi, als dieser sich wie ein im Triumph heimkehrender Feldherr einen Weg durch die versammelte Menge bahnte. Obwohl sich Masashi vor allem in jüngster Vergangenheit häufig in aller Offenheit gegen die Strategie seines Vaters ausgesprochen hatte, galt doch er gemeinhin als der Bruder mit dem größeren Charisma. Angesichts dessen schien es nur zu verständlich, anzunehmen, daß die Leutnants, unruhig hinsichtlich der Gegenwart, geradezu besorgt im Hinblick auf die Zukunft, mehr zu Masashi neigen würden.
Joji wartete, bis sein Bruder das Podest erreicht hatte. Erst dann hob er die Arme, um der Menge Schweigen zu gebieten. »Unser oyabun ist

tot«, begann er schlicht. »Und nun ist auch noch Hiroshi, mein geliebter Bruder, jener Mann, der als neuer oyabun bestimmt worden war, frühzeitig dem Schoß seiner Familie entrissen worden. Nun werde ich, als nächster in der Erbfolge, alles in meiner Macht Stehende tun, um Wataro Takis großen Traum weiter am Leben zu erhalten.« Er neigte kurz den Kopf und trat zurück.
Zu seiner Überraschung sah er nun Masashi auf dem Podest vortreten, um sich an die versammelte Menge zu wenden:
»Als mein Vater, der alFseits geachtete Wataro Taki, starb, hat das ganze Land um ihn getrauert«, begann Masashi. »Tausende haben seinem Begräbnis beigewohnt. Präsidenten großer Konzerne und Leiter wichtiger Ämter gaben ihm das letzte Geleit. Sogar ein Emissär des Kaisers selbst nahm an den Trauerfeierlichkeiten teil.« Masashi ließ seinen Blick durch die Halle wandern, um ihn einmal kurz da auf einem Leutnant, dort auf einem kobun ruhen zu lassen. »Und was war der Grund dafür? Weil mein Vater ein außergewöhnlicher Mann war. Er war ein festes Bollwerk, er ließ allen Mitgliedern der Organisation seinen Schutz und seine Hilfe angedeihen. Er war ein wilder Löwe. Alle unsere Feinde fürchteten ihn sogar über den Tod hinaus. - Nun, da er nicht mehr unter uns weilt, bitte ich euch eines zu bedenken. Was wird aus uns werden? Wem werdet ihr euch in diesen zunehmend unruhigeren Zeiten zuwenden? Wer wird dafür Sorge tragen, daß unsere Feinde weiterhin respektvoll Distanz halten? - Ich spreche hier nicht nur über die anderen Clans. Historisch betrachtet, hat unsere Organisation bei den Abwehrmaßnahmen gegen die russische Infiltration in vorderster Front gestanden. Wir sind keine hundertfünfzig Kilometer von der Sowjetunion entfernt. Die Sowjets betrachten uns voller Mißtrauen und Argwohn. Nur zu gern würden sie uns, wie das die Amerikaner getan haben, unterwerfen. Dagegen hat mein Vater sein ganzes Leben lang gekämpft. Und wir müssen diese Tradition fortsetzen.«
Masashis Blick wanderte weiter über die versammelte Menge hinweg. Und wie alle wirklich großen charismatischen Führerpersönlichkeiten konnte er seiner Stimme ungeachtet aller oratorischen Kraft etwas sehr Persönliches und Intimes verleihen: »Kann unsere Organisation ihre Vormachtstellung unter den anderen Clans halten? Oder werden uns unsere Feinde immer dichter umkreisen, um hier ein Stück und da ein Stück abzubeißen, bis nichts mehr von unserer stolzen Familie übrig ist? Die Antwort darauf- ich muß es gestehen - liegt auf der Hand. Hiroshi, mein geliebter Bruder, hätte sich als ein fähiger Führer erwiesen, der in der Tradition Wataro Takis unsere Geschicke mit starker Hand geleitet hätte. Aber Hiroshi ist tot - ermordet von einem gedungenen Killer, der unter dem Namen Zero bekannt ist. Welcher unserer Feinde hat Zero damit beauftragt? Wer kann am meisten von

unserer augenblicklichen Führerlosigkeit profitieren? - Ich sage, daß unser dringlichstes Problem - ja, unser einziges Problem - in der Klärung der Frage besteht, wie unsere Zukunft aussehen soll. Wir können uns entweder von unseren Feinden langsam auffressen lassen und schließlich sterben. Oder wir können unsere Position festigen, indem wir zum Angriff übergehen und jene zu beherrschen versuchen, die uns zu unterdrücken bestrebt sind. Wir befinden uns mitten in der Krise. Dies sind schwere Zeiten - sowohl für die Yakuza wie für Japan. Als stolze Yakuza müssen wir uns den uns zustehenden Platz in der internationalen Geschäftswelt erkämpfen. Als Bürger Japans müssen wir aktiv um jene Gleichberechtigung kämpfen, die uns als Bewohnern unseres kleinen Inselreichs immer verwehrt wurde. Ich fordere euch auf, daß ihr euch mir anschließt in meinem Kampf für eine glorreiche Zukunft in Wohlstand und Frieden! - Es kann nur einen oyabun geben! Mich, Masashi Taki!«

Konsterniert und mit aschfahlem Gesicht hörte Joji den stürmischen Applaus der versammelten Clanmitglieder aufbrausen. Er hatte den Worten seines Bruders mit wachsender Fassungslosigkeit, gepaart mit Angst, gelauscht. Und nun sah er in gelähmtem Staunen, wie sich die Männer im Saal wie ein Heer von Fußsoldaten, bereit, in die Schlacht zu ziehen, von ihren Sitzen erhoben. Joji blieb nichts anderes übrig, als gedemütigt und beschämt aus dem Saal zu eilen.

Jonas Sammartin war, genaugenommen, nicht Michael Doss Onkel. Doch seine lebenslange Freundschaft mit Michaels Vater verlieh ihm eine stärkere Familienzugehörigkeit, als dies alle Blutsbande vermocht hätten.

Philip Doss hatte Jonas Sammartin wie einen Bruder geliebt. Er hatte dem Älteren die Sicherheit seiner Familie, ja sogar sein eigenes Leben anvertraut. Und das war auch der Grund, weshalb Onkel Sammy Michael die Nachricht vom Tod seines Vaters überbracht hatte und nicht etwa Michaels Mutter oder Schwester. Vielleicht lag es auch daran, daß Jonas der Chef von Philip Doss gewesen war. Jedenfalls liebte die Doss-Familie Onkel Sammy über alles.

Philip Doss war selten zu Hause gewesen, und so hatte Jonas Sammartin die Rolle eines Ersatzvaters übernommen. Obwohl Philip Doss anläßlich seiner sporadischen und ausnahmslos unangekündigten Heimaturlaube den Kindern immer Geschenke aus den Ländern mitbrachte, in die ihn seine Reisen geführt hatten, war es doch Jonas gewesen, der ihn bei der Feier zu Michaels Universitätsabschluß vertrat. Und als Michael, während er in Japan studierte, mindestens einmal im Jahr nach Hause kam, war immer Jonas es gewesen, der Michaels Geburtstage mit ihm gefeiert hatte. Und Jonas war es auch

gewesen, der mit Michael, als er noch ein kleiner Junge war, Indianer gespielt hatte. Sie hatten Stunden damit verbracht, sich gegenseitig aufzulauern, sich erbitterte Schießereien zu liefern und wilde Kriegstänze aufzuführen.
So war es schon gewesen, soweit Michael sich zurückerinnern konnte. Oft hatte Michael sich gefragt, wie es wohl sein mochte, einen Vater zu haben, der wirklich da war, einen Vater, der Ball mit einem spielte und mit dem man sich unterhalten konnte.
Und jetzt wurde Michael bewußt, daß er dieses Gefühl nie kennenlernen würde.
Washington zeigte sich trist und grau, als er auf dem Dulles International Airport eintraf. Aus der Luft sahen die zahlreichen Denkmäler rußverkrustet aus und vor allem auch kleiner, als er sie in Erinnerung hatte. Er war schon zehn Jahre nicht mehr hiergewesen, und ihm erschien diese Zeit wie ein ganzes Leben.
Er passierte die Paß- und Zollkontrolle und holte seinen Leihwagen ab.
Als er dann durch Washington fuhr, stellte er verwundert fest, wie gut er die Geographie der Stadt noch im Kopf hatte. Es machte ihm keine Mühe, den Weg zum Haus seiner Eltern zu finden.
Der Flughafen lag sehr weit außerhalb der Stadt. Michael entschied sich für den Flughafen-Highway und nicht für den südlicheren - und direkteren - Little River Turnpike, weil er sonst direkt durch Fairfax hätte fahren müssen. Dort hatte sein Vater gearbeitet, dort übte auch Onkel Sammy sein Amt als Leiter der unter der Abkürzung BITE bekannten Regierungsbehörde aus, dem Bureau of International Trade Exports.
Außerdem, sagte er sich, konnte er auf diese Weise am Potomac entlangfahren, wo die Kirschbäume in Blüte standen, die ihn an Japan erinnerten, wo er Malerei und Schwertkampf studiert hatte.
Das Haus der Doss war ein weißverschalter Holzbau am Rand von Bellehaven, das südlich von Alexandria am Westufer des Potomac lag. Es war typisch für Onkel Sammy, daß er gesagt hatte: »Ja, nach Hause. Nach Washington.« Nicht nach Bellehaven, sondern nach Washington. Für ihn war Washington der Inbegriff der Macht.
Das Haus war selbst damals viel zu groß für die Familie gewesen, als noch beide Kinder dort gewohnt hatten. Inzwischen schien die große, um das ganze Haus herumlaufende Veranda, deren Dach auf dorischen Säulen ruhte, von den Echos der Vergangenheit widerzuhallen, welche sich über die Stille der Gegenwart lustig machten.
Das Gebäude lag ein Stück über dem Potomac und war von weiten, sanft zum Fluß abfallenden Rasenflächen umgeben, die mit Birken, Ulmen und zwei riesigen Trauerweiden bestanden waren, auf denen Mi-

chael so oft herumgeklettert war, als er noch ein kleiner Junge gewesen war.
Die üppigen Azaleenbüsche trieben bereits die ersten Knospen, aber es war noch zu früh für ihre leuchtendroten Blüten.
Als Michael über den roten Ziegelpfad auf das Haus zuschritt, ging die Eingangstür auf, und er sah seine Mutter. Das fahle Licht ließ ihr Gesicht noch blasser erscheinen. Sie trug ein dreiteiliges schwarzes Leinenkostüm, das wie gewohnt von ihrem tadellosen Geschmack zeugte. An ihrem Kragen stak eine Diamantenbrosche.
Direkt hinter ihr konnte Michael die große, wuchtige Gestalt von Onkel Sammy erkennen, der halb im Schatten verborgen stand. Als Onkel Sammy ins Licht hinaustrat, stach Michael sein schlohweißes Haar in die Augen. Onkel Sammys Haar war schon immer weiß gewesen, seit Michael zurückdenken konnte.
»Michael«, begrüßte Lillian Doss ihren Sohn. Als er sich vorbeugte, um sie zu küssen, umarmte sie ihn mit einer Heftigkeit, die ihn überraschte. Bevor sie sich wieder voneinander lösten, spürte er bereits ihre Tränen auf seinem Gesicht.
»Schön, daß du gekommen bist, mein Junge«, sagte Onkel Sammy und streckte ihm die Hand entgegen. Er hatte den festen, trockenen Händedruck eines Politikers. Sein ledergegerbtes, sonnenverbranntes Gesicht hatte Michael immer an Gary Cooper erinnert.
Im Innern des Hauses war es so feierlich still wie in einem Bestattungsinstitut. Auch daran hatte sich seit Michaels Kindheit nichts geändert. Noch während er mit seiner Mutter und Onkel Sammy ins Wohnzimmer ging, hatte Michael das Gefühl, als nähme er an Alter und Größe ab. Hier waren Erwachsene zu Hause, und das war schon immer so gewesen. Er fühlte sich hier fehl am Platz, nicht dazugehörig. Zu Hause, dachte Michael. Das war nicht sein Zuhause und war es auch nie gewesen.
Sein Zuhause waren die sanft gewellten Hügel der Präfektur Nara in Japan. Sein Zuhause waren Nepal und Thailand, Paris oder die Provence. Aber nicht Bellehaven.
»Möchtest du etwas trinken?« fragte Jonas Sammartin, nachdem er auf die Hausbar zugetreten war.
»Stolichnaya, falls ihr welchen habt.« Michael sah, daß Jonas bereits zwei Martinis machte. Einen gab er Lillian, den anderen behielt er für sich selbst. Nachdem er Michael einen Wodka eingeschenkt hatte, hob er sein Glas.
»Dein Vater hatte gegen einen kräftigen Schluck nie etwas einzuwenden«, bemerkte Onkel Sammy. »>Zur Stärkung<, hat er immer gesagt. >Und zum kräftig Durchputzen.< Trinken wir auf ihn. Er war wirklich ein prima Kerl.«

Onkel Sammy sah noch immer ganz wie der leibhaftige Patriarch aus. Aber das war auch vollkommen natürlich. Die Doss waren seine Familie, zumal er keine eigene hatte. Seine Persönlichkeit war wie geschaffen dafür, auch die emotional schwierigsten Situationen zu überstehen. Onkel Sammy war der Fels in der Brandung, auf dem die schwächeren Seelen in ihrer Not stets Zuflucht suchen konnten. Michael war froh, daß er hier war.
»Das Mittagessen wird gleich fertig sein«, sagte Lillian Doss. Sie war nie eine Frau der großen Worte gewesen, und nun, nach dem Tod ihres Gemahls, schienen ihre Gedanken noch verborgener denn je. »Es gibt Roastbeef-Haschee und Eier.«
»Das Lieblingsessen deines Vaters«, erklärte Onkel Sammy mit einem schweren Seufzer. »Genau das Richtige, nachdem die Familie nun wieder vereint ist.«
Wie auf ein geheimes Stichwort hin erschien in diesem Moment Audrey in der Tür zum Garten. Michael hatte seine Schwester fast sechs Jahre lang nicht mehr gesehen. Und damals war sie ganz unerwartet plötzlich vor seiner Tür gestanden, mit einem blauen Auge und im zweiten Monat schwanger. Der Deutsche, mit dem sie sechs Monate lang in Nizza zusammengewesen war, hatte die Nachricht, daß sie schwanger war, nicht sehr erfreut aufgenommen. Er hatte kein Interesse gezeigt, eine Familie zu gründen, und statt dessen sein tiefstes Mißfallen über, wie er es nannte, Audreys »Blödheit« geäußert. Gegen den Wunsch seiner Schwester hatte Michael darauf den Vater ihres Kindes ausfindig gemacht und es ihm auf seine Weise heimgezahlt. Seltsamerweise war Audrey ihrem Bruder dafür immer böse gewesen. Sie hatten seit dem Tag, an dem er sie zur Abtreibung in die Klinik gebracht hatte, kein Wort mehr miteinander gesprochen. Als er sie danach wieder hatte abholen wollen, war sie spurlos verschwunden gewesen.
Lillian gesellte sich zu ihrer Tochter, worauf Michael die Gelegenheit wahrnahm, sich mit Onkel Sammy zu unterhalten.
»Du hast mir erzählt, mein Vater wäre bei einem Autounfall umgekommen«, begann er leise. »Was ist nun eigentlich wirklich passiert?«
»Nicht jetzt, mein Junge«, winkte Onkel Sammy behutsam ab. »Das ist weder der richtige Ort noch der richtige Zeitpunkt. Wir wollen doch deine Mutter nicht unnötig beunruhigen, oder?« Er holte einen kleinen Notizblock aus seinem Jackett und schrieb mit einem schlanken goldenen Stift etwas darauf. Dann riß er das oberste Blatt ab und drückte es Michael in die Hand. »Komm bitte morgen früh neun Uhr zu dieser Adresse. Dann werde ich dir alles erzählen, was ich weiß.« Er bedachte Michael mit einem traurigen Lächeln. »Deine Mutter hat Entsetzliches durchgemacht.«

»Es ist für uns alle ein fürchterlicher Schock«, entgegnete Michael angespannt.
Onkel Sammy nickte. Doch als er sich dann wieder den Frauen zuwandte, klang seine Stimme warm und voll: »Audrey, mein Liebling, wie geht es dir?«
Lillian Doss war auffallend schlank, und Audrey war aus demselben Holz geschnitzt. Beim Anblick der Tochter konnte man sich unschwer vorstellen, wie großartig die Mutter einmal ausgesehen haben mußte. Zugleich verschafften sich in Audreys Gesicht jedoch auch unverkennbare Züge von Philips unumstößlicher Entschlossenheit Geltung, und dies verlieh ihr einen Anflug von herausforderndem Stolz, der in scharfem Kontrast zu der Traurigkeit stand, die von ihr Besitz ergriffen zu haben schien. Ihr Haar, das Michael zum erstenmal kurz geschnitten sah, wies im Vergleich zu Lillians goldener Brauntönung einen stärkeren Stich ins Rötliche auf.
Michaels jüngere Schwester war in einer Familie aufgewachsen, in der man für weibliche Wesenszüge prinzipiell wenig übrig gehabt hatte, und entsprechend hatte sie alles darangesetzt, es ihrem großen Bruder gleichzutun. Natürlich war dies von Anfang an ein unmögliches Unterfangen gewesen. Es war Michael gewesen, der nach Japan gegangen war, nicht Audrey. Als Folge davon hatte sie sich immer mehr in sich zurückgezogen.
Und nun taxierten ihn Audreys blaue Augen mit kühlem Blick. Sie stand auf der anderen Seite des sparsam eingerichteten Raums, der stark durch Philip Doss Persönlichkeit geprägt schien. Japanische Wandschirme und Futon-Couchen, über deren Unbequemlichkeit sich Lillian immer wieder beklagte, bildeten einen reizvollen Kontrast zu dem hypermodernen schwarzen japanischen Lackschreibtisch. Transparente Reispapier-shoji vor den Fenstern warfen kunstvolle Schattenmuster in den Raum und ließen ihn größer erscheinen, als er tatsächlich war.
Die Wände waren von Bücherregalen aus Bambus und Glas gesäumt, die eine umfangreiche Bibliothek mit Werken über Militärgeschichte und militärische Taktik beherbergten, Philip Doss Sprachbegabung war nur noch sein unerschöpfliches Interesse für die Raffinessen militärischen Denkens gleichgekommen.
Die Lücken zwischen den Bücherregalen zierten Radierungen, Stiche und Gemälde von Philip Doss Heroen - Alexander der Große, leyasu Tokugawa und George Patton.
Und dann war da noch die kleine Glasvitrine; sie war leer. Wenn Philip zu Hause gewesen war, hatte sie immer eine Teeschale aus Porzellan enthalten, die einen für ihn sehr kostbaren Besitz darstellte. Deshalb nahm er sie auch meistens mit, wenn er auf Reisen ging. Sie hatte

diesen Ehrenplatz bekommen, weil sie Philip an seinen Japanaufenthalt nach dem Krieg erinnerten.
Michael wurde bewußt, wie deutlich die Anwesenheit seines Vaters im Raum zu spüren war. Jedes Buch, jedes Kissen, jedes Bild war ein Teil von Philip Doss, der auch jetzt, nach seinem Tod, allgegenwärtig zu bleiben schien.
Einen Moment lang hatte Michael ein eigenartiges Gefühl. Er hatte den Eindruck, als wäre er unvermutet in das Atelier eines großen Malers wie Matisse oder Monet gestolpert. Auch diesem Raum haftete die Aura eines gewaltigen Werkes an, eines unschätzbaren Erbes beziehungsweise einer ewig gültigen Aussage, die jedes menschliche Begriffsvermögen überstieg.
Michael fühlte sich wie betäubt. Doch das erhebende Gefühl, das mit der Gewährung eines großen Privilegs verbunden ist, machte abrupt einer Art von Sich-darüber-lächerlich-Machen Platz.
»Ein Wunder, daß du überhaupt gekommen bist.« Audreys Augen ließen nicht einen Moment von ihm.
»Du tust mir Unrecht«, entgegnete Michael.
Sie betrachtete ihn mit einer katzenartigen, unpersönlichen Neugier, die schwer zu ergründen war.
»Als ich dich damals in der Klinik abholen wollte, hat man mir gesagt, du hättest das Krankenhaus bereits verlassen. Warum hast du nicht auf mich gewartet? Ich wollte dir in dieser Situation auf jeden Fall beistehen.«
»Dann hättest du lieber Hans in Ruhe lassen sollen. Ich hatte dich doch ausdrücklich darum gebeten.«
»Nach allem, was dieses Schwein dir angetan hat...«
»Ich glaube nicht, daß du mich eigens daran erinnern mußt, was er mir angetan hat«, entgegnete Audrey eisig. »Aber er hatte auch noch andere Seiten. Du weißt eben nicht, wie wundervoll er auch sein konnte.«
»Er hat dich geschlagen. Angesichts dessen zählt alles andere nicht mehr.«
»Für mich hat aber auch noch anderes gezählt.«
»Falls du davon noch immer überzeugt bist«, wies Michael sie scharf zurecht, »dann bist du heute sogar noch verrückter als damals.«
»Ach, da hätten wir sie also wieder - Michael Doss Moral.« Audreys Ton war plötzlich völlig ausdruckslos geworden. »Die Welt geht nun mal nicht mit deinen strikten Moralvorstellungen konform, Michael. Was man dir in Japan beigebracht hat, läßt sich leider nicht immer auf die ganze Welt anwenden. Wir sind keineswegs alle Soldaten der inneren Integrität, oder welchem Ideal du auch immer nacheifern magst. Wir sind nun mal menschlich - mit allen unseren guten und schlechten

Seiten. Wenn du nicht beide Aspekte unseres Wesens akzeptieren kannst, dann stehst du vor dem Nichts.«
Michael konnte sehen, wie die Anstrengung, ihre Emotionen unter Kontrolle zu halten, sie am ganzen Körper erbeben ließ. Dies war schließlich der Raum, der ihrem Vater heilig gewesen war. »Sieh doch nur mich an«, fuhr Audrey fort. »Ich stehe vor dem Nichts. Glaubst du etwa, es ist einfach, einen Mann zu finden, der noch nicht gebunden ist? Mein Gott, wie viele Affären hatte ich seit dieser Geschichte mit Hans? Und alle mit verheirateten Männern - Männer, die mir Versprechungen gemacht haben, die sie unmöglich hätten einlösen können. Hans wäre zumindest bereit gewesen, bei mir zu bleiben. Irgendwie hätten wir es schon geschafft. Dessen bin ich mir ganz sicher. Spätestens nach einer Woche hätte er es ohne mich nicht mehr ausgehalten. Er wäre zurückgekommen - schließlich hat er das immer getan. Aber nein! Dann mußtest ja du dich einmischen. Willst du wissen, wohin ich gegangen bin, als ich aus der Klinik kam? Ich bin nach Nizza zurückgekehrt, um ihn zu suchen. Aber er war spurlos verschwunden.«
In ihren Augenwinkeln machte sich ein feuchter Schimmer bemerkbar, aber sie rührte keinen Finger, um ihre Tränen wegzuwischen. Das wäre gleichbedeutend damit gewesen, vor den Augen ihres Vaters eine Niederlage einzugestehen - zuzugeben, daß sie Michael nicht ebenbürtig war. »Und jetzt lebe ich also allein. Das habe ich deinen Moralvorstellungen zu verdanken, Michael. Ist das etwas, worauf man stolz sein kann?« Eine Träne lief ihre Wange hinab.
Dann drehte Audrey sich abrupt um, drückte ihrer Mutter kurz den Arm und rannte aus dem Raum und in den Flur hinaus. Gleich darauf hörten sie eine Tür schlagen.
»Was hat sie denn?« fragte Lillian.
»Ich weiß auch nicht recht«, antwortete Michael niedergeschlagen.
Lillian sah ihn zweifelnd an. »Sie ist verständlicherweise etwas überreizt.« Sie legte ihre Hände aneinander. »Vielleicht sollte ich nach ihr schauen.« Sie schien jedoch selbst unschlüssig, und die Männer warteten. Außerdem war das Essen fertig. Sie nickte kurz und versuchte, sich ein Lächeln abzuringen. »Gehen wir jedenfalls schon mal ins Eßzimmer. Das Mittagessen wartet, und Philip konnte kaltes Roastbeef-Haschee nie ausstehen.«
»Der Shogun ist tot! Lang lebe der Shogun!«
Der alte Mann mit dem Gesicht wie verwitterter Fels entgegnete nur: »Das war er nicht. Wataro Taki war nicht der Shogun.«
Masashi Taki hielt kurz im Aufundabgehen inne. »Es ist mir völlig egal, was er für Sie ist. Jedenfalls ist mein Vater tot.«

Der bärtige alte Mann hatte kurzgeschorenes schneeweißes Haar, das seine glänzende, von Altersflecken übersäte Schädelplatte kranzförmig umfaßte. Er sagte: »Hai. Ihr Vater ist tot. Aber noch wichtiger ist für Sie, daß auch Ihr älterer Bruder Hiroshi tot ist.«
In diesem Moment bewegte sich ein dritter Mann. Ude hatte seine Anzugjacke über seine Schulter geworfen. Seine Unterarme, die man wegen seines kurzärmeligen Hemds deutlich sah, waren vom Handgelenk aufwärts mit irezumi bedeckt, kunstvollen Tätowierungen, wie sie sich bei den Yakuza außerordentlicher Beliebtheit erfreuten. Um seinen linken Arm schlängelte sich ein feuerspeiender Drache; auf seinem rechten erhob sich ein Phönix aus den Flammen eines Scheiterhaufens.
Masashi Taki sagte: »Ude hat gründliche Arbeit geleistet. Es war nie ein Geheimnis, daß Zero sich der legendären Hundert-Schnitte-Methode bedient hat, um seine Opfer zu töten. Ude hat seine Vorgehensweise perfekt imitiert.« Masashi lächelte selbstversunken. Der Alte hielt sich für fürchterlich schlau. Was hätte er wohl getan, wenn er gewußt hätte, daß es tatsächlich Zero gewesen war, der Hiroshi getötet hatte? Hätte er daraus sofort geschlossen, daß Zero für Masashi arbeitete? Masashi nahm an, daß er genau das daraus gefolgert hätte. Aber das mußte ein Geheimnis bleiben. Wenn der Alte, Kozo Shiina, für ihn nicht mehr länger von Nutzen sein würde, sollte es Zero anheimfallen, seinem Leben ein Ende zu setzen. Aber es durfte dann nichts darauf hindeuten, daß Masashi dahinterstand.
Kozo Shiina, der alte Mann, saß an einem Steintisch, der im Mittelpunkt des Gartens stand, in dem zehntausend verschiedene Moosarten wuchsen und in dem deshalb alle nur erdenklichen Grünschattierungen zu sehen waren. Moos war eine sehr anschmiegsame und empfindliche Pflanze. Doch keine dieser beiden Eigenschaften übertrug sich auf den Garten. In Masashis Augen handelte es sich dabei eher um einen ausgesprochen strengen und einschüchternden Ort. Das lag zweifellos daran, daß sich darin auch die Persönlichkeit seines Besitzers Kozo Shiina widerspiegelte.
Von Masashi beobachtet, schnitt Shiina mit einem Klappmesser, das einen rosafarbenen Perlmuttgriff hatte, in eine Zitrone. Mit erstaunlicher Schnelligkeit und Geschicklichkeit zerlegte der alte Mann die Frucht in hauchfeine Scheiben. Während sie sich dann weiter unterhielten, nahm er jeweils eine Scheibe, träufelte etwas Honig darauf und schob sie sich in den Mund. Er saugte erst den ganzen Saft aus dem Fleisch, bevor er es kaute und hinunterschluckte.
»So habe ich es ja auch vorgeschlagen«, erklärte Shiina. Er hatte die beunruhigende Angewohnheit, einem beim Sprechen forschend in die Augen zu schauen. »Es kann schließlich nie schaden, etwas Ver-

wirrung zu stiften. Jedenfalls käme es uns nicht sonderlich gelegen, wenn Hiroshis Ermordung Ihnen angelastet würde.«
Masashi zuckte mit den Schultern. »Allerdings, zumal selbst dann noch Joji Anspruch auf das Amt des oyabun gehabt hätte. Aber Joji ist schwach. Er hat Angst vor mir. Kein treuer Anhänger meines Vaters würde sich ihm anschließen. Dazu sind unsere Männer viel zu klug. Nein. Unser Plan ist perfekt. Als ich Joji bei der Versammlung des Clans abgesetzt habe, standen alle Taki-gumi-Leutnants wie ein Mann hinter mir. Ein Mann, ein Weg, nehl Niemand hat sich mir entgegengestellt, als ich ihn abgesetzt habe.«
»Und Sie machen sich wegen der möglichen Folgen keine Sorgen?«
»Wer sollte sich denn gegen mich stellen?« schnaubte Masashi verächtlich. »Joji? Er wird viel zu sehr damit beschäftigt sein, sich der oyabun rivalisierender Clans zu erwehren, die auch noch ein Stück von seinem mickrigen Braten abhaben wollen, so daß er gar nicht die Zeit haben wird, an Rache zu denken.«
Shiina schob sich eine weitere Zitronenscheibe in den Mund. Als er zu Ende gekaut hatte, sagte er: »Joji ist eine Sache; Ihre Stiefschwester ist eine andere.«
»Michiko.« Masashi nickte. »Ja, ich muß zugeben, daß sie ein nicht unerhebliches Problem darstellt. Sie ist klug, und sie ist stark. Lange Jahre war sie die Hauptassistentin meines Vaters - bevor sie sich entzweit haben.«
»Wissen Sie, weshalb sie sich überwerfen haben?«
Masashi schüttelte den Kopf. »Mein Vater hat nie darüber gesprochen - mit niemandem. Und meine Stiefschwester und ich standen uns nie nahe genug, als daß ich sie einfach daraufhin hätte ansprechen können.« Durch den Garten verlief ein schmales Bächlein. Masashi stand auf der Holzbrücke, die es überspannte. Er legte seine Hand auf das Geländer. »Allerdings würde ich mir an Ihrer Stelle Michikos wegen keine allzu großen Gedanken machen. Ich habe bereits alles Nötige in die Wege geleitet, um sie auszuschalten.«
»Demnach hat sie einen schwachen Punkt.«
»Jeder hat einen schwachen Punkt«, entgegnete Masashi leise. »Es kommt nur darauf an, ihn zu finden.«
»Und worin besteht der ihre?« wollte Kozo Shiina wissen.
»Ihre Tochter.«
»Aha. Ich hoffe, Sie täuschen sich nicht.« Der Alte war inzwischen bei seiner letzten Zitronenscheibe angelangt. »Ich kann bis zum heutigen Tag noch nicht verstehen, weshalb Ihr Vater Michiko adoptiert hat. Sie war die Tochter von Zen Godo, meinem schlimmsten Feind. Obwohl Zen Godo bereits 1947 starb, mußte ich noch lange unter den Nachstellungen seiner Nachkommen leiden. Michiko hat viel von der

teuflischen Gerissenheit ihres Vaters geerbt. Sehen Sie zu, daß sie nicht zu stark wird, Masashi-san. Wir können uns im Augenblick keine Fehler leisten.«
»Ich weiß ebensogut wie Sie, was auf dem Spiel steht«, entgegnete Masashi gereizt. »Nein, nein, Sie haben durchaus recht. Mein Vater war kein Shogun; er hatte keinerlei Verlangen, alle Clans unter seine Kontrolle zu bringen. Aber ich will der Shogun werden, der er nicht werden wollte. Sie haben versprochen, mich dazu zu machen. Wie Tokugawa werde ich der erste meiner Dynastie sein. Unsere Zeit unterscheidet sich eigentlich kaum vom sechzehnten Jahrhundert, finden Sie nicht auch? Heute zerfleischen sich die oyabun der einzelnen Yakuza-Clans genauso, wie sich damals die lokalen Kriegsherren gegenseitig bekämpft haben, bis leyasu Tokugawa sie alle unter seinem Banner vereinigen konnte. Er wurde der erste Shogun - der oberste Kriegsherr -, der eine Macht unter sich vereinen konnte, wie sie bis dahin in diesem Umfang niemand gekannt hatte. Ganz Japan lag ihm zu Füßen. Heute gilt dasselbe für mich. Der Anfang ist gemacht. Die Taki-gumi-Leutnants haben mich zu ihrem oyabun gemacht. Binnen weniger Wochen, vielleicht schon in ein paar Tagen, werden mir alle Yakuza-oi/flfcwH den Treueeid schwören - mir, Masashi Taki, dem ersten Yakuza-Shogun!«
Shiina wartete die erforderliche Zeitspanne ab, bevor er nickte und dieses Thema damit für erledigt erklärte. »Eine Frage ist damit jedoch noch immer nicht geklärt: Was ist aus dem geworden, was Ihnen gestohlen wurde?«
Masashi runzelte die Stirn. »Es ist noch immer verschwunden.«
»Ich habe gehört, daß Philip Doss tot ist.«
»Das ist richtig«, gab Masashi zu. »Er starb in Hawaii. Bei einem Autounfall. Sein Wagen ging in Flammen auf. Das war zwei Tage vor dem Tod meines Bruders Hiroshi. Zum zweiten Mal waren wir Doss bereits dicht auf den Fersen. Mein \JrAer-oyabun in Hawaii, Fat Boy Ichimada, hat uns Doss Eintreffen auf Maui gemeldet. Ich habe Ichimada Anweisung erteilt, sich Doss zu schnappen. Bedauerlicherweise kam dann dieser Autounfall dazwischen.«
»Und das Katei-Dokument? Ist es mit ihm in den Flammen verbrannt?«
»Das ist zumindest nicht auszuschließen.«
Zum erstenmal zeigte der alte Mann einen Anflug von Gereiztheit. »Mindestens ebensowenig ist jedoch auszuschließen, daß dem nicht so ist. Wir müssen Gewißheit haben, Masashi. Falls dieses Dokument in die falschen Hände gerät, sind wir erledigt. Die Arbeit von Jahrzehnten wird dann völlig umsonst sein. Wir haben den endgültigen Erfolg bereits vor Augen. Wir brauchen nur noch einen oder zwei Monate Zeit. Und dann werden wir das Gesicht der Welt für immer verändern.«

»Fat Boy Ichimada hat mir versichert, daß nichts und niemand diesen Unfall hätte überstehen können«, erklärte Masashi.
»Und ...?«
»Was und?«
Shiina hatte die Zitrone fertig gegessen. Er säuberte die steinerne Tischplatte vor sich. Über seinem Kopf hatte sich ein Vogel auf einem Zweig niedergelassen. Er wartete darauf, daß der Vogel zu singen aufhörte, als beteiligte auch er sich an der Unterredung. Schließlich sagte Shiina: »Wenn nachts der Mond scheint, ist es ganz einfach, die Wasseroberfläche zu sehen. Es handelt sich dabei um eine Aufgabe, der jeder gewachsen ist. Aber wenn der Himmel bedeckt ist oder kein Mond scheint, bedarf es anderer Fähigkeiten, sich über das Wasser Klarheit zu verschaffen.« Er beschrieb mit dem Saft der Zitronenstücke erst einen, dann einen zweiten und einen dritten Kreis auf dem Stein. »Haben Sie das Ganze eigentlich schon einmal von dieser Warte betrachtet, Masashi? Philip Doss hat Ihnen das Katei-Dokument gestohlen. Sie haben Ihre Leute auf ihn gehetzt. Eine Woche lang haben sie nach ihm gesucht. Vor drei Tagen sind sie auf seine Spur gestoßen. Sie haben Ude losgeschickt. Ude war ihm bereits dicht auf den Fersen. Doch Philip Doss konnte ihm gerade noch im letzten Augenblick entwischen. Doss ist damals untergetaucht - und das nur, um dann plötzlich in Hawaii wiederaufzutauchen und bei einem Autounfall ums Leben zu kommen?«
»Und?«
Shiina malte das Innere des dritten Kreises mit Zitronensaft aus, so daß er sich deutlich von den anderen beiden abhob. »Haben Sie noch nicht die Möglichkeit in Erwägung gezogen, daß jemand anderer sich Philip Doss geschnappt hat, bevor wir das konnten? Sie haben Ude losgeschickt, ihn ausfindig zu machen - nicht, ihn zu töten. Zumindest so lange nicht, bis Sie von Doss Näheres über den Verbleib des Dokuments erfahren hätten. Nun ist Doss tot. Er kann uns nichts mehr darüber erzählen. - Ich frage Sie deshalb noch einmal: Wo ist das Katei-Dokument? Ist es zusammen mit Doss in seinem Wagen verbrannt? Oder konnte er es noch vor seinem Tod an einem sicheren Ort verstekken? Oder hat er es jemand anderem gegeben? Hat er es vielleicht seinem Sohn geschickt? Oder hat es gar Ihr Mann, dieser Ichimada, an sich gebracht?« Shiinas schwarze Augen bohrten sich in die Masashis. »Ich brauche Ihnen den unschätzbaren Wert dieses Dokuments nicht erst zu erklären. Falls es sich tatsächlich in Ichimadas Besitz befinden sollte, würde er davon natürlich Gebrauch machen. Er könnte von uns alles für dieses Dokument fordern. Selbst die Beendigung seiner Verbannung nach Hawaii. Ist es nicht so?«
Masashi dachte lange nach, bevor er schließlich entgegnete: »Ude.«

Kozo Shiina nickte. »Ja. Senden Sie Ude nach Hawaii - zu Fat Boy Ichimada. Ichimada kannte Philip Doss von früher. Wer weiß? Vielleicht waren sie sogar Freunde. Hier.« Damit hielt er Masashi ein kleines, grobkörniges Schwarzweißfoto hin. Es war mit einem starken Teleobjektiv aufgenommen worden.
Masashi erkannte darauf Michael Doss. Hatte Shiina den Sohn von Philip Doss in Paris überwachen lassen? Anscheinend ja. Er reichte das Foto an Ude weiter und sagte dazu: »Michael Doss.«
Der Hüne nickte.
»Am besten, wir fackeln in dieser Angelegenheit nicht lange«, erklärte Kozo Shiina. »Bringen wir das Ganze ein für allemal hinter uns.« Seine Blicke bohrten sich in die beiden Männer. »Wir müssen das Katei-Dokument wieder in unseren Besitz bringen - und zwar um jeden Preis.«
Als Michael in seinem alten Zimmer im Bett lag, hörte er wieder wie in seiner Kindheit die Zweige des Holzapfelbaums gegen die Hauswand schaben.
Im Lauf der letzten Jahre hatte sein Vater an der Außenseite des Hauses Sicherheitsscheinwerfer anbringen lassen. Ihr Lichtschein, vom Laub der Bäume nur zum Teil gefiltert, warf graphische Muster an die Decke.
Er versuchte, Ruhe zu bewahren. Aber es gelang ihm nicht. Dieser Ort war mit zu vielen Erinnerungen behaftet. Mit zu viel Unglück. Mit zu viel Unausgesprochenem. Er mußte an all die Dinge denken, die er seinem Vater hatte sagen wollen, ohne je dazuzukommen. Vielleicht war das nur ein sehr simples Bedürfnis, weil es gleichzeitig auch ein so grundlegendes war. Aber es war ihm versagt worden. Nicht, daß er eine schlechte Beziehung zu seinem Vater gehabt hätte, dessen war sich Michael bewußt. Es war vielmehr so, daß er gar keine gehabt hatte.
Er dachte an filigrane Schatten, an die Ranken einer Schlingpflanze, die im Mondlicht einen wilden Zigeunertanz aufführten. Er hörte in Gedanken die Klänge der Bambusflöte, deren Melodie für immer mit einem bitteren Beigeschmack behaftet war.
In Tsuyos Haus, wo er von seinem sensei unterrichtet worden war, hatte Michael, damals noch jünger, vieles nicht wissend und vor allem unendlich allein, sehnsüchtig daraufgewartet, daß das Unvermeidliche einträfe.
Nichts, nicht einmal das Unvermeidliche, geschieht von selbst, hatte Tsuyo, bewandert in vielen Künsten, Michael bei seiner Ankunft in Japan erklärt. Alles, selbst das Unvermeidliche, entspringt dem Geist des großen Kriegers. Der Geist des großen Kriegers durchdringt alles; er ist alles. Er ist die alleinige Ursache allen Geschehens, ob bedeutend oder unbedeutend.

Abergibt es denn keinen Ort, an dem der Geist des großen Kriegers nicht exi-
stiert-wo er nicht alles ist?hatte Michael gefragt.
In Zero, hatte Tsuyo mit ernster Miene entgegnet. In Zero ist nichts. Nicht einmal die Hoffnung auf einen ehrenvollen Tod. Michael wußte, daß es für einen japanischen Krieger nichts Schrecklicheres geben konnte als Zero.
In dem Raum, in dem Michael während seiner Lehrzeit bei Tsuyo geschlafen hatte, war eine schlanke Vase gestanden. Sie war aus gebranntem Ton, der keine eigene Farbe zu haben schien. Tag für Tag, bei Anbruch der Morgendämmerung, wurde die Blume gewechselt, die sie enthielt. Und es war immer Tsuyo, nicht irgendein Schüler, der die Blume auswechselte. Eines Morgens wachte Michael auf und ging neugierig in den Garten hinaus. Dort sah er den sensei vor seinen Blumen knien. Mit Bedacht wählte Tsuyo erst eine aus, dann eine andere und so weiter - eine Blume für jeden Schüler, Tag für Tag.
Es ist Aufgabe des Lehrers, erklärte Tsuyo Michael eines Tages, sich um die kleinen Dinge des Lebens zu kümmern. Erst dann wird er das unerschöpfliche Spektrum der Erscheinungsformen schätzen lernen, welches das Leben bietet. Dann lernt man, welch tiefe Befriedigung in bescheidenen Freuden zu finden ist.
Michael hatte sein unbestätigtes Wissen auf die Probe stellen wollen. Er konnte sich hierfür kein geeigneteres Betätigungsfeld vorstellen als Seyoko.
Seyoko war ein kleines, zierliches Mädchen, die einzige Schülerin an dieser exklusiven Ausbildungsstätte. Sie war auch die beste von allen. Sie trug ihr Haar lang, mit einem gerade geschnittenen Pony, dessen Fransen fast über ihre Augen fielen. Beim Training hatte sie sich das Haar in einem dicken Zopf aus dem Gesicht gebunden. Wenn Michael von ihr träumte - was er oft tat -, drehten sich seine Träume meistens um ihr Haar. Einmal wachte er in dem Glauben auf, er hinge noch immer hoch über einem mondbeschienenen Ozean, gehalten nur von Seyokos dickem, bläulich schimmerndem Zopf.
Sie war nicht geschminkt, obwohl sie dafür mit sechzehn keineswegs mehr zu jung war. Er konnte sich noch genau an den Abend erinnern, als sie zu der Party eingetroffen war, die Tsuyo für seine Schüler (insgesamt waren es zwölf) gegeben hatte. Ihre Lippen waren leuchtend rot gewesen. Der Effekt war so umwerfend, daß Michael den Rest des Abends damit verbracht hatte, dem Klopfen seines Herzens zu lauschen. Auch in Seyokos Raum stand eine solche schlanke Vase. Eines Tages kam Michael auf die Idee, vor dem Abendessen in den Garten des Meisters zu gehen und eine Blume zu pflücken, die er heimlich in Seyokos Vase stecken wollte, damit sie die Blume dort vorfand, wenn sie vom Abendessen zurückkam.

Tsuyos Haus lag in einer kleinen Stadt auf einem Hügel, drei Stunden nördlich von Tokio. Vom Garten aus konnte man die Berge sehen. Oft schien es, als wäre der Himmel ständig von jenen finsteren Höhen umringt.
Die Ausbildung der Schüler fand vorwiegend in den Ausläufern dieser eisbekrönten Berge statt. Der Morgen war strahlend und sonnig, und nur ein paar Schäfchenwolken wurden vom Wind über den Himmel getrieben. Doch kurz nach Mittag hatte das Wetter abrupt umgeschlagen. Der Wind hatte seine Richtung geändert und trug schwüle, feuchtigkeitsbeladene Luft vom Meer heran. Bald verdüsterte sich der Himmel seltsam, und bleifarbene Wolken, dunkelbäuchig und hoch aufgetürmt, schoben sich über das Land. Aus der Ferne nahte Donnergrollen, das sich dumpf hallend in der Weite verlor.
Tsuyo behielt das aufziehende Unwetter zwar immer im Auge, sah aber keinen Anlaß, den Unterricht abzubrechen. Sicherheitshalber teilte er die Gruppe jedoch in Zweierpaare ein, falls einzelne Schüler aufgrund eines plötzlichen Wolkenbruchs von den anderen getrennt werden sollten. Michael wurde Seyoko zugeteilt.
Und sie waren auch zusammen, als der Regen ganz plötzlich losprasselte. Der kalte, heulende Wind trieb ihnen die dicken Tropfen fast horizontal entgegen. Die Welt um sie herum verschwand hinter Wänden von graugrünem Wasser, die so dicht waren, als wären sie als Ganzes aus dem Meer gehievt worden, das mehrere Meilen im Süden lag.
Michael und Seyoko klammerten sich an den abblätternden Schiefer, der im Regen dunkel glänzte. Sie befanden sich etwa dreihundert Meter über den Baumspitzen des Tales, in dem Tsuyos Haus lag. Während die beiden sich an den schlüpfrigen, steil abfallenden Fels klammerten, peitschte der Regen auf sie nieder, und der Wind zerrte heftig an ihren Kleidern.
Seyoko rief Michael etwas zu, aber er konnte nicht verstehen, was sie ihm sagen wollte, und so rückte er näher an sie heran. Eine Schieferplatte, die sich möglicherweise durch den Sturm gelockert hatte, löste sich unter seinem Fuß, und Michael rutschte von dem schmalen Vorsprung, auf dem sie Halt gesucht hatten. Er schlug im Fallen wie wild mit den Armen um sich, da er fürchtete, jeden Augenblick ganz in die Tiefe zu stürzen. Seine Knie schlugen schmerzhaft gegen die Felswand, als er seine Arme hochriß, um sich an der Felskante festzuklammern. Er hing über dem Abgrund, und der Regen prasselte erbarmungslos auf ihn nieder. Seyoko beugte sich über den Felsvorsprung und streckte ihm ihre Hand entgegen, um ihm hochzuhelfen. Der Sturm zerrte in heftigen Böen an ihnen. Sein Heulen war ohrenbetäubend. Michael spürte, wie ihn seine Kräfte zu verlassen began-

nen. Er konnte sich nur noch mit Mühe halten, während der Sturm drohte, ihn jeden Augenblick in das dunkle Nichts hinauszuschleudern.
Er sah nach oben, wo Seyoko, auf dem Boden liegend, ihre Hand nach ihm ausstreckte, sein Hemd zu fassen bekam und ihn schließlich langsam nach oben zu ziehen begann. Unter dem Anprall einer besonders heftigen Sturmbö ließ sie Michael jedoch plötzlich los. Er hatte das Gefühl zu fallen und schrie unwillkürlich auf.
Doch im selben Moment bekam ihn Seyoko wieder zu fassen. Er bemerkte die wilde Entschlossenheit in ihrem Blick. Nichts würde sie dazu bringen, ihn noch einmal loszulassen. Mit lähmender Langsamkeit kämpfte sich Michael die zerklüftete Felswand hoch, bis er endlich seinen Oberkörper über die Felskante wuchten konnte. Er schwang sein rechtes Bein hoch, und dann zuckte es ihm voller Erleichterung durch den Kopf: Geschafft!
Und im selben Augenblick hörte er das Knacken - ein gespenstisches Geräusch, das seinen ganzen Körper entzweizureißen schien. Sein Kopf zuckte herum, als wüßte ein Teil von ihm bereits, wovon dieses Geräusch herrührte. Er sah den Abschnitt des Felsvorsprungs, auf dem Seyoko lag, in einer Woge aus Schlamm und zersplitterndem Schiefer in Stücke brechen und schrie entsetzt auf, als Seyokos Körper in die Tiefe stürzte. »Halt dich an mir fest!« brüllte er gegen den Wind an. »Und laß mich nicht mehr los!«
Aber es war bereits zu spät. Als hätte sie vorhergesehen, daß nur einer von ihnen gerettet werden konnte, hatte Seyoko die Hände geöffnet. Michael spürte ihre Handflächen und dann ihre Finger über seinen Rücken gleiten, als sie ihren Griff löste.
Und dann erfaßte sie eine heftige Bö und schleuderte sie in den Abgrund. Wirbelnd wie ein Kreisel schwebte sie einen endlos langen Augenblick im dunklen Zentrum des Mahlstroms aus Wind, Regen und geborstenem Fels. Michael sah ihr Gesicht, das ruhig, fast heiter zu ihm heraufblickte.
Und dann, mit grausiger Plötzlichkeit, war sie verschwunden, verschluckt vom weiten Schlund des sturmgepeitschten Abgrunds.
Michael hörte sich selbst atmen. Er schwang in einer schwachen Pendelbewegung an dem abgebrochenen Felsvorsprung. Der Sturm zerrte an ihm, wie er das wohl auch an Seyoko getan hatte. Und für den Bruchteil einer Sekunde dachte er daran, einfach loszulassen und ihr zu folgen in das Herz der sturmbrausenden Finsternis. Die Verzweiflung, die ihn dann überkam, war so abgrundtief, daß er jede Beherrschung verlor. Er hieb mit aller Macht gegen den erbarmungslosen Fels, der ihm Seyoko geraubt hatte. Erst als er sein eigenes Blut schmeckte, als der Schmerz der Abschürfungen, Prellungen und Quetschungen, die er

sich selbst zugefügt hatte, durch seine Betäubung drang, schwang er sich endgültig auf <lie abgebrochene Felskante.
Viel später, in der Stille der Nacht, die nach dem Unwetter um so intensiver war, schlich er in Tsuyos Garten hinaus. Unbeholfen brach er mit seinen bandagierten Händen eine einzige Blume.
Er ging damit in Seyokos Zimmer. Alles war dort unverändert. Unterdessen waren bereits mehrere Suchmannschaften unterwegs, um zumindest ihre zerschmetterte Leiche zu bergen. Die Polizei war bereits eingetroffen, als Michael nach dem Abstieg am Fuß der Wand angelangt war. Die Beamten hatten alle Beteiligten vernommen. Tsuyo war aufgebrochen, um Seyokos Eltern die traurige Nachricht zu überbringen.
Im Haus herrschte eine eigentümliche Stille. Michael nahm die verwelkte Blume aus der Vase und ersetzte sie durch die frische, die er eben gepflückt hatte. Aber er verspürte nichts. Seyoko würde sie nie mehr sehen, und er würde nie die tiefe Befriedigung erfahren, die von dieser einfachen Handlung ausgehen konnte.
Mit der Luft sog Michael Seyokos Duft ein. Er sah wieder ihr Gesicht vor sich, als sie kreiselnd in die Tiefe gestürzt war. Was hätte zwischen ihnen entstehen können, wenn das Unwetter sie nicht in der Felswand überrascht hätte? Er spürte eine unstillbare Sehnsucht in sich aufwallen, begleitet von einer unerklärlichen Trauer. Es war, als hätte ihm ein Dieb seine Zukunft gestohlen. Wie der unehrenhafte Tod eines Kriegers ließ diese Vorstellung sein gegenwärtiges Leben leer und bedeutungslos erscheinen.
Ich bin am Leben und sie nicht, dachte er. Welchen Sinn soll das haben! Das war der von Grund auf westlichste Gedanke, den er seit sieben Jahren gedacht hatte.
Als Tsuyo von seinem traurigen Gang zurückkehrte, wurde er dieser Frage in der Miene seines Schülers sofort gewahr. Und danach bemühte er sich, ihm den Weg zu weisen, der es Michael, wenn er ihm schon keine Antwort auf seine Frage geben konnte, zumindest doch ermöglichen würde, andere Fragen zu stellen, die ihm schließlich seinen ihm eigenen Weg zeigen sollten.
Jetzt, in seinem Zimmer in Bellehaven, schlug Michael das Laken zurück und setzte die Füße auf den kühlen Holzboden. Er trat ans Fenster, um mehr Luft hereinzulassen, und zog die weiße Gardine zur Seite, die er schon als Junge altmodisch gefunden hatte. Dann sah er einen Schatten im Garten. Er fuhr leicht zusammen, da seine von den Gedanken an die Vergangenheit verschleierten Augen für einen Moment Seyoko vor sich zu haben glaubten. Doch rasch gewann die Realität die Oberhand, und Michael erkannte Audreys kupferfarbenes Haar. Sie trug Jeans

und einen weiten, cremefarbenen Pullover mit Schulterpolstern. Die Arme um den Oberkörper geschlungen, schritt Audrey durch den Garten.
Michael zog sich hastig an und huschte nach unten. Wie in einem selten bewohnten Haus, in dem die Möbel mit Überwürfen gegen den Staub geschützt wurden, lagen im Erdgeschoß über allem tiefe Schatten, so daß nur grobe Umrisse zu erkennen waren.
Michael öffnete die Eingangstür und hatte plötzlich Audreys erschrockenes Gesicht vor sich. Ihre Hand umschloß den Türgriff.
»Mein Gott«, hauchte sie. »Hast du mich erschreckt!«
»Das wollte ich nicht.«
»Aber du hast mir ja schon immer Angst eingejagt.« Sie schlang ihre Arme um ihren Oberkörper, als wäre ihr kalt. »Es gab für dich nichts Schöneres, als im Dunkeln herumzuschleichen. Du hast mir ständig irgendwo aufgelauert, um mich zu erschrecken. Du hast gesagt, du würdest mich so gern schreien hören.«
»Habe ich das tatsächlich gesagt?«
»Ja, hast du.«
»Das ist lange her«, versuchte Michael einzulenken. »Wir sind doch inzwischen erwachsen geworden.«
»Kann sein, daß wir erwachsen geworden sind«, entgegnete Audrey und glitt an ihm vorbei. »Aber keiner von uns hat sich verändert.«
Michael schloß die Tür und folgte ihr. Sie ging ins Arbeitszimmer. Die gedämpfte Beleuchtung verlieh ihrer zarten Haut einen matten Glanz. Sie setzte sich auf ein Futonsofa, schlug die Beine übereinander und drückte ein Kissen an sich. »Dich zum Bruder zu haben war etwa so, als müßte ich mit dem schwarzen Mann in einem Haus leben. Ist dir das je bewußt geworden? Am schlimmsten war es, wenn Mom und Dad außer Haus waren - wenn wir beide allein zu Hause blieben.«
Michael blieb vor ihr stehen. »Immerhin hast du dich damals in Paris an mich gewandt, als du in Schwierigkeiten warst.«
»Weil ich wußte, daß du den Eltern nichts erzählen würdest - von der Abtreibung. Wegen deines strikten Ehrenkodex.«
»Hin und wieder kam er dir also doch ganz gelegen.«
Darauf erwiderte Audrey erst einmal nichts. Er sah die Sommersprossen um ihre Nasenpartie und mußte an ihr ausgelassenes Lachen denken, wenn er sie auf der Schaukel angestoßen hatte. Das lag lange zurück.
»So ein Ehrenkodex hat durchaus seine Vorteile«, fuhr Michael schließlich fort. »Nur läßt er sich nicht je nach Bedarf einfach an- und abstellen. Man muß sich entweder ganz strikt danach richten, oder man läßt es lieber gleich bleiben.«
Vielleicht hörte sie ihm nun endlich doch zu. Sie warf ihren Kopf zu-

rück und schloß die Augen. Etwas von ihrer Anspannung schien von ihr zu weichen. »Mein Gott«, hauchte sie schließlich. »Was habe ich aus meinem Leben nur für ein Chaos gemacht.« Und dann begann sie mit bebenden Schultern zu weinen.
Michael kniete neben ihr nieder und schloß sie in die Arme. Er spürte ihre Gegenumarmung, die plötzliche, überraschende Kraftentfaltung, welche ihren Gefühlsausbruch begleitete. Ihr Kopf ruhte in seiner Halskuhle. »Ich hatte nicht einmal Gelegenheit, von Dad Abschied zu nehmen«, schluchzte sie leise.
»Keiner von uns hatte das.«
Sie löste sich von ihm, so daß sie ihm in die Augen schauen konnte. »Aber mit dir hat er sich wenigstens hin und wieder beschäftigt«, schniefte sie. »Du warst sein ganzer Stolz.«
»Wie kommst du darauf?«
»Also komm, Mikey.« Sie warf ihren Kopf herum. »Immerhin warst du es, den er mit neun nach Japan geschickt hat, damit du in weiß Gott was für einer komischen Philosophie unterrichtet würdest. Sogar an japanischen Langschwertern wurdest du ausgebildet...«
»Sie heißen katana.«.
»Ja, ich weiß. Katana.« Sie wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. »Dad hat dafür gesorgt, daß du nie auf jemanden angewiesen sein würdest. Du warst genauso unabhängig und selbstbewußt wie die stählerne Klinge, mit der du so gut umzugehen gelernt hast.«
Michael sah seine Schwester eindringlich an. »Deine Beschreibung trifft auf eine Person zu, die unmenschlich ist, nicht unabhängig.«
»Vielleicht habe ich dich genau dafür gehalten.«
Sie hatte sich plötzlich wieder verkrampft, und Michael spürte ein neuerliches Aufwallen ihrer alten Rivalität. Er lächelte ihr aufmunternd zu. »Aber das bin ich nicht, Aydee.« Er nannte sie absichtlich mit dem Kosenamen, den ihr Vater ihr gegeben hatte.
»Es gab da gewisse Dinge - sehr persönliche und intime Probleme, wie sie gerade Heranwachsende haben -, die ich ihm nur zu gern anvertraut hätte«, fuhr Audrey fort. »Aber er war nie da. Onkel Sammy hat ihm kaum eine freie Minute gelassen.«
»Jetzt redest du wie Mom«, wies Michael sie zurecht. »Onkel Sammy war immer für uns da, wenn Dad weg war. Er war wie ... Na ja, wie Nana, der Hund in Peter Pan. Onkel Sammy hat sich immer um uns gekümmert.«
»Natürlich - weil Dad nie hier war. Begreifst du denn nicht? Onkel Sammy hat Dad vollkommen für sich in Beschlag genommen. Dad hatte seinen Job, und er hatte dich. Er hat es immer so hingedreht, daß er oft nach Japan mußte und dich besuchen konnte. Nur für mich blieb dabei am Ende nichts mehr übrig.«

»Dafür hattest du Mutter für dich«, entgegnete Michael. »Du warst immer ihr Liebling. Ich weiß noch sehr gut, wie oft ich in Japan nachts wachgelegen bin und mich todtraurig fühlte, weil ich so weit von ihr weg war. Ich habe sie im Grunde genommen nie kennengelernt, Aydee, während ihr beide euch viel näher wart, als ich und Dad das je waren. Ihr zwei vertraut euch Dinge an, die ihr sonst keinem Menschen erzählen würdet. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Dad irgendeinem Menschen je so nahe stand - nicht einmal Mom. Dazu haben sie sich einfach immer nur viel zu kurz gesehen.«
Audrey ließ ihren Kopf wieder auf seine Schulter sinken. »Vielleicht hast du recht«, gab sie zu. »Aber vielleicht - und das ist es, was mich heute nacht nicht schlafen ließ -, vielleicht habe ich Dad einfach enttäuscht. Ich glaube, ich war so sehr damit beschäftigt, ihn meine Ablehnung spüren zu lassen, wenn er mal nach Hause kam, daß er sich nicht mit mir beschäftigen wollte.«
»Glaubst du das wirklich?«
»Ich weiß nicht«, erwiderte Audrey leise. Sie legte ihr Kinn auf ihre Unterarme und schloß die Augen. »Weißt du noch, wie Dad zum Skifahren mit uns nach Vermont gefahren ist? Nur hatten wir leider verheerendes Wetter. Wir wurden damals von dem übelsten Schneesturm, den ich je erlebt habe, überrascht. Wir beide waren ziemlich weit von der Hütte entfernt und konnten absolut nichts mehr sehen. Ich hatte keine Ahnung, wo wir waren. Ich fing an zu weinen und rief immer wieder nach Dad. Ich dachte, er könnte mich von der Hütte aus hören. Kannst du dich daran noch erinnern?«
Michael nickte. Er konnte sich noch sehr gut an die Angst erinnern, die er damals gehabt hatte.
»Ich wurde völlig hysterisch«, fuhr Audrey fort. »Mir war trotz meines Skianzugs fürchterlich kalt.«
»Bei dem Wind muß es damals zwanzig Grad unter Null gehabt haben.«
»Ich wollte einfach blindlings drauflosrennen, Mike. Aber du hast mich zurückgehalten. Und dann haben wir gemeinsam diesen Unterschlupf im Schnee gebaut. Auf diese Weise waren wir wenigstens vor diesem entsetzlich kalten Wind geschützt. Du hast meinen Kopf gegen deine Brust gedrückt, und ich weiß noch gut, wie ich im Rhythmus deines Herzschlags geatmet habe. Mein Gott, hatte ich Angst. Aber wenigstens wurde mir nicht noch kälter. Wir kuschelten uns aneinander, um uns gegenseitig zu wärmen, bis der Sturm endlich vorüber war. Bis Dad kam und uns fand.« Sie hob den Kopf und sah Michael an. »An diesem Tag warst du mein großer Beschützer. Dad konnte es gar nicht fassen, wie großartig du die Situation gemeistert hattest. Ich kann mich noch gut erinnern, wie er uns beide geherzt und eeküßt hat. Und wenn ich

mich nicht täusche, war das das erste und einzige Mal, daß er uns geküßt hat.«
»Er hat immer wieder gesagt: >Mein Gott, ich dachte schon, ihr seid tot. Ich dachte, ihr seid tot.<« Michael stand auf und trat an das Fenster mit den shoji davor. Die Reispapierwandschirme verstärkten noch den Effekt der Beleuchtung durch die Sicherheitsscheinwerfer. Michael fühlte sich angesichts Audreys Erinnerungen an die Bewunderung, die sein Vater ihm entgegengebracht hatte, leicht unbehaglich, da er darin das unterschwellige Eingeständnis sah, daß ihr Vater Audrey nicht dieselbe Zuneigung entgegengebracht hatte. Wurde ihm dabei auch bewußt, daß ihm auch angesichts des Ausdrucks ihrer Schwesterliebe nicht recht wohl in seiner Haut war?
»Vermutlich hat Mom Dad darum gebeten, diese Scheinwerfer anbringen zu lassen«, wechselte Michael deshalb abrupt das Thema.
Audrey drehte sich zu ihm herum; sie hatte einen Arm auf der Rükkenlehne des Sofas liegen. »Ganz im Gegenteil. Ich war zufällig gerade zu Hause, als er sie installieren ließ. Das Ganze war seine Idee.«
Michael betrachtete das Muster, das die Schatten der Bäume auf die Hauswand zeichneten. »Hat Dad auch gesagt, weshalb er sie anbringen ließ?«
»Das lag doch auf der Hand«, antwortete Audrey. Und als Michael sich zu ihr herumdrehte, um sie fragend anzusehen, erklärte sie achselzuckend: »Ich dachte, Mutter hätte dir davon erzählt. Jemand hat im Haus einzubrechen versucht.«
»Davon hat sie mir gar nichts erzählt. Wie ist das passiert?«
Audrey zuckte erneut mit den Schultern. »Das Ganze war eigentlich ziemlich harmlos. Offensichtlich hat ein Einbrecher versucht, ins Haus einzudringen - in dieses Zimmer. Ich war damals zufällig gerade zu Hause. Es war gegen drei Uhr früh. Ich konnte wieder mal nicht schlafen. Und dann habe ich gehört, wie sich jemand ziemlich genau an der Stelle, wo du jetzt stehst, am Fenster zu schaffen gemacht hat.«
»Hast du gesehen, wer es war?«
»Nein. Ich habe nur Dads Pistole genommen und sie durchs Fenster abgefeuert.«
»Sicherheitsscheinwerfer«, murmelte Michael nachdenklich. »So etwas war doch sonst nicht Dads Art.«
»Allerdings nicht.«
Michael ging wieder auf das Sofa zu, wo Audrey saß. Sie hatte die Beine an den Körper angezogen und kauerte halb darauf. Sie wirkte jetzt etwas entspannter.
»Michael.. .«, setzte sie an. Er ließ sich neben ihr nieder. »Weißt du, wie Dad ums Leben gekommen ist?«
»Onkel Sammy hat gesagt, es war ein Autounfall.«

»Ja, das weiß ich auch.«
Darauf trat längeres Schweigen ein.
Schließlich fragte Michael: »Worauf willst du hinaus, Aydee?«
Ihre Miene wirkte gefaßt und ernst. »Du bist doch der schwarze Mann. Solltest du das nicht besser wissen?«
»Wo ist es?«
Der fleischige braune Finger zuckte vor.
»Ich will es haben.«
Der fleischige braune Finger schlenkerte hin und her.
»Ihr habt es mir versprochen.«
Durch sein Hinundherschlenkern brachte der fleischige braune Finger etwas Bewegung in das kleine verkohlte Häufchen, das mitten auf dem Koaholzschreibtisch lag. Im Raum roch es leicht nach Rauch.
Fat Boy Ichimada seufzte. Das hatte zur Folge, daß sich sein imposanter Bauch an der Schreibtischkante rieb. »Ich habe es nicht.« Seine zierlichen, bogenförmig geschwungenen Lippen öffneten und schlössen sich wieder. Sein Doppelkinn wabbelte. »Ich möchte es haben, und ich habe es nicht.«
Seine schwarzen Augen hoben sich zu den beiden Männern, die betreten vor ihm standen. Sie sahen fast vollkommen identisch aus. Beide trugen Hawaiihemden, grotesk bunte Surferbadehosen und Gummisandalen.
»Wie lautet eure Erklärung dafür?« wollte Fat Boy Ichimada wissen.
Als draußen die Dobermannhunde zu bellen begannen, drehten beide Hawaiianer die Köpfe herum und schauten aus dem Fenster. Zwei halbwüchsige Jungen rannten mit wehendem blondem Haar vorbei. Jeder von ihnen hielt mehrere Hunde an einer Leine. Sie verschwanden in der tropisch üppigen Vegetation.
»Irgend jemand muß sich auf dem Gelände herumtreiben«, sagte einer der Hawaiianer.
»Vielleicht ist es die Polizeit«, warf der andere ein.
»Es ist nichts«, erklärte Fat Boy Ichimada kategorisch. »Höchstens ein wilder Eber. Sie haben seine Fährte gewittert, und jetzt sind sie nicht mehr zu halten.«
»Die Köter oder die Surfer?« warf der erste Hawaiianer ein. Diese Frage war als eine Art Witz gedacht und in jedem Fall rein rhetorisch.
»Wir befinden uns hier in Kahakuloa.« Fat Boy Ichimada sprach ausschließlich in kurzen, bündigen, wie in Stein gemeißelten Sätzen, die keine Widerrede duldeten. »Hier gibt es keine Polizei, wenn ich sie nicht rufen lasse.« Kahakuloa lag im äußersten nordöstlichen Teil von Maui. Es war nur durch eine schmale Straße mit der nächsten größeren Ortschaft, Wailuku, verbunden, die weiter im Süden lag. Nach Norden

zu schlängelte sich lediglich ein beängstigend schmaler, unbefestigter Weg am Rand schroff abfallender Klippen nach Kapalua. Dieser Weg war, wenn er überhaupt befahrbar war, nur mit einem geländegängigen Allradfahrzeug mit der entsprechenden Bodenfreiheit zu passieren. Schon so mancher Wagen war auf dieser Strecke hängengeblieben, weil ihm aufgrund der tiefen Fahrspuren die Ölwanne oder der Auspuff weggerissen worden waren.
»Dann sind die Hunde doch überflüssig«, machte der erste Hawaiianer geltend.
»Da sind immer noch die Touristen«, entgegnete Fat Boy Ichimada. »Wanderer, Hippies, Neugierige und all das andere Gesindel, das man sich vom Leib halten muß. Dies ist schließlich ein Privatbesitz.«
Der erste Hawaiianer lachte. »Allerdings, Mann. Die Tonnen von Gras, die hier täglich aus- und eingekarrt werden, sind wirklich Privatbesitz.«
Fat Boy Ichimada wuchtete sich aus seinem Stuhl hoch. Er war auffallend groß und für japanische Verhältnisse geradezu ein Riese. Über eins achtzig groß, war er ein gewaltiger Fleischberg von einem Mann - ein Eindruck, der durch seine kaum sichtbaren Gesichtszüge noch verstärkt wurde.
Er hatte Fäuste wie Bärentatzen. Es gab gewisse Geschichten - möglicherweise erfundene, vielleicht aber auch nicht -, denen zufolge er schon mehrere Männer mit einem einzigen Faustschlag getötet hatte.
Fat Boy Ichimada lebte schon seit sieben Jahren auf den verschiedenen Inseln von Hawaii. Er wußte mindestens ebensoviel über sie - wenn nicht sogar mehr - wie die meisten Einheimischen, die vor allem damit beschäftigt waren, für das leibliche Wohl der Millionen Touristen zu sorgen, die Jahr für Jahr über die paradiesisch schönen Inseln hereinbrachen.
»Ihr arbeitet noch nicht lange für mich. Deshalb habe ich mich bisher euch gegenüber sehr nachsichtig gezeigt. Ich bin schließlich kein Unmensch. Was meine Angestellten betrifft, gibt es nur zwei Möglichkeiten. Ein Auftrag ist zufriedenstellend durchgeführt, oder ein Auftrag ist gar nicht durchgeführt. In ersterem Fall ist mein Lohn reichlich. In letzterem Fall jedoch bin ich unerbittlich. Ich bin nicht der Mann, der den gleichen Fehler zweimal macht. Jene Angestellten, die den in sie gesetzten Erwartungen nicht entsprechen, werden nicht wieder für mich arbeiten. Und sie werden auch nicht mehr für sonst irgend jemanden arbeiten.«
Fat Boy Ichimada entging keineswegs, daß die zwei Hawaiianer während seiner kleinen Ansprache zunehmend nervöser geworden waren. Er fragte sich, ob das wohl ein gutes Zeichen war oder nicht. Er war gar nicht begeistert gewesen, so kurzfristig neue Leute anheuern zu müs-

sen, doch dann hatte sich die Angelegenheit in einer Richtung entwikkelt, die es nicht angeraten erscheinen ließ, mit ihrer Bereinigung irgend jemanden zu betrauen, von dem bekannt war, daß er in Ichimadas Sold stand. Allerdings zeigten sich nun bereits die ersten wesentlichen Nachteile, die es mit sich brachte, wenn man auf neue Mitarbeiter zurückgreifen mußte.
»Los, antwortet«, schnauzte Fat Boy Ichimada die beiden an, »oder ich sage den Jungs, sie sollen die Hunde loslassen. Ich weiß, daß sie Hunger haben. Sie sind ständig hungrig. Auf diese Weise strengen sie sich mehr an.« Fat Boy Ichimadas Lächeln war ohne einen Funken von Wärme. »In dieser Hinsicht sind sie wie die Menschen, nehl«
»Wollen Sie uns etwa einschüchtern?« fragte der erste Hawaiianer.
»Du riskierst eine ganz schöne Klappe«, entgegnete Fat Boy Ichimada gelassen.
»Sie sollten sich mal Ihre Optik etwas zurechtbiegen lassen, Mann«, ließ sich der erste Hawaiianer nicht unterkriegen. »Bilden Sie sich etwa ein, Sie wären was Besseres als Ihre Goldjüngelchen da draußen?« Er deutete mit dem Daumen in die Richtung, in der die zwei Jungen mit den Hunden verschwunden waren. »Daß Sie sich da mal nicht täuschen. Sie sind genau wie Sie haolies - Fremde. Sie haben in unserem Land ebensowenig zu suchen wie ein Haufen Scheiße im Wohnzimmer.«
Ohne seinen Blick zu senken, drückte Fat Boy Ichimada auf einen Knopf seiner Sprechanlage. »Kimo«, sprach er ins Mikrophon. »Laß die Hunde los.«
Die Hand des ersten Hawaiianers schnellte unter sein Hemd, um mit einer kurzschnäuzigen 38er wieder zum Vorschein zu kommen.
Doch Fat Boy Ichimada war bereits in Aktion getreten. Es war verblüffend zu sehen, wie sich ein Mann seines Körpervolumens mit solcher Schnelligkeit bewegen konnte. In Sekundenbruchteilen hatte er sich über den Schreibtisch gebeugt und seine rechte Hand ausgestreckt. Gleichzeitig hieb er mit seiner schwieligen, stahlharten Handkante mit solcher Wucht gegen das Handgelenk des Hawaiianers, daß die Schußwaffe scheppernd zu Boden fiel.
Der Hawaiianer schrie vor Schmerz laut auf, worauf Fat Boy Ichimada mit den Spitzen zweier Finger gegen eine Stelle knapp über seinem Herz stieß. Der zweite Hawaiianer, der vor Angst wie gelähmt daneben stand, hatte noch nie einen Mann so schnell und mit solcher Wucht zu Boden gehen sehen wie seinen Begleiter.
Inzwischen war Fat Boy Ichimada hinter seinem Schreibtisch hervorgekommen. Eine seiner Schlappen, Schuhnummer 49, trat auf den 38er, so daß er zur Gänze darunter verschwand. Er riß den halb bewußtlosen Hawaiianer hoch, so daß gerade noch seine Zehenspitzen den Boden

berührten; dann trug er ihn zur Tür, öffnete diese und warf ihn die grob gezimmerte Holztreppe hinunter.
»Aufgepaßt!« rief er dann. Seine massige Gestalt füllte die ganze Tür aus. »Da kommen sie!«
Fat Boy Ichimada schloß die Tür und kehrte an seinen Schreibtisch zurück. »Kleiner Schreck in der Morgenstunde?« fragte er fast freundlich den anderen Hawaiianer, der noch immer kreidebleich dastand.
»Kommen sie wirklich?« brachte dieser schließlich mit Mühe hervor.
»Wer?«
»Die Hunde.«
»Meine Dobermänner kriegen jetzt ihr Mittagessen«, sagte Fat Boy Ichimada und ließ sich in seinen Schreibtischsessel niedersinken. Er öffnete eine Dose mit Macadamia-Nüssen und schob sich eine Handvoll in den Mund - worauf die Dose halb leer war.
Beim Kauen studierte Fat Boy Ichimada die Augen des Hawaiianers. Er genoß dieses Schauspiel ebensosehr, wie er die Nüsse genoß.
»Mein Bruder .. .«
»Ich warte auf eine Erklärung.«
»Aber er ...«
»Wenn er nicht vor Angst in die Hosen macht, wird ihm nichts passieren. Kein Grund, sich um ihn Sorgen zu machen.«
Der zweite Hawaiianer wußte nicht recht, ob Fat Boy Ichimada nur Spaß machte.
Der fleischige braune Finger deutete auf das Häufchen Asche auf dem Schreibtisch. »Das soll also alles sein, was von seinen persönlichen Dingen noch übrig ist?« Der Finger stocherte zwischen verkohlten Papierfetzen und den angesengten Resten einer Brieftasche herum.
»Mir genügt das aber nicht, um sichergehen zu können, daß das, was ich haben möchte, ein Raub der Flammen geworden ist. Ich möchte es haben, und ich bekomme es nicht.« Er zeichnete archaische Muster in die Asche. »Und jetzt will ich wissen, warum.«
Der Hawaiianer schluckte. »Wir waren sofort zur Stelle, als es passiert ist. Wir sind ihm gefolgt - genau, wie Sie angeordnet haben.«
»Das war in Kaanapali?«
Der Hawaiianer nickte.
»Und du hast die Leiche gesehen.« Das war weniger eine Frage als eine Erinnerung an eine frühere Feststellung.
»Wir haben sie gesehen. Der Wagen hat noch gebrannt, aber sie haben den Mann ziemlich schnell herausgeholt.«
»Die Polizei?«
»Nein, die Sanitäter.« Der Hawaiianer war an Verhöre gewöhnt und wußte nur zu gut, daß er eben einem unterzogen wurde. Er fragte sich, ob er besser die Wahrheit sagen oder lügen sollte. Der Gedanke an sei-

nen Bruder, der draußen bei den losgelassenen Hunden lag, löste einen heftigen Widerstreit der Gefühle in ihm aus. Haß und Angst fochten in seinem Innern einen erbitterten Kampf um die Vorherrschaft.
»Du hast gesehen, wie sie den Mann aus dem Wagen geholt haben.«
»Sie hatten einige Mühe damit.«
Fat Boy Ichimada nickte. »Und weiter?«
»Um die Unfallstelle hatte sich in kürzester Zeit ein dichter Kreis von Schaulustigen gebildet. Die Polizei hatte beide Hände voll zu tun, den Verkehr vorbeizuleiten. Wir hatten also hinreichend Gelegenheit, uns nach dem umzusehen, wonach Sie uns zu suchen aufgetragen haben.«
»Und das da?« Der fleischige braune Finger bohrte sich erneut in das Aschenhäufchen auf dem Schreibtisch. »Wie seid ihr an das gekommen?«
Der Hawaiianer zuckte mit den Schultern. »Wie gesagt, die Polizei war mit dem Umleiten des Verkehrs beschäftigt. Die Sanitäter brauchten Freiwillige, die ihnen halfen, das Feuer zu löschen - und den Fahrer aus dem brennenden Wagen zu holen.«
»Und ihr beide habt also dabei geholfen?«
»Wir standen direkt neben dem Wagen«, nickte der Hawaiianer. »Wir haben alles, was es zu holen gab, herausgeholt. Aber wie Sie selbst sehen können, war alles verbrannt. Außer dem da. Das haben wir neben dem Wagen gefunden; deshalb war es nicht einmal angesengt.«
Er streckte Fat Boy Ichimada ein kurzes Stück Schnur von einem extrem intensiven und dunklen Rot entgegen.
Fat Boy Ichimada starrte es ausdruckslos an. »Was war mit dem Kofferraum?«
»Die Klappe war durch die Wucht des Aufpralls aufgesprungen. Er hat nichts Ungewöhnliches enthalten.«
Fat Boy Ichimada spitzte die Lippen. »Aber es ist nicht da, nicht wahr?«
»Nicht, was Sie uns beschrieben haben.«
»Ich will es haben.«
»Ich weiß.«
»Dann beschaff es mir.«
Der Ellipse Club lag in der New Hampshire Avenue, und zwar ziemlich genau auf halber Strecke zwischen dem John F. Kennedy Center for the Performing Arts und dem Watergate Hotel. Durch die hohen, von dicken Vorhängen eingefaßten Fenstern hatte man einen ungehinderten Ausblick auf ein Stück des Rock Creek Park mit dem Potomac River dahinter.
Michael hatte bis dahin noch nie vom Ellipse Club gehört, aber in einer Stadt wie Washington, in der es an die tausend Clubs, Vereine

und Organisationen gab, war dies nicht weiter verwunderlich. Überdies hatte Michael nie am gesellschaftlichen Leben von Washington teilgehabt.
Er schritt die Granittreppe eines Gebäudes mit einer imposanten Fassade hinauf. Unter dem riesigen Portal trat ihm ein befrackter Bediensteter entgegen. Nachdem Michael ihm seinen Namen genannt hatte, nickte der Mann und bedeutete ihm, er solle ihm eine breite Treppe mit einem edlen Mahagonigeländer hinauf folgen. Sie erreichten die Galerie im ersten Stock; der Bedienstete klopfte an eine vertäfelte Eichentür, um sie dann für Michael zu öffnen.
Der große, hohe Raum, der sich dahinter auftat, hatte etwas vom unverkennbaren Flair eines alten englischen Clubs. Das Aroma von Zigarren- und Pfeifenrauch und teurem Rasierwasser war im Lauf der Jahre so tief in das abgewetzte Leder und den verstaubten Plüsch des Mobiliars, in die Teppiche und selbst die Wände eingedrungen, daß er nur noch durch den kompletten Abbruch des ganzen Gebäudes daraus zu vertreiben gewesen wäre.
Vor den in zarten Pastelltönen und Gold gehaltenen Wänden zwischen den drei hohen Fenstern des Raums standen schwere Ledersessel, denen hohes Alter und langer Gebrauch die mattglänzende Patina altehrwürdiger Gediegenheit verliehen hatten. Die Seitenwände wurden von massiven Eichenholzvitrinen eingenommen, die ein beeindruckendes Arsenal an Portweinen, Sherrys, Brandys und Armagnacs beherbergten, deren Abfüllungsdaten zum Teil bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts zurückreichten. An den mit zahlreichen Messingwandleuchtern bestückten Wänden hingen zwei große Porträts. Eines stellte George Washington dar, das andere Teddy Roosevelt.
Die Mitte des Raums nahm ein gewaltiger, kunstvoll verzierter Kirschbaumtisch ein, um den achtzehn Stühle aufgereiht waren. Etwa ein Dutzend davon waren besetzt, als Michael eintrat. Die Luft war rauchgeschwängert.
Jonas Sammartin setzte seine Stahlrandbrille ab, erhob sich von seinem Platz und eilte auf Michael zu, um ihn zu begrüßen. »Da bist du ja, Michael.« Er schüttelte ihm die Hand. »Komm. Setzen wir uns.« Er führte Michael zu einem leeren Stuhl an dem Konferenztisch.
Michael ließ kurz seinen Blick über die Versammelten gleiten. Offensichtlich waren gerade wichtige Verhandlungen im Gange. Zu seiner Verblüffung erkannte Michael fast alle Anwesenden. Vier von ihnen waren Japaner - allem Anschein nach Mitglieder einer Delegation. Ihr Delegationsleiter war Nobuo Yamamoto, Präsident von Yamamoto Heavy Industries. Sein Konzern war Japans größter Automobilhersteller und produzierte darüber hinaus einen neuartigen, mit allen technischen Raffinessen ausgestatteten Flugzeugtvp. Wenn Michael sich

recht erinnerte, hatte der Aufstieg des Yamamoto-Familienunternehmens in den Jahren kurz vor dem Zweiten Weltkrieg begonnen, als die Firma mit dem Bau der fortgeschrittensten Flugzeugmotoren, die es damals auf der ganzen Welt gab, betraut worden war. Die Zeiten hatten sich in der Zwischenzeit zwar geändert, aber dem Wachstum des Yamamoto-Konzerns hatte dies keinen Abbruch getan.
Ein weiteres japanisches Delegationsmitglied war der Leiter des führenden Elektronikkonzerns seines Landes. Michael erkannte ihn aufgrund eines vor kurzem im International Herald Tribüne erschienenen Artikels über die Computerchip-Produktion seines Konzerns. Er hatte sich vor allem mit dem wachsenden Widerstand besagten Konzerns gegen die von der amerikanischen Regierung geplante Anhebung der Schutzzölle befaßt.
Was die Vertreter Amerikas in dieser Runde betraf, glaubte Michael einen leibhaftigen Who's Who der amerikanischen Regierung vor sich zu haben. Er überflog kurz den Zettel, den Jonas Sammartin ihm zugesteckt hatte, und verglich die darauf vermerkten Namen mit den um den Tisch versammelten Gesichtern. Unter ihnen befanden sich zwei Kabinettsmitglieder, der Unterstaatssekretär des Verteidigungsministeriums, der Leiter des Außenhandelssubkomitees, der Vorsitzende des Senatsausschusses für die Überwachung auswärtiger Affären sowie zwei Herren, in denen Michael unverzüglich die Topberater des Präsidenten für außenpolitische Fragen erkannte.
Der jüngere dieser beiden sprach gerade: ». .. handelt es sich um einen unumstößlichen Beweis dafür, daß gewisse japanische Elektronikkonzerne Unmengen von Halbleitern zu Dumpingpreisen auf den Markt geworfen haben. Ich will damit niemand von den an diesem Tisch Versammelten beschuldigen, aber ich möchte Sie doch dringendst bitten, folgendes zu berücksichtigen: Falls dieser gesetzwidrigen Praxis nicht sofort Einhalt geboten wird, wird sich der Kongreß der Vereinigten Staaten zum Einschreiten gezwungen sehen.«
»Dem kann ich nur zustimmen«, schaltete sich an diesem Punkt der Vorsitzende des Senatsausschusses für die Überwachung auswärtiger Affären ein. »In dieser Angelegenheit sind Senat und Kongreß einstimmig einer Meinung. Wir planen, massive Einfuhrzölle zu erheben, um all jenen amerikanischen Firmen unter die Arme zu greifen, die mit den japanischen Anbietern nicht mehr konkurrieren können.«
»Der Kongreß ist das Sprachrohr des amerikanischen Volkes«, meldete sich der Vertreter des Kongresses zu Wort. »Wir sind bereits jetzt erheblichem Druck ausgesetzt, und dieser Druck nimmt noch zu. Senatoren und Kongreßabgeordnete haben ein waches Ohr für die Stimmung in der breiten Bevölkerung, und diese Stimmung ist einer Panik nahe. Ich komme aus dem großen Bundesstaat Illinois. Und alle meine

Wähler sind nur von dem einen Gedanken besessen, daß weniger Importe mehr Jobs für uns Amerikaner bedeuten.«
»Entschuldigen Sie, wenn ich das sage«, hielt dem Nobuo Yamamoto entgegen. »Aber die Verabschiedung eines entsprechenden Gesetzentwurfs würde auch eine Phase der wirtschaftlichen Isolation für Sie nach sich ziehen. Vergeben Sie mir bitte meine direkte Ausdrucksweise, aber das ist etwas, was sich Ihr Land an diesem Punkt der geschichtlichen Entwicklung nicht leisten kann. Ihre enorme Staatsverschuldung, die durch ein Nachlassen amerikanischer Exporte verursacht wurde, würde dadurch ins Unermeßliche ansteigen. Und eine isolationistische Politik würde alle Exporte endgültig zum Erliegen bringen.«
Yamamoto hatte ein flächiges, offenes Gesicht, umrahmt von stahlgrauem Haar. Seine Augenbrauen waren weiß und buschig, sein Schnurrbart hatte dieselbe Farbe. Er sprach knapp und präzise, hatte jedoch wie alle Japaner Probleme mit der Aussprache der R's und L's, ohne deswegen jedoch die geringste Verlegenheit zu zeigen.
»Es ist kein Geheimnis, wie schwach die amerikanische Wirtschaft heutzutage ist«, fuhr Yamamoto fort. »Früher, als unsere Importe sich allmählich im Ausland durchzusetzen begannen, konnten Sie sich noch mit den Exportüberschüssen über Wasser halten, die Sie auf dem landwirtschaftlichen Sektor erzielt haben. Die Überschüsse an Weizen und Mais, die sie an Indien, China, Rußland und den Rest der Welt verkauft haben, machten die Verluste, die sie durch die Einfuhr hochwertiger japanischer Automobile und Elektronikprodukte erlitten, bei weitem wett. - Sie konnten also ganz gut davon leben, den Rest der Welt mit ihren Agrarüberschüssen zu ernähren. Aber das hat sich drastisch geändert. Sie haben so viele Technologien exportiert, daß Sie Ihre besten Abnehmer verloren haben. Sie müssen inzwischen Ihre eigenen Farmer stärker subventionieren, und Ihre Überschüsse erzielen auf dem Weltmarkt nur noch lächerlich niedrige Preise. All dies haben Sie sich jedoch nur selbst zuzuschreiben. Sie hätten ausreichend Gelegenheit gehabt, Ihre Industriebetriebe auf die Produktion hochwertiger Produkte umzustellen. Sie hatten ausreichend Zeit, Ihre Landwirtschaft der weltweit sich ändernden Wirtschaftslage anzupassen. Tatsache ist jedoch, daß Sie beides unterlassen haben. - Daher erscheint es mir in höchstem Maße ungerecht, wenn Sie nun uns für etwas bestrafen wollen, das Sie sich einzig und allein selbst zuzuschreiben haben.«
»Einen Moment«, meldete sich der ältere der beiden Präsidentenberater zu Wort, der sich als Wirtschaftsfachmann einen Namen gemacht hatte. »Sie erwähnen dabei mit keinem Wort die unüberwindlichen Einfuhrbarrieren, die Ihr Land errichtet hat, und auch nicht Ihre beharrliche Weigerung, sich an die Abmachungen zu halten, die Ihre Regierung im Hinblick auf die Überschwemmung des sowieso längst

übersättigten Weltmarkts mit japanischen Computerchips mit der amerikanischen Regierung getroffen hat.«
»Und Sie«, entgegnete Nobuo Yamamoto energisch, »erwähnen mit keinem Wort, daß das stete Anheben des Yen, zusammen mit den selbstauferlegten Exportbeschränkungen meines Konzerns für den amerikanischen Markt, unsere Gewinne erheblich beeinträchtigt und uns damit auch gezwungen hat, unsere gegenwärtige Wirtschaftspolitik von Grund auf neu zu überdenken.«
»Ist es etwa nicht wahr, Mr. Yamamoto«, protestierte der Wirtschaftsfachmann hitzig, »daß Sie nie die Absicht hatten, Ihre Exporte in dieses Land freiwillig zu beschränken? Ist es etwa auch nicht wahr, daß das, was Sie als >selbstauferlegte Exportbeschränkungen< bezeichnen, in Wirklichkeit nur durch die Herabsetzung des amerikanischen Importkontingents erzwungen werden konnte? Und ist es etwa auch nicht wahr, daß Ihr Konzern wiederholte Male und in voller Absicht die Produktion von Automobilteilen nach Korea und Taiwan verlegt hat, um auf diese Weise die amerikanischen Automobilimportkontingentierung umgehen zu können?«
»Sir«, erwiderte Nobuo Yamamoto, ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen. »Ich bin sechsundsiebzig Jahre alt. Es ist mein langgehegter Wunsch, Yamamoto zu einem zehnprozentigen Marktanteil in der weltweiten Automobilproduktion zu verhelfen. Inzwischen glaube ich jedoch nicht mehr daran, daß sich mein Lebenstraum noch vor meinem Tod verwirklichen lassen wird.«
»Das ist keine Antwort auf meine Feststellungen«, fuhr der Wirtschaftsfachmann mit hochrotem Kopf auf.
»Derlei groteske Behauptungen spotten doch jeder Entgegnung«, erwiderte Nobuo Yamamoto ruhig. »Der Ruf von Yamamoto Heavy Industries ist über jeden Vorwurf erhaben und wird sich weder durch Sie noch durch irgend jemanden sonst in den Schmutz ziehen lassen.«
Michael beobachtete den Japaner sehr genau. Ihm fielen verschiedene Dinge an ihm auf, wenn er sprach. Zum einen war Yamamoto ganz eindeutig der Sprecher der gesamten Delegation. Obwohl auch der Chef der Elektronikfirma in Japan hohes Ansehen genoß, ordnete er sich Yamamoto dennoch anstandslos unter. Da es für einen Japaner von größter Bedeutung ist, das Gesicht zu wahren - das heißt, seine allgemeine Wertschätzung aufrechtzuerhalten -, mußte diesem Umstand allergrößte Wichtigkeit beigemessen werden. Es war Yamamoto, der alle Punkte für sich verbuchte; und es war Yamamoto, der dadurch an Einfluß und Ansehen gewann.
Zum anderen verstand es Yamamoto sehr geschickt, den Verlauf der Unterredung zu dirigieren und die allgemeine Stimmung zu beeinflussen. Er hatte es mit voller Absicht auf eine Konfrontation angelegt, und

es war ihm glänzend gelungen, die Amerikaner dazu zu bringen, sich selbst zum Narren zu machen. Obwohl Yamamotos Einwände in aller Ruhe und scheinbar völlig emotionslos vorgebracht wurden, zielten sie dennoch ganz bewußt darauf ab, die westliche Psyche so tief wie möglich zu treffen. Die Vorstellung, daß ein Fremder den Amerikanern erzählte, wie sie ihre wirtschaftlichen Probleme zu lösen hätten, mußte für diese Männer einen geradezu unverzeihlichen Affront darstellen. Wie das allerdings bei Verhandlungen mit Japanern immer der Fall war, mußte es noch irgendein verborgenes Verhandlungsziel geben. Michael begann sich zu fragen, worin dies wohl bestehen mochte.
»Sie scheinen bei all dem die Konsequenzen Ihrer Schritte völlig außer acht zu lassen«, erklärte der jüngere der beiden Präsidentenberater. »Ihr offenkundiges Sträuben, die Verantwortung für die internationalen Auswirkungen Ihrer Maßnahmen zu übernehmen, ist geradezu besorgniserregend. Deshalb möchte ich Sie in diesem Rahmen gleich jetzt darauf hinweisen, daß sich die künftige Wirtschaftslage für japanische Produkte in diesem Land in der Tat höchst unerfreulich gestalten wird, wenn wir uns hier nicht auf eine akzeptable Kompromißlösung einigen können. - Falls der Kongreß der Vereinigten Staaten die geplanten protektionistischen Maßnahmen tatsächlich in Kraft treten lassen sollte, wird es mit der japanischen Marktüberlegenheit, was Autos, Computer und Konsumentenelektronik betrifft, in kürzester Zeit vorbei sein. Ich brauche Sie wohl kaum ausdrücklich daran zu erinnern, Mr. Yamamoto, daß die Vereinigten Staaten im Augenblick mit Abstand den am lukrativsten ausländischen Absatzmarkt Japans darstellen. Können Sie sich das wirtschaftliche Chaos vorstellen, das über Ihr Land hereinbrechen würde, wenn Ihnen diese Absatzmöglichkeiten mit einem Mal entzogen würden? Und genau darauf werden wir nämlich dringen, falls Mr von Ihnen und den restlichen Mitgliedern Ihrer Delegation keine schriftliche Zusicherung erhalten, daß Sie sich gewisse Beschränkungen auferlegen.«
»Ich bin mir des Ernstes der Lage durchaus bewußt«, entgegnete Nobuo Yamamoto. Er taxierte den Amerikaner mit kühlem Blick. »Aber ich kann nur wiederholen, daß wir nicht gewillt sind, die Konsequenzen einer wirtschaftlichen Entwicklung zu tragen, die wir nicht herbeigeführt haben. Doch um unseren amerikanischen Freunden ein Zugeständnis zu machen, haben wir uns auf einen Kompromiß geeinigt. Sie haben die betreffenden Unterlagen vor sich liegen. Und ...«
»Das hier?« platzte der Wirtschaftsfachmann los und hob wütend einen Packen Papiere hoch. »Dieser Vorschlag ist schlichtweg lächerlich. Das ist weniger als ein Viertel der Beschränkungen, die wir fordern!«
»Was Sie fordern«, entgegnete Yamamoto in einem Ton, der diesem

Wort einen abstoßenden Beigeschmack verlieh, »kann wohl kaum als ein gangbarer Kompromiß angesehen werden. Ihr Vorschlag ist gleichbedeutend mit der Forderung, uns beide Hände abzuhacken.«
»Um den Rest des Körpers zu retten«, ergänzte der Senator lächelnd. »Die diesem Vorschlag zugrunde liegende Weisheit wird Ihnen doch gewiß nicht verschlossen bleiben.«
»Ich sehe darin lediglich ein Beharren auf dem Standpunkt«, erwiderte Yamamoto leise, »die japanische Industrie in den Entwicklungsstand zurückzuversetzen, auf dem sie sich vor zwanzig Jahren befunden hat. Das können wir nicht akzeptieren. Wie würden Sie etwa reagieren, wenn ich mit demselben Ansinnen an Ihre Regierung heranträte?«
»Dazu wären Sie nie in der Lage«, konterte der Wirtschaftsfachmann, der nun ganz offensichtlich zum Angriff überging. »Lassen wir also mal das ganze Süßholzgeraspel beiseite, und kommen wir zur Sache. Sie werden auf unseren Vorschlag eingehen und sich damit abfinden, und ich werde Ihnen auch sagen, warum. Weil nämlich Ihre einzige Alternative eine derart drastische Beschneidung der japanischen Exporte in die Vereinigten Staaten wäre, daß Sie sich tatsächlich, ehe Sie sich's versähen, in die Zeit während des Kriegs zurückversetzt sähen.«
Die Temperatur im Raum schien schlagartig um mehrere Grad zu sinken. Michael entging nicht, wie der ältere Präsidentenberater zusammenzuckte. Es war jedoch bereits zu spät, den Schaden wiedergutzumachen. Yamamoto saß steif auf seinem Stuhl. Er sah den Wirtschaftsfachmann unverwandt an. »Niemand zwingt Ihre Konsumenten, unsere Produkte zu kaufen«, erklärte er schließlich. »Allerdings werden auch Sie nicht leugnen können, daß der Verbraucher weiß, was Qualität ist, und daß er dies bei der Wahl der Produkte, die er kaufen will, berücksichtigt. Und Qualität ist es, was die japanischen Produkte kennzeichnet. Unser Volk hat drei Jahrzehnte lang hart gearbeitet, um dafür zu sorgen, daß >Made in Japan< nicht mehr gleichbedeutend mit >Ramsch< ist. Nachdem uns dies in mühevoller Arbeit gelungen ist, können Sie nicht von uns erwarten, daß wir einfach wieder aufgeben, worum wir so erbittert gekämpft haben. Ich fürchte, Sie verlangen von uns das Unmögliche. Und, ehrlich gestanden, überrascht es mich auch, daß Sie sich, wenn auch nur in Andeutungen, immerhin zu einer Androhung möglicher Gewaltanwendung haben hinreißen lassen.«
»Niemand hat hier von Gewaltanwendung gesprochen, Mr. Yamamoto«, widersprach der jüngere Präsidentenberater halbherzig. »Falls es jetzt zu Mißverständnissen gekommen sein sollte, dann ist das nur dem Umstand zuzuschreiben, daß wir Menschen verschiedener Kultur und Sprache sind.«
Darauf trat für eine Weile Schweigen ein. Nobuo Yamamotos stren-

ges Gesicht schien alle Anwesenden zu beherrschen, selbst die entschlossenen Mienen von Washington und Roosevelt, die von ihren Ehrenplätzen an den pastell- und goldgetönten Wänden auf die angespannte Runde herabblickten. »Eine Entschuldigung«, erklärte Yamamoto schließlich, »ist nur von Wert, wenn sie mit echter Reue verbunden ist.« Damit stieß er seinen Stuhl zurück und erhob sich. Die anderen Mitglieder der japanischen Delegation folgten seinem Beispiel. »Ich fürchte jedoch, daß davon hier nicht die Rede sein kann. In einer solchen Atmosphäre halte ich eine ehrenhafte Lösung nicht für möglich.« Und damit führte er seine Delegation aus dem Raum.
Jonas verlor keine Zeit. Sobald es das Protokoll zuließ, führte er Michael auf die Galerie hinaus. Sie sahen Nobuo Yamamoto und die japanische Delegation die breite Treppe zum Erdgeschoß hinunterschreiten. Bildete Michael sich das Ganze nur ein, oder hatte ihm Yamamoto tatsächlich einen Moment in die Augen gesehen, bevor die Japaner die ' Treppe hinunter verschwunden waren?
Jonas führte ihn in einen Raum, der wie eine Bibliothek eingerichtet war. Bücherregale, Perserteppiche und weitere Ledersessel prägten das Ambiente. Zwischen den Sesseln standen kleine ovale Mahagonitischchen mit seidenbeschirmten Leselampen.
Kaum hatten sie Platz genommen, betrat ein Diener den Raum. Jonas bestellte für sie beide Kaffee und Brioches. Sie saßen unter einem hohen Bleiglasfenster. Weiden wiegten sich im Wind, der zum Potomac hinunterwehte. Vögel flatterten zwischen den Zweigen.
»Was hältst du von dem Ganzen?« fragte Jonas, als ihr Frühstück kam.
»Eine glänzend inszenierte Show.«
»Allerdings ein veritables Schauspiel!« Jonas nippte an seinem Kaffee, den er schwarz trank. »Diese verfluchten Japaner! Sie sind seit neuestem wieder genauso stur wie während des Krieges und unmittelbar danach.«
»Die amerikanische Delegation hätte auf dieses Treffen vielleicht etwas besser vorbereitet werden sollen«, bemerkte Michael.
Jonas sah ihn fragend an. »Findest du? Weshalb?«
»Wegen eures Wirtschaftsfachmanns.«
»Ach, der!« brummte Jonas und machte eine wegwerfende Handbewegung. »Der Mann ist zweifellos ein Genie - absolut brillant. Ich wüßte nicht, was der Präsident ohne ihn täte.«
»Was wirtschaftliche Fragen betrifft, mag er durchaus ein Genie sein«, entgegnete Michael. »Aber in diplomatischen Dingen ist er ein ausgesprochener Trampel.«
»Du meinst sicher diese Bemerkung wegen des Krieges. Das war allerdings etwas ungeschickt.«

»Ich weiß nicht.«
Jonas war plötzlich ganz Ohr. »Was soll das nun wieder heißen?«
»Nobuo Yamamoto hat ganz allein den Gang der Dinge bestimmt.«
Als Michael den erstaunten Ausdruck in Jonas Gesicht bemerkte, fügte er hinzu: »Ist dir das nicht aufgefallen?«
»Ich weiß nicht recht, ob ich dich richtig verstehe.«
»Yamamoto hat an dieser Besprechung teilgenommen, weil er etwas ganz Bestimmtes wollte.«
»Natürlich«, nickte Jonas. »Er wollte einen Kompromiß.«
Michael schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht, Onkel Sammy. Er hatte es darauf angelegt, einen wunden Punkt zu treffen. Und genau das ist ihm auch gelungen. Er hat euren Wirtschaftsfachmann geradezu herausgefordert, beleidigend zu werden. Er hat sein Gesicht verloren, aber in voller Absicht.«
»Das war doch nur ein bedauerlicher Zufall«, beharrte Jonas. »Der Präsident wird sich in aller Form bei den Japanern entschuldigen, und bis Ende der Woche werden wir wieder am Verhandlungstisch sitzen.«
»Bis zum Ende der Woche«, prophezeite ihm Michael, »werden Yamamoto und der Rest der Delegation längst wieder zurück in Tokio sein.«
»Das glaube ich nicht.«
»Aus irgendeinem Grund hat er es darauf angelegt, daß die Gespräche abgebrochen wurden. Und er wollte es so hindrehen, daß die Amerikaner als die Schuldigen dastanden.« Er sah Jonas an. »Kannst du dir einen Grund denken, wieso das in Yamamotos Interesse liegen könnte? Ich meine, wie wichtig sind diese Verhandlungen?«
»Sie sind von entscheidender Bedeutung«, antwortete Jonas. Er nippte an seinem Kaffee und starrte gedankenversunken aufs Wasser hinaus. »Hast du je vom Smoot-Hawley Act gehört? 1920 hat der Kongreß strikte Einfuhrbeschränkungen erlassen. Das hat uns zu einem isolationistischen Land gemacht. Die Folge davon war eine wirtschaftliche Depression. Keine Exporte, keine Jobs, und ein Unternehmen nach dem anderen ging bankrott. Ein einziger Alptraum. Und dieser Alptraum wird erneut eintreten, wenn deine Behauptung richtig ist und Yamamotos Delegation nach Japan zurückkehrt. In einem Punkt hat dieser verfluchte Japs tatsächlich die Wahrheit gesagt - unserer Wirtschaft geht es verdammt schlecht. Wir stehen auf sehr wackligen Beinen. Die Staatsverschuldung wartet nur darauf, uns das Genick zu brechen. Die wirtschaftliche Lage verschlechtert sich zusehends, und es scheint nichts zu geben, was wir dagegen unternehmen können. - Und vielleicht hast du tatsächlich recht. Diese Japaner sind wie die Hunde. Sie riechen eine schwache Verhandlungsbasis zehn Meilen gegen den Wind und verstehen es glänzend, sie sich zunutze zu machen. Wenn

das tatsächlich der Fall ist, dann haben wir uns eben wirklich unser eigenes Grab geschaufelt. Bei Yamamoto Heavy Industries arbeitet man gegenwärtig an einem neuen Kampfflugzeug vom Typ FAX. Dieses Projekt halten die Japaner streng geheim. Wir haben sie zwar gedrängt, ihren Verteidigungshaushalt zu erhöhen, aber wir hatten uns das eigentlich so gedacht, daß die Japaner amerikanische Flugzeuge der Firmen MacDonnel-Douglas und Boeing kaufen sollten, um unser Exportgeschäft wieder etwas auf Trab zu bringen. Falls nun allerdings bei Yamamoto das FAX-Projekt demnächst bereits in Serienproduktion gehen kann, könnte das unseren größten Luftfahrtunternehmen den Kopf kosten.«
»Jetzt verstehe ich, was Dad eigentlich gemacht hat.« Michael war zwar fasziniert von dem, was er eben miterlebt hatte, aber eigentlich war er hierhergekommen, um zu erfahren, wie sein Vater ums Leben gekommen war. Das war es, was ihn vorrangig interessierte. »Kaum zu glauben, daß ich all die Jahre nicht die leiseste Ahnung hatte, was im Bureau eigentlich gespielt wurde.«
»Was dachtest du denn?« wollte Jonas wissen.
»Eigentlich gar nichts«, mußte Michael zugeben. »Der Name Bureau of International Trade Exports hat mir nie sonderlich viel gesagt.«
»Aber das Ganze muß dich doch interessiert haben«, drängte Jonas. »Jedes Kind möchte doch wissen, was sein Vater tut. Du mußt ihn doch danach gefragt haben.«
>»Ich reise, Michael.< Das war alles, was er dazu gesagt hat. >Ich bin in Europa, Asien und Südamerika unterwegs.<«
»Und das war alles?«
»Einmal hat er auch gesagt: >Ich diene meinem Land.<«
»Aha.« Die Betonung, die er auf diesen kurzen Laut legte, machte klar, daß er den Eindruck gewonnen hatte, sie wären nun an den entscheidenden Punkt ihres Gesprächs gekommen. Erholte aus der Innentasche seiner Anzugjacke einen kleinen, grauen Umschlag hervor und reichte ihn Michael.
»Was ist das?« fragte dieser.
»Das mußt du selbst sehen«, drängte ihn Jonas. Und als Michael dann den Umschlag öffnete, begann Jonas mit seinen Ausführungen: »Du hast mich gestern gefragt, wie dein Vater ums Leben gekommen ist. Hier siehst du es. Die Fotos, die du hier vor dir siehst, wurden eine Stunde nach dem Unfall aufgenommen. Wie du siehst, waren die Folgen des Aufpralls nicht minder verheerend wie die des Feuers. Genau läßt sich so etwas bei derart schweren Verletzungen natürlich nicht quantifizieren.«
Michaels Hände zitterten. Er war bei den Aufnahmen von den verkohlten Überresten einer Leiche angelangt - sein Vater. Und dann das

letzte Foto - eine Nahaufnahme, im wurde übel. Kein Kind sollte seinen Vater in diesem Zustand zu sehen bekommen. Er sah abrupt auf. »Warum zeigst du mir das alles?«
»Weil du mich gefragt hast, wie dein Vater ums Leben gekommen ist. Das ist eine Frage, die keineswegs leicht zu beantworten ist, und ich halte es für außerordentlich wichtig, daß du dir der Konsequenzen deiner Frage in vollem Umfang bewußt wirst.« Jonas nahm die Unterlagen wieder an sich und versiegelte den Umschlag mit einem kleinen Metallgegenstand. »Dein Vater hat keineswegs gelogen, als er behauptete, seinem Land zu dienen. Ebensowenig war dies euphemistisch gemeint.« Jonas steckte die Unterlagen wieder ein. »Das war durchaus wörtlich zu nehmen.«
»Er hat für die Bundesregierung gearbeitet«, erklärte Michael. »Das wußte ich.« Und dann verschaffte sich ein schwaches Echo ganz behutsam in seinem Hinterkopf Gehör. Es war Audreys Stimme, die leise, aber eindringlich durch die Stille der Nacht hallte. Weißt du, wie Dad ums Leben gekommen ist? Was hatte er damals vermutet? Du bist doch der schwarze Mann. Solltest du das nicht besser wissen?
»Zuallererst solltest du erfahren, daß der Name BITE von mir stammt«, fuhr Jonas fort. »Zweitens existiert dieses Amt gar nicht. Zumindest ist sein Betätigungsfeld nicht die Welt internationaler Handelsabkommen, Tarifabsprachen, Budgetfragen oder auch dergleichen mehr.«
»Aus welchem Grund hast du dann einem solchen Wirtschaftstreffen auf höchster Ebene beigewohnt?« wollte Michael wissen. »Und wie ist es dir vor allem gelungen, mir dazu Zutritt zu verschaffen?«
Jonas bedachte ihn mit einem selbstironischen Lächeln. »Nach all den Jahren habe ich, glaube ich, in Washington doch einen gewissen Einfluß erlangt.«
Michael sah Jonas Sammartin fragend an. In seinem Magen breitete sich ein eigenartiges Gefühl aus, als stünde er in einem in die Tiefe sausenden Lift. »Wer bist du eigentlich, Onkel Sammy?« fragte er schließlich. »Ich habe dich das bisher nie gefragt. Aber nun ist, glaube ich, der Zeitpunkt gekommen, das endlich nachzuholen.«
»Dein Vater und ich haben BITE aufgebaut, und zwar von Grund auf. Wir waren Soldaten, Michael, dein Vater und ich. Das Kriegshandwerk war es, wovon wir etwas verstanden. Und als der Krieg zu Ende ging, dachten wir, wir wären zu nichts mehr nütze. Dem war jedoch nicht so. Wir wurden Soldaten anderen Gepräges. Wir wurden Spione.«
Es gab an jenem Morgen viel zu tun, und da sich sonst niemand darum kümmerte, fiel die Verantwortung dafür Audrey zu. Das wäre nicht weiter schlimm gewesen, dachte sie beim Ankleiden finster, wenn die

Schuld, die sie am Abend zuvor Michael aufgebürdet hatte, nun nicht auch noch so schwer auf ihren Schultern lasten würde.
Die nötigen Vorkehrungen für das Begräbnis von Philip Doss mußten getroffen werden. Lillian hatte sich ausdrücklich dagegen gewehrt, daß sich das Bureau dieser Dinge annahm. Audrey hatte ihre Mutter am Telefon gehört. Vermutlich hatte sie mit Onkel Sammy gesprochen. Ihre Stimme hatte schrill und schneidend geklungen.
Was auch immer in Lillian vorgehen mochte, sie wollte - oder konnte - es nicht in Worte fassen. Doch Audrey sammelte die einzelnen kleinen Manifestationen der inneren Anspannung ihrer Mutter, wie ein Voyeur verstohlen seine Einblicke in fremde Lüste hortet. Und wie ein Spanner fühlte sich auch Audrey, wie eine Außenstehende mit einem zwanghaften, fast schamlosen Interesse an dunklen Intimitäten. Dies machte ihr in eben dem Maß angst, wie es sie auch faszinierte.
Audrey kannte ihre Mutter sehr gut. Lillian Doss war auf die Beschränkungen einer extrem rationalen Welt angewiesen, um reibungslos funktionieren zu können. Darin war der Tod etwas ebenso Natürliches wie das Leben. Man hatte einen Anfang, und man hatte ein Ende. So war es mit allen Lebewesen. Sie fühlte sich nur in dem ihr Bekannten zu Hause - mit den festgesteckten Grenzen, die als Barrieren gegen das grenzenlose Dunkel des Chaos dienten. Feste Regeln und Gesetze waren ihre Kommunion und ihre Beichte. Und Audrey wußte, daß ihre Mutter erbittert für die Unantastbarkeit ihrer rationalen Welt kämpfen würde.
Lillians Selbstbeherrschung haftete im Kreis ihrer Familie und ihrer näheren Bekannten ein geradezu legendärer Ruf an. Das war auch der Grund, weshalb niemand es auf sich genommen hatte, die unangenehmen Aufgaben zu erledigen, die es an diesem Tag zu erledigen galt. Und so waren nur die beiden Frauen übriggeblieben. Lillian war der festen Überzeugung, daß der Tod - wie Leiden und Krankheit - einzig und allein Sache des engsten Verwandtschaftskreises war. Genaugenommen waren in Lillians Augen Krankheit und Tod fast das gleiche, wenn man davon absah, daß letzterer von wesentlich längerer Dauer war.
»Was getan werden muß«, hatte Audrey ihre Mutter sagen hören, »werden meine Tochter und ich erledigen.« Michael war ebenfalls anwesend gewesen, und Audrey hatte ihn zu Lillian hinüberschauen sehen. Audrey war durchaus klar, daß dies nicht das erste Mal war, daß sie ihn ausgeschlossen hatte. Und es würde auch nicht das letzte Mal sein, argwöhnte sie.
Das Bestattungsinstitut war außen weiß gestrichen, innen war es mit dunklem Holz vertäfelt. Es war zu gewissen Komplikationen gekommen, da die Leiche erst aus Hawaii eingeflogen hatte werden müssen,

und dann war sie noch mehrere Tage vom Bureau in Beschlag genommen worden.
Eigentlich hätte alles längst vorüber sein können, dachte Audrey und hörte nur mit halbem Ohr auf das monotone Geleiere des Leiters des Bestattungsinstituts. In der Luft hing ein betäubender Geruch, als wären die Dämpfe der zum Einbalsamieren verwendeten Chemikalien in die Büroräume gedrungen.
Und dann hatten sie es endlich hinter sich. Wie versprochen, ging Audrey mit ihrer Mutter Mittagessen. Ihr Magen zeigte zwar kein Interesse an irgend etwas Eßbarem, aber sie wußte, daß sie wenigstens ab und zu etwas zu sich nehmen mußte.
Nach dem düsteren, freudlosen Vormittag, den sie in der Gesellschaft von Leichenfledderern verbracht hatten, deren Trauermienen mindestens ebenso falsch waren wie all die Kunstblumen, verspürte Audrey eine geradezu körperliche Sehnsucht nach Sonne. Entsprechend ließ sie sich bei der Wahl eines neuen Restaurants in Alexandria nicht so sehr von der Qualität seiner Küche leiten als von seinem wintergartenartigen Vorbau, in dem es den ganzen Tag über warm und hell war.
Sie bestellte für sie beide Bloody Marys und legte die Speisekarten beiseite. Es wäre überflüssig gewesen, ihrer Mutter eine Speisekarte zu reichen. Wenn sie in einem Restaurant aß, bestellte Lillian immer Hühnersalat und Eistee mit Zitrone, den sie mit zwei Beuteln Equal-Süßstoff süßte. Für den Fall, daß es in einem Restaurant kein Equal gab, hatte sie immer mehrere Beutel davon in ihrer Handtasche bei sich.
»Gott sei Dank haben wir das hinter uns«, seufzte Audrey. »Welch eine Erleichterung, endlich dieser muffigen Atmosphäre entronnen zu sein.«
Lillian wühlte kurz in ihrer Handtasche, bis sie eine winzige Perlmuttdose fand. Sie entnahm ihr ein Aspirin, das sie mit dem ersten Schluck hinunterspülte, als ihre Drinks kamen.
»Hast du Kopfschmerzen, Mutter?« fragte Audrey.
»Nein, nein, mir fehlt nichts.«
Audrey sah ihre Mutter prüfend an. »Es war ja auch ein anstrengender Morgen.«
»Ich dachte, ich müßte da drinnen jeden Augenblick ersticken.« Niedergeschlagen ließ Lillian ihren Blick durch das Lokal wandern. »Nichts ist mehr wie früher. Es ist, als käme ich von einer langen Reise zurück und von meiner gewohnten und vertrauten Umgebung wäre nichts mehr übrig.« Sie seufzte. »Oft ist es allerdings nicht die Umgebung, die sich geändert hat, sondern man selbst.«
Je länger Audrey ihrer Mutter zuhörte, desto stärker wuchs ihre Besorgnis. »Warum verreist du nicht für eine Weile?« schlug sie vor. »Hier hält dich doch nichts mehr.«

»Aber ich habe doch noch meinen Job.«
»Warum läßt du dich nicht beurlauben? Das hättest du doch, weiß Gott, auch verdient. Und wer hätte wohl etwas dagegen einzuwenden? Großvater vielleicht?«
»Nur weil ich für meinen Vater arbeite«, entgegnete Lillian, »ist das noch lange kein Grund, mir diesen Umstand beruflich zunutze zu machen.«
»Davon kann doch in dieser Situation gar nicht die Rede sein«, redete ihr Audrey gut zu. »Warum gehst du nicht nach Frankreich zurück? Dort hat es dir doch schon immer so gut gefallen. Kannst du dich noch an diesen wundervollen Ort in der Nähe von Nizza erinnern, von dem du mir erzählt hast? Dieses Haus, das einmal eine Kirche war?«
Lillian lächelte. »Keine Kirche - ein Kloster.«
»Jedenfalls war es sehr alt. Ich kann mich gut erinnern, wie du davon geschwärmt hast. Wie gut es dir dort gefallen hat. Nur schade, daß du nicht mit Dad dorthin fahren konntest.«
»Das bleibt unser Geheimnis, Audrey«, schärfte Lillian ihrer Tochter ein. »Ich habe sonst niemandem von diesem Ort erzählt. Außerdem hatte dein Vater nie Zeit, um Urlaub zu machen.«
»Und jetzt ist es dafür zu spät.« Audrey spürte ein ähnliches Gefühl in sich aufsteigen, wie dies auch mehrfach im Bestattungsinstitut der Fall gewesen war. Sie legte ihre Hand vor ihr Gesicht. »Einfach schrecklich, die Atmosphäre in diesem Bestattungsinstitut. Entscheiden zu müssen, in welchem Sarg er bestattet werden soll - und dann auch noch die Preise zu vergleichen.«
»Es hat keinen Sinn, noch lange darüber zu reden, mein Kind«, versuchte Lillian ihre Tochter zu trösten. »Was getan ist, ist getan. Wir hatten eine schwierige Aufgabe zu erledigen, und wir haben sie hinter uns gebracht.«
»Wenn man dich so reden hört, könnte man denken, wir wären Soldaten, bereit, in den Krieg zu ziehen«, hielt ihr Audrey verblüfft vor.
»Tatsächlich?« Lillian rang sich ein gewisses Maß an Verwunderung ab. »Vielleicht sind wir das in gewisser Hinsicht wirklich. Wir müssen uns von nun an von Tapferkeit und treuer Pflichterfüllung leiten lassen, nachdem dein Vater dazu nicht mehr in der Lage ist.«
Audrey begann zu weinen. Sie hatte schon den ganzen Vormittag gegen ihre Tränen angekämpft und sich zu diesem Zweck in eine Art schützenden Kokon zurückgezogen, während der Direktor des Bestattungsinstituts sie durch seinen makabren Drei-Arenen-Zirkus geführt hatte.
Nachdem dein Vater dazu nicht mehr in der Lage ist.
Sie schlug ihre Hände vor ihr Gesicht und schluchzte leise vor sich hin.

»Ist ja schon gut, mein Schatz«, redete Lillian sanft auf ihre Tochter ein und strich ihr tröstend übers Haar. »Du mußt jetzt sehr tapfer sein. Genau das hätte auch dein Vater gesagt, wenn er hier wäre.«
Aber er ist nicht hier, dachte Audrey. Wenn er doch nur hier sein könnte! Plötzlich erfaßte sie heftige Wut. »Wie kannst du immer noch diesen Unsinn von dir geben! Ich weiß doch nicht einmal, was Tapferkeit ist! Tapferkeit ist eines dieser geheimnisvollen Worte, die Männer ständig im Mund führen, ohne seine Bedeutung sich selbst, geschweige denn jemand anderem erklären zu können.« Sie unternahm einen beherzten Versuch, ihre Fassung wiederzuerlangen. »Damit hat er dich immer auf Distanz gehalten.«
»Damit hat er uns alle auf Distanz gehalten«, rief ihr Lillian ins Gedächtnis zurück. »Dich eingeschlossen.«
Doch das Wenige an Selbstbeherrschung, das Audrey aufzubringen vermocht hatte, entglitt ihr rasch wieder. Die Tränen - oder genauer: die Flut ursprünglichster Emotionen, die sie hervorgerufen hatten - ließen zu vieles aus dem dunklen Teich ihres Unterbewußtseins hochsteigen. »Er hatte das Gefühl, versagt zu haben, weil er eine Tochter gezeugt hatte. Aber ich habe es ihm heimgezahlt. Er wollte zwei Söhne«, schluchzte Audrey haltlos. »Ja. Ja. Ja. Das hat er mir unmißverständlich zu verstehen gegeben, und zwar mehr als nur ein einziges Mal.«
Konsterniert starrte Lillian ihre Tochter an. »Hast du ihn das jemals sagen gehört?«
»Das hätte er doch gar nicht auszusprechen gebraucht. Ich konnte die Enttäuschung in seinen Augen jedesmal überdeutlich sehen, wenn er mir beim Baseball zuschaute.«
»Dein Vater war immer sehr stolz auf dich, Audrey. Er hat dich über alles geliebt.«
»Willst du denn nicht verstehen, Mutter? Ich hatte nie Gelegenheit, ihn kennenzulernen!« Ihr kamen erneut die Tränen. »Und nun ist es dafür endgültig zu spät!«
»Mein armes Kind«, flüsterte Lillian und streckte ihre Hand über den Tisch aus. »Mein armes, armes Kind.«
»Spione«, wiederholte Michael Onkel Sammys letztes Wort, ohne es wirklich zu verstehen. Er hatte die ganze Zeit wie betäubt geschwiegen, als sie anschließend die weite Treppe des Ellipse Club hinuntergestiegen waren, sich von einem Bediensteten in ihre Mäntel hatten helfen lassen und schließlich zu Jonas wartender Limousine hinausgegangen waren. Während der kurzen Fahrt zum BITE-Hauptquartier in Fairfax hatte Michael stumm aus den dunkelgetönten, kugelsicheren Fenstern des Wagens gestarrt. Erst nachdem sie auf dem BITE-Gelände ausgestiegen waren, hatte er wieder etwas gesagt.

»BITE ist eine Geheimdienstorganisation«, erklärte ihm Jonas Sammartin, »die sich vor allem mit Bedrohungen der Vereinigten Staaten von außen befaßt.«
»Du bist also ein Spion?«
»Ja«, nickte Jonas Sammartin. »Und auch dein Vater war Spion - ein ganz hervorragender noch dazu.«
Michael holte tief Atem. Er hatte das Gefühl, als wäre er eines Morgens aufgewacht, um festzustellen, daß seine vertraute Umgebung sich in eine unbekannte Fremde verwandelt hatte. Nichts um ihn herum schien mit einem Mal noch richtig oder real. »Was genau hat mein Vater getan?« fragte er schließlich. Er mußte sich regelrecht zwingen, diese Frage zu stellen; sein Mund fühlte sich an, als wäre er voll von erstickendem Staub.
»Dein Vater hat als Agent gearbeitet«, erteilte ihm Jonas Auskunft. »Er hätte es nie hinter einem Schreibtisch ausgehalten. Sein Deckname war Civet. Er war, was wir eine Katze nennen. Und wie alle Katzen war er im >Feuchtbereich< tätig.« Sie gingen einen von Bäumen gesäumten Weg hinunter, befanden sich jedoch noch immer auf dem BITE-Gelände, das mit hohen Zäunen, Wachhunden, elektronischen Sensoren und Stolperdrähten entlang der Umzäunung hermetisch von der Außenwelt abgeriegelt war. »Dieser Begriff bezieht sich auf einen besonders kitzligen Außendienstbereich.« Mit Magnolienbüschen durchsetzte Platanen warfen ihre Schatten. Es war bereits heiß und schwül. »Nur die absoluten Eliteagenten können sich als Katzen qualifizieren.«
»Und worin besteht die Aufgabe dieser Katzen?« wollte Michael wissen.
»Ich nehme an, daß sich der Begriff >Feuchtbereich< von der Tatsache herleitet, daß ihre Tätigkeit mit Blutvergießen verbunden ist.«
»Kannst du dich vielleicht etwas deutlicher ausdrücken?«
»Katzen sind Assassinen, Michael«, rückte Jonas schließlich mit der Sprache heraus. »Sie extrahieren Individuen, deren Beseitigung durch das Bureau angeordnet wird.«
Michael verfiel in fassungsloses Schweigen. Sein Magen krampfte sich zusammen. Am liebsten wäre er blindlings davongestürzt, um sich irgendwo zu verkriechen und in haltloses Schluchzen auszubrechen. Nicht mein Vater, dachte er. Das durfte nicht sein. Aber das, was Onkel Sammy ihm eben gesagt hatte, paßte sehr wohl zu seinen Erinnerungen an das ständige Kommen und Gehen seines Vaters. Es traf auch auf eine Vielzahl anderer, scheinbar belangloser Einzelheiten zu, die ihm bis dahin unerklärlich gewesen waren. Es war, als hätte er ein gigantisches Puzzle vor sich gehabt, das ihm vollkommen unverständlich geblieben war, bis ihm das letzte - das entscheidende - fehlende Teilchen zugespielt worden war, das mit einem Schlag alles ins rechte Licht rückte.

Dennoch konnte sich Michael sagen hören: »Er war kein Assassine. Das ist eine Verballhornung des arabischen Begriffs hashashin. Ein hashash war in der Zeit der Kreuzzüge ein fanatischer Moslem, der im Haschischrausch Christen und weniger fanatische moslemische Feinde ermordete.«
Jonas Sammartin blieb neben einem Magnolienstrauch stehen. Der Duft der Blüten war so intensiv, daß er ihm fast die Kehle zuschnürte. Er sah Michael aus seinen grauen Augen scharf an. »Jetzt verabscheust du mich also, Michael. Es hätte keinen Sinn, das abzustreiten. Ich kann deine Abneigung regelrecht spüren. Du machst mich für den Tod deines Vaters verantwortlich - und auch für das Leben, das er geführt hat. Ich kann dir jedoch versichern, daß du dich in beiden Punkten täuschst. Dein Vater wollte es so. Er brauchte diese Art von Arbeit. Ja, ich habe ihn angeworben - aber erst, nachdem ich ihn näher kennengelernt hatte, nachdem ich wußte, was er wollte.«
Michael schüttelte den Kopf. »Das hieße ja, mein Vater hätte andere Menschen töten wollen.«
Jonas wich Michaels Blick nicht aus. »Du weißt sehr wohl, daß das nicht der Fall ist, mein Junge. Philip hat nur getan, was er tun mußte, um sein Land gegen Gefahren von außen zu schützen.«
Michael entging die Emphase hinter Jonas Worten keineswegs. (_ Gleichzeitig wurde er sich im innersten seines Wesens ihrer Richtigkeit • bewußt. In dieser Hinsicht war er also tatsächlich ein echter Sohn seines Vaters.
»Dein Vater hat sich aus freien Stücken für dieses Leben entschieden. Das Haus und die Familie waren nicht sein Platz. Was nicht heißen soll, daß er dich oder Audrey und vor allem Lillian nicht geliebt hätte. Er folgte vielmehr so etwas wie einer Berufung. Wie ein Priester oder ein ...«
»Ein PriesteA«
»Ja, Michael. Dein Vater war ein höchst erstaunlicher und ungewöhnlicher Mensch. Er hatte tatsächlich so etwas wie eine globale Weltsicht. Er hatte ein außerordentliches Gespür dafür, was auf lange Sicht von Bedeutung ist.«
»All diese Reisen und all die Geschenke, die er uns mitbrachte... Willst du damit sagen, daß jedes davon für den Tod eines Menschen steht?«
»Er hat dringend notwendige Aufgaben erfüllt.«
»Gütiger Gott!« Michael stand nach wie vor unter dem Eindruck der Erkenntnis, daß sein Vater all diese Reisen nur unternommen hatte, um andere Menschen zu töten. >»Irgend jemand muß die Drecksarbeit ja machen.< Ist es das, worauf du hinauswillst?«
»In gewisser Weise, ja.«

»Also, Onkel Sammy!«
Jonas hörte die Verzweiflung in Michaels Stimme und fühlte sich unwiderstehlich zum Sohn seines besten Freundes hingezogen. »Dein Vater war ein echter Patriot. Das solltest du nie aus den Augen verlieren, Michael. Du solltest sein Gedächtnis deshalb nur um so mehr hochhalten.«
»Na, ich weiß nicht.« Michael schüttelte den Kopf. Wie sollte er das nur Audrey beibringen?
»Du hast mich gefragt, wie dein Vater ums Leben gekommen ist«, sagte Jonas ruhig. Er konnte die Intensität von Michaels Zorn spüren und war sich der Gefährlichkeit seiner Situation sehr deutlich bewußt. »Es bestand nicht der geringste Anlaß, mir diese grauenhaften Fotos zu zeigen. Wozu das Ganze? Ebensowenig möchte ich die Fotos von all den Mordopfern sehen, die er, wie du sagst...«
»In diesem Fall wirst du nie erfahren, weshalb er gestorben ist.«
Das brachte Michael zur Besinnung. »Willst du es mir denn nicht erzählen?«
»Ich muß dich leider enttäuschen, mein Junge. Das kann ich nicht. Ich weiß nämlich selbst nicht, weshalb dein Vater sterben mußte.«
»Was soll das heißen?« stieß Michael mit belegter Zunge hervor.
»Dieser Autounfall, bei dem dein Vater auf Maui ums Leben gekommen ist«, sagte Jonas. »Das war kein Unfall.«
»Mein Vater wurde ermordet?«
»Dessen bin ich mir absolut sicher«, nickte Jonas. »Ja.«
»Von wem? Hast du irgendeinen Verdacht, irgendwelche Anhaltspunkte?«
»Nur einen.« Jonas hielt seinen Blick unablässig auf Michael gerichtet. »Er ist allerdings so unbedeutend, daß ich es mir nicht leisten kann, allein aufgrund dessen ein paar meiner Agenten abzubeordern, um dieser Spur nachzugehen. Solange wir andrerseits die Hintergründe der Ermordung deines Vaters nicht geklärt haben, können wir auch nicht feststellen, welche unserer Agenten dadurch möglicherweise enttarnt worden sein könnten.«
Die Konsequenz des Gesagten traf Michael wie ein Schock. »Willst du damit sagen, er könnte gefoltert worden sein, bevor er . . .«
Jonas legte Michael die Hand auf die Schulter. »Ich wollte damit gar nichts sagen, Michael. Allerdings wäre es unverantwortlich, blindlings in eine absolut ungeklärte Situation hineinzustolpern.«
»Demnach sind dir also die Hände gebunden.«
Jonas nickte. »In gewisser Hinsicht, ja. Wenn mir allerdings jemand mit deinen Fähigkeiten zur Verfügung stünde, Michael - jemand, der in Geheimdienstkreisen völlig unbekannt ist, sozusagen ein unbeschriebenes Blatt. Nun ja ...«

Michael starrte Jonas an, als wären ihm plötzlich Flügel gewachsen.
»Du willst, daß ich da weitermache, wo mein Vater aufgehört hat?«
Jonas nickte.
»Das kann doch nicht dein Ernst sein. Ich bin Maler. Ich probiere in meinem Labor herum und braue irgendwelche neuen Farben zusammen.«
»Jedenfalls kann ich keinen meiner Leute mit dem Fall deines Vaters betrauen«, erklärte Jonas. »Jeder von ihnen könnte der Gegenpartei längst bekannt sein. Und ich sehe es nicht als meine Aufgabe an, meine eigenen Leute in den Tod zu schicken.«
»Das ist doch Wahnsinn, Onkel Sammy. Ich bin nicht mehr sechs, und wir spielen hier nicht mehr Cowboys und Indianer.«
»Allerdings nicht«, entgegnete Jonas ernst. »Die Lage ist außerordentlich ernst. Ich möchte das keineswegs verharmlosen. Ebensowenig möchte ich allerdings auch deine Fähigkeiten verharmlosen.« Er packte Michael am Arm. »Deine Ausbildung in den fernöstlichen Kampfkünsten läßt dich für diesen Auftrag wie geschaffen erscheinen.«
»Was du brauchtest, ist eine Art Superman«, winkte Michael ab. »Aber den gibt es nur im Kino.«
»Ich habe dich aus einem ganz bestimmten Grund an diesem Treffen im Ellipse Club teilnehmen lassen«, fuhr Jonas Sammartin unbeirrbar fort. »Ich wollte, daß du dir selbst einen Eindruck davon verschaffen konntest, wie ernst unsere Lage ist. Auch das ist eine Art kalter Krieg, den wir noch dazu gegen einen vermeintlichen Verbündeten führen. Falls Japan uns zu dieser protektionistischen Politik zwingt, geht es mit unserer Wirtschaft den Bach hinunter. Wir stehen bereits Jetzt auf bedrohlich wackligen Beinen da. Die zunehmende Staatsverschuldung hat uns erheblich ins Wanken gebracht. Wir sind wie ein angeschlagener Boxer, der nicht mehr darüber bestimmen kann, wann er aufgeben soll. Und mit der Einfuhr der neuen Schutzzölle versetzen wir uns endgültig selbst den K.o.«
»Was soll das mit dem Tod meines Vaters zu tun haben?«
»Das weiß ich nicht«, gab Jonas zu. »Das ist eine der Fragen, die zu klären ich auf dich angewiesen bin.«
Michael schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Onkel Sammy. Aber dafür bin ich nicht der richtige Mann.«
Jonas spitzte die Lippen und ließ in einem heftigen Stoß die Luft aus seinen Lungen entweichen. »Dann tu mir wenigstens einen Gefallen.«
Michael nickte. »Wenn ich irgendwie kann.«
»Laß dir noch einmal durch den Kopf gehen, was ich dir gesagt habe. Mach dir einmal ein paar Gedanken über deine Pflicht.«
»Meinem Land gegenüber? Genau das war es doch, was meinen Vater veranlaßt hat, sich auf dieses teuflische Spiel einzulassen.«

Jonas schüttelte Jedoch bereits den Kopf. »Nein. Ich meine deine Pflicht deinem Vater gegenüber. Ich glaube, du bist es ihm schuldig, zu Ende zu führen, was er begonnen hat. Und herauszufinden, wer ihn ermordet hat.«
»So siehst du zumindest den Sachverhalt«, erwiderte Michael kurz angebunden.
»Tu trotzdem, worum ich dich gebeten habe«, ließ Jonas nicht locker. »Vielleicht kannst du es als einen persönlichen Gefallen mir gegenüber betrachten. Und dann besuch mich bitte noch einmal in meinem Büro, wenn du zu einer endgültigen Entscheidung gekommen bist.«
Michael sah dem älteren Mann in die Augen. Er sah dieses Gesicht plötzlich in voller Kriegsbemalung vor sich, sah, wie Onkel Sammy unter den Schüssen aus Michaels Spielzeugrevolver in gespieltem Todeskampf theatralisch zu Boden sank. Er nickte. »Gut.«
Es sollte noch eine Weile dauern, bis Michael die endgültige Konsequenz seines Versprechens zu Bewußtsein kam.
Mit einem Klopfen an der Tür kündigte Ude sein Kommen an. Dann schob der hünenhafte Japaner den Reispapierwandschirm zur Seite, verneigte sich, bis er mit der Stirn den Boden berührte, und überquerte schließlich auf allen vieren die Schwelle. Er kniete auf dem duftenden tatamiund wartete.
Kozo Shiina war noch von der alten Schule. Er hatte noch nicht, wie so viele seiner Partner, ein im westlichen Stil eingerichtetes Zimmer in seinem Haus. Deshalb gab es dort auch keine informellen Treffen. Jedem Anlaß in diesem Haus haftete etwas streng Förmliches an; man nielt sich hier noch strikt an die jahrhundertealte japanische Etikette. In dieser Umgebung hätte man noch denken können, daß nie ein Abendländer seinen Fuß auf japanischen Boden gesetzt hatte.
Beim Anblick Udes seufzte Shiina. Früher war es kein Problem gewesen, junge Leute für die Yakuza anzuwerben. Die Angehörigen der Unterschicht, die Rechtlosen und Ausgestoßenen waren nur zu begierig gewesen, Bestandteil einer so reibungslos funktionierenden Maschinerie zu werden, wie dies die Yakuza darstellten. Die japanische Unterwelt erlaubte es ihnen, schnell zu Geld und Ansehen zu kommen und das Gesicht wiederzugewinnen, das sie in der japanischen Alltagswelt auf die unterschiedlichste Weise für immer verloren zu haben schienen.
Heutzutage waren diese Ausgestoßenen jedoch junge Kerle, deren Wildheit nur noch unter den größten Schwierigkeiten, wenn überhaupt, im Zaum zu halten war. Sie schienen keinerlei Bindung an die Vergangenheit mehr zu haben. Sie schienen sich nur noch sehr oberflächlich für giri, Pflichtbewußtsein, zu interessieren - jene ganz spe-

zielle Form der Loyalität, die bis zum heutigen Tag eines der entscheidenden Bindeglieder der Yakuza-Gesellschaft darstellte. Und noch weniger hielten diese jungen Rabauken von Disziplin.
Auf beschämende Weise vermieden sie jede Begegnung mit dem Schmerz, da sie darin keinerlei Wert erkennen konnten. In Shiinas Augen waren diese ehrlosen Einzelgänger die wahren Kriminellen innerhalb des japanischen Gemeinwesens, und nicht die Yakuza, die einen strikten Ehrenkodex befolgten und auf eine lange und illustre Geschichte der Gemeinnützigkeit und Selbstlosigkeit zurückzublicken vermochten.
Nein, dieses junge Ganovenvolk vegetierte wie die Nachtschattengewächse in einem von ständigem Drogengenuß hervorgerufenen Betäubungszustand dahin, in dem es sich mit Musik von ohrenbetäubender Lautstärke bedröhnen ließ. Diese Jungen waren vollkommen anarchisch und somit Shiina und seinen Vorstellungen von Ehre und Moral absolut fremd. Die wollten Geld von ihm, um ihren Lastern frönen zu können, und nicht, um eine Familie zu gründen und sich eine Existenz zu schaffen.
Natürlich war Shiina sich nicht zu gut dafür, sie sich zur Erreichung seiner Ziele zunutze zu machen. Er hatte umfangreiche Studien dieser neuen Ganovengeneration in Auftrag gegeben und war dadurch zu der Erkenntnis gelangt, daß diese neue Art von Kriminellen sich durchaus für seine Zwecke einspannen ließ, auch wenn sie sich dessen selbst gar nicht bewußt wurden.
Shiina verschaffte sich hinsichtlich seiner psychologischen Profilstudien erst völlige Gewißheit, bevor er die letzte Phase seines Plans in die Tat umsetzte. Er erkannte sofort die Vorteile, die damit verbunden waren, diese Leute für seine Zwecke einzuspannen, und entsprechend verlor er auch keine Zeit, seine Ideen in die Praxis umzusetzen. Er verspürte keinerlei Bedauern über das, was aus dieser nachrückenden Generation geworden war. Nur Zorn. Der Zorn, den ein großer Heerführer im Krieg verspürt. Der Zorn, der in ihm lodert und ihm zu der Courage verhilft, seine Männer in die Schlacht zu schicken, wohl wissend, daß viel Blut vergossen und so manches Leben ausgehaucht werden wird. Der Zorn der Gerechten.
Und dieser Zorn brannte in Shiina mit einer Kraft, die kein normaler Mensch hätte verstehen können. Aber schließlich hieß es nicht umsonst, daß der Krieg nicht der Vernunft entsprang, sondern dem Hunger. Viele Kriegstreiber rechtfertigten ihr Vorgehen oft mit der Behauptung, sie wollten Ordnung in das Chaos bringen. In Wirklichkeit ersetzten sie lediglich eine Realität durch eine andere. Ihnen allen, den Gerechten und Edlen, den Verrückten und Tyrannen, war jedoch eines gemeinsam: Sie gierten danach, anderen ihre Vorstellung von Ord-

nung aufzuzwingen. Und in dieser Hinsicht stellte auch Kozo Shiina keine Ausnahme dar.
»Ich bin hocherfreut, daß du auf dem Weg zum Flughafen hier haltgemacht hast«, sagte er gerade.
Ude wußte, was er damit meinte. »Ich habe mich vergewissert, daß mir niemand gefolgt ist.«
Shiina ließ sich zwar nichts anmerken, aber er war außerordentlich zufrieden.
»Sie trauen Masashi nicht«, fragte Ude, »nicht wahr?«
»Er ist Ihr oyabun«, erwiderte Shiina anstatt einer direkten Antwort. »Er ist inzwischen oyabun des gesamten Taki-gumi, des größten und mächtigsten Unterweltclans von Japan. Du mußt ihm doch treu ergeben sein.«
»Ich war Wataro Taki treu ergeben«, antwortete Ude. »Er war wirklich ein großer Mann, ein außergewöhnlicher Mann. Aber seit er tot ist...« Er zuckte mit den Schultern.
»Aber es gibt doch giri«, machte Shiina geltend.
»Giri ist die Last, an der man am härtesten zu tragen hat. Ich war in dem Moment, in dem Wataro Taki starb, jeglicher Verpflichtungen entbunden.«
»Aber irgend jemandem oder irgend etwas muß deine Loyalität - dein Gefühl der Verpflichtung - doch gelten.«
»Ja, es gilt dem Taki-gumi«, erwiderte Ude. »Der Clan ist von Wataro Taki ins Leben gerufen worden. Was oder wer auch immer das Überleben und die Überlegenheit des Clans gewährleistet, dem gilt auch meine Loyalität.«
Shiina vollführte die Teezeremonie. Es verstrich einige Zeit, bis er den Tee aufgebrüht, mit einem Bambusbesen schaumig geschlagen und serviert hatte. Im Raum herrschte währenddessen vollkommene Stille. Nachdem beide Männer getrunken hatten - Ude vor seinem Gastgeber -, erklärte der alte Mann: »Ich an deiner Stelle würde denken: Wie kann ich einem Mann trauen, der über den Tod seines eigenen Vaters Freude verspürt und dann seinen Bruder aus dem Weg schaffen läßt?«
»Sie waren doch derjenige, der Hiroshis Tod angeordnet hat«, korrigierte ihn Ude.
Der alte Mann schüttelte den Kopf. »Denke genau zurück«, forderte er Ude nicht unfreundlich auf. »Ich habe den Vorschlag gemacht. Aber es war Masashi, der den entsprechenden Befehl erteilt hat.« Er hob die Schultern. »Meine Beteiligung an dem Ganzen war also nur von geringfügiger Bedeutung, zumal Hiroshi Taki nicht mein Bruder war, sondern der Masashis. Und die endgültige Entscheidung blieb Masashi überlassen.«

»Er hat sie getroffen, um den Taki-gumi vor dem Untergang zu bewahren.« Die letzten Reste Tee in Udes Tasse waren längst erkaltet. »Joji ist schwach, und nun hat Masashi Wataro Takis Platz eingenommen.«
»Du hast eben selbst gesagt, daß Wataro Taki ein großer, ein außergewöhnlicher Mann war«, bemerkte der alte Mann leise. »Glaubst du, daß das auch auf Masashi zutrifft?«
Ude senkte den Blick auf seine Schale. Er war sehr still. Für einen Moment konnte man jemanden sich auf dem Flur bewegen hören. Nach einer Weile sagte Ude: »Der Taki-gumi muß seine Vormachtstellung behalten.«
»Ich habe Masashi versprochen, ihn zum ersten Shogun allerYakuza-Clans zu machen.«
»Masashi ist nicht Wataro. Er ist kein großer und schon gar kein außergewöhnlicher Mann.«
»Aber auf mich trifft das zu«, erklärte Shiina ruhig. Und das war es letztlich, worum es bei diesem Treffen ging.
Ude wählte seine Worte mit Bedacht, als er antwortete: »Ich werde tun, was Sie von mir verlangen.«
Kozo Shiina nickte. »Es bleibt alles beim alten. Du nimmst weiter deine Anweisungen von Masashi entgegen. Allerdings wirst du mir von nun an über alles genauestens Bericht erstatten. Gelegentlich wirst du auch Aufträge durchführen, die ich dir erteile. Dafür stehst du unter meinem Schutz. Ich werde dich befördern.« Der alte Mann betrachtete Ude eingehend. »Als Gegenleistung dafür erwarte ich einen Gefallen.«
»Was soll das für ein Gefallen sein?«
»Zuerst«, erklärte Shiina, »wirst du eine spätere Maschine nehmen. Das ist deshalb nötig, weil du einen kleinen Umweg zu Joji Takis Haus machen mußt.«
»Und was werde ich in Joji Takis Haus machen?« fragte Ude.
»Ich werde dir sagen, was du zu Joji Taki sagen sollst. Es ist ganz einfach zu merken.«
»Ich muß mir vieles merken«, entgegnete Ude.
»Von nun an mußt du dir nur noch eines merken - daß du mir verpflichtet bist«, erklärte Shiina mit Nachdruck.
»Ciri«, sagte Ude.
»Giri«, bestätigte ihm Shiina.
Der große, kräftige Mann verneigte sich vor seinem neuen Lehnsherrn. »So sei es.«
Es regnete.
Ihr Gesicht an der Wand - ein Schatten, überlebensgroß.
Michael träumte von Za.

Er hatte eine Serie von Frauenbildnissen angefangen, wobei er für jedes Bild ein anderes Modell heranzog. Doch er hatte das Vorhaben bald wieder aufgegeben, ohne sich je über die Gründe hierfür klarzuwerden.
Doch dann sah er im Atelier eines befreundeten Malers Za und begriff sofort alles. Er wollte nur eine einzige Frau malen - nicht viele. Sie war diese Frau. Er engagierte sie und machte sich an die Arbeit. Das Ergebnis war eine Bilderserie mit dem Titel Zwölf Innenansichten des Wesens Frau, die zu seinen meistgeschätzten Werken zählen sollte.
Michael hatte es sich zum Grundsatz gemacht, sich nie näher mit einem seiner Modell einzulassen. Aber mit Za war das anders. Er hatte sich in sie verliebt.
Za lebte mit einem Mann zusammen, aber sie zog daraus keine moralischen Konsequenzen. Für Za hatte nur die unmittelbare Gegenwart Bedeutung - das Jetzt. Was in einer Stunde - ganz zu schweigen von morgen - sein konnte, interessierte sie nicht im geringsten.
Mit jemandem eine Beziehung zu haben, sagte sie, war gleichbedeutend mit: den Betreffenden besitzen. Auf diese Weise verflüchtigte sich der Wert, den man in seinem Gegenüber gesehen hatte, in kürzester Zeit. Was danach blieb, war nur noch der Tatbestand des Besitzens.
Es regnete. Blauen Regen. Die Straßenlampen in der Avenue Elysee-Reclus tauchten den Regen in tiefes Blau. Er prasselte auf die Scheiben des Oberlichts von Michaels Atelier nieder.
Das war die Nacht, in der Za nach Beendigung der Sitzung nicht nach Hause ging.
Ihr Gesicht an der Wand - ein Schatten, überlebensgroß.
Ihre Haut naß, als wäre sie in den Regen geraten.
Michael hatte nicht beabsichtigt, mit ihr ins Bett zu gehen. Er wollte sie nur um sich haben, vor dem halbfertigen Gemälde, doch dann wurde er von dem Gefühl beschlichen, daß die urtümliche Energie des Akts, den sie zu begehen im Begriff standen, das gemalte Bildnis mit gespenstischem Leben erfüllen würde.
Mit dem Instinkt des Künstlers spürte er bereits die enorme Ausstrahlung, die von seinem Werk ausging.
Michael erbebte von innen heraus, als seine Haut mit der ihren in Berührung kam. Sie hatte enorm große Augen, schwarz wie Pech, schwarz wie ihr dichtes, volles Haar, das so kurz geschnitten war, daß es wie eine Kappe auf ihrem Kopf saß. Dadurch wurden der elegante Schwung ihres Kiefers, ihr langer Hals und der zarte Knochenbau ihrer Schultern verstärkt zur Geltung gebracht.
Die Höhlung ihrer Kehle war mit Dunkel gefüllt, das einen seltsamen Akzent vor den Hintergrund ihrer weißen Haut setzte. Michael hatte das Gefühl, als könnte er das Dunkel aus dieser Höhlung trinken.

Zas Augen schlössen sich flatternd, als Michaels Lippen sich teilten und seine Zunge den salzigen Schweiß von der Seite ihres Halses leckte. Ihre Arme umfingen ihn, ihre Fingerspitzen strichen sanft über seinen muskulösen Körper.
Sein Kopf hob sich, worauf seine Lippen sich mit den ihren trafen, die ihn, bereits offen, erwarteten. Ein Bein schlang sie um ihn, als wollte sie an ihm hochklettern - oder in ihn hinein.
Sie standen noch immer da. Doch nun drehte sie sich langsam in seinen Armen, so daß ihm ihr Rücken zugewandt war. Seine Hände lösten sich von ihrem Kopf und glitten nach unten, um sich über ihre hohen Brüste zu legen. Die Brustwarzen, groß und dunkel, waren so hart, daß sie aufstöhnte, als sie seine Handflächen über sie hinwegstreichen spürte.
Sie lehnte ihren Kopf gegen seine Schulter zurück und öffnete den Mund. Zuckend trafen sich ihre Zungen erneut, kreisend rieben sich ihre Gesäßbacken an ihm. Ihre schlanken, kräftigen Arme hoben sich über ihren Kopf, als sie sich heftiger an ihn drückte.
Er sank in die Knie und drehte sie langsam zu sich herum. Das zukkende Licht eines Blitzes, der über ihren Köpfen den Himmel zerteilte, erleuchtete die Flächen und Rundungen ihres Körpers. Der blaue Regen tauchte sie in reflektiertes Licht, die Schatten kleideten sie in durchscheinende Hüllen.
Ihr Geruch war intensiv, als Michaels Hand zwischen ihre Schenkel glitt. Sie spreizte die Beine, senkte sich auf sein emporgewandtes Gesicht herab. Ihrem offenen Mund entfuhren kleine Schreie, Laute, wie Michael sie noch nie zuvor von ihr gehört hatte. Es war, als würden sie aus bisher verborgenen Tiefen hervorgerissen, aus einem geheimen Ort, zu dem niemand Zugang hatte. Außer ihm.
»Ich mag es, wenn du deinen Mund da hast«, wisperte sie. Und dann setzten wieder diese Schreie ein.
Vielleicht war es zu diesem Zeitpunkt, daß Michael bewußt wurde, daß es nicht nur Za war, in die er sich verliebt hatte. Es war Za, das Bildnis; Za, die Ikone. Jene Za, die er in seinen Gedanken - den Gedanken des Malers - geschaffen hatte, als er sie zum erstenmal gesehen hatte. Er hatte sie schon damals auf diese Weise begehrt, ohne sich dessen jedoch bewußt zu werden; und wenn doch, dann hatte er dieses Wissen tief in sein Inneres zurückgedrängt. An seinen verborgenen Ort.
Ich mag es, wenn du deinen Mund da hast.
Es war nicht Za, das Modell, die das gesagt hatte.
Ich mag es, wenn du deinen Mund da hast.
Das war Za, die Ikone. Za, das Gemälde, an dessen Vollendung Michael selbst jetzt arbeitete.
Ihr Geschmack, die Textur ihres inneren Fleisches, das für ihn nun

erblühte, das alles würde in sein Gemälde Eingang finden. Morgen oder an einem der Tage darauf würde er eine Möglichkeit finden, diese Phänomene in Farbe, Form, Strukturen zu übersetzen. Sexualität existierte auf so vielen Ebenen und konnte auf noch unterschiedlichere Weisen zum Ausdruck gebracht werden.
»Ich mag es, wenn du deinen Mund da hast«, wisperte sie. »Da. Ja, da.« Sie war inzwischen außer Atem geraten und beugte sich über ihn, so daß er wieder ihre Brüste spüren konnte. Sie wollte alle Sinneseindrücke aufnehmen, deren ihre Nippel fähig waren. Auf Zehenspitzen stehend, ihre Kniesehnen zum Zerreißen gespannt, wurden die Zukkungen ihres Unterleibs schneller und heftiger. Ihre Fingernägel kratzten über seinen Rücken, je näher sie dem Höhepunkt kam.
»Jetzt. Jetzt. Ja, jetzt!« Ihre Stimme erfuhr eine neuerliche Wandlung, verschmolz mit einem Gefühl, das sogar stärker war als Zärtlichkeit. Ihr Orgasmus brach über sie herein, und sie ging in die Hocke, verschlang ihn in heißer, heftiger Feuchtigkeit, verleibte ihn sich zur Gänze ein, während sie sich in seinen Schoß setzte, mit ihren Fingern nach ihm tastete und zudrückte.
Ihre feuchten Lippen an den seinen. Er wurde von ihr gepackt, in sie eingetaucht, so daß seine eigenen Zuckungen einsetzten. Und mit dem Strömen der Flut wurde er aus seinem Traumzsutand in klare Wachheit katapultiert, wie das immer der Fall war. Der Traum verflüchtigte sich zu eben dem Zeitpunkt, an dem er das immer tat.
Tiefe Trauer wallte in ihm auf - und ein bedrängendes Gefühl des Verlusts.
Gab es irgend etwas, dem entgegenzuwirken?
»Suigetsu.«
Nicht nur im Morgengrauen praktizierte Michael shuji shuriken, das Gravieren der neun Ideogramme.
Suigetsu. Mondlicht auf dem Wasser.
Er sprach die neun Zauberworte auch, wenn er heftig erregt war. Suigetsu war eine spezielle Taktik beim Schwertkampf - kenjutsu -, den Michael meisterhaft beherrschte. Dabei spielte der Schatten des Gegners eine wesentliche Rolle. Wenn man auf die Ausdehnung des Schattens achtete und sich immer außerhalb seiner Reichweite aufhielt, dann konnte einem nichts passieren, ganz gleich, wie erbittert die gegnerischen Attacken waren. Mondlicht auf dem Wasser war jedoch ein zweischneidiges Schwert. Es bezog sich auch auf die Taktik, sich in den Aktionsradius des. gegnerischen Schattens zu stehlen, um seinerseits den Gegner attackieren zu können.
»Suigetsu.« Er hatte das Wort ausgesprochen, und es hatte im Raum Gestalt angenommen. Ein Schatten unter all den anderen Schatten. Schwärzer. Und in Bewegung.

Obwohl Michael tief in den spirituellen Zustand versunken war, den das Heraufbeschwören der neun Ideogramme erforderte, verspürte er nach wie vor heftige Erregung. Za war eine verblassende Erinnerung. Die Wirkung des Traums hatte sich verflüchtigt. Dennoch hatte ihn der Traum tief aufgewühlt zurückgelassen - oder genauer: dessen Bedeutung.

Er konnte sich noch genau an die Haltung erinnern, die Za eingenommen hatte, als er an jenem Abend den Raum betreten hatte. Sie hatte ihm das Gesicht zugewandt und in dem bläulichen Lichtschein hatten ihre Züge mit dem streng aus dem Gesicht gekämmten Haar auffallende Ähnlichkeit mit einer längst toten Person gehabt.

Es schien, als wäre Seyokos Geist aus ihrem unbekannten Grab auf dem Grund der Schlucht emporgestiegen. Der Augenblick war nur von kurzer Dauer gewesen, aber doch so intensiv, daß Michaels Knie zu zittern begonnen hatten.

Hatte er sich mit Za geliebt, weil er sie begehrte? Oder war es ihm nur darum gegangen, nun endlich doch noch die intime Vereinigung mit seiner geliebten Seyoko herbeiführen zu können? Diese zweite Vorstellung hatte ihn immerhin so sehr beunruhigt, daß er schließlich nicht anders gekonnt hatte, als sich von Za zu trennen, um sich diese Frage nie beantworten zu müssen. Dabei kam ihm nicht ein einziges Mal auch nur der Gedanke, daß seine Angst davor, in der Vergangenheit zu leben, ihn von Grund auf lahmte. Der Terror, den er selbst gegen sich ausübte, beraubte ihn jeder Möglichkeit, Seyokos Geist aus seiner Psyche zu exorzieren.

Deshalb war es auch kein Wunder, daß er die Beschwörung nicht zu Ende bringen konnte. Ihr Ende tat sich vor ihm auf wie ein trügerischer Pfad, den zu beschreiten er nicht wagte. Shuji shuriken war eine Praktik von viel zu starker Intensität, als daß man sie anders als in einem Zustand völliger Ausgeglichenheit hätte ausüben können.

Michael hatte gelernt, daß ohne vollkommene Konzentration nichts von Bedeutung erreicht werden konnte. Erregung war einer der Hauptgegner der Konzentration. Der andere war Verwirrung.

Die Kampftaktik erforderte es, einen - oder im Idealfall beide - dieser Störfaktoren dem Gegner einzupflanzen. So wurden Schlachten gewonnen. Das galt für das Geschäftsleben ebenso wie für die Kampfkünste, da es sich bei ersterem lediglich um eine intellektuellere Spielform von letzterem handelte. Alle wirklich erfolgreichen Geschäftsmänner waren Meister - sensei-der Strategie.

Michael hatte seinen Vater immer als eine Art sensei betrachtet. In diesem Punkt hatte Onkel Sammy zumindest recht gehabt: Philip Doss war ein Mann von außergewöhnlichem Verstand. Vielleicht war er sogar tatsächlich so etwas wie ein Visionär.

Es war seine Idee gewesen, Michael nach Japan zu schicken. Nur dort, hatte er geltend gemacht, könnte sein Sohn in den fortgeschrittensten und reinsten Stufen von kenjutsu unterrichtet werden.
Michael mußte an Jonas Bitte denken. Und wie widersinnig sie war. Und doch - irgend etwas in ihm sehnte sich geradezu verzweifelt danach, alles zu tun, was Jonas von ihm verlangte. Und sei es nur, um den hauchdünnen Faden, der ihn mit Philip Doss verband, nicht ganz abreißen zu lassen. Er mußte alles in seiner Macht Stehende über das Leben - und den Tod - seines Vaters in Erfahrung bringen.
Michael fühlte sich wie ein Ausgestoßener, der nach vielen Jahren an seinen Geburtsort zurückkehrt und feststellen muß, daß er keine Heimat mehr hat. Tief in seinem Innern hatte er immer gewußt, daß es in der Persönlichkeit seines Vaters Seiten gegeben hatte, die er lieber nicht zu nahe kennenlernen wollte. Doch nun mußte er sich mit ihnen auseinandersetzen, wenn er hinsichtlich des Todes seines Vaters mit sich ins reine kommen wollte. Und er hatte das untrügliche Gefühl, daß es um seinen Seelenfrieden geschehen sein würde, wenn ihm das nicht gelang.
In Gedanken kehrte Michael nach Japan zurück. Den Ort seines inneren Friedens. Er erinnerte sich an die Nacht, in der sein sensei Tsuyo von seiner traurigen Visite bei Seyokos Familie zurückgekehrt war. Es war bereits spät, aber in Michaels Zimmer brannte noch eine Lampe. Tsuyo war zu ihm hereingekommen. Michael hatte sich verneigt und all die erforderlichen Begrüßungsworte gesprochen. Doch er war nicht mit dem Herzen dabeigewesen. Die Zeit verstrich endlos langsam. Mit übergeschlagenen Beinen saßen die zwei Gestalten auf den Reisstrohmatten. Ihre Schatten fielen hinter sie und überschnitten sich an ihrem Scheitel.
»Wie konnte das passieren?« Michaels heiseres Flüstern erfüllte den Raum mit erbitterten Anklagen.
In der darauf folgenden Stille fuhr er hoch und starrte in das Gesicht des sensei. »Sie haben doch auf alles eine Antwort. Warum können Sie mir das nicht erklären?«
»Ich habe keine Antworten«, entgegnete Tsuyo. »Ich habe nur Fragen.«
»Ich habe mir tausend Fragen gestellt«, fuhr Michael bitter fort. »Und ich bin immer nur zu der einen Antwort gelangt: Ich hätte imstande sein müssen, Seyoko zu retten.« Er stützte seinen Kopf zwischen seine Hände. »Ich habe meine Koffer gepackt, sensei. Ich fahre nach Hause.«
»Dein Zuhause ist hier«, erwiderte Tsuyo. »Das verstehe ich nicht.«
»Begreifen Sie denn nicht?« stieß Michael hervor. In seinen Augenwinkeln standen Tränen. »Es war meine Schuld! Ich hätte sie irgendwie retten müssen! Aber es ist mir nicht gelungen. Und jetzt ist sie tot.«

»Ja, Seyoko ist tot«, erklärte Tsuyo. »Niemand wird ihren Tod tiefer beklagen als ich. Aber ihr Tod war ihr karma. Weshalb glaubst du, du hättest damit etwas zu tun?«
»Weil ich dabei war!« Die Worte drohten in Michaels Kehle steckenzubleiben, so zugeschnürt war sie. »Ich hätte die Möglichkeit gehabt, sie zu retten!«
»Du hattest die Möglichkeit, dich selbst zu retten«, entgegnete Tsuyo sanft. »Was dir auch gelungen ist. Was solltest du mehr von dir verlangen?«
»Eine ganze Menge!« stieß Michael aufgebracht hervor.
»Sieh dich doch an. Das Blut pocht in deinen Adern. Es schießt in dein Gesicht hoch. Du brennst regelrecht. Du läßt deinem Zorn die Zügel schießen. Doch Zorn ist gleichbedeutend mitverkehrtem Denken^ Du wirst nichts erreichen/du wirst nicht einmaTrichtigund vernünftig sprechen können, wenn du dich von deinem verkehrten Denken leiten läßt. Dein verkehrtes Denken fördert nur Lügen und Täuschungen zutage. Es beraubt dich deines klaren Verstands und damit auch jeder Kraft. - Im Augenblick sagt dir dein Zorn, daß du dich selbst bestrafen sollst. Aber dein wahrer Verstand, den du zu verschütten verstanden hast, kennt die Wahrheit. Er weiß, daß dich am Tod Seyokos keine Schuld trifft.«
»Wenn nur ...«
»Wenn nur was!« fiel ihm Tsuyo streng ins Wort. »Wenn du nur ein Löwe wärst, dann würdest du mir jetzt das Fleisch von den Knochen reißen. Wenn du nur eine Mücke wärst, dann würde ich dich mit einem Schlag meiner Hand zerquetschen. Was redest du da für einen Unsinn!«
»Sie wollen einfach nicht begreifen!« stieß Michael hilflos hervor.
Die Handgelenke auf seinen Knien ruhend, kauerte Tsuyo vor seinem Schüler und betrachtete ihn prüfend. »Ich war in Seyokos Raum, bevor ich dich aufgesucht habe«, begann er schließlich. »Jemand hat während meiner Abwesenheit eine frische Blume in ihre Vase gesteckt.« Er legte den Kopf zur Seite. Mit seiner Mähne war er es, der nun aussah wie ein Löwe. »Weißt du, wer dieser Jemand gewesen sein könnte?«
Michael senkte den Kopf und nickte.
»Jetzt verstehe ich«, erklärte Tsuyo. »Das hat nichts mit Seyoko zu tun.« Seine Stimme hatte plötzlich einen strengen Tonfall angenommen. »Das hat nur etwas mit deinen selbstsüchtigen Gefühlen für sie zu tun, mit deinem Zorn.«
Michaels mürrisches Schweigen war Antwort genug.
»In diesem Fall kannst du deine Koffer ruhig packen«, sagte Tsuyo und erhob sich. »Diese Schule ist nichts für dich.«

Aber natürlich verließ Michael die Schule nicht. Wie Tsuyo vorausgesehen hatte, waren seine Worte von der Wirkung eines galvanischen Stromstoßes gewesen, der Michael aus seinem Selbstmitleid herausriß. Und künftig erinnerte sich Michael nur noch bei jenen Gelegenheiten an Seyoko, wenn heftige Leidenschaften - was Tsuyo damals >Zorn< genannt hatte - in ihm aufwallten. Doch erinnerte er sich an sie, dann mit ihr an den Geist, der sich in den dunklen Tiefen seines Unbewußten eingenistet hatte.
Philip Doss Tod sowie die anschließenden Enthüllungen über sein Leben hatten die Grundfesten von Michaels penibel ungeordnetem Leben heftig erschüttert. Der Erfolg - was andere Brillanz nannten - hatte es ihm gestattet, sich ganz nach Lust und Laune seiner Kreativität hinzugeben. Und nun argwöhnte er, daß seine Unabhängigkeit, die ihm so außerordentlich am Herzen lag, ernsthaft bedroht war. Nun wollte Jonas ihn vor eben den Karren spannen, vor den ehedem Philip Doss gespannt worden war - was diesem in letzter Konsequenz das Leben gekostet hatte.
Bin ich denn nicht vollkommen verrückt, ging Michael mit sich selbst zu Gericht, daß ich diese Möglichkeit auch nur in Erwägung ziehe? Er wünschte sich, Tsuyo wäre noch am Leben gewesen, damit er mit ihm über dieses Problem hätte reden, ihn um seinen Rat hätte fragen können. Und dann - Tränen brannten in seinen Augen - wurde ihm mit einem Mal bewußt, daß er sich nichts dringlicher ersehnte, als sich mit seinem Vater aussprechen zu können. Wohin ist all die Zeit verschwunden, Dad? fragte er in das Dunkel hinaus. Wohin bist du verschwunden?
Nach einer Weile erhob er sich aus dem Lotussitz und legte sich wieder zu Bett. Es war stockdunkel im Raum. Die Vorhänge bewegten sich kaum. Vom Potomac kam schwüle, feuchtigkeitsbeladene Luft herauf. Ein leises Rumpeln. Irgendwo, nicht sehr weit weg, zuckte ein Blitz auf. Das war Michaels letzter Gedanke, bevor er in unruhigen Schlaf fiel. Erst viel später sollte ihm bewußt werden, wie schwerwiegend seine Erregung seine Konzentration gestört hatte.
Gewiß war dies die einzige Erklärung dafür, daß ihm nicht aufgefallen war, was die vollkommene Dunkelheit zu bedeuten hatte - daß nämlich die Sicherheitsscheinwerfer ausgefallen waren.
Audrey griff nach dem Revolver, zielte und schoß ihrem Vater ins linke Auge. Doch anstatt zu Boden zu sinken, sprach er zu ihr.
Ich kann dir die Welt geben. Seine Lippen, blau wie das Meer, bewegen sich nicht. Sie sind zugenäht. Seine Worte werden von einem pfeifenden Geräusch begleitet.
Er trägt einen dreiteiligen Anzug, der seltsamerweise an eine Rü-

stung erinnert. Wo das Mondlicht darauf fällt, glänzt er. Er trägt metallene Stulpenhandschuhe mit Dornen an den Knöcheln. In seiner rechten Hand hält er ein Schwert aus schwarzer Materie, die leicht zu glimmen scheint, als wäre sie sehr heiß. In seiner Linken ruht ein Speer mit einem Schaft aus Elfenbein und einer Spitze aus einem durchsichtigen Edelstein.
Hier ist die Erde und der Himmel. Kein schwarzes Loch starrt ihr mehr entgegen. Statt dessen bedeckt eine Klappe mit einem reglosen, aufgemalten Auge die zerfetzte Stelle.
Ich habe sie dir gegeben, Audrey. Er streckt beide Arme nach vorn und zeigt ihr seine Waffen. Wolken bauschen und verdampfen hinter ihm - so nahe, daß der Dampf sein Haar zu zerzausen scheint.
»Was hast du mir gegeben?« sagt sie. »Was hast du mir;>gegeben?« Im Gegensatz zu seiner mächtig hallenden Stimme klingt die ihre schwach und kläglich. Sie droht an dem Zorn, den sie verspürt, zu ersticken.
Ich bin von meinen Feinden geblendet worden. Er bewegt sich mit unmenschlichen Gebärden. Sie haben mich zu töten versucht, aber statt dessen
haben sie mich nur verwundet.
»Deshalb habe ich dich doch erschossen, Vater!« schreit sie auf. »Ich habe dich gehaßt für das, was du mir vorenthalten hast. Nie warst du da, wenn ich dich gebraucht hätte. Nie hast du an mich gedacht. Du hast dich immer nur um Michael gekümmert. Du hast ihn nach Japan geschickt. Er war etwas ganz Besonderes für dich. Immer schon. Selbst wenn du nicht hier warst, galt deine ganze Aufmerksamkeit ihm. Du hast dafür gesorgt, daß er diese Schule in Japan besuchen konnte, du hast seine Ausbildung Schritt für Schritt genauestens überwacht. Warum? Warum? Warum? Jetzt bist du tot, und ich kann dich nicht mehr fragen. Ich kann nicht einmal mehr wütend auf dich sein, ohne von so schrecklichen Schuldgefühlen geplagt zu werden, daß ich am liebsten selbst sterben möchte.«
Aber ich bin noch nicht tot, Aydee.
Liegt es daran, daß er sie nicht hören kann? Oder will er nicht hören? Entsetzt preßt Audrey ihre Handflächen gegen ihre Ohren. »Hör auf!« Aber es nutzt nichts. Seine Worte durchdringen ihre Haut und detonieren in schmerzhaften Zuckungen elektrischer Energie. Er hebt sein schwarzes Schwert, das j etzt von Flammen umzüngelt ist. Er hebt seinen Speer, und Regen sprüht von ihm fort.
Ich habe dir noch so viel zu sagen.
Er bohrt seine Waffe in sie, so daß sie sich unter Qualen windet.
Ich habe dir noch so viel zu geben.
Sie fühlt sich wie ein Fisch an der Leine, zuckend und heftig zappelnd, um sich von einem Schmerz tief in ihrem Innern zu befreien, von dem sie sich doch nie befreien kann.

Audrey schreit auf.
Seine Stimme wird immer lauter. Aydee, so hör doch! Aydee, Aaaaaaay-deeeeeee!
Mit klopfendem Herzen fuhr Audrey aus ihrem Bett hoch und legte ihre Hand auf ihr Herz, als könnte sie dadurch das schmerzhafte Pochen abstellen. Sie konnte den Blutstrom durch ihr Herz spüren, das regelmäßige Klopfen seines Pulses.
Sie war in Schweiß gebadet.
Die Dunkelheit umhüllte sie wie ein Leichentuch. Sie streckte die Hand nach der Nachttischlampe aus, um sie anzuknipsen, und nahm die Postkarte von ihrem Vater. Sie war Tage zuvor angekommen. Sie hatte sie gelesen und dann weggelegt, unfähig, angesichts des Todes ihres Vaters sich damit zu beschäftigen. Doch nun verspürte sie plötzlich das unwiderstehliche Bedürfnis, sie erneut in die Hand zu nehmen und zu lesen, als wäre sie eine Art Talisman gegen den ominösen Inhalt ihres Alptraums.
Liebe Adydee,
ich bin wieder einmal in Hawaii, zum erstenmal seit langem wieder wirklich allein. Ich habe nur die wundervoll laue Luft als Gesprächspartner. So habe ich mir das eigentlich nicht vorgestellt. Aber das Leben hat nun mal so eine Art, mit unseren Hoffnungen und Träumen umzuspringen.
Ich weiß noch immer nicht, ob ich richtig gehandelt habe. Eines weiß ich aller- dings mit Sicherheit, Aydee: Das ist das Ende. Das Ende von dem, was das Leben bisher für unsere Familie war. Ist das gut? Oder schlecht? Ich weiß es nicht. Und ich frage mich, ob ich das je wissen werde.
Wenn dich diese Postkarte erreicht, ähnlich einer Flaschenpost von einer fernen Insel, dann wirf sie weg. Mir ist zwar klar, daß du das nicht gerne tun wirst. Du wirst sicher die Gründe dafür lange Zeit nicht verstehen können; aber bitte tu trotzdem, worum ich dich bitte.
Es ist Zeit zum Aufbruch. Es gibt noch einiges zu erledigen, selbst hier im Paradies. Irgendwie erscheint es mir durchaus richtig, daß alles hier, im Paradies, sein Ende nimmt.
Sag Michael, wenn du ihn siehst, daß er an mich denken soll, wenn er das nächste Mal seinen grünen Tee trinkt. Sag ihm, er soll dazu meine Porzellanschale verwenden. Er hat sie immer wie seinen Augapfel gehütet. Ich muß an den Ort denken, wo ihr beide fast ums Leben gekommen wärt. Leider gibt es hier nicht einmal im Sommer auch nur einen einzigen Reiher. In Liebe Dad Audrey las die Postkarte immer und immer wieder, bis sie sich unaus-
löschlich in ihr Gedächtnis eingeprägt hatte. Sie verstand ihren Inhalt

nicht, aber sie war das letzte Lebenszeichen ihres Vaters. Er hatte recht - sie wollte sie nicht vernichten. Langsam ging sie damit ins Bad. Dort faltete sie sie vorsichtig zusammen und steckte sie hinter eine Schachtel Tabletten im Spiegelschränkchen. Doch dann nahm sie sie hastig, fast krampfhaft wieder heraus und riß sie, bevor sie Zeit zum Nachdenken finden konnte, in lauter kleine Stücke, die sie die Toilette hinunterspülte.

Nachdem sie die Postkarte gelesen hatte, verstärkte sich die Panik, die ihr Alptraum in ihr ausgelöst hatte. Ebensowenig, wie sie nicht imstande gewesen war, die Postkarte unmittelbar nach ihrem Erhalt zu vernichten, war sie auch nicht imstande gewesen, ihren Inhalt Michael mitzuteilen. Doch nun wußte sie, daß sie genau das tun mußte. Sie hatte Michael bereits erzählt, daß sie eine Postkarte von Philip erhalten hatte. Sie beschloß, ihm gleich am nächsten Morgen zu erzählen, was Philip geschrieben hatte.

Audrey ging ins Schlafzimmer zurück. Sie war erleichtert, daß sie sich endlich zu diesem Entschluß durchgerungen hatte. Plötzlich ging das Licht aus. Sie streckte die Hand nach dem Schalter der Nachttischlampe aus und knipste ihn mehrfach an und aus. Nichts tat sich. Mein Gott, dachte sie, muß diese blöde Birne ausgerechnet jetzt durchbrennen.

Sie zog die Knie an ihre Brust hoch, umschlang sie mit ihren Armen und schaukelte bedächtig hin und her. Das Dunkel schien überwältigend. Es war geradezu greifbar und schien mit derselben körperlich spürbaren Intensität gegen ihre Lider zu drücken, mit der auch die Worte ihres Vaters auf sie gewirkt hatten. Mehr als nach irgend etwas anderem sehnte sie sich nach Licht. Am liebsten wäre sie aufgestanden und nach unten gegangen, um aus der Besenkammer im Flur eine neue Glühbirne zu holen. Aber das wäre doch mit zuviel Aufwand verbunden gewesen. Allein die Vorstellung, durch das dunkle Haus tasten zu müssen, übte eine lähmende Wirkung auf sie aus.

Mit stockendem Atem sah sie auf. Hatte sie da nicht etwas gehört? Oder war es nur ein besonders hartnäckiger Rest ihres Alptraums gewesen? Das Dunkel und ihr Vater. Sie erschienen Audrey als ein und dasselbe. Welch ein Grauen, einem Alptraum entsprungen zu sein und hineingeboren zu werden in eine Welt, die ihren Gefühlen so fremd war, daß sie kaum ihre realen Dimensionen zu begreifen vermochte, geschweige denn ihr inneres Wesen.

Die Nacht ist eine Zeit zum Lauschen.

Das hatte ihr ihr Vater immer wieder eingeschärft, als sie noch ein kleines Mädchen war. Sie konnte sich noch gut erinnern, wie ihr Vater in ihr Zimmer gekommen war, wenn sie nach ihm gerufen hatte. Er setzte sich dann neben ihr aufs Bett, und sie konnte seine Körperwärme

auf sie übergehen spüren, bis sie davon schläfrig wurde. Sie mußte an Weihnachten denken, wenn im Kamin funkensprühende Fichtenscheite brannten und ihren aromatischen Duft verströmten, wenn das Haus warm und gemütlich und voller Geschenke war.
»Die Nacht ist eine Zeit zum Lauschen, Aydee«, flüsterte ihr ihr Vater immer ins Ohr. »Zum Lauschen. Und um von Waschbären und Igeln zu träumen, von Fröschen und Salamandern, die in einem Seerosenteich schwimmen, von Rotkehlchen und Drosseln, die auf einem Zweig fröhlich vor sich hin trällern. Hör ihnen zu, Aydee. Hör ihnen zu.«
Doch Jahre später, als sie älter war, barg das Dunkel für sie andere Geheimnisse von wesentlich beängstigenderer Natur. Nachts kam der Teufel. Vampire saugten an den schutzlosen Hälsen ihrer Opfer. Wahnsinnige Mörder kletterten durchs Fenster, um ihre Beute zu mißhandeln, zu vergewaltigen und schließlich zu ermorden .. .
»Ohhh!« Audrey wurde von einem kurzen Schauder geschüttelt.
Was sollte das Ganze eigentlich? Versuchte sie etwa, sich selbst zu Tode zu erschrecken? Der Nachhall ihres Alptraums hing noch immer in der Nachtluft. Wie von dichtem Rauch wurde sie davon umweht. Und dann legte er sich immer enger um sie, wie ein feuchtes, klebriges Spinnennetz, aus dem es kein Entkommen gab.
Das Dunkel. Es war ihr Verhängnis. Sie mußte etwas dagegen unternehmen. Mit aller Entschlossenheit stand sie schließlich auf und ging zur Tür. Sie öffnete sie und trat auf den Flur hinaus, um aus der Kammer eine Glühbirne zu holen. Siehst du, sprach sie sich selbst Mut zu. Es geht doch.
Doch dann - sie hatte die Hand noch am Türgriff- erstarrte sie plötzlich. O Gott, nein! Ihr Kopf drehte sich suchend herum. Doch, da war es wieder! Ein Geräusch.
Ihr Herz klopfte wie wild in ihrer Brust, als sie zum Ende der Treppe schlich und lauschte. Gütiger Gott! Da unten war jemand! Ihre Finger krallten sich um das Treppengeländer, bis alles Blut aus ihnen gewichen war.
Audrey biß die Zähne zusammen. Sie mußte ihre Panik im Zaum halten. Du bist doch kein kleines Kind mehr, Aydee, redete sie sich gut zu; unbewußt bediente sie sich dabei der Ausdrucksweise ihres Vaters. Sämtliche Türen und Fenster im Haus waren geschlossen. Es konnte also nur Michael sein, der wieder einmal auf einem seiner nächtlichen Streifzüge durch das Haus schlich. Ihr war nicht entgangen, wie sehr ihn ihr Gespräch aufgewühlt hatte. Es geht ihm genau wie mir, dachte sie. Er kann auch nicht schlafen.
Voller Erleichterung, daß sie nicht allein war, ging sie die Treppe hinunter. Und vernahm das Geräusch von neuem. Als sie am Fuß der Treppe angelangt war, konnte sie hören, daß das Geräusch aus dem Ar-

beitszimmer ihres Vaters kam. Jetzt stand für sie fest, daß es nur Michael sein konnte. Lächelnd durchquerte sie das Eßzimmer und öffnete die Tür zum Arbeitszimmer.
Die Nacht ist eine Zeit zum Lauschen.
»Michael...«
Der Atem in ihrer Kehle war wie abgeschnitten. Ein gutturaler Laut, der Speichel versiegend. Das Innere ihres Mundes wie Watte, aufquellend, um ihr die Luft abzuschnüren.
Ein Geräusch im Dunkel. Ein seltsames, ätherisches Pfeifen, melodiös, weich und hart, fast schmerzhaft betörend. Der Dreiklang des Todes.
Und im selben Atemzug wurde ihr Nachthemd von der rechten Schulter bis zur linken Hüfte aufgeschlitzt. Es glitt auf ihre Knöchel hinab. Wie ein reifer Pfirsich war sie aufs äußerste bloßgestellt und von extremer Verletzlichkeit.
Audrey stieß einen leichten Schrei aus und zuckte zusammen. Sie machte einen Schritt zurück, aber irgend etwas behinderte ihren Rückzug aus dem Arbeitszimmer. Das Ganze glich so sehr ihrem Alptraum, daß sie alle Kraft und Energie von sich weichen spürte. Sie bewegte sich in schwerfälligem Zeitlupentempo, so unbeholfen wie ein Rennpferd, das in einem viel zu engen Raum eingeschlossen ist.
Doch schließlich wirbelte sie herum, um zu sehen, was sie am Rückzug hinderte. Dabei schlug ihr Ellbogen gegen die breite Kante der massiven Mahagonitür, gegen die sie gedrängt wurde.
Irgend etwas hielt sie fest. In diesem Zugriff lag eine Kraft von ungeahntem Ausmaß. Michael hätte sie so festhalten können, zuckte es ihr durch den Kopf. Auch er verfügte über solch übermenschliche Kräfte. Sie spürte einen Körper, der sich gegen den ihren preßte, und, ohne zu überlegen, schössen ihre Hände vor.
Audrey war keine schwache Frau. Der Umstand, daß sie in einer Familie aufgewachsen war, die so ganz und gar von ihrem Vater dominiert wurde, hatte sie zu umfangreichen körperlichen Aktivitäten geradezu gezwungen. Die meiste Zeit ihres Lebens hatte sie mindestens dreimal wöchentlich trainiert. Sogar in den Jahren nach ihrer Abtreibung hatte sie weiterhin ein regelmäßiges Krafttraining absolviert. Sie reagierte daher sowohl sehr schnell als auch ungewöhnlich energisch, wenn sie angegriffen wurde.
Sie befreite sich, wirbelte herum und stürzte auf den Teppich; sie war über ein Beistelltischchen gestolpert. Ein kurzer Aufschrei, als ihr der Atem aus den Lungen gestoßen wurde. Sie versuchte aufzustehen, aber die Dunkelheit überwältigte sie.
Entsetzt riß sie den Kopf herum und sah den Schatten so nahe, daß seine Hitze sie umfing. Sie hielt Ausschau nach Augen, Mund, irgend-

einem Gesichtszug, als könnte sie ihre Panik eindämmen, indem sie der Gestalt ein menschliches Aussehen verlieh.
Aber da war nichts. Dunkel im Dunkel, Körper gegen Körper, so kämpften die beiden miteinander. So dicht aneinandergepreßt, daß man sie für ein einziges Wesen in entsetzlichem Zwiespalt hätte halten können.
Audrey konnte heißen Atem an ihrer Wange spüren. Gleichzeitig fühlte sie sich wie in Stacheldraht verstrickt. Sie ließ sich von primitiver Intuition leiten und drängte sich, so dicht es ging, an die andere Gestalt. Sie spürte instinktiv, daß ihre einzige Überlebenschance darin bestehen würde, ihrem Angreifer so nahe wie möglich zu bleiben.
Als sie einen Freiraum spürte, riß sie urplötzlich ihr Knie zwischen den Beinen ihres Angreifers hoch. Sie hörte das Ächzen, spürte die Wucht der entweichenden Luft ganz dicht vor sich. Doch der normale Zurückweichreflex blieb aus, worauf neuerlich Panik in ihr aufwallte. Allmählich überkam sie das beängstigende Gefühl, gegen ein übernatürliches Wesen zu kämpfen. Sie verlor den Mut.
Auf für sie unergründliche Weise spürte die Gestalt ihre Furcht, um sich das unverzüglich zunutze zu machen. Bevor sie eine Chance hatte, sich zur Wehr zu setzen, wurde sie auf den Rücken gedreht. Ihr Verstand, vor Angst halb gelähmt, reagierte viel zu langsam. Und das genügte ihrem Angreifer.
Audrey versuchte noch einmal ihr Knie zum Einsatz zu bringen.
Aber dazu war es bereits zu spät. Ein heftiger Schlag gegen die Innenseite ihres Knies ließ eine Stichflamme durch ihren Schenkel zu ihrem Hüftgelenk hochzucken. Ein Nervenknotenpunkt. Audrey wußte über diese Dinge hinreichend Bescheid, um zu begreifen, daß mit ihrem rechten Bein nun nichts mehr anzufangen sein würde.
Sie benutzte ihre Arme, Hände und Finger. Versuchte, in ein Auge zu stoßen, die Unterseite des Kiefers, die Halswurzel zu treffen. Doch jeder ihrer Angriffe wurde abgewehrt, und dann durchzuckte sie ein schrecklicher Gedanke: O mein Gott, ich werde sterben.
Binnen eines Herzschlags war Michael hellwach. Es war weniger das, was er gehört hatte, als das, was er gespürt hatte. Irgend etwas war in seine Delta-Schichten eingedrungen und hatte seinem Bewußtsein den Befehl erteilt aufzuwachen.
In Sekundenbruchteilen war er aufgesprungen und durch den Raum gestürzt. Er riß sein katana, sein japanisches Langschwert, an sich und rannte splitternackt auf den Flur im Obergeschoß hinaus. Instinktiv ließ er Audreys Zimmer außer acht. Die Tür stand offen; doch er brauchte keinen Blick in den Raum zu werfen, um zu wissen, daß sie nicht dort war.

Auf den Außenkanten seiner Fußsohlen schlich er die Treppe hinunter. Der Wind hätte mehr Lärm gemacht. Er hielt das katana mit beiden Händen an seiner Seite; die Ellbogen waren leicht angewinkelt. Er rückte, wie er es gelernt hatte, mit seiner linken Seite zuerst vor. Seine Hände legten sich in einer Haltung um den Griff des Schwerts, die es ihm ermöglichte, es nötigenfalls auch als Schild zu verwenden, um sich damit zu schützen.
Ohne sangaku bist du nichts, hatte Tsuyo gesagt. Disziplin. Konzentration. Weisheit. Diese drei bilden sangaku . Ohne diese drei Elemente wirst du nichts erreichen. Du magst vielleicht lernen zuzuschlagen, zu verstümmeln und zu töten. Aber du wirst ein Nichts bleiben. Dein Geist wird verwelken. Deine Kraft wird dahinschwinden, und gewiß wird irgendwann der Zeitpunkt kommen, an dem du vernichtet werden wirst. Dies wird nicht durch das Schwert eines geschickteren Gegners geschehen, sondern durch die Kraft seines erleuchteten Geists. Ohne die Weisheit der Wahrhaftigkeit ist ein Überleben unmöglich. Das ist die Lehre vom Weg.
Disziplin. Konzentration. Weisheit.
Diese drei beschwor Michael herbei, wenn er die >Rad<-Stellung einnahm, die Eröffnungshaltung, die es ihm erlaubte, sein Schwert in jeder gewünschten Richtung ausschwingen zu lassen. Die >Rad<-Stellung war vor allem eine Verteidigungshaltung.
Am Fuß der Treppe konnte er sehen, daß die Tür zum Arbeitszimmer offenstand. Leise Geräusche drangen aus seinem Innern... Audrey mußte dort drinnen sein!
Ein Teil von ihm wollte unverzüglich ins Arbeitszimmer stürzen. Disziplin. Konzentration. Weisheit. Er konnte die Worte in Tsuyos rauher, unmenschlicher Stimme zwischen kaum sich bewegenden Lippen hervordringen hören. Wenn du dich auf den Kampf einläßt und siegreich dar aus hervorgehen willst, mußt du nur eines tun, schnurrte Tsuyos mechani sche Stimme erneut durch Michaels Bewußtsein. Sowohl in deinem Denken wie in deinem Handeln mußt du die Vorstellung von Leben und Tod aufgeben. Sie müssen aufhören, dich zu beschäftigen. Erst dann wirst du einSchwertkämpfer sein.
Michael ging Schritt für Schritt vor. Durchs Eßzimmer zur halboffenen Tür des Arbeitszimmers. Er konnte die nächtliche Brise über sein Gesicht streifen spüren. Dort drinnen war es wesentlich dunkler als im Flur oder im Eßzimmer.
Er lauschte. Die schwachen Geräusche begannen sich zu einem erkennbaren Muster zu verdichten - das Stöhnen und Ächzen eines unbewaffneten Kampfes. Michael mußte an den Einbrecher denken, der seinen Vater veranlaßt hatte, die Sicherheitsscheinwerfer installieren zu lassen, und wollte eben sein Schwert beiseite legen, um unbewaffnet einzugreifen.

Er tat einen Schritt nach vorn, so daß er über der Schwelle stand. Und dann blieb er wie angewurzelt stehen. Er konnte die Aura des Eindringlings spüren und wußte - wußte- sofort, daß die Gestalt, die mit Audrey im Arbeitszimmer war, ebenfalls ein katana bei sich hatte.
Nachdem er seinen anfänglichen Schock mit einem kurzen Schulterzucken abgeschüttelt hatte, glitt er vollkommen lautlos in den Raum. Dennoch wurde er gehört.
Adler kreischten in seinen Ohren auf, als direkt vor ihm eine Lampe entzwei ging. Er schrie innerlich auf. Audrey! Wo bist du? Fehlt dir auch nichts? Oder... Er spürte die bedrohliche Nähe der scharfen Klinge und ging mit seinem Schwert zum Angriff über, um dies jedoch schon im selben Atemzug zu bereuen, da die andere Klinge von oben gegen die seine hieb und sie mit der Spitze in den Teppichboden trieb.
Ärgerlich wurde sich Michael bewußt, daß seine Aufregung angesichts der Gefahr, in der Audrey schwebte, seine Konzentration geschwächt hatte. Ein mißglückter Angriff wird dir mehr schaden, hatte Tsuyo gesagt, als das dein, Gegner je können wird. Denn mit Sicherheit wird ein mißglückter Angriff sowohl die Aufmerksamkeit des Gegners wecken wie seine Entschlossenheit verstärken.
In dem kurzen Augenblick, den Michael brauchte, sein Schwert loszubekommen, spürte er die Gegenwart des katana seines Gegners - der Schatten eines Raubvogels in einem Wald aus Schatten. Ohne hinzusehen, wußte er, wo es sich befand und was nun, da es durch die Luft sauste, sein Ziel war.
Er duckte seinen Kopf in seine Magengrube, als er sich blitzschnell zu einer Kugel zusammenrollte. Am schwersten fiel es ihm, das Schwert loszulassen. Doch sein Leben hing an einem seidenen Faden. Er hatte die Absicht seines Gegners völlig richtig vorausgesehen: Er wollte ihm den Kopf abschlagen.
Michael krachte gegen die Gestalt des Schattens, spürte dessen Gewicht über sich hereinbrechen, sich um ihn krümmen. Ein kurzer Moment des Entsetzens, als er eine Hand nach seiner Nase und seinem Mund tasten spürte, um sie ihm zuzuhalten. Gleichzeitig übte der Körper des anderen im Niederstürzen Druck auf sein Gesäß aus, um ihn in eine Position zu bringen, wo er ihm mit einem leichten Stoß einen Wirbel brechen oder die Milz hätte quetschen können.
Michael stieß sich mit den Ellbogen ab, um seinen Schwung auszunützen und sich aus dem Gefahrenbereich zu rollen.
Doch nun wurden seine Schultern auf den Teppich niedergequetscht. Das ganze Gewicht eines anderen Menschen drückte ihn zu Boden, und sein Gesicht war vollkommen ungeschützt. Er konnte die Chemikalie riechen, bevor das kalte Tuch sein Gesicht berührte. Obwohl er den Atem anhielt, drangen die ätzenden Dämpfe in seine Nase.

Er hätte sich nur zu gern mit seinen Händen zur Wehr gesetzt, aber der Druck, der auf ihm lastete, war so stark, daß er sich sofort eine Blöße für einen tödlichen Stoß gegeben hätte, wenn er seine Ellbogen auch nur geringfügig bewegt hätte. Und in seinem zusammengerollten Zustand konnte er von seinen Beinen keinen Gebrauch machen.
Durch langes Training konnte er den Atem länger anhalten als die meisten Menschen, aber natürlich waren auch ihm gewisse Grenzen gesetzt. Er konnte nichts sehen außer verschwommenen Schatten, nichts riechen außer Schweiß und Angst, nichts hören als das Pulsieren seines Blutes in seinen Adern. In dem äußeren Stillstand, in dem sie sich befanden, konnte er nichts mehr spüren als das Sirren in seinem Gehirn, den stummen Schrei, der den Sturz in die Bewußtlosigkeit prophezeite, das rasche Abgleiten in die Niederlage.
In seiner verzweifelten Gegenwehr ertappte Michael sich dabei, wie er sich an den Augenblick zurückerinnerte, in dem er mit seinem Schwert zum Schlag ausgeholt hatte; das war sein entscheidender Fehler gewesen. Er sah diesen kurzen Moment vor sich und versuchte zu ergründen, was geschehen wäre, wenn er getan hätte, was Tsuyo ihm geraten hatte. Wenn du den Gegner angreifst, muß dein Denken auf der Stelle
ruhen, wo deine Fäuste dein Schwert umfassen.
Und gleichzeitig sank er immer tiefer in jene Welt des Halbdämmers hinab, wo jede Willenskraft erstirbt und der Wille außer Kraft gesetzt ist. Wo selbst der Weg über keinerlei Macht mehr verfügt.
Zero.
Dort wollte er nicht sein.
»Audrey!«
Er schrie ihren Namen, als bereits ein Schwarz, dunkler und intensiver als die ihn umhüllende Nacht, von seinen Sinnen Besitz ergriff. Er hatte seinen Körper nicht mehr gänzlich unter Kontrolle. Er setzte sich zwar weiter zur Wehr, ohne jedoch zu wissen, was er tat. Sein Denken, eingesperrt in den Auswirkungen des mit einer Chemikalie getränkten Tuchs, ließ eine Welt erstehen, die irgendwo zwischen Alptraum und Halbbewußtheit angesiedelt war.
Ein Um-sich-Schlagen in einem Meer, das es nicht gab; ein Arme-Ausstrecken nach einem Himmel, den es nicht gab; ein Sich-Freischaufeln aus einer Erde, die es nicht gab. So sah Michaels Welt aus. Eine Welt, die flackernd erlosch und schließlich einem Gefühl von Fallen wich, das kein Ende nahm.

WINTER 1946 - FRÜHLING 1947
Kriegsschauplatz Pazifik/Tokio

Philip Doss war auf einer Farm in der Nähe von Latrobe in Pennsylvania aufgewachsen. Sie lag im ländlich geprägten äußersten Westen des Bundesstaates inmitten einer herrlichen Landschaft aus dichten Wäldern, sanft gewellten smaragdenen Hügeln und verträumten Seen.
Die Familie Doss züchtete Hühner. Ihr Tag begann um halb fünf Uhr morgens und war nie vor Sonnenuntergang zu Ende. Philips Vater führte einen unaufhörlichen Kampf gegen die ständig steigenden Futterpreise, gegen die Hühnerpest und gegen das bedrohliche Zunehmen der neu entstehenden Großfarmen, die erbarmungslos die Preise drückten. Die Hühnerzucht war das einzige, wovon der alte Doss etwas verstand, und solange er damit sich und seine Familie gerade noch über die Runden bringen konnte, betrachtete er sie nach wie vor als das geringere Übel; denn für ihn gab es nur noch eine einzige andere Alternative - den Bankrott.
Philip haßte die Farm - den Gestank der Hühner, den Geruch des Blutes, wenn Schlachttag war, die unerträgliche Eintönigkeit seines Daseins. Um so mehr liebte er die herrliche Landschaft der Umgebung. Er verbrachte ganze Nachmittage damit, zu den Hügeln hinüberzustarren, die in der Ferne in blauem Dunst verschwammen. Er ging zum Bahnhof, um den Erie-Lackawana-Güterzug unter dem lockenden Klicketiklack der Gleise durchrumpeln zu sehen. Diesem Zug galt seine ganz besondere Liebe. Nachts träumte er davon, wie sein riesiger Scheinwerfer das Dunkel durchdrang, sein langes, heulendes Pfeifen von den schlummernden Hügeln widerhallte und die Schwalben in seiner schäumenden Bugwelle von den Drähten der Telefonleitung aufflogen. Er mußte die Farm erst sehr weit hinter sich lassen, um den ganz besonderen Reiz begreifen zu können, den dieser Zug auf ihn ausgeübt hatte; ein Zug, der aus einer unbekannten Stadt kam und unterwegs war zu einem nicht minder unbekannten Ziel. Für den kleinen Philip stellte dies ein absolutes Geheimnis dar, das er unbedingt lösen wollte. Dieser Zug weckte Sehnsüchte in ihm, und er wälzte sich nachts unruhig in seinem Bett hin und her.
Philips Vater war ein rein pragmatisch veranlagter Mann. Im nachhinein konnte Philip nur zu gut verstehen, wie er durch die äußeren Umstände dazu geworden war. Sein Vater war ein energischer Mann mit wettergegerbtem, sonnenverbranntem Gesicht und Augen, aus de-

nen die Sonne alle Farbe gebleicht hatte; er riß Philip unbarmherzig aus seinen Träumereien und hielt ihn unnachgiebig dazu an, seinen täglichen Pflichten auf der Farm nachzukommen. Es war Philips Aufgabe, die Eier einzusammeln, bevor er in die Schule ging, und die Hühnerställe zu säubern, wenn er wieder nach Hause kam.
»Du wirst es nie zu etwas bringen, mein Junge«, redete ihm sein Vater immer wieder ins Gewissen. »Die Welt ist nicht für Träumer wie dich geschaffen. Was zählt, ist harte Arbeit. Was sonst, glaubst du wohl, hält die Welt in Gang?«
Er sah seinen Sohn eindringlich an. »Träume sind Schäume, mein Junge. Du wirst lernen müssen, daß im Leben ganz andere Dinge zählen. Eines Tages wirst du eine Familie haben, für die du sorgen mußt. Du mußt deinen Kindern eine gesicherte Existenz bieten.« Philips Mutter war zwei Jahre nach seiner Geburt am Kindbettfieber gestorben. Philips Vater, der nicht wieder geheiratet hatte, sprach nie über seine verstorbene Frau - oder auch sonst über eine Frau. »Auf die Familie kommt es im Leben an, mein Junge. Das ist alles, was zählt. Alles andere ist vollkommener Unsinn und außerdem reine Zeitverschwendung. Und je früher du das begreifst, desto besser.«
Es gab wohl nichts, was Philip mehr in Panik versetzen hätte können als die Vorstellung, den Rest seines Lebens auf dieser Farm verbringen zu müssen und sich sieben Tage die Woche täglich achtzehn Stunden lang mit den ständig gleich öden Alltagspflichten herumzuschlagen. Allein der Gedanke an eine solche Zukunft ließ Philip in kalten Schweiß ausbrechen. Er sehnte sich immer stärker danach, eines Tages auf den Güterzug aufzuspringen, der einmal am Tag durch den Ort kam und Nacht für Nacht durch seine Träume rumpelte. Er wurde von immer stärkerer Sehnsucht erfüllt, jene im Dunst verschwindenden Hügel zu erklettern, um zu sehen, was sich auf der anderen Seite befand. Und er wünschte sich nichts mehr, als die Bekanntschaft von Menschen zu machen, die anders waren als er.
Doch wenn er das alles seinem Vater zu erklären versuchte, stockten ihm die Worte in der Kehle, so daß er statt dessen lediglich mit gesenktem Kopf nach seinem Rechen griff und sich stumm in den Hühnerstall trollte, um dort seinen täglichen Pflichten nachzukommen.
Aber schließlich war es der rote Fuchs - nicht der Güterzug -, der das in Philips Träumen schlummernde Rätsel löste und sein Leben von Grund auf änderte.
Kurz vor Philips vierzehntem Geburtstag, während eines langen, besonders kalten Winters, drang mehrere Male ein Fuchs in den Hühnerstall ein. Philip selbst war es, der die ersten Spuren entdeckte - Blutspritzer, verklebteTederbüschel, zerfetzte Überreste toter Hühner. Über Wochen hinweg verfolgten Philip und sein Vater den Fuchs

über verschneite Felder, durch leise raunende Wälder und hinab in ein steiniges Flußbett, dessen Eis silbern schimmerte. Philip, der mit einem alten, aber durchaus funktionstüchtigen Remingtongewehr Kaliber 22 bewaffnet war, beobachtete, wie sein Vater immer wieder stehenblieb, um ihm die Spur des Fuchses zu zeigen - hier ein paar Pfotenabdrücke, wo das Tier durch die verharschte Schneeoberfläche gebrochen war, da ein paar Büschel rötlichen Haars, wo es an der Rinde eines Baums entlanggestreift war, und dort schließlich frische Losung, die es fallen gelassen hatte.

Je länger sie den Fuchs verfolgten, desto lebendiger und wacher begann Philip sich zu fühlen. Schon bald stellte sein scharfer Verstand, der die Tricks und Kniffe seines Vaters rasch aufnahm, seine eigenen Überlegungen an. Und nachdem sie drei- oder viermal hinter dem Fuchs hergewesen waren, war es schließlich Philip, der voranging und die Spur des flüchtigen Tiers verfolgte.

Und dann entdeckte Philip auch, weshalb sie die Spur immer wieder unten im Flußbett verloren. Sie hatten sich schon die ganze Zeit geärgert und gewundert, weshalb jedesmal hier unten am Fluß seine Fährte verschwand.

Sein Vater hatte ihm erzählt, daß Füchse in der Regel in hohem Gras schliefen. Um sich zu wärmen, schlangen sie dabei ihren buschigen Schwanz um ihren Körper. Aber durch einen elementaren Instinkt fühlte Philip sich immer wieder zum Ufer des zugefrorenen Flusses hingezogen, wo Dachse, Marder und andere ähnliche Tiere ihren Bau hatten. Ganz bestimmt hatte der Fuchs sich in eines dieser vor kurzem verlassenen Erdlöcher zurückgezogen.

Der Triumph, den Philip im Augenblick seiner Entdeckung verspürte, war wie ein alles versengendes Feuer.

Er hatte noch lange danach ganz deutlich die Stimme seines Vaters im Ohr, als er sagte: »Er gehört dir, mein Junge.« Und er konnte sich noch deutlich erinnern, wie er die Remington anlegte und Kimme und Korn zur Deckung brachte.

Vor allem erinnerte er sich jedoch noch an den Moment, als der Fuchs im Knall des Schusses rückwärts gegen die Wand des Baus geschleudert wurde, so daß rötlicher Lehm seinen rot und silbern glänzenden Pelz verschmierte. Es schien, als wäre dieser Moment im Ablauf der Zeit ebenso eingefroren wie die Oberfläche des winterlichen Flusses.

Der Fuchs war der Räuber - der Mörder, der Eindringling, der Zerstörer. Er war der Sarazene unter dem Christenvolk. Es erfüllte Philip mit tiefer Genugtuung, ihn aufgespürt und die Welt von ihm befreit zu haben. Es war, als hätte er ein Übel von Grund auf ausgemerzt.

Philip verkaufte die Farm an dem Tag, nachdem er seinen Vater zu Grabe getragen hatte. Und dann machte er seinen Traum wahr und sprang auf den durchfahrenden Güterzug. Er ließ Pennsylvania weit hinter sich, aber der rote Fuchs beschäftigte ihn noch immer. Die Erinnerung daran, wie er das Tier verfolgt und schließlich - welch ein Triumph! - entdeckt hatte, trieb ihn unaufhaltsam voran, von einer Stadt zur anderen. Er wurde von einer großen Unruhe erfüllt, von einem unbezähmbaren Verlangen danach, die kosmische Waagschale ein weiteres Mal ausbalancieren zu dürfen. Nichts Geringeres hätte die anarchische Leere in seinem Innern zufriedenstellen können. Seine rastlosen Wanderungen führten ihn in die großen Städte. Und je höher die Bevölkerungsdichte, desto augenfälliger wurde, wie sehr die Waagschalen der Gerechtigkeit aus dem Gleichgewicht geraten waren. In Chicago versuchte er sich eine Weile im Polizeidienst. Aber sein wildes, unabhängiges Wesen brachte ihn in ständigen Konflikt mit dem bürokratischen Polizeiapparat.
Wieder einmal schwang er sich auf einen Zug, der ihn an die Ostküste, nach New York, brachte. Aber man schrieb das Jahr 1940; es herrschte Krieg. Davon wurde Philip geradezu unwiderstehlich angezogen. Wo hätte es ein größeres Unrecht gegeben, das der Wiedergutmachung bedurfte?
Er meldete sich freiwillig, doch bereits während der Grundausbildung brachte ihn sein rebellisches Wesen erneut in Schwierigkeiten. Zu seinem Glück hatte er jedoch einen Ausbilder mit einem guten Blick für junge Talente - er warb Philip für eine Spezialausbildung an, für eine geheimdienstliche Tätigkeit beim OSS. Der Ausbilder hatte seinen Rekruten richtig eingeschätzt. Philip erwies sich als eine jener seltenen Persönlichkeiten, nach denen das Militär ständig Ausschau hält. Nie verschwendete er einen Gedanken an seine persönliche Sicherheit oder gar an den Tod. Vielmehr schien er von einer unsichtbaren Aura umgeben, die nicht nur ihn vor allem Schaden bewahrte, sondern auch jeden in seiner Nähe.
Philips Vorgesetzte beim OSS verstanden es hervorragend, sich diese seine Vorzüge zunutze zu machen; sie unterzogen ihn einem denkbar rigorosen und zermürbenden körperlichen und geistigen Training. Und Philip nahm die damit verbundenen Strapazen nicht nur ohne zu murren auf sich, sondern begrüßte geradezu die damit verbundene Herausforderung.
Nach Beendigung seiner Ausbildungszeit wurde Philip einem >kompatiblen< Mann zur Seite gestellt; damit war im OSS-Jargon ein Agent gemeint, der den >richtigen< Hintergrund hatte und geeignet schien, Philips Respekt und Anerkennung erringen zu können - ein Mann also, der Philips Aufmüpfigkeit in die rechten Bahnen zu lenken verstehen würde.

Philip und ein Lieutenant namens Jonas Sammartin folgten den beiden Speerspitzen des alliierten Vorrückens im Pazifik. Sie nahmen nie an Kampfhandlungen im konventionellen Sinn teil, vielmehr bedienten sie sich der Stärke'von Jonas - die im Entschlüsseln von Geheimcodes lag -, um wichtige militärische Meldungen der Japaner abzufangen. Anhand der daraus gewonnenen Informationen drang Philip anschließend mit kleinen Teams sorgfältig ausgewählter Männer bei Nacht in japanische Militärlager ein, um dort ein Maximum an Schaden anzurichten, ohne jedoch irgenwelche Spuren zu hinterlassen, die Rückschlüsse hinsichtlich der Urheber dieses Zerstörungswerks zugelassen hätten.
1943 operierten sie auf den Solomon Islands. Ein knappes Jahr später kam Neuguinea an die Reihe. Und dann, mit wachsender Geschwindigkeit, die Marianen, Iwo Jima und Okinawa, bis die Inseln Japans nur noch einen Katzensprung entfernt waren.
Diese Einsätze im gesamten Pazifik waren so erfolgreich, daß das japanische Oberkommando dafür den Begriff Ninja Senso prägte - Ninja-Kriegführung. Wenn diese erfolgreiche Taktik auch nie in Stars and Stripes Aufnahme fand, so war die Strategie des Ninja Senso durch rege Flüsterpropaganda in den Reihen der amerikanischen Truppen doch zu einiger Berühmtheit gelangt.
In den letzten sechs Kriegsmonaten schließlich entwickelte sich zwischen Philip und Jonas eine echte Freundschaft, die weit über eine bloße Frontkameradschaft im üblichen Sinn hinausging. Dies war die Zeit zwischen dem März 1945, als im Zuge eines amerikanischen Luftangriffs halb Tokio in Schutt und Asche gelegt wurde, und jenem die Welt für immer verändernden Schicksalsdatum im August desselben Jahres, als die Enola Gay über Hiroshima die erste Atombombe abwarf.
Jonas war der jüngste Sproß einer Familie, aus der zahlreiche hochverdiente Militärs hervorgegangen waren. Sein Großvater nahm 1896 den Rang eines Captains der New Yorker Polizei ein. Zum gleichen Zeitpunkt war Teddy Roosevelt Chef der gesamten New Yorker Polizei gewesen. Ein Jahr später traten beide Männer von ihren Posten zurück, um sich zusammen mit ihrem gemeinsamen Freund Leonard Wood zu den berühmten Rough Riders zusammenzuschließen. Jonas' Vater hatte im Ersten Weltkrieg als Kavalleriemajor gedient und vier Tapferkeitsmedaillen erhalten, bevor er schließlich in Frankreich gefallen war. Und auch Jonas sollte die in ihn gesetzten Erwartungen nicht enttäuschen. In West Point schnitt er als Bester seines Jahrgangs ab. Bereits als junger Mann, energisch und absolut zuverlässig, tat er sich beim OSS durch seine fast unheimliche Fähigkeit hervor, scheinbar unlösbare strategische Probleme fast mühelos zu bewältigen. Er wurde der Dechiffrierabteilung zugeteilt.

»Wenn man, wie wir in letzter Zeit, ständig vom Tod umgeben ist«, erklärte Jonas eines späten Abends, nachdem sie bereits ein gehöriges Quantum Wodka intus hatten, »erscheint er einem irgendwann völlig unwirklich.« Sie befanden sich an Bord eines Zerstörers, der nach Mindanao unterwegs war. Der Kommandant des Schiffs hatte sich sichtlich geschmeichelt gezeigt, solch illustre Gesellschaft an Bord zu haben, und hatte für die beiden das Beste, was seine Bordbar zu bieten hatte, herausgerückt.
»Das ganze Leben ist vollkommen unwirklich«, entgegnete Philip. »Und das kann nur heißen, daß zwischen Leben und Tod kein Unterschied mehr besteht.« Er konnte sich noch gut erinnern, wie sie sich darüber alle drei fast kaputtgelacht hatten.
»Ich weiß überhaupt nicht mehr, was Leben eigentlich ist«, warf der Kommandant des Zerstörers ein, während er ihre Gläser nachfüllte. »Mein Gott, hier draußen ist doch ein Tag wie der andere. Ein Teil des Pazifik sieht genauso aus wie der andere, und jede Insel voller Japse sieht genau wie jede andere aus. Ich brauche nur dafür zu sorgen, daß meine Geschütze immer ins Schwarze treffen und daß ich meine Männer nicht unnötig in Gefahr bringe.«
Philip machte eine ausladende Handbewegung. »Es muß doch noch etwas anderes geben - jenseits des Horizonts. Das kann doch nicht alles sein.«
»Schon möglich«, erwiderte der Kommandant des Zerstörers. »Aber ist es nicht das, worum sich dieser ganze Scheißkrieg dreht - um den Tod und die Sinnlosigkeit?«
»Nein«, widersprach Philip mit unerklärlicher Wut. »Im Krieg geht es ums Gewinnen.«
An jenem Morgen fraß die Strahlungsintensität Hiroshima bei lebendigem Leib.
Philips Geschäft war der Tod. Erst Jahre danach sollte ihm bewußt werden, daß er sich auf dieses Geschäft so gut verstand, daß es für ihn keinen Anlaß gab, je etwas anderes zu versuchen. Er war darin den bedauernswerten Geschöpfen, welche die Hölle von Hiroshima und Nagasaki überlebt hatten, keineswegs so unähnlich; obwohl ihre Körper von einer unsichtbaren und unbegreiflichen Kraft, die sich ihres Lebens bemächtigt hatte, langsam, aber sicher aufgefressen wurden, waren sie nicht bereit, aufzugeben.
Philip war jedoch von einer anderen Art von Strahlung kontaminiert. Er hatte zugelassen, daß seine Arbeit sein ganzer Lebensinhalt wurde, wodurch sie sowohl strikte Festlegung als auch unüberschreitbare Begrenzung geworden war. Unterschied sich angesichts dessen sein neues Leben tatsächlich sosehr von dem Leben auf der Hühner-

farm im Westen Pennsylvanias, das seinen Vater in Ketten geschlagen hatte?
Als Philip und Jonas im November 1946 in Tokio eintrafen, lag die Stadt unter einer Decke aus frühem Schnee. Sie hatten lange keinen Schnee mehr gesehen und wußten gar nicht mehr, was Winter war. Die schwarzen Kimonos zeichneten sich überdeutlich gegen das jungfräuliche Weiß ab. Und ganz allmählich, als sich die Stadt vom Schnee befreite und dieser sich zu einem äschernen Grau verfärbte, kamen auch wieder andere Farben zum Vorschein - das leuchtende Rot eines Drachen, das tiefe Blau einer Porzellanschale, das intensive Grün einer Japanzeder. Dennoch waren diese Farben nicht leuchtender und intensiver als der erste verblüffende Kontrast, der an jenem kalten Novembermorgen ihr erster Eindruck von Tokio gewesen war.
In Japan unterstanden Philip und Jonas dem Befehl eines Colonel namens Harold Morten Silvers. Kurz zuvor, im Oktober, hatte Präsident Truman William Donovan seines Amtes enthoben und damit auch den von ihm ins Leben gerufenen OSS aufgelöst. An seine Stelle hatte der Präsident auf Drängen seiner engsten Berater, zu denen auch General Sam Hadley gehörte, eine unzureichend organisierte Übergangslösung treten lassen, die Central Intelligence Group, CIG. Die CIG rekrutierte sich selbstverständlich aus den alten Mitstreitern des OSS, und Silvers war einer der wichtigsten unter ihnen. Er teilte Philip und Jonas einen jungen CIG-Adjutanten namens Ed Porter zu, der mit dem ersten Kontingent der Besatzungsarmee nach Japan gekommen war. Porter war ein junger, unverdorbener Mann vom Typ Streng-nach-Vorschrift, der sie auf eine lange Besichtigungsrundfahrt durch die riesige, zur Hälfte niedergebrannte Stadt mitnahm.
Am späten Nachmittag erreichten sie den Asakusa-Distrikt im Norden von Tokios Zentrum. Eine fahl aufgedunsene Sonne warf ihren blassen Schein auf die Windungen des Sumida-Flusses. Ein seltsamer Ort. In den Straßen Tokios herrschte ansonsten reges Getriebe, dem selbst die unmittelbaren Nachwirkungen des Krieges nichts anzuhaben vermochten. Aber hier, an diesem Ort, regte sich nichts - keine Fußgänger, kein Verkehr, kein Leben.
»Das ist alles, was vom großen Asakusa-Tempel noch übrigblieb«, erklärte ihnen Porter und deutete auf ein paar verkohlte Balken, die über den Boden verstreut lagen. Er führte sie zwischen den kläglichen Überresten des Tempels hindurch und erläuterte ihnen dabei im geübten, unbeteiligten Ton eines professionellen Fremdenführers die Geschichte des Bauwerks. »Hierher sind während der Bombardierung Tokios im März Tausende von Japanern geflohen. Dreihundert Superfortress-Bomber haben mehr als Siebenhunderttausend Mzg über der Stadt abgeworfen. Habt ihr von den Dingern schon mal was gehört, ihr

beiden? Aber das fällt vermutlich nicht in euren Aufgabenbereich. Eine M29 ist ein neuer Bombentyp, der eine Mischung aus brennbarer Gelatine und öl enthält.* Die Folge sind heftige Explosionen und Brände.« Porter deutete auf die Überreste zweier verkohlter Stützpfeiler. »Der Tempel wurde im siebzehnten Jahrhundert errichtet. Er hat im Lauf seines langen Bestehens unzählige schwere Naturkatastrophen überdauert, einschließlich mehrere schwere Erdbeben und das große Feuer von 1923. Aber unsere Map ließen sich davon nicht beeindrucken. - Insgesamt kamen im Zuge des Luftangriffs fast zweihunderttausend Japaner ums Leben. Das dürfen etwa sechzig- bis siebzigtausend Menschen mehr sein, als nach unseren Schätzungen an den Folgen des Atombombenabwurfs über Hiroshima gestorben sind - und noch sterben werden.«

Die Japaner bestatteten ihre Toten. Zugleich war ihr Blick jedoch bereits wieder in die Zukunft gerichtet. Für sie galt es nun, die Leiden des Krieges zu vergessen, aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen und ein neues Leben zu beginnen. Kurzum, auf den Trümmern des alten Japan ein neues zu errichten.

Auch General Douglas MacArthurs Blick war auf die Zukunft gerichtet. Auch er hatte ein großes Ziel vor Augen - die >Umerziehung< Japans. Wie diese Umerziehung vonstatten gehen sollte, war ihm in einem streng geheimen Schreiben direkt von Präsident Trumans Schreibtisch mitgeteilt worden. Diesem Vorhaben lag allerdings nicht nur die Absicht zugrunde, Japans Wirtschaft wieder auf die Beine zu helfen, sondern auch dafür zu sorgen, daß die Japaner auf ihren wiedererstarkten Beinen keine größeren Sprünge vollführen konnten, als dies den Amerikanern lieb war. Offiziell wurde dieser Prozeß als Demokratisierung Japans bezeichnet. Er ging einher mit der Ausarbeitung einer neuen Verfassung, mit der Dezentralisation der extrem zentralistischen japanischen Regierung, mit der Abschaffung des Militarismus, mit der Auflösung der riesigen zaibatsu - der im Japan der Vorkriegszeit so außerordentlich mächtigen Industriekonzerne in Familienbesitz - und schließlich mit der Säuberung von allen Kriegsverbrechern sowie von jeglichen linksgerichteten Elementen.

Der von Tojo kontrollierte Reichstag, das japanische Parlament, wurde von seinen militaristischen Abgeordneten >gesäubert<. Desgleichen erwarteten Philip und Jonas täglich von ähnlichen Säuberungsaktionen innerhalb der zaz&flfez/-Führungsschicht zu hören, über die zahlreiche Gerüchte in Umlauf waren. Doch nichts dergleichen traf ein.

Bis sie eines Morgens in Colonel Silvers Büro gerufen wurden. Wie gewohnt empfing sie Silvers Verwaltungsadjutant David Turner. Tur-

• Dabei handelte es sich um den ersten experimentellen Einsatz von Napalm.

ner war etwa in ihrem Alter; er war groß und schlank, trug eine Brille und hatte ein attraktives, asketisches Gesicht. Offensichtlich übte er auf Frauen eine starke Anziehungskraft aus, da Philip ihn häufig in Begleitung ständig wechselnder WACs und weiblicher CIG-Angestellter gesehen hatte. Im Gegensatz zu den meisten anderen CIG-Männern zog er trotz des überwältigenden Angebots an japanischen Mädchen, mit denen die in Tokio überall aus dem Boden schießenden Nachtclubs aufwarten konnten, amerikanische Frauen vor.
Philip und Jonas begegneten Turner auch diesmal mit leichter, aber doch unübersehbarer Herablassung, deren Ursache in der unverhohlenen Verachtung zu sehen war, die alle Feldagenten für die sogenannten >Schreibtischhengste< verspürten, denen es in ihren Augen an der nötigen Courage fehlte, den Kopf hinzuhalten, wenn es hart auf hart ging.
Turner führte die beiden in Silvers Büro, um dann die Tür hinter ihnen u schließen und die drei Männer allein zu lassen. Nachdem Philip und Jonas auf den harten Holzstühlen vor Silvers Schreibtisch Platz genommen hatten, reichte ihnen dieser ein paar chiffrierte Akten. Während des Krieges war der OSS eine Schattenorganisation gewesen. Das war auch der Grund, weshalb er so erfolgreich hatte operieren können. Doch nun, in Friedenszeiten, erhob sich die dringliche Notwendigkeit, diese Schatten zu verlängern und zu intensivieren.
»Die zaibatsu«, begann Silvers, »verfügen noch immer über enorme Macht. Angesichts der Tatsache, daß es sich dabei um traditionelle Konzerne im Besitz von Japans einflußreichsten Familien handelt, ist dies auch nicht weiter verwunderlich. Mir liegen nun geheimdienstliche Informationen vor, daß die japanischen Großunternehmen in jüngster Vergangenheit eifrig damit beschäftigt waren, ihre Buchführung, ihre Korrespondenz sowie den innerbetrieblichen Schriftverkehr nach besten Kräften zu frisieren. Während wir noch beide Hände voll zu tun hatten, unsere Besatzungsmacht zu etablieren, nutzten die Japaner die Gunst der Stunde, um so gut wie alles Material, das ihre aktivsten Militaristen hätte belasten können, unter dem Tisch verschwinden zu lassen. Natürlich können wir das nicht beweisen. Das Schlimmste ist jedoch, daß die Japaner dabei so gute Arbeit geleistet haben, daß unser Kriegsverbrechertribunal selbst gegen die größten Kriegstreiber und -gewinnler unter den japanischen Großindustriellen keinerlei Handhabe hat.
Aus diesem Grund wäre es oft - äh - etwas schwierig, wenn nicht geradezu im höchstem Maße undiplomatisch, wenn das Kriegsverbrechertribunal gegen gewisse hochrangige zaibatsu-Mitglieder vorzugehen versuchte. Wie Sie den Ihnen vorliegenden Unterlagen werden entnehmen können, gibt es eine ganz bestimmte Anzahl von einflußreichen Persönlichkeiten aus diesem Sektor der japanischen Gesell-

Schaft, die unbedingt eliminiert werden müssen. Wir können - ebensowenig wie die Japaner - unter keinen Umständen dulden, daß die neue Gesellschaft Japans, mit deren Aufbau uns der Präsident beauftragt hat, bereits von Anfang an wieder von diesen kriegsverbrecherischen Elementen durchsetzt ist, die auszumerzen nicht einmal unserem Kriegsverbrechertribunal möglich zu sein scheint.«
Silvers holte seine Pfeife und einen ledernen Tabaksbeutel hervor. »Um also die Demokratisierung Japans mit Erfolg durchsetzen zu können, sehen wir uns hin und wieder gezwungen, auf - sagen wir mal - etwas unkonventionelle Mittel zurückzugreifen.« Er öffnete den Beutel. »Jedenfalls können wir uns dieser Individuen auf die gängige, offiziell akzeptierte Weise nicht entledigen. Nochmals: Unser Kriegsverbrechertribunal hat keinerlei Handhabe gegen diese Leute.«
Er stopfte die Pfeife und steckte sie an. »Das ist der Punkt, an dem Sie in Erscheinung treten. Sie werden jede der in diesen Akten aufgeführten Personen eliminieren und dem Ganzen den Anschein verleihen, als hätte es sich dabei jeweils um einen Unfall gehandelt.«
Das ließ sich Philip kurz durch den Kopf gehen. »Darf ich fragen, weshalb das Kriegsverbrechertribunal nichts gegen diese Männer unternehmen kann, obwohl sie sich doch angeblich schwerster Kriegsverbrechen schuldig gemacht haben?«
»Sie dürfen durchaus fragen«, erwiderte Silvers mit einem Blick zur Decke.
»Das dürfte doch nicht allzu schwer zu erraten sein«, schaltete sich nun Jonas ein. »Für so etwas gibt es oft eine ganz einfache Erklärung, zumal wir doch eben gehört haben, wie gründlich in Japan von allen möglichen Stellen belastendes Material unter den Tisch gekehrt worden ist. Die Männer, deren Namen in diesen Unterlagen vermerkt sind, haben ganz einfach noch zu viel Einfluß innerhalb der Regierung. Oder sie können uns etwas anlasten, was wir lieber nicht an die große Glocke hängen möchten.«
Philip blätterte in den Unterlagen. »Arisawa Yamamoto, Shigeo Nakajima, Zen Godo.« Er sah auf. »Ich würde nur gerne wissen, wie diese Männer identifiziert worden sind, wenn die japanische Bürokratie, wie Sie behaupten, tatsächlich jegliches belastende Material vernichtet hat, mit Hilfe dessen diese Männer schwerwiegender Kriegsverbrechen hätten überführt werden können?«
Colonel Silvers sog an seiner Pfeife. Er schien sich ganz ungemein für das spinnwebenartige Netz von Rissen im Putz der Decke zu interessieren.
»Sie sollen nur Ihren Auftrag durchführen«, erklärte er schließlich schroff. »Und zwar auf die in Ihren Unterlagen dargelegte Art und Weise.«

Philip hatte seine Heirat der CIG zu verdanken. Er lernte Lillian in Tokio kennen.
Es begann an einem Tag im späten Dezember des Jahres 1946. Er und Jonas waren gerade etwas mehr als einen Monat in Japan. Es hatte den ganzen Nachmittag geregnet. Der Abend präsentierte sich blankgeleckt wie eine Katze. Die USO-Truppe hatte eine Weihnachts-Show für die amerikanischen Besatzungstruppen in Tokio angekündigt. Bis zum Beginn der Show hatte sich der Himmel aufgeklart, und entsprechend groß war die versammelte Menge.
Philip sah Lillian Hadley an besagtem Abend zum erstenmal - in grellem Scheinwerferlicht, ein chromblitzendes Mikrophon in der Hand, begleitet von einem sechzehn Mann starken Orchester. Der tiefe Eindruck, den Lillian auf ihn machte, ist nicht ganz einfach zu beschreiben. Sie hatte zwar durchaus eine gute Stimme, aber sie war im Vergleich zu ihrer enormen Ausstrahlung doch eher von geringfügiger Bedeutung. Sie verstand es auf eine geradezu außergewöhnliche Weise, den Kontakt zum Publikum herzustellen. Offensichtlich gab es für sie nichts Schöneres, als im Mittelpunkt des ungeteilten Interesses von zwanzigtausend Soldaten zu stehen. Das zeigte sich an der Art, wie sie sang, an der Art, wie sie sich herabbeugte, um erst einem Soldaten die Hand zu schütteln, dann einem anderen kurz über die Wange zu streifen. Sie war von Grund auf amerikanisch, der Inbegriff des netten Mädchens von nebenan, wie es einem von allen Illustriertentitelbildern entgegenlächelte. Kurzum, sie erinnerte die Jungs an zu Hause, und dafür liebten sie sie.
Das traf auch auf Philip zu. Als er sie dort oben auf der Bühne stehen sah, fühlte er sich plötzlich schmerzlich daran erinnert, wo er sich befand und wie lange er fort gewesen war - nicht nur von zu Hause, seinem Heim, seiner Stadt, seinem Land, sondern von allem, was für ihn die Normalität darstellte. Ihr Anblick weckte in ihm jenes schmerzliches Heimweh, das selbst die hartgesottensten Burschen, die lange Zeit fern der Heimat waren, in ihre Whiskygläser heulen und anschließend völlig grundlos eine wüste Schlägerei vom Zaun brechen läßt.
Als das Konzert zu Ende war, konnte sich Philip nicht mehr bremsen. Mit Hilfe seines CIG-Ausweises konnte er sich trotz des dichten Absperrgürtels von Militärpolizisten Zugang zum Bereich hinter der Bühne verschaffen.
Doch sobald er erst einmal dieses erste Hindernis überwunden hatte und inmitten der aufgeregt durcheinanderlaufenden Akteure in Kostüm und Schminke, inmitten der Kulissen und Scheinwerferbatterien, der Garderobenkoffer und der überall herumliegenden Kabel hinter der Bühne stand, wußte er nicht mehr, was er hier eigentlich sollte - bis er Lillian entdeckte.

Sie stand für sich allein - eine ruhige, fast majestätische Gestalt -, trank aus einem Pappbecher Kaffee und ließ nachdenklich ihre Blicke über das kontrollierte Chaos um sich herum gleiten. Sie erinnerte ihn an eine Homecoming Queen, die Schulanfangskönigin im College, eine jener unerreichbaren Traumfrauen mit makellosen Gesichtszügen und perfekter Figur, die mit einem strahlenden Lächeln in die Runde blickte, während sie von allen männlichen Wesen über zwölf mit Blikken ausgezogen wurde. Er kannte diese Szene jedoch nur aus dem Kino. Philip hatte nie ein College besucht, dafür hatte ihn die Farm zu sehr beansprucht. Allerdings hatte ihn die Farm keineswegs gänzlich daran gehindert, sich ein gewisses Maß an Bildung anzueignen. Er hatte wie ein Besessener gelesen. Ähnlich seinen Tagträumen hatten Bücher für Philip schon immer einen ebenso einzigartigen wie faszinierenden Zugang zu einer gänzlich andersgearteten neuen Welt dargestellt.

Ohne sich voll seines Tuns bewußt zu werden, ging Philip einfach auf Lillian zu und stellte sich vor.

Sie lachte über seine Witze, freute sich über seine Komplimente, sprach erst zurückhaltend, dann offener mit ihm. Nach kurzer Zeit merkte Philip, wie einsam sie sich fühlte und wie sehr sie von allem, das ihr am Herzen lag, abgeschnitten war. Sie war genau die Sorte von Mädchen, die man am Samstagabend nach dem Kino noch gern in seine Stammkneipe mitgenommen hätte, damit sich alle Freunde und Bekannten ordentlich die Augen aus dem Kopf glotzen konnten, was man da für einen Fang an Land gezogen hatte.

Die Zeit sollte zeigen, daß Lillian Hadley gut und - was vermutlich noch wichtiger war - mit Würde zu altern verstand. Aber damals sah sie einfach noch umwerfend aus. Ihr Vater war Sam Hadley, ein Drei-Sterne-General in MacArthurs persönlichem Stab, der in dem Ruf stand, ein strikter Verfechter unerbittlicher Disziplin im Stil der alten George-Patton-Schule zu sein. Hadley konnte auf eine steile Karriere zurückblicken und zeichnete sich vor allem durch die Fähigkeit aus, selbst in den kritischsten Situationen rasche und überlegte Entscheidungen zu treffen. Er war es, der auf die Gründung der CIG gedrängt hatte, und er war auch einer der Männer, welche die amerikanische Politik im Japan der unmittelbaren Nachkriegszeit am nachhaltigsten beeinflußt hatten. Es hieß sogar, daß sich der Präsident bei der Konzipierung seiner langfristigen Fernost-Politik vornehmlich auf General Hadley stützte.

Philip und Lillian verbrachten den ganzen Abend miteinander; sie unterhielten sich und sahen sich in die Augen. Oft glaubte Philip in Lillians Augen all das wiederzuerkennen, was er an den sanft gewellten Hügeln Pennsylvanias geliebt hatte - obwohl er ihnen den Rücken ge-

kehrt hatte. Es war, als spiegelten ihre Gesichtszüge all das wider, was ihm an seiner Kindheit in angenehmer Erinnerung geblieben war - der winzige Soda-Shop im Ort, wo er an staubig heißen Sommernachmittagen seinen Durst gelöscht hatte; das rotgestrichene hölzerne Schulgebäude, in dem er Schreiben und Lesen gelernt hatte; das melodiöse Bimmeln der Glocken der kleinen Kirche, in die er mit seinem Vater jeden Sonntagmorgen zur Messe gegangen war. Diese wundervolle Frau verkörperte für Philip einfach alles, was an seiner Kindheit schön gewesen war - und zwar ohne den finsteren Ballast, der ihn seiner Heimat schließlich den Rücken hatte kehren lassen. Angesichts dessen war es vielleicht nicht allzu verwunderlich, daß er diesen heftigen Anfall von Nostalgie mit Liebe verwechselte.
»Manchmal«, gestand sie ihm, »vermisse ich meine Brüder so sehr, daß es mir den Atem verschlägt.«
»Sind sie denn weit weg von hier?« fragte Philip.
Lillian sah zu den Sternen hoch, ihrem eigenen privaten Spielplatz. In ihren Augen standen Tränen.
»Was ist passiert?« fragte er behutsam.
Eine Weile dachte Philip, sie hätte ihn nicht gehört. Doch schließlich sagte sie so leise, daß der Wind ihre Worte an seinem Ohr vorbeitrug:
»Meine Brüder sind beide gefallen. Jason am Strand von Anzio. Ich glaube nicht, daß er je festen europäischen Boden unter seinen Füßen gespürt hat. - Billy war Panzerkommandant. Immerhin in Pattons Division. Vater war so stolz auf ihn. Monatelang hat er ständig nur von Billy gesprochen. Patton hat ja auch Schlagzeilen gemacht. Und wo Patton war, da war auch Billy. - Er kam immerhin bis Pilsen. Doch dann jagte eine deutsche Bodenmine ihn und seinen Panzer in die Luft.«
Sie schauderte ein wenig, worauf Philip seine Arme um sie schlang.
»Ich hasse diesen Krieg immer noch, obwohl er längst vorbei ist«, fuhr sie schließlich fort. »Er war grausam und unmenschlich. Wir Menschen sind nicht dafür geschaffen, so viel Leid über uns ergehen zu lassen.«
Nein, dachte Philip, im Gegenteil - wir Menschen stürzen uns nur immer wieder zu bereitwillig in neue Kriege, ohne aus der Geschichte gelernt zu haben. Und warum? Weil wir nichts mehr begehren als die Macht. Und Macht wiederum bedeutet nichts anderes als die Versklavung anderer.
»Sie waren noch so jung«, sprach Lillian weiter. »So unschuldig und tapfer.«
Philip hatte noch nie eine Frau kennengelernt, die ihn so von Grund auf faszinierte. Er war in ihrer Gegenwart unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Nicht, daß er das gewollt hätte. Er wollte sie nur in seinen Armen halten, sie küssen und liebkosen. Er war hingerissen von ihrer Schönheit.

Erst wesentlich später sollte er herausfinden, wie sehr sie Japan und die Japaner verabscheute. Aber da war es längst zu spät.
Im Herbst 1946 wurden die Hilfeleistungen der amerikanischen Regierung an Japan endgültig eingestellt. Da damit der schwer in Mitleidenschaft gezogenen Nachkriegswirtschaft Japans in unangemessenem Umfang unter die Arme gegriffen worden war, geriet diese nach Einstellung der Hilfe unverzüglich wieder ins Straucheln.
In den höchsten japanischen Regierungskreisen breitete sich angesichts dieser Entwicklung zunehmende Panik aus, da nur zu deutlich abzusehen war, daß die japanische Wirtschaft bis spätestens März 1947 vollends zum Erliegen kommen würde. Die Hilfeleistungen waren zu einem Zeitpunkt eingestellt worden, als in Japan noch eine enorme Rohstoff- und vor allem Kohleknappheit herrschte und an eine Einfuhr in größerem Maßstab noch nicht zu denken war. Mit anderen Worten, die japanische Wirtschaft würde nichts produzieren können, da sie über keinerlei Rohstoffe verfügte, aus denen sich irgendwelche Produkte hätten herstellen lassen.
Zwei Wochen bevor die amerikanischen Besatzungstruppen Thanksgiving feierten, hatte Premierminister Shigeru Yoshida eine kleine Schar von besonders fähigen Mitgliedern seines Kabinetts um sich geschart, um einen Ausweg aus dieser Krise zu finden.
Von den sechs Männern, aus denen sich dieses Kohle-Komitee zusammensetzte, gehörten mit einer Ausnahme alle dem Außenministerium oder dem Ministerium für Industrie und Handel an, das seit seiner Gründung im Jahr 1925 das mächtigste und einflußreichste japanische Ministerium dargestellt hatte. Die einzige Ausnahme in diesem erlauchten Kreis von Wirtschaftsfachleuten stellte ein Herr namens Zen Godo dar. Er war der neuernannte Vizevorsitzende der Bank of Nippon und mit Abstand der jüngste Teilnehmer an dieser Runde.
Dennoch war es Godo, der den anschließend vom Komitee gutgeheißenen Vorschlag äußerte, ganz bestimmten Wirtschaftszweigen Priorität zu verleihen und in ihnen die Produktion in verstärktem Maß anzukurbeln. Ohne diesen Entschluß, machte er geltend, würde es sehr bald kein neues Japan mehr geben, das seine Bevölkerung würde angemessen ernähren können.
Godo war für sein Amt bestens ausgebildet. Er hatte sein Studium an der Tokioter Todai-Universität, der renommiertesten Hochschule Japans, als Bester seines Jahrgangs abgeschlossen. Anschließend hatte er im Jahr 1939 mit fünfundsechzig weiteren jungen Anwälten eine Anstellung im Innenministerium gefunden. An diesem Punkt jedoch schlug seine Karriere plötzlich eine gänzlich andersgeartete Richtung

ein, als dies sonst für einen jungen Staatsbeamten in einem der verschiedenen Ministerien der Fall war.
Zusammen mit den anderen jungen Anwälten unterzog Godo sich einer höchst ungewöhnlichen Spezialausbildung, und bis 1941 waren alle diese Männer auf Posten, die über das ganze Land verstreut waren, verteilt. Godo selbst landete bei der Polizei von Tokio.
Den Unterlagen zufolge, die Silvers Philip und Jonas ausgehändigt hatte, wurde Godo schließlich Leiter der Tokko von Tokio, der sogenannten Gedankenkontrollepolizei. Die Tokko war gegründet worden, um alle antimilitaristischen Elemente im Land aufzuspüren, welche die enormen Kriegsanstrengungen in irgendeiner Weise sabotieren oder unterminieren hätten können. Im wesentlichen bezog sich dies auf Kommunisten oder kommunistische Sympathisanten.
Aufgrund der speziellen Natur ihrer Aufgabe wurden die Tokko-Eeamten mit fast unbegrenzten Machtbefugnissen ausgestattet. Sie konnten mehr oder weniger nach freiem Gutdünken handeln. Ihre Vorgesetzten übten ihre Kontrollfunktion nur auf dem Papier aus. Ein ToHro-Beamter konnte von seinem Vorgesetzten weder entlassen oder auch nur zur Rechenschaft gezogen werden. Im Gegenteil - weil der Tokko-Marm von Tokio eingesetzt worden war, hatte sein Vorgesetzter sich sogar nach seinen Anweisungen zu richten.
Die Spitzenkräfte unter den ehemaligen rotto-Angehörigen, zu denen auch Zen Godo gehörte, nutzten ihre einschlägigen Kontakte selbstverständlich in bestmöglichem Umfang, um sich auf die bevorstehende Kapitulation Japans vorzubereiten. Daher hatten sie im Gegensatz zu vielen anderen nach dem Krieg hervorragende Ausgangspositionen. Als Vizevorsitzender einer der drei größten Banken des Landes verfügte Zen Godo 1946 in Japan über fast uneingeschränkte Macht. Entsprechend war er auch maßgeblich an der Schaffung des neuen Wirtschaftssystems beteiligt. Auf Anraten der Regierung gewährten die Banken bestimmten Unternehmen umfangreiche Kredite als Starthilfen. Diese Unternehmen wurden jedoch in kürzester Zeit so abhängig von den Banken, daß sie schließlich von diesen geschluckt wurden. Deswegen dauerte es nicht lange, bis die großen Banken die Nachfolge der zaibatsu antraten, der traditionellen Konzerne in Familienbesitz. Und da die Banken vorwiegend Unternehmen aus jenen staatlich geförderten Wirtschaftszweigen in ihren Besitz gebracht hatten, die in der Aufbauphase der Nachkriegszeit einen blühenden Aufschwung erlebten, machten sie enorme Gewinne.
Zen Godo verstand sich darüber hinaus vortrefflich auf die Ausübung von kanryodo, der hohen Schule der Bürokratie. Kanryodo war nicht weniger schwierig zu beherrschen als aikido, die Kunst des unbewaffneten Kampfs, oder kendo, die Kunst des Schwertkampfs.

Es war ausschließlich der japanischen Denkungsart vorbehalten, etwas so Banales in den Stand einer Kunst zu erhöhen. Und in der Folge sollte dann auch für das neue Japan der Bürokrat das werden, was für das alte Japan der samuraigewesen war. Wie es die Ironie des Schicksals wollte, hatte ausgerechnet die amerikanische Besatzung den Bürokraten in den Sattel verholfen. Durch die Entmachtung des Militärs und die Beschneidung der Macht der zaibatsu hatte General MacArthur ein Machtvakuum von solchem Umfang geschaffen, das nicht von langer Dauer bleiben konnte.
Und so bot sich die Bürokratie als das mit dem Wiederaufbau Japans betraute Element im Machtgefüge der neuen Nation geradezu dafür an, dieses Vakuum auszufüllen und sich alle damit verbundenen Vorteile nach Kräften zunutze zu machen.
Zen Godo hatte von Arisawa Yamamotos Tod gelesen und zeigte sich darüber zutiefst beunruhigt. In den Zeitungen stand zwar, daß er an den Folgen eines Unfalls gestorben war, aber Godo kam diese Erklärung mehr als spanisch vor. Er war schon seit langem ein guter Freund und enger Geschäftspartner von Yamamoto gewesen. Yamamoto war der Direktor des Flugzeugbauunternehmens gleichen Namens, zusammen mit Nakajima Aircraft hatte seine Firma die Zero-Flugzeugmotoren hergestellt. Das Unternehmen hatte dementsprechend während des Krieges enorme Gewinne gemacht. Wie Zen Godo hatte auch Yamamoto keinerlei Animositäten gegen die Amerikaner gehegt, zumal er sich - mit wenigen anderen - von Anfang an des selbstzerstörerischen Wahnsinns bewußt gewesen war, den Amerikanern den Krieg zu erklären. Nach außen hin kamen Godo und Yamamoto jedoch weiterhin getreulich ihren Pflichten gegenüber Reich und Kaiser nach, da Männern wie ihnen in dieser Situation auch gar nichts anderes übrig blieb. Doch tief in ihrem Innern harrten sie bereits sehnsüchtig dem Ende dieses wahnsinnigen Krieges entgegen. Und als es dann endlich so weit war, wollten sie sich nur noch dem Wiederaufbau Japans widmen. Erst vor einer Woche hatte Yamamoto sich mit Godo getroffen und ihm von seinem Vorhaben erzählt, den Amerikanern die Pläne für das neue Düsentriebwerk auszuhändigen, an dessen Entwicklung die Ingenieure seines Unternehmens während der letzten Kriegsmonate gearbeitet hatten.
Doch nun war Yamamoto tot. Von einem Lastwagen überfahren, wie es in den Zeitungen hieß. Zen Godo schenkte den Zeitungen jedoch keinen Glauben; ganz offensichtlich standen Yamamotos Feinde dahinter. Yamamotos Feinde waren auch Godos Feinde. Sie waren auf zahlreiche Bereiche des öffentlichen Lebens verteilt, sie waren hervorragend organisiert, und sie setzten ihre üblen Machenschaften mit unnachgiebiger Entschlossenheit durch. Demzufolge schien es Zen

Godo angeraten, ab sofort äußerste Vorsicht walten zu lassen und sich darüber hinaus Klarheit über die Hintergründe des Todes seines Freundes zu verschaffen.
Deshalb ließ Zen Godo seine Tochter zu sich kommen.
Michiko war eben erst mit Arisawa Yamamotos ältestem Sohn Nobuo verheiratet worden. Die Heirat war von den beiden Vätern arrangiert worden. Zen Godo betrachtete diese Verbindung als Garant seiner Zukunft. Nobuo war intelligent, hatte ein gutes Auftreten und sah ganz akzeptabel aus. Was jedoch wesentlich wichtiger war - er war der Erstgeborene und würde deshalb nach dem Tod seines Vaters das Unternehmen erben.
Godo sah in Nobuo die ideale Partie für seine Tochter Michiko, die blendend hübsch war und darüber hinaus über ein außergewöhnlich feuriges Temperament verfügte, das Godo insgeheim für absolut unbezähmbar hielt. Und wenn er sich selbst gegenüber ehrlich war, mußte er sich auch eingestehen, daß es wohl kaum einen halbwegs vernünftigen jungen Mann geben würde, der allzu lange um Michikos Hand anzuhalten versucht hätte.
Die beiden Männer hatten über die Anknüpfung dieser ehelichen Bande kaum anders gesprochen, als zwei Geschäftsmänner über einen Firmenzusammenschluß verhandelten. Schließlich hatten sie sich in beidseitigem Einvernehmen einigen können, und es kam zur Eheschließung. Das war vor sechs Monaten gewesen. Nun waren Michiko und Nobuo ein Paar, ohne daß Godo freilich nähere Vorstellungen davon gehabt hätte, inwieweit ihre Ehe funktionierte. Das junge Paar war kurz nach der Hochzeit nach Kobe gezogen, da Nobuo mit der Leitung der dort ansässigen familieneigenen Betriebe beauftragt worden war. Das Unternehmen stellte sich nämlich während dieser Zeit gerade auf die Herstellung von schwerindustriellen Produktionsgeräten um. Die Familie beabsichtigte, beim Wiederaufbau Japans in vorderster Reihe mitzumischen. Aus diesem Grund schloß sie sich mit Kanagawa Heavy Industries zusammen.
Alles schien glatt zu laufen. Bis Arisawa Yamamoto starb. Überfahren von einem Lkw.
»Michiko«, sagte Zen Godo zu seiner Tochter, »ich vermute, daß unsere Feinde zum Schlag gegen uns auszuholen beabsichtigen. Deshalb muß ich die wahren Hintergründe des Todes deines Schwiegervaters erfahren.«
Michiko, die in kindlicher Ehrerbietung vor ihrem Vater kniete, verneigte sich.
»Du warst stets mein starker rechter Arm«, fuhr Zen Godo fort.
»Viele meiner Geschäftserfolge verdanke ich deinem Einfallsreichtum. Du hast für mich die Geheimnisse dieser Stadt auf eine Weise er-

forscht, wie dies nur einer Frau möglich sein kann. Doch nun fürchte ich, daß unsere Feinde zum Gegenschlag ausholen. Ich stehe zu sehr im Rampenlicht des öffentlichen Interesses, als daß ich offene Gegenmaßnahmen ergreifen könnte. Ich kann es mir nicht leisten, die Aufmerksamkeit sowohl unserer Feinde wie der Amerikaner auf mich zu lenken. Du bist mir als einzige geblieben, an die ich mich in dieser Sache wenden kann.«
Zen Godo brachte den Namen seiner Tochter Okichi, die für immer von ihnen geschieden war, nicht über seine Lippen.
»Falls Arisawa Yamamoto tatsächlich ermordet worden ist«, erklärte Michiko, »werde ich die Männer ausfindig machen, die ihn getötet haben. Was soll ich tun, sobald ich sie aufgespürt habe?«
Zen Godo ließ sich mit seiner Antwort Zeit. Er gab sich seinen Gedanken über das Wesen der Rache hin.
An dem Abend, an dem Philip Lillian einen Heiratsantrag machte, hatte sie wieder einen ihrer Auftritte. Von Scheinwerferlicht umflutet, versetzte sie das Publikum - hauptsächlich junge Burschen, kaum älter als achtzehn - regelrecht in Ekstase. Sie bediente sich dabei mehr als bloßen Sex-Appeals. Ihre Ausstrahlung war vollkommen natürlich und daher um so stärker. Die jungen Männer im Publikum verfolgten hingerissen jede ihrer Bewegungen, ohne groß darauf zu achten, was sie eigentlich sang. Aber darauf kam es auch gar nicht an. Sie erinnerte die Jungs an zu Hause. Und sie hatte keine Angst, den unmittelbaren Kontakt mit ihnen zu suchen.
Mit Philip war das eine ganz andere Geschichte. Schon mehrere Male hatte er mit ihr zu schlafen versucht. Obwohl er einfühlsam, zärtlich und liebevoll vorging, wies sie ihn jedesmal zurück. Und das, obwohl sie sich vorher stundenlang geküßt, miteinander geschmust und sich engumschlungen alle nur erdenklichen Zärtlichkeiten in die Ohren geflüstert hatten.
»Ich war noch nie mit einem Mann zusammen«, erklärte sie ihm. »Ich meine, auf diese Weise.« Sie legte ihren Kopf an seine Brust. »Ich möchte, daß es etwas Besonderes wird. Ja, etwas ganz Besonderes.«
»Aber sind denn unsere Gefühle füreinander nicht etwas ganz Besonderes?«
»O doch«, versicherte sie ihm. »Ganz gewiß sind sie das. Es ist nur, daß ich immer davon geträumt habe ... Als kleines Mädchen habe ich mir genau ausgemalt, wie es sein sollte. Keiner meiner anderen Träume ist bisher wahr geworden, Phil. Das ist also meine letzte Chance. Ich möchte, daß es so wird, wie ich es mir erträumt habe.« Ihre Wimpern waren feucht. »Du bist der erste Mann, der . .. Ich glaube, du könntest mich dazu bringen, meinen Traum aufzugeben - wenn du darauf be-

stehst.« Sie hielt ihn eng umschlungen. Es war nicht ihre Stimme, sondern etwas wesentlich Elementareres, das zu ihm sprach, als sie sagte: »Aber ich bitte dich inständig darum, es nicht zu tun.«
Und so verzichtete er darauf.
Statt dessen bat er sie, ihn zu heiraten. Genau das war es natürlich gewesen, worauf sie es von Anfang an abgesehen hatte.
Zen Godo hatte drei Kinder von seiner inzwischen verstorbenen Frau. Nur noch eines von ihnen war am Leben - Michiko. Der Gedanke an seine andere Tochter, Okichi, war ihm unerträglich. Tetsu, sein einziger Sohn, war ein glühender Verfechter des Krieges gewesen. Er hatte in ihm den Göttlichen Wind gesehen, der sein Vaterland in machtvollem Glanz neu erstehen lassen würde.
Aus diesem Grund hatte er sich in selbstloser patriotischer Opferbereitschaft für drei Jahre als Kamikaze-Pilot verpflichtet. Zen Godo trug das Todesgedicht seines Sohnes immer bei sich.
Die wilden Kirschblüten von
Yamamoto
werden in ihrem Fall
vielleicht sogar den Himmel erschüttern.
Yamamoto war ein uralter poetischer Name für Japan. Es war auch der Name des Kamikaze-Geschwaders, dem Tetsu zugeteilt worden war. Er war zweiundzwanzig, als er starb.
Tetsu hatte an die shokokumin geglaubt, die Kinder der kommenden Generation. Immer wieder hatte er Zen Godo auf den Ausspruch des Kriegshelden Vizeadmiral Onishi hingewiesen: »Die Reinheit der Jugend wird Wegbereiterin des Heiligen Windes sein.« Tetsu war erfüllt von Yamamoto-dama-shii, dem japanischen Geist, der von bedingungsloser Hingabe an sein Land geprägt war. In den letzten Kriegstagen, als die Luft sowohl von der allgemeinen Verzweiflung als auch von den amerikanischen Bomben erfüllt war, glaubten viele daran, daß Yamamoto-dama-shii den endgültigen Sieg herbeiführen würde, den man mit Waffen und mit den unzähligen Opfern an Menschenleben nicht hatte erringen können.
Zen Godo war sich der verheerenden Folgen eines solch blinden Fanatismus nur zu deutlich bewußt, wenn er an den Gräbern seiner Familienangehörigen die /oss-Stäbchen entzündete und pflichtgetreu die Gebete für die Toten sprach.
Wenn Zen Godo an die niederschmetternde Vergeblichkeit und den unerschütterlichen Glauben zurückdachte, die kennzeichnend für Yamamoto-dama-shii waren, wurde er unwillkürlich an Kozo Shüna erin-

nert. Shiina war gegenwärtig als Chef des Ministeriums für Industrie und Handel, das sich auf sein Betreiben hin zum mächtigsten Faktor der japanischen Nachkriegsbürokratie entwickelt hatte, Japans einflußreichster Minister. Um Shiina hatte sich außerdem eine finstere und tödlich bedrohliche Clique von Ministern geschart.
Shiina arbeitete wie ein Besessener - fast könnte man sagen, wie ein Größenwahnsinniger - darauf hin, die Vormachtstellung des Ministeriums für Industrie und Handel immer weiter auszubauen. Er hatte sich ganz bewußt mit ehemaligen Mitgliedern des alten Munitionsministeriums umgeben. Wie Shiina selbst, waren alle diese Männer ehemalige hohe Offiziere. Allerdings hatte Shiina persönlich dafür Sorge getragen, daß ihre Personalunterlagen während der ersten Woche der amerikanischen Besatzung, als in Tokio noch das offene Chaos regiert hatte, von Grund auf geändert wurden. Damit konnten diese Männer weder durch das amerikanische Kriegsverbrechertribunal noch durch irgend jemanden sonst belangt werden. Zudem standen sie nun tief in Shiinas Schuld.
Die Japaner hatten aus ihrem schrecklichen Gesichtsverlust unter der amerikanischen Besatzungsmacht gelernt. Dies galt vor allem für Shiina, der die ihm aufgezwungene MacArthur-Verfassung so vehement verabscheute, daß er sich schwor, die Amerikaner für diese Demütigung büßen zu lassen.
Es war Shiinas Idee gewesen, sich der Taktik von Prinzip und Praxis - tatemaeund könne-zu bedienen. Das bedeutete, daß man innerhalb der japanischen Regierung von nun an zweispurig fuhr. Tatemae stand für die vorgeschobenen Prinzipien, auf die man sich berief, wenn man mit den Besatzungsmächten über die Richtlinien der künftigen Politik verhandelte. Dem stand könne gegenüber - die Praxis oder »wahre Absicht«. Denn die praktische Durchführung der mit den Amerikanern vereinbarten politischen Richtlinien sah dann ganz anders aus, als ursprünglich am Verhandlungstisch festgelegt worden war.
Die Taktik des tatemaeund könne erwies sich als ein durchschlagender Erfolg und verhalf Shiina innerhalb der japanischen Regierung zu einer Machtposition, wie er sie selbst während des Krieges nicht eingenommen hatte. Doch sein Groll über Japans demütigende Niederlage und seine Abneigung gegen jede Form von Besatzung waren so groß, daß ihm selbst dieser glänzende Erfolg nur zu einem geringen Maß an persönlicher Genugtuung zu verhelfen vermochte.
Philip arbeitete nur nachts, das war mittlerweile zu einer Art Markenzeichen für ihn geworden. Wie dem auch sei - dazu war er ausgebildet worden, und mit dieser Methode hatte er auch die besten Erfolge erzielt.

Jonas war der Planer, die Spinne, die sich darauf verstand, raffiniert ineinander verschlungene Netze auszuwerfen. Philip modifizierte diese Pläne, entriß sie dem Reich der Theorie, machte sie auf der praktischen Ebene durchführbar und setzte sie schließlich in die Tat um. Gemeinsam bildeten die beiden ein unschlagbares Gespann.
Jonas hatte für die Durchführung ihres Vorhabens eine Neumondnacht bestimmt. Doch diese Nacht erwies sich als zu klar, so daß Philip gezwungen war, auf trüberes und nebligeres Wetter zu warten. Und zwei Nächte später war es schließlich soweit. Selbst die Scheinwerfer der wenigen Autos, die bei diesem Wetter nachts noch unterwegs waren, konnten diesen Nebel nicht durchdringen.
Tokio war damals nachts eine extrem dunkle Stadt; selbst in Gegenden, die kaum zerbombt waren, brannten so gut wie keine Lichter. Die Parks waren selbstverständlich Orte stygischer Finsternis.
Shigeo Nakajima war der zweite Mann auf Philips Todesliste. Arisawa Yamamoto war als erster an der Reihe gewesen. Philip selbst hatte den Lkw gefahren, unter dessen Rädern Yamamoto den Tod gefunden hatte. Geheimdienstlichen Informationen zufolge, die Silvers Philip und Jonas hatte zukommen lassen, hatte Yamamoto auf Mindanao ein Kriegsgefangenenlager geleitet, das sich durch eine besonders hohe Sterblichkeitsrate unter seinen Insassen auszeichnete. Yamamoto war berüchtigt dafür gewesen, die Gefangenen aufs äußerste zu demütigen. Diejenigen, die sich das nicht bieten ließen, wurden erschossen. Diejenigen, die es sich gefallen ließen, wurden gefoltert.
Shigeo Nakajima wurde beschuldigt, in der Schlacht von Okinawa ein Bataillon Soldaten befehligt, den Feind geschlagen und anschließend seine Männer dazu angehalten zu haben, sich an den Leichen der gefallenen Feinde zu vergehen. Die Verwundeten wurden allesamt erschossen. Die Toten wurden aller Waffen und Wertgegenstände beraubt und anschließend, als Warnung an jene, die sie finden würden, kastriert.
Die Dossiers über diese beiden Männer waren in der Tat eine Anhäufung bestialischer Greueltaten. »Das sind keine Menschen«, hatte Jonas an irgendeinem Punkt gesagt. »Das sind Bestien.«
Allerdings war dieses belastende Beweismaterial so umfangreich und so ungewöhnlich detailliert, daß Philip insgeheim Zweifel kamen, wie diese Informationen in dieser Gründlichkeit zusammengetragen worden sein sollten. Er war bei der Durchführung seines ersten Extraktionsauftrags von schweren Zweifeln geplagt worden. Und als er sich nun an die Durchführung seiner zweiten Mission machte, mußte er feststellen, daß diese Zweifel, diesmal sogar in noch stärkerem Maß, erneut in ihm wach wurden.
Das Haus lag in Matsugaya, unweit des Ueno-Parks im Norden von

Tokios Zentrum. Lange seinen Blicken entzogen, ragte es erst ganz plötzlich dunkel vor ihm auf, als er fast den das Haus umgebenden Garten erreicht hatte. Er hatte den Wagen ein gutes Stück vom Haus entfernt stehen lassen und war das letzte Stück zu Fuß gegangen.
In das Haus einzudringen, stellte kein Problem dar. Er ließ seine nassen Schuhe draußen auf der Veranda stehen. Eine ironische Geste der Höflichkeit. 7«fam/-Matten durften nur von bloßen oder ^^-bekleideten Füßen betreten werden.
Philip trug tabi, jene praktischen japanischen Socken mit separater großer Zehe, die dem Fuß zu größerem Bewegungsspielraum verhalfen. Es war nicht auszuschließen, daß der Schweiß von der Haut der Fußsohle Spuren auf den Reisstrohmatten hinterließ.
Philip schob die Reispapiertür zu Nakajimas Schlafraum auf. Behutsam setzte er einen Fuß vor den anderen. Die tabi erlaubten es ihm, sich sowohl mit seinen Zehen voranzutasten als auch sie nötigenfalls zum Greifen zu verwenden. Das Dunkel im Raum wurde durch die shoji-Wandschirme, die sich auf einen der Gärten hinaus öffneten, geringfügig abgeschwächt. Nakajima entzündete dort nämlich gewohnheitsmäßig kleine Votivkerzen, damit die Geister der Verstorbenen seiner Familie den Weg fanden, wenn sie ihn während der Nacht aufsuchen wollten.
Diesmal war jedoch ein anderer Geist gekommen.
Der Lichtschein der winzigen Flammen wurde durch die Reispapierwandschirme über den Raum gestreut. Philip konnte Nakajima unter der Decke schlafen sehen. Er schlich über die tatami-Matien, bis er sich direkt hinter dem Kopf Nakajimas befand. Dann kniete er nieder. Nakajima lag auf dem Rücken. Philip beugte sich über ihn und schlug die Baumwolldecke, unter der Nakajima schlief, dreimal zurück, so daß sie jetzt die dreifache Dicke hatte. Dann zog er dieses dreimal so dicke Stück vorsichtig hoch, so daß es direkt über Nakajimas zur Decke gewandtem Gesicht zu liegen kam.
Und dann richtete er sich kurz auf und drückte die Decke auf Nakajimas Gesicht. Gleichzeitig preßte er sie mit den Knien zu beiden Seiten von Nakajimas Kopf gegen den Boden, so daß er beide Hände frei hatte, als der Japaner einen unterdrückten Schrei ausstieß. Sein Oberkörper bäumte sich auf, wurde aber durch die Decke niedergedrückt. Philip legte sich mit seinem ganzen Gewicht über ihn, als Nakajimas Bewegungen heftiger wurden. Die Hände des Japaners tasteten am Rand der Reisstrohmatte entlang, als suchten sie nach einem kostbaren Gegenstand. Einem Dolch vielleicht? Philip folgte den Händen mit seinem Blick. Nein. Ein Stück Papier. Er konzentrierte sich wieder auf seine Aufgabe.
Nakajima schlug verzweifelt mit den Beinen um sich; seine Fersen

trommelten gegen die elastischen tatami-Matten, und seine zuckende Gegenwehr wurde immer verzweifelter. Nakajima kämpfte erbittert um sein Leben.
Philip verstärkte den Druck noch mehr. Nakajimas Finger zerknüllten das Stück Papier, das sie umklammerten. Und dann, ganz langsam, erschlaffte sein Arm. Philip nahm die zusammengefaltete Decke fort und starrte in die ausdruckslosen Augen hinab.
Bedächtig entfaltete er die Decke wieder und brachte sie in ihre bisherige Lage. Er schickte sich bereits zum Gehen an, als sein Blick erneut auf dem Stück Papier in Nakajimas Hand haften blieb. Weshalb hatte er diesem Stück Papier im Augenblick des Todes solche Bedeutung beigemessen? Es war, als hätte er es zu schützen - oder zu vernichten - versucht.
Philip bückte sich und nahm das Stück Papier aus seinen erstarrenden Fingern. Er trat an einen Wandschirm, um im schwachen Schein der Kerzen die Kalligraphie zu entziffern.
Es handelte sich um einen Brief. Philip las ihn zweimal, ohne abzusetzen. Eisige Kälte breitete sich in seiner Magenhöhle aus. Plötzlich sprangen ihm wieder seine alten Zweifel hinsichtlich des Auftrags an, der ihm und Jonas zugeteilt worden war. Durch seinen Kopf schoß ein grauenvoller Gedanke: Mein Gott, was habe ich nur getan!
Eine schreckliche Ahnung ergriff von ihm Besitz, als er den Brief in seine Tasche steckte und, begleitet vom nächtlichen Ruf eines Ziegenmelkers, aus dem Haus schlich.
Nur die Votivkerzen blieben zurück. Ihre flackernden Flammen warfen ominöse Schatten auf die Reispapierschirme.
Philip und Lillian wurden gleich am nächsten Tag getraut. Die Witterung war frisch und klar, und die lastende Schwere der vorangegangenen Nebelnacht war durch einen kräftigen Nordwind weggefegt worden. Die Brise, die vom Sumida-Fluß heraufwehte, roch nach Kiefern und Asche - wie Japan, ein Symbol des Neuen und Alten.
Lillian trug ein pflaumenfarbenes Kostüm. Ein richtiges Hochzeitskleid kam angesichts der äußeren Umstände nicht in Frage, da kein Taft und keine Spitze erhältlich waren. Aber immerhin hatte sie einen Hut mit einem Schleier, der über die obere Hälfte ihres Gesichts fiel, als sie am Arm ihres Vaters den Mittelgang der kleinen Kirche hinunterschritt.
General Hadley, ein hochgewachsener, gutaussehender Mann mit einem silbergrauen Schnurrbart und leicht geröteten Wangen, sah in seiner Paradeuniform so fesch wie nur irgend denkbar aus. Seine Schuhe waren so auf Hochglanz poliert, daß Philip sicher war, daß er sie als Spiegel benutzt hatte, um sich die Krawatte zu binden.

Lillians Mutter, eine zierliche, aparte Frau von zurückhaltendem Wesen, brach in Tränen aus, als ihre Tochter das Ja sprach. Der General saß reglos wie eine Statue neben seiner Frau in der ersten Reihe. Seine behandschuhten Hände ruhten in seinem Schoß. Falls ihn die Feier in irgendeiner Weise berührt haben sollte, so ließ er sich jedenfalls nicht das geringste anmerken.
Beim anschließenden Empfang jedoch schüttelte er Philip mit Nachdruck die Hand und sagte: »Herzlichen Glückwunsch, mein Sohn. Du bist in jedem Fall eine wertvolle Bereicherung für unsere Familie.« Philips Gesichtsausdruck brachte ihn zum Lachen. »Glaubst du etwa, ich hätte nicht genauestens meine Erkundigungen über dich eingezogen, als ich erfuhr, daß du meiner Kleinen den Hof machst? Ob du's glaubst oder nicht - ich habe dich so gründlich durchleuchten lassen, daß ich dir auf den Kopf zusagen könnte, wie oft du deine Unterhosen wechselst.«
Er nahm Philip in eine abgeschiedene Ecke beiseite und senkte seine Stimme. »Alle Anerkennung, mein Junge. Was du und dein Freund Jonas Sammartin für uns im Pazifik geleistet habt, war wirklich großartig. Und ich bin natürlich auch darüber im Bilde, wie ihr hier in Japan unserem Land wertvolle Dienste leistet. Da ihr euch dafür aber kaum viel öffentliche Anerkennung einhandeln werdet, möchte ich dich doch wissen lassen, daß wir eure Arbeit durchaus zu schätzen wissen.«
»Besten Dank, Sir.« Philip sah Lillian und ihre Mutter inmitten einer Schar von Gratulanten stehen. Nach seiner Rückkehr von Nakajimas Haus hatte er stundenlang nicht schlafen können. Er hatte ständig hin und her überlegt, ob er Jonas den Brief zeigen sollte. Zweimal hatte er bereits nach dem Hörer des Telefons gegriffen, um seinen Freund anzurufen. Beide Male hatte er sich dann doch eines anderen besonnen. Jonas war in gewisser Weise intelligenter und scharfsinniger als Philip. Zugleich war er jedoch durch und durch der typische West-Point-Absolvent. Er befolgte seine Befehle buchstabengetreu. Philip hatte nur zu gut in Erinnerung, wie oft Jonas ihm Vorhaltungen gemacht hatte, weil er es mit den Regeln und Vorschriften, die sein Leben von Grund auf bestimmten, nicht'immer ganz so genau genommen hatte.
»Verdammt noch mal, Phil«, hatte Jonas ihn unzählige Male gerügt. »Ohne Ordnung versinkt die Welt im Chaos. Vorschriften sind dafür da, befolgt zu werden. Manchmal glaube ich wirklich, du bist eine regelrechte Bedrohung für das gesamte Militär.« Mit einem Grinsen fügte er dann aber meistens noch hinzu: »Doch ich fürchte, das ist etwas, was du nie lernen wirst.«
Diese Verstöße gegen die Vorschriften hatten jedoch ein gewisses Maß nie überschritten. In Philips Augen handelte es sich dabei einfach um die unausweichlichen Folgen seines unabhängigen Geistes. Aber

diesmal war es ganz anders. Wenn wahr war, was er vermutete, dann was das, was er und Jonas in Japan getan hatten, von Grund auf falsch. Und wenn er diesen Gedanken noch ein Stück weiterspann, dann ließ sich auch unmöglich feststellen, ob Colonel Silvers, ihr Vorgesetzter, selbst einer Täuschung auf den Leim gegangen war oder ob er sich der Fälschung geheimdienstlicher Informationen schuldig gemacht hatte. So sehr er Jonas mochte und ihm vertraute, wußte Philip doch, daß er auf keinen Fall das Risiko eingehen konnte, Jonas zu bitten, Silvers von seinem Verdacht zu erzählen. Zumindest so lange nicht, bis Philip Gewißheit hatte, auf welcher Seite Silvers stand. Aus diesem Grund beschloß Philip, die in Nakajimas Brief enthaltenen Informationen für sich zu behalten.
Doch wie sollte er in dieser Angelegenheit, ganz auf sich allein gestellt, etwas erreichen? Dies war im Augenblick sein dringlichstes Problem. Doch plötzlich kam ihm eine Idee. Ja, vielleicht war das die Lösung. »Wenn Sie gestatten, General, würde ich Sie gern um einen Gefallen bitten.«
»Außerdienstlich kannst du mich ab sofort ruhig Sam nennen, mein Junge. Du gehörst jetzt schließlich zur Familie.«
»Jawohl, Sir - äh, Sam. Nun ja, mir sind da gewisse Zweifel gekommen, was meinen jüngsten Auftrag betrifft. Ich hätte gern Näheres über die Herkunft des geheimdienstlichen Materials in bezug auf meinen Extraktionskandidaten erfahren. Könnten Sie - äh, könntest du dich diesbezüglich ein wenig für mich umhören?«
Hadley schnappte einem vorüberhuschenden Kellner zwei Gläser Champagner vom Tablett und reichte eines davon Philip. »Warum fragst du das nicht deinen Chef? Silvers ist doch ein tüchtiger und zuverlässiger Mann.«
»Das habe ich bereits versucht«, erwiderte Philip. »Allerdings habe ich in diesem Punkt bei ihm auf Granit gebissen.«
»Nun gut, Phil. Du bist ja nun weiß Gott lange genug bei der CIG, um zu wissen, wie so etwas gehandhabt wird. Wichtige Informationen werden immer nur an diejenigen weitergeleitet, die sich unbedingt in ihrem Besitz befinden müssen. Und genau von solchen Erwägungen dürfte demnach Silvers Vorgehensweise bestimmt worden sein.«
»Aber was ist«, ließ Philip nicht locker, »wenn die von Silvers an mich weitergeleiteten Informationen falsch sind?«
General Hadleys Augen verengten sich. »Hast du irgendwelche Beweise für diese Behauptung, mein Junge?«
Darauf reichte ihm Philip den Brief, den er in Shigeo Nakajimas Haus gefunden hatte.
»Ich verstehe kein Japanisch«, erklärte Hadley. Er hielt den Brief verkehrt herum in den Händen.

»Es handelt sich dabei um einen Brief«, erklärte Philip dem General und drückte ihm das Blatt Papier richtig herum in die Hand. »Von Nakajima an Arisawa Yamamoto. Es ist darin von einem neuen Düsentriebwerk die Rede, dessen Pläne Yamamoto an uns ausliefern wollte. Jedenfalls hört sich das nicht nach einem Kriegsverbrecher an, der sich der Bestrafung durch amerikanische Gerichte zu entziehen versucht.«
General Hadley nahm einen Schluck von seinem Champagner und zuckte mit den Schultern. »Vielleicht wollte uns Nakajima nur ein Tauschgeschäft vorschlagen.«
»Das glaube ich nicht«, entgegnete Philip. »Erstens ist davon in diesem Brief mit keinem Wort die Rede.« Er deutete auf die in senkrechten Reihen angeordneten japanischen Zeichen. »Zweitens - und das halte ich in diesem Zusammenhang für noch entscheidender - kommt Nakajima in diesem Brief auf Zen Godo zu sprechen, einen Geschäftspartner von Yamamoto und ihm. Er behauptet, eine Organisation namens Jiban hätte es auf sie drei abgesehen.«
Hadley runzelte die Stirn. »Was soll das nun wieder sein?«
»So genau kann ich das auch nicht sagen«, mußte Philip zugeben. »Jiban ist der japanische Begriff für eine politische Gruppierung, eine Art von Organisation also.«
»Und du glaubst nun, diese Organisation, dieser Jiban, könnte uns das belastende Material über Yamamoto und Nakajima zugespielt haben?«
Philip nickte. »Ich bin inzwischen zu der Überzeugung gelangt, daß Yamamoto, Nakajima und Godo keineswegs die Kriegsverbrecher sind, als die sie uns Silvers mit seinen Unterlagen hinstellen wollte. Ich glaube vielmehr, daß es sich bei diesen drei Männern um erklärte politische Gegner dieses sogenannten Jiban handelt. Der Jiban möchte sich dieser drei Männer entledigen und greift zu diesem Zweck raffinierterweise ausgerechnet auf die Unterstützung der CIG zurück, die es sich zum Ziel gesetzt hat, all jene japanischen Kriegsverbrecher aus dem Verkehr zu ziehen, denen wir auf offiziellem gerichtlichem Weg nichts anhaben können. Ein perfekteres Verbrechen läßt sich kaum vorstellen: Man läßt andere für sich töten, indem man sie glauben macht, sie würden der Gerechtigkeit zum Sieg verhelfen.«
Hadley ließ sich das von Philip Gesagte eine Weile durch den Kopf gehen. »Yamamoto und Nakajima wurden bereits eliminiert«, sagte er schließlich. »Und was ist mit Zen Godo?«
»Er ist der nächste auf unserer Liste. Ich habe bereits zwei Morde auf dem Gewissen. Ich bin nicht gewillt, dem auch noch einen dritten hinzuzufügen.«
»Steck das mal wieder weg.« Der General deutete auf Nakajimas

Brief und sah dann Philip eindringlich an. »Kannst du mir vielleicht eines sagen? Warum wendest du dich mit diesem Wissen eigentlich an niemanden bei der CIG?«
»So genau weiß ich das, ehrlich gestanden, selbst nicht.« Philip hatte sich mit diesem Problem schon die ganze Nacht herumgeschlagen. »Vielleicht aus einer Art instinktivem Gefühl heraus.«
Hadley nickte. »Das Vertrauen eines anderen Menschen gehört zu den Dingen im Leben, die am schwersten zu erringen sind, wie?« Als ehemaliger Feldkommandant hatte der General gesunden Respekt vor dem instinktiven Gefühl eines Soldaten. »Na gut«, erklärte er abschließend. »Ich werde sehen, ob ich etwas über die Herkunft von Colonel Silvers Material in Erfahrung bringen kann. Aber solange das nicht der Fall ist, bist du verpflichtet, jeden Befehl deines Vorgesetzten auszuführen. Darauf möchte ich dich mit allem Nachdruck hinweisen.« Und dann klopfte er Philip lächelnd auf die Schulter und prostete ihm zu. »Aber jetzt wollen wir anstoßen. Auf dich und meine Tochter, mein Junge. Auf eure glückliche gemeinsame Zukunft!«
Wenn Zen Godo an etwas glaubte, dann an den Grundsatz, immer in der Sonne zu stehen - das heißt, mit der Sonne im Rücken -, wobei er dies sowohl auf das Geschäftsleben bezog wie auf den bewaffneten Kampf. Außerdem war dieser Grundsatz sowohl im übertragenen wie im wortwörtlichen Sinn zu verstehen. Behalte deine Feinde scharf im Auge und lasse nicht zu, daß sie dich ihrerseits zu deutlich sehen können. Wenn deine Feinde dich nicht deutlich sehen können, können sie nicht angreifen; oder zumindest wird ihr Angriff keine sonderlich großen Aussichten auf Erfolg haben.
Diese Philosophie war Zen Godo von seinem Vater beigebracht worden, einem Mann, der nach außen hin nie die Beherrschung verlor oder gegen irgend jemanden ein hartes Wort fallen ließ. Dennoch war er ein Geschäftsmann gewesen, der in der rücksichtslosen Durchsetzung seiner Ziele über Leichen gegangen wäre. Viele Männer waren infolge seiner Fusionen und Blitzaufkäufe ruiniert worden und gestorben, aber kein Lebender hätte je schlecht von ihm gesprochen.
Als ein treuer und pflichtbewußter Sohn sprach sich Zen Godo jede Woche mit seinem Vater aus. Zen Godo würde sich bis ans Ende seines Lebens dem Geist seines Vaters verpflichtet fühlen.
Am Grab seiner Familie entzündete Godo die /oss-Stäbchen und sprach mit gesenktem Kopf die buddhistischen Gebete für die Toten. Und nachdem er den vorgeschriebenen Zeitraum hatte verstreichen lassen, begann er zu seinem Vater zu sprechen. Vielleicht war es auch nur die Ruhe an diesem Ort, von der er sich so nachhaltig inspirieren ließ. Godo war jedoch diesbezüglich anderer Meinung. Er fühlte sich

am Grab seines Vaters vom Geist seines Vaters umgeben, der sich seine Ansichten anhörte und seine Meinung dazu äußerte.
»Vater«, begann Godo mit gesenktem Kopf. »Ich bin umgeben von Feinden.«
Mein Sohn, hallte die Stimme seines Vaters in seinem Kopf wider, sobald du die Münze des Erfolgs umdrehst, stößt du auf einen Feind.
»Vater«, sprach Godo weiter, »sie haben bereits Yamamoto-san und Nakajima-san ermordet. Und jetzt trachten sie mir nach dem Leben.«
In diesem Fall, dröhnte die Stimme seines Vaters, solltest du ihnen zuvorkommen und erst sie vernichten.
Fast eine Woche nach seiner Hochzeit traf Philip sich in der nüchternen Umgebung des Meiji-Jinja-Tempels mit General Hadley. Der Tempelbezirk lag inmitten des Yoyogi-Parks, der in der Kargheit des Winters kahl und leblos wirkte. Der Tempel gehörte zu den Myriaden von Shinto-Schreinen, von denen Tokio durchsetzt schien, und war 1921 zu Ehren des Meiji-Kaisers errichtet worden. Seine polyglotte Architektur stellte eine Mischung aus griechischen, orientalischen und fernöstlichen Elementen dar.
»Ich hielt es nicht für angeraten, dich in mein Büro kommen zu lassen«, sagte Hadley. Ein Treffen im CIG-Hauptquartier wäre noch weniger in Frage gekommen. »Machen wir einen kleinen Spaziergang.«
Sie schritten die breite, steinerne Eingangstreppe zum Eingangstor des Schreins hinauf.
»Hast du die Herkunft des CIG-Materials über Yamamoto, Nakajima und Godo aufklären können?« fragte Philip.
»Ja«, nickte Hadley. »Das habe ich.« Seine rosigen Wangen wirkten blank geschrubbt. Er sah aus, als ließe er sich täglich eine Gesichtsmassage verabreichen. »Silvers Kontaktmann ist ein gewisser David Turner.«
Philip wartete, bis zwei japanische Frauen in schwarzen und gelben Kimonos an ihnen vorbei in den Tempel gingen. Sie trugen eine Girlande aus schneeweißen on^amf-Kranichen, die sie vor dem Bildnis des Geists des Tempels anbringen würden, um die Aufrichtigkeit ihrer Gebete unter Beweis zu stellen.
»David Turner ist ein typischer Schreibtischhengst«, entgegnete Philip. »Was sollte jemand wie Turner - er ist übrigens Silvers Verwaltungsadjutant - mit der Beschaffung von geheimdienstlichen Informationen zu tun haben? Das erscheint mir sehr unwahrscheinlich.«
Hadley zuckte mit den Schultern. »Das darfst du mich nicht fragen, mein Junge. Als Chef der Fernostabteilung der CIG hat Silvers bei der Wahl der Methoden zur Beschaffung seiner Informationen freie Hand. Und, ehrlich gesagt, interessiert sich zu Hause in Washington kaum je-

mand für diesen ganzen Kram. Dort sind sie viel zu sehr damit beschäftigt, eine Möglichkeit zu finden, wie sie Berija und seinem NKWD Herr werden können.« Hadley bezog sich damit auf Lawrentij Berija, den von Stalin designierten Nachfolger Feliks Dserschinskijs, des Schöpfers des sowjetischen Geheimdienstapparates NKWD, Narodnyi Kommissariat Wnutrenmkh Del, des Volkskommissariats für interne Angelegenheiten, aus dem schließlich der KGB hervorgehen sollte. »Wir nehmen an, daß es innerhalb des NKWD eine Abteilung gibt, die unter dem Namen KRO bekannt ist. Des weiteren nehmen wir an, daß KRO-Angehörige für die Ausbildung von NKWD-Agenten zuständig sind, die anschließend zu Spionagezwecken in die Vereinigten Staaten eingeschleust werden. Bisher ist es mir allerdings noch nicht gelungen, den Präsidenten auch nur von der Existenz eines solchen Apparates zu überzeugen, geschweige denn von der Vorstellung, er könnte eine ernsthafte Bedrohung für unsere nationale Sicherheit darstellen.«

Der General ließ seinen Blick in die Ferne schweifen. »Das Problem ist, daß bestimmte Elemente innerhalb unserer Regierung die Russen noch immer als unsere heroischen Verbündeten aus dem Krieg betrachten. Aber das ist ja nichts Neues. Patton und MacArthur haben schon vor Jahren ihre Bedenken hinsichtlich der Sowjets angemeldet. Allerdings wollte niemand auf sie hören. Schließlich waren wir während des Krieges ja auch auf die Russen angewiesen. Gekämpft haben diese Kerle wie die Teufel, das muß man ihnen lassen. Aber ab einem bestimmten Punkt müssen wir auch andere Gesichtspunkte in Erwägung ziehen, was die Russen meiner Ansicht nach sicher längst getan haben.«

Im Augenblick interessierte der russische NKWD Philip herzlich wenig. »Wenn ich in dieser Sache also irgendwie weiter vorankommen will«, sagte er deshalb nachdenklich, »muß ich mich ein wenig nach David Turners Informanten umsehen.«

Hadley sah Philip scharf an. »Dazu bleibt dir nicht mehr viel Zeit. Soweit ich informiert bin, steht Jonas bereits kurz vor der Fertigstellung seines Operationsplans für die Eliminierung Godos. Und wenn er damit endgültig fertig ist, gibt es für dich kein Zurück mehr.«

»Kannst du die Durchführung der entsprechenden CIG-Order nicht aufschieben lassen?« fragte Philip.

»Leider nein, mein Junge. Ich habe getan, was ich konnte, ohne Anlaß zu unangenehmen Fragen zu geben. Schließlich kann auch ich mich nur in begrenztem Umfang in die Belange der CIG einmischen.«

Philip mußte an die beiden japanischen Frauen denken, die wie ein paar Amseln in den Tempel spaziert waren. Er wünschte, er hätte den Glauben, ihnen in den Schrein zu folgen und die Shinto-fozm/um ihren Beistand zu bitten. Er hatte bereits zwei Menschen auf dem Gewissen,

die er vielleicht zu Unrecht getötet hatte. Und er durfte eine solche Schuld kein drittes Mal auf sich laden.
»Wenn du noch immer davon überzeugt bist, daß du anhand von verfälschtem geheimdienstlichem Material operierst«, schlug Hadley vor, »solltest du diesem Turner schleunigst etwas auf die Finger schauen. Das ist die einzige Möglichkeit, herauszufinden, wer seine Kontaktleute sind.«
Auf diese Weise sollte Philip Michiko kennenlernen.
Ed Porter, der CIG-Adjutant, verkehrte häufig im Furokan, einem Badehaus in Chiyoda. Da das Badehaus nur zwei Blocks vom Kaiserpalast und in unmittelbarer Nähe des Hauptquartiers der amerikanischen Besatzungstruppen lag, trafen sich dort regelmäßig hochstehende amerikanische Verwaltungsbeamte, wenn sie nach einem anstrengenden Arbeitstag Ablenkung und Entspannung suchten.
Sie verkehrten mit Vorliebe im Furokan, weil die dort beschäftigten Frauen noch ausnahmslos im alten, traditionellen Stil ausgebildet waren. Ein Mann brauchte sich nur ein paar Minuten ihren geschickten Händen zu überlassen, um sich wie ein König zu fühlen.
Porter war einer von Colonel Silvers erfolgreichsten Lotusessern; so wurden im CIG-Jargon die Agenten bezeichnet, die für die Beschaffung von geheimdienstlichen Informationen zuständig waren. Wie sein Chef war Porter ziemlich aggressiv und leicht paranoid, was ihm jedoch innerhalb einer so aggressiven und paranoiden Organisation, wie das die CIG war, nur zum Vorteil gereichte.
Porter sah im Furokan-Badehaus eine wahre Fundgrube für geheimdienstliches Material. Und so verschaffte er sich an diesem Ort dreimal die Woche Klarheit, wie es um den Wahrheitsgehalt der jeweils gerade in den oberen Etagen der Militärverwaltung kursierenden Gerüchte bestellt war.
Auch für Michiko stellte das Furokan eine Fundgrube dar. Sie arbeitete dort zweimal wöchentlich als vermeintliches Bademädchen. Die Besucher des Badehauses gingen stillschweigend davon aus, daß keine der japanischen Frauen, die dort arbeiteten, Englisch verstand. Im großen und ganzen entsprach dies auch durchaus den Tatsachen. Nicht jedoch in Michikos Fall.
Während sie von einem General zu einem Oberstleutnant weiterwanderte, sahnte sie auf diesem Weg das Beste ab, was es in Tokio an wichtigen geheimen Informationen zu ergattern gab, und trug mit den daraus gewonnenen Erkenntnissen ganz wesentlich zum wirtschaftlichen Erfolg ihres Vaters in den Wirren der Nachkriegszeit bei.
Michiko brauchte nicht lange, um auf Porter aufmerksam zu werden. Er war mit Abstand der jüngste Mann im Furokan und verfügte nicht

über das Auftreten und die Qualifizierung, die seine Anwesenheit in dieser illustren Gesellschaft hätten rechtfertigen können. Bei seinem zweiten Besuch im Furokan verstand es Michiko, dafür zu sorgen, daß sie ihm als Bademädchen zugeteilt wurde. Sie hatte bereits einen kurzen Blick in seine Brieftasche werfen können und sich seinen Namen, seinen Dienstgrad und seine Abteilungszugehörigkeit usw. eingeprägt. Danach stellte sie weitere Nachforschungen über ihn an, die zur Entdeckung seiner Verbindung zur CIG führten.

Durch Porter sollte Michiko schließlich auch auf Philip stoßen. Wie die meisten jungen Männer genoß Porter es sehr, sich von einer total unterwürfigen Frau massieren und verwöhnen zu lassen, zumal er sich dadurch über den rein körperlichen Genuß hinaus auch noch zusätzlich im Gefühl seiner eigenen Bedeutung bestätigt sah. Er wurde geradezu süchtig auf diese Massagen. Und wie ein Süchtiger wollte er immer mehr. Aber es war nicht Sex, was er von Michiko verlangte. Das hätte er an jeder Straßenecke haben können. Nein, das wäre langweilig gewesen.

Sich jedoch von einer schönen Frau abbürsten, einölen, massieren und auf jede nur erdenkliche Weise verwöhnen zu lassen, wie das nie zuvor jemand mit ihm getan hatte, überstieg selbst seine kühnsten Träume. Und dennoch gab er sich damit nicht zufrieden. Er wollte, daß sie wußte, wer er war und was er tat. Er wollte, daß sie wußte, wie bedeutend er war. Und dadurch nahm alles, was sie für ihn tat, gänzlich neue Dimensionen an.

Er begann, ihr Englisch beizubringen. Insgeheim konnte Michiko darüber nur lächeln. Nicht nur, weil sie des Englischen längst mächtig war, sondern auch, weil er in seiner Arroganz - übrigens ein Wesenszug, mit dem in ihren Augen alle Amerikaner behaftet zu sein schienen - weil er also in seiner Arroganz mit einer Schnelligkeit und mit einem Vokabular mit ihr redete, aufgrund dessen sie, wäre sie tatsächlich eine Anfängerin gewesen, kaum etwas von dem hätte verstehen können, was er ihr erzählte.

Jedenfalls brachte sie auf diese Weise einiges in Erfahrung. Unter anderem auch, was Philip und Jonas in Tokio taten.

Philip behandelte sie jedoch ganz anders als Ed Porter. Das war vor allem dem Umstand zuzuschreiben, daß sie ihn im Tempel der Kannon in Asakusa kennengelernt hatte. Das war an einem Freitag gewesen, dem fünften der unmittelbar aufeinanderfolgenden Tage, an denen sie ihm dorthin gefolgt war.

Tag für Tag hatte sie ihn aus sicherer Entfernung beobachtet. Er war ein hochgewachsener Mann mit traurigen Augen, und sie hätte nur zu gern gewußt, worauf der Blick dieser Augen fiel und weshalb. Schließlich wurde ihr klar, daß es die Überreste des Tempels waren, die ihn

scheinbar magisch anzogen. Und diese Feststellung trug wesentlich dazu bei, ihre gegen den Amerikaner gehegte Verachtung mehr und mehr abzubauen; und als sie schließlich die Bekanntschaft dieses Fremden machte, vermochte sie ihm vom ersten Augenblick an mit einer Nähe und Vertrautheit zu begegnen, die sie zutiefst beunruhigte.
Auch Michiko suchte nämlich selbst bei vielen Gelegenheiten den zerstörten Tempel auf. Sie kam an diesen Ort, um zu beten und um der Toten zu gedenken.
»Störe ich Sie?« fragte Philip sie am Tag ihres Kennenlernens. Es war ein naßkalter Morgen. Die tiefhängenden Wolken schienen wie naßglänzende Steinplatten in den Himmel zementiert. Dichte Dunstschwaden umwirbelten sie, als wären sie eben vom Mittelpunkt der Erde emporgehoben worden.
Er sprach fließend Japanisch, was sie noch mehr in Erstaunen versetzte. Sie senkte den Blick zu Boden. »Keineswegs«, entgegnete sie. »Wie alle Japaner bin ich es gewohnt, von vielen Menschen umgeben zu sein.«
Er steckte seine Hände in seine Manteltaschen, zog die Schultern hoch und beobachtete sie aus den Augenwinkeln. Das schattenlose Licht, austerngrau und bleiern stumpf, verlieh ihrem Gesicht etwas Strahlendes. Der untere Teil ihres Körpers war von Nebel umhüllt. Sie wirkte wie eine Emanation der sie umgebenden Elemente, wie eine Verkörperung ihrer Zeitlosigkeit. Die Anmut, mit der sie sprach und sich bewegte, war vollkommen natürlich. Sie erschien Philip mehr wie eine Erscheinung aus einem der kwaidan, uralten japanischen Erzählungen vom Übernatürlichen, als wie eine Frau aus Fleisch und Blut. »Ich weiß nicht warum«, versuchte er ihr zu erklären, »aber ich muß immer wieder an diesen Ort zurückkehren.«
»Für uns ist der Kannon-Tempel ein Bauwerk von außergewöhnlicher Bedeutung«, entgegnete Michiko. »Kannon ist die Göttin der Barmherzigkeit.«
»Weshalb kommen Sie hierher?« wollte er wissen.
Ein Japaner hätte nie eine solche möglicherweise peinliche Frage gestellt. »Dafür gibt es keinen speziellen Grund«, antwortete sie. Doch ihre Gefühle sollten ihre Worte Lügen strafen, als plötzlich die Erinnerung an die unzähligen Menschen, die hier den Tod gefunden hatten, mit überwältigender Intensität über sie hereinbrach.
»Sie weinen ja«, bemerkte Philip erstaunt. »Was haben Sie denn? Habe ich etwas gesagt, womit ich Sie beleidigt habe?«
Sie wagte nicht zu sprechen und schüttelte nur den Kopf. Ein Schwärm Kiebitze schoß in elegantem Schwung über sie hinweg. Ein Hund rannte laut kläffend hinter einem Militärkonvoi her, der sich ein paar Blocks weiter durch die Stadt wälzte.

»In der Nacht des neunten März herrschte starker Wind.« Michiko erschrak, als sie sich unvermutet zu sprechen beginnen hörte. Zu ihrem Erstaunen war sie eben im Begriff, all das auszusprechen, was ihr die ganzen Monate so schwer auf dem Herzen gelegen hatte, eingeschlossen in undurchdringliches Dunkel, von niemandem gehört. Und nun, nachdem sie einmal zu sprechen begonnen hatte, konnte sie nicht mehr damit aufhören. Im Gegenteil, es drängte sie dazu, ihr Herz auszuschütten. Es war dieser hochgewachsene Fremde gewesen, der diese Entwicklung ausgelöst hatte. Weil er Amerikaner war, verspürte sie plötzlich nicht mehr die üblichen Hemmungen, ihre Emotionen zu zeigen. Mit einem Mal war die allen Japanern eigene Zurückhaltung von ihr abgefallen, die angesichts eines Lebens im Kreis einer Großfamilie, lediglich durch Reispapierschiebewände von den anderen Mitbewohnern getrennt, nur zu verständlich war. Doch nun konnte sie ihr Herz in seinem Mitteilungsdrang nicht mehr bremsen. Es war, als stünde sie außerhalb ihrer selbst und als könnte sie sich und diesen Fremden wie von einem Künstler skizziert inmitten dieser unwirtlichen und öden Umgebung betrachten. »Meine Schwester Okichi eilte von der Fabrik, in der sie arbeitete, nach Hause. Wie mein Bruder war sie felsenfest von der Richtigkeit des Krieges überzeugt. Sie wollte weder das Geld noch den Rat meines Vaters annehmen. Auch als ihr Mann auf Okinawa fiel, arbeitete sie weiter in einer Munitionsfabrik. - In jener Märznacht wurde wieder einmal das Heulen der Luftschutzsirenen laut. Der starke Wind peitschte das flüssige Feuer durch die Stadt. Okichi war in Asakusa, und wie so viele andere eilte sie in diesen Tempel, um in den Armen der Göttin der Barmherzigkeit Zuflucht zu suchen. Doch sie fand hier nur den Tod.«

Eine lange Strähne blauschwarzen Haars hatte sich gelöst. Sie streifte über Michikos weißen Hals. Aber sie achtete nicht darauf. Philip hatte den Eindruck, als triebe sie eine Macht, über die sie keine Kontrolle hatte, zum Sprechen an.

»Okichi hatte vorschriftsgemäß ihren Luftschutzumhang übergestreift - ein Kleidungsstück, das von der japanischen Regierung an die Bevölkerung in den Städten ausgeteilt worden war, damit sie ihre Ohren gegen den Lärm schützen konnten. Leider war das Material nicht feuerabweisend. Okichis Kapuze fing inmitten der Flammen und des Funkenregens Feuer, und dieses Feuer griff auch auf die Decken über, mit denen sie sich ihren sechs Monate alten Sohn auf den Rücken gebunden hatte.«

Der plötzliche Ausbruch ihrer Gefühle ließ sie heftig nach Atem ringen. »Die riesigen, uralten Gingkobäume, die den Tempel umgaben und im Sommer mit ihren üppig belaubten, weit ausladenden Kronen Schatten spendeten, brannten lichterloh. Die hölzernen Stützwände

des Tempels, die mit ätzenden Chemikalien getränkt waren, stürzten auf all jene nieder, die sich in sein Inneres zurückgezogen hatten, um dort Schutz vor den alles zerstörenden Bomben zu suchen. Wer nicht von den einstürzenden Wänden erschlagen wurde oder aufgrund des rasch eintretenden Sauerstoffmangels erstickte, verbrannte bei lebendigem Leib.«

Die darauf eintretende Stille hallte in Philips Ohren wider wie gespenstische Schreie. Während Michiko die Geschichte vom entsetzlichen Tod ihrer Schwester erzählte, hatte Philip unablässig auf die zerschundene Erde, die verkohlten Stützpfeiler und die eingestürzten Wände gestarrt. In welch anderem Licht sah er dies plötzlich alles im Vergleich zu seinem ersten Nachmittag in Tokio, als Ed Porter ihnen in völlig unbeteiligtem Fremdenführerton die Daten und Fakten des verheerenden Luftangriffs auf Tokio heruntergeleiert hatte. Damals hatte ihn das alles so gut wie gar nicht berührt; er hatte sich davon in keiner Weise betroffen gefühlt. Und doch hatte Philip diesen Ort immer wieder aufgesucht.

Er kauerte neben Michiko nieder und hob ein Stück verkohltes Holz vom Boden auf. Es war nicht mehr zu erkennen, worum es sich dabei einmal gehandelt hatte. Und als er dann wieder in die klaffende Wunde starrte, die einst der altehrwürdige Tempel der Kannon gewesen war, und dabei Michikos mit tränenerstickter Stimme hervorgestoßenen Worte hörte, mußte er sich in aller Eindringlichkeit die Frage stellen, was ihn in diese Öde geführt hatte - und was es gewesen war, das diese Schönheit zunichte gemacht hatte.

Dieser Ort war eine Zone der Leere, die ihn ebenso in ihrem Griff hatte, wie er dieses Stück verkohltes Holz in Händen hielt. Er fühlte sich wieder einmal in jenes harte Winterzwielicht zurückversetzt, in dem er dem roten Fuchs zu seinem Bau gefolgt war. Und er sah wieder das pelzige Etwas vor sich, das von dem Geschoß aus dem Lauf seiner Remington gegen die Wand aus rotem Lehm zurückgeschleudert wurde. Doch in diesem Moment spürte er zum erstenmal, was es hieß, selbst der Gejagte zu sein. Der Tod und die Zerstörung, die dieser Ort symbolisierte, veränderten ihn.

Plötzlich konnte er die Schreie der brennenden Frauen hören, plötzlich konnte er die bunten Kimonos, karmesinrot und golden, inmitten der unbarmherzig um sich greifenden Flammen brennen sehen. Er konnte spüren, wie die Luft um ihn herum unerträglich heiß wurde. Und er schnappte mit all den anderen verzweifelt nach Luft, während der Sauerstoff im Innern des Tempels immer knapper wurde.

Und dann brach Philip Doss plötzlich in Tränen aus.

Er vergoß sie für die Unschuldigen, die hier den Tod gefunden hatten. Für die Kinder, denen das Leben geraubt worden war, bevor sie

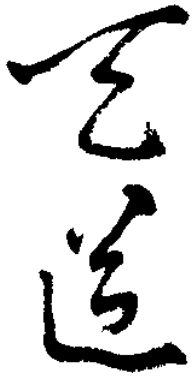
auch nur Gelegenheit gehabt hatten, es begreifen zu lernen. Aber auch für das Kind in ihm selbst, das so vieles erduldet hatte, das über so viele Jahre hinweg nur Haß für das Leben empfunden hatte, so daß er nicht einmal auch nur Lebewohl zu seinem Vater gesagt hatte.
Es war sein Haß auf das Leben, wurde ihm nun bewußt, der ihn an diesen Ort, in diese Zone der Leere geführt hatte. Es war dieser Haß, der ihn zu dem gemacht hatte, was er war. Um wieviel elender war er als all die Menschen, die in diesem Flammeninferno ums Leben gekommen waren! Es war eine Sache, das Leben urplötzlich entrissen zu bekommen, und eine andere, in dem Gefühl zu vegetieren, daß das Leben sinnlos war. Und daher fühlte er eine nahe Verwandtschaft zu dem Tod und der Zerstörung, die diesen Ort heimgesucht hatten. Nun plötzlich begriff er, daß es ihn immer wieder hierher zurückgezogen hatte, weil dieser zerstörte Tempel Ausdruck der Leere und Öde in seinem Innern war. Wenn er in dieses schwarze Loch starrte, wo Tausende Zuflucht gesucht hatten, um statt dessen nur den Tod zu finden, dann war es, als blickte er in seine eigene Seele.
Es war der Haß auf das Leben, der das mutwillige Zerstörungswerk hervorrief, welches die Menschen Krieg nannten. Es war der Haß auf das Leben, wurde Philip nun bewußt, der die Menschen dazu brachte, anderen Menschen blindlings zu gehorchen, obwohl sie ebenso sterblich und fehlbar waren wie sie selbst. Er war ein guter Soldat gewesen, der Tatsachen als die Wahrheit hingenommen hatte und allein kraft der Macht dieser Fakten getötet hatte. Doch nun erkannte er diese Fakten als Lügen. Wie sollte er wiedergutmachen, was er getan hatte? Was war mit all den Leben, die er ohne Ursache, ohne die mildernden Umstände der Gerechtigkeit dahingerafft hatte?
In diesem Augenblick fühlte er sich ebenso tot wie jene armen Seelen, die bei der Bombardierung des Kannon-Tempels ums Leben gekommen waren. Und er konnte ihre stummen Schreie wesentlich deutlicher hören als den profanen Verkehrslärm, der ihn umgab. Er fühlte sich einsamer, als er das je für möglich gehalten hätte. Wie sollte er jetzt nach Hause gehen und Lillian erklären, was in ihm vorging, beziehungsweise was er getan hatte? Sie würde das nie verstehen, und ebensowenig würde sie ihm verzeihen können, daß er ihr das Gefühl vermittelt hatte, von einem so intimen Bereich seines Wesens ausgeschlossen zu sein. In gewisser Weise wurde ihm mit einem Mal bewußt, daß seine Ehe mit Lillian nur ein Traum war, ein Fantasiegebilde, an das sich ein Teil seiner selbst klammern mußte, um überleben zu können.
Doch es gab noch eine andere Seite in ihm, die nun zum Vorschein kam - ein Aspekt seiner Persönlichkeit, der sich in zunehmendem Maße mit Japan - mit seinen Geräuschen, Gerüchen und Gebräuchen -

eins zu fühlen begann. Und auch mit seinen Menschen. Philip war sich absolut sicher, daß er in eben diesem Moment die japanische Lebensweise wesentlich umfassender verstand, als er je eine andere verstanden hatte. Und seine unendliche Einsamkeit stieß ihn in noch tiefere Verzweiflung. Er fühlte sich wie eine Vogelscheuche inmitten eines früchtetragenden Feldes, die unablässig schrie, ohne daß jemand sie gehört hätte.
Und dann spürte er eine Hand auf seiner Schulter. Er schaute auf und in Michikos Augen. Und er sah Tränen ihre Wangen hinunterlaufen. Wie betäubt spürte er, daß sie sich ebenso allein und verloren fühlte wie er. Er wünschte sich nichts sehnlicher, als diese Tränen mit seinen Händen aufzufangen; sie erschienen ihm wertvoller als Edelsteine.
Er erhob sich und ergriff ihre Hand. Gleichzeitig wurde ihm bewußt, daß seine Zone der Leere auch noch von jemand anderem bewohnt sein könnte, nicht nur von seinem eigenen gestaltlosen Geist.

Zweites Buch

———

TENDO
Der Weg des Himmels



FRÜHLING, GEGENWART
Tokio/Washington/Maui

In jungen Jahren hatte sich Kozo Shiina mit Spiegeln umgeben. In jungen Jahren besaß er kräftige Muskeln, eine glänzende Haut; der Fluß des Lebens durchströmte ihn wie ein Wildbach. In jungen Jahren war Kozo Shiina stolz auf seinen Körper.

Es gab eine Zeit, da hatte der Schweiß der Anstrengung, der seine geschmeidige Haut zum Glänzen brachte, ihm ein Triumphgefühl vermittelt, das auf keine andere Art und Weise zu erreichen war. Es gab eine Zeit, da vermittelte ihm das Training seines Körpers das Gefühl, der Zeit und der Sterblichkeit zu trotzen. Stemmte er Gewichte, stellte sich ein Hochgefühl ein, und nachher, wenn er sich den Schweiß von den Lippen leckte und sich in den Spiegeln betrachtete, die seinen nackten, starken Körper reflektierten, war Kozo Shiina davon überzeugt, die Reinkarnation von leyasu Tokugawa, dem Schöpfer des modernen Japan, zu sein. Er blickte in das Gesicht des Vollkommenen. Und er glaubte, eine Art Gott zu sein.

Jetzt, alt geworden, hatte er alle Spiegel aus seinem Blickfeld verbannt. Die vergangenen Jahre, Wogen vergleichbar, die gegen die Küste schlagen, hatten ihre Spuren hinterlassen. Mit einer Sicherheit, die sich wie ein Eiszapfen in sein Herz hineingetrieben hatte, war er davon überzeugt, daß er die Gelegenheit, seinem Leben auf geziemende Weise ein Ende zu bereiten, versäumt hatte; früher, auf der Höhe seiner physischen Schönheit, hätte er es tun müssen. Jetzt erkannte er, daß er den Zahn der Zeit ein Werk vollenden lassen mußte, zu dem er selbst, als sein Körper noch in voller Blüte stand, nicht den Mut besessen hatte. Damals wäre der Tod noch etwas Reines gewesen und hätte den höchsten Sinn des Samurai erfüllt: den eigenen Tod wie ein Samenkorn zu säen und ihn als Beispiel für andere dienen zu lassen.

Nun aber mußte er sich mit dem zufriedengeben, was auf ihn zukam, und mußte sich darauf verlassen, daß die kommenden Jahre den Lohn für vierzig Leidensjahre mit sich bringen würden. Was die Amerikaner anging, hatte er natürlich recht gehabt: Die Besetzung Japans, die neue Verfassung, die dem Land 1946 gegeben worden war, hatte die Japaner dazu gezwungen, sich zu einer Nation von Mittelklasse-Geschäftsleuten mit Mittelklasse-Geschmack und Mittelklasse-Gewohnheiten zu entwickeln.

Da die Amerikaner darauf bestanden, daß das Staatsbudget des

neuen Japan keine Ausgaben für Verteidigungsmaßnahmen enthielt, brauchte Japan keine Verteidigungslasten zu tragen, die die Wirtschaft geschwächt hätten. Wie sehr ärgerte sich Shiina, wenn junge, wohlhabende Geschäftsleute aus seinem Bekanntenkreis die Amerikaner dafür priesen, daß sie zuließen, daß das neue Japan so wohlhabend werden konnte, daß selbst die im Aufkeimen begriffene Mittelklasse zu Reichtümern gelangte, die das Vorstellungsvermögen ihrer Großeltern eine Generation zuvor gesprengt hätten. Das erbitterte Shiina, weil diese Leute nicht erkannten, was für ihn so klar vor Augen stand: Ja, es stimmte, Amerika hatte Japan reich werden lassen. Doch dafür war Japan ein Vasall Amerikas geworden, der in Sachen Landesverteidigung vollkommen von den Amerikanern abhängig war. Vormals war Japan eine Nation von Samurai gewesen, die Kriege zu führen verstanden, die sich ihr eigenes Verteidigungspotential schuf. Das war nun alles vorbei. Amerika hatte Japan seine Art des Kapitalismus gebracht und dabei eine ganze Kultur vernichtet.

Das war für Shiina der Hauptgrund gewesen, den Jiban aufzubauen.

Es ging auf den Sommer zu. Die Kühle des kalten Winters drang nun immer seltener in sein Haus. Immer häufiger hörte man Vögel singen, wenn sie durch das Geäst der Quittenbäume vor seinem Arbeitszimmer flatterten und hüpften.

Kozo Shiina saß mit vor den knochigen Knien verschränkten Händen da und ließ seine Gedanken in einen bestimmten Sommer zurückschweifen, der vor seinem geistigen Auge lebendiger war als alles andere.

Das Jahr 1947, zwei Jahre nach der Niederlage Japans.

Die Hitze hatte sich ausgebreitet in nahezu fühlbaren Wellen, und die Luft war geladen mit Feuchtigkeit. Acht Minister hatten sich in Shiinas Sommerhaus am Yamanaka-See versammelt. Diese acht und Shiina gründeten den Jiban. Es belustigte sie damals, daß man sie als eine lokale politische Vereinigung ansah, denn ihr vereinigtes Machtpotential war so weitläufig, daß es alles andere als eine lokale Größe darstellte. Insgeheim war der Jiban als Gesellschaft der Zehntausend Schatten bekannt. Damit wurde ein ernsthafter Bezug zum heiligen katana, dem Symbol sowohl der traditionellen japanischen Kriegermacht als auch seiner herausragenden Stellung in der Gesellschaft hergestellt.

Das katana oder Langschwert hatte einst ein Zen-Schmied angefertigt, der den glühenden Stahl zehntausendmal hin und her gewendet hatte, um so eine Klinge zu schaffen, die so stabil war, daß sie Eisenrüstungen durchschlagen konnte, und so geschmeidig, daß man sie buchstäblich nicht entzweibrechen konnte. Jedes Wenden der Klinge beim Schmieden nannte man einen Schatten.

Das katana des Jiban war eine Waffe von erstaunlicher Formung und

Qualität, im vierten Jahrhundert von dem berühmtesten der legendären Zen-Schmiede für Prinz Yamato Takeru angefertigt, der seinen Zwillingsbruder wegen eines eingebildeten Verstoßes gegen die Höflichkeitsregeln erschlug. Auch die wilden Kumaso-Stämme im Norden der Hauptstadt vernichtete er eigenhändig.
Dieses Schwert war das weitaus älteste und daher auch am meisten verehrte Schwert in ganz Japan. Wegen seiner außergewöhnlichen Geschichte gehörte es eigentlich in ein Museum. Die Seele Japans ruhte in dieser Klinge.
»Dieses hier ist das Symbol unserer Macht«, hatte Kozo Shiina seinen Ministern erklärt und das katanain die Höhe gehalten. »Dies hier ist das Symbol für unsere moralische Verpflichtung gegenüber dem Kaiser und Japan.«
In seinem Rücken tauchte ein heftiger Regenschauer den See in eine Düsternis, wie sie wohl in einer Austernschale herrscht. Dunst erhob sich von der Haut des Wassers wie der Schweiß eines kabuki-Schauspielers.
Wir tragen alle Masken, dachte der junge Kozo Shiina, als er das Wort an die Mitbegründer der Gesellschaft der Zehntausend Schatten richtete. Wenn wir nicht Schauspieler sind, sind wir nichts. Sein Blick war auf das altertümliche Schwert geheftet. Hierin spiegeln wir uns selbst. Wir halten es ins Licht und nennen es das Leben. »Wenn wir das Zentrum unseres Geistes nicht beseelen können«, fügte er hinzu, »dann wird es uns nicht gelingen, Japan zu seinem früheren Ruhm zurückzuführen.«
An jenem Tag war es unmöglich gewesen, das graue Wasser vom grauen Himmel zu scheiden. Es war sogar unmöglich gewesen zu ergründen, wo sich der Himmelszenit befand, von einer solchen Eintönigkeit war die Farbe, die sich über das Land breitete.
»Wir können nicht - wir werden nicht scheitern. Wir kennen unsere Pflicht, und jeder von uns wird das Notwendige tun, um Japan vom Unrat zu befreien. Nicht zum erstenmal ist die heilige Erde unseres Landes von Menschen aus dem Westen verseucht worden. Der Kapitalismus hat sich über Japan hergemacht wie ein Untier mit einem unersättlichen Appetit. Der Kapitalismus richtet uns zugrunde. Er frißt uns bei lebendigem Leib, verändert uns, bis wir unsere Herkunft vergessen haben, bis wir nicht mehr wissen, was es heißt, Japaner zu sein -bis wir unsere Aufgabe vergessen, dem Tenno zu dienen und Samurais zu werden.«
Der Fujiama im Hintergrund erhob sich in gespenstischer Pracht, ein unergründlicher, beständiger Schatten, herausgeätzt aus der grauen Düsternis wie mit dem Kohlestift eines himmlischen Künstlers. Seinen majestätischen Gipfel krönte ein Halbmond aus glitzerndem Schnee. Fuji der Heilige. Fuji der Erretter.

Der junge Kozo Shiina stand vor ihnen, bis zur Hüfte nackt. Sein herrlicher muskulöser Körper hatte sie in seinen Bann gezogen. Shiina legte sich ein hachimachi, das traditionelle Kopfband des Kriegers in der Schlacht, um die Stirn und verknotete es hinter dem Kopf.
»Zum erstenmal will ich nun die geheiligte Klinge des Prinzen Yamato Takeru aus ihrer Scheide ziehen«, kündigte Shiina an. Der graue Dunst schien vor dem Zauber des handgeschmiedeten Stahls zurückzuweichen, so daß, wie er es in Erinnerung hatte, die Waffe von einer Aura, einem Strahlenkranz der Leere, nicht unähnlich dem Nichts, umhüllt war.
Der junge Kozo Shiina hielt die Klinge empor, und zumindest für einen kurzen Augenblick entstand der Eindruck, als wären er und die Klinge eins - beide verschmolzen zu einem Bild der Vollkommenheit.
»Wenn ich dieses geheiligte Schwert das nächste Mal ziehe, tue ich es, um das erfolgreiche Aufgehen der Saat, die wir hier heute ausstreuen, zu segnen.«
Mit einer behenden Bewegung schnitt er sich mit der Spitze des katana in seine Fingerspitze. Dunkelrotes Blut tropfte in eine Sake-Tasse. Er tauchte eine alte Feder in die Tasse und schrieb mit Blut seinen Namen unter die //^«««-Charta.
»Hier und für alle Zeiten«, hob er feierlich an, »ist kokoro, das Herzstück unserer Philosophie, das Wesen unseres Sinnens und Trachtens, der Auftrag für die Zukunft, dem wir hier an diesem Tag unser Vermögen, unsere Familien und unser Leben weihen.« Er reichte das Schriftstück dem unmittelbar links neben ihm sitzenden Minister weiter und ritzte mit der Klinge die Fingerspitze des Mannes an. Während der nun den Federkiel in das vermischte Blut tauchte und seinen Namen unter den seines Anführers setzte, fuhr Shiina fort: »Hier sind auch zum Gedenken aller zukünftigen Generationen alle Ziele unserer Unternehmungen aufgeführt, bezeugt von unsichtbaren Vorfahren, die wir vor allem anderen verehren und in deren Namen die Gesellschaft der Zehntausend Schatten geweiht worden ist.« Das Schriftstück wanderte von einem zum anderen, mehr Blut wurde vergossen, ein weiterer Name geschrieben.
»Wir haben hier vor uns ein lebendiges Tagebuch der Arbeit des Jiban«, sprach Shiina weiter. »Bald wird es unser Banner und unser Schild geworden sein.« Der letzte der Anwesenden setzte gerade seinen Namen unter das Dokument. »Schon allein durch seine Existenz prägt es uns die folgende Wahrheit ins Gedächtnis: Wir, die wir unsere Namen auf dieser Rolle verewigt haben, sind gleichermaßen übergewechselt in den Zustand der Tugendhaftigkeit, aus dem es kein Zurück mehr geben kann.«
Das Tropfen von Blut, das Kratzen des Federkiels auf dem steifen

Papier. »Dieses Katei-Dokument, so genannt, weil es das Lebensprogramm der Gesellschaft der Zehntausend Schatten darstellt, wird uns ständig an unsere Hingabe an Ziel und Zweck erinnern, an das Heilige unseres Auftrags. Denn wir wollen nicht weniger als die Reinheit des Kaisers erhalten, die Gewißheit des Vermächtnisses des einigenden Shogun, leyasu Tokugawa. Wir trachten nach Verschmelzung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, nach dem Fortbestehen der Größe des Landes der aufgehenden Sonne.«

Nun also, im Frühjahr der Jetztzeit, saß Kozo Shiina in seinem Studierzimmer und betrachtete den Schattenkranz, den die Quittenblüten vor seinem Fenster bildeten. In jenem Sommer, dachte er, glaubte ich in meiner gottähnlichen Unschuld, daß der Kampf schon gewonnen sei. Doch der Kampf war gerade erst aufgenommen worden. Ich hatte nicht mit Wataro Taki gerechnet, dessen Macht innerhalb der Yakuza stetig zunahm und der diese geballte Kraft gegen den Jiban richtete. Woher war er eigentlich gekommen? Warum war er mein Feind? Ich kam nicht dahinter. Und doch haben wir uns auf allen Gebieten Kämpfe geliefert: auf dem politischen, bürokratischen, wirtschaftlichen und militärischen. Immer wieder durchkreuzte er unsere Pläne. Selbst als wir ihn verwundeten, erholte er sich wieder, sammelte seine Kräfte und attakkierte uns von neuem.

Bis vor zwei Wochen, als es mir endlich gelang, ihn zu vernichten. Allerdings hatte ich nicht mit seinem engsten Verbündeten gerechnet, der ihn, wenn auch nur kurze Zeit, überlebte. Ich habe Philip Doss Scharfsinn unterschätzt. Hatte er sich doch vor langer Zeit des ßbans geheiligtem katana bemächtigt. Um was damit zu tun? Seinem Sohn Michael hatte er es geschenkt.

Kozo Shiina ballte seine Hände zu Fäusten. Es erfüllte ihn mit Bitterkeit, daß er über den Verbleib des katana nie etwas erfahren hätte, wenn nicht ein sensei es in Paris gesehen und erkannt hätte. Dieser Mann hatte telefonisch Masashi unterrichtet. »Hol es zurück«, hatte Shiina zu Masashi gesagt, »ganz gleich um welchen Preis.«

Das Singen der Vögel war so wohlklingend und süß, nur Kozo Shiinas Ohren blieb es verschlossen. Die Speisen, die vor ihm standen, dufteten köstlich, doch seine Nase sog den Duft nicht ein. Das Aufspringen der ersten zarten Quittenblüten, rosarot, bot einen herrlichen Anblick, doch seine Augen nahmen es nicht wahr. Er war immer noch nicht wieder im Besitz des katana des Prinzen Yamato Takeru.

Doch da gab es eine andere Sache, die ihn ebenso bedrückte wie der Verbleib des Schwertes. Das Katei-Dokument des Jiban war gestohlen worden. In ihm war jeder einzelne Schritt des Planes der Gesellschaft der Zehntausend Schatten, Japan in eine Führungsposition in der Welt

zu manövrieren, dem Land langsam, aber sicher eine militärische Machtposition zu verschaffen und die Absicht - mit Unterstützung von Verbündeten innerhalb und außerhalb Japans -, eine aufeinander abgestimmte Invasion des chinesischen Festlandes in Gang zu setzen, aufgeführt.
Geriete es in die Hände des Feindes -beispielsweise auf den Schreibtisch des amerikanischen Präsidenten -, wäre das der Untergang des Jiban. Das konnte und durfte er nicht zulassen. Wenn der Jiban seine Bestimmung erfüllen sollte, Japan in ein neues Zeitalter zu führen, in dem das Land der aufgehenden Sonne nie mehr abhängig sein würde von fremdem öl oder anderen Energiequellen, dann mußte das Katei-Dokument wiederbeschafft werden.
Kozo Shiinas kräftige Finger hielten die Knie fest umklammert. Immer noch quälte ihn die Ungewißheit darüber, wer Philip Doss umgebracht hatte. Sollte Doss überlebt haben, da war sich Shiina ganz sicher, hätten Masashis Leute ihn schon erwischt. Ude war ihm schon dicht auf der Spur gewesen, ehe Doss aus dem Blickfeld verschwand. Dann war er auf Maui umgebracht worden. Von wessen Hand? Kozo Shiina wußte es nicht, und das verwirrte ihn, da es bedeutete, daß noch eine andere Macht im Spiel war, die er nicht kannte.
Bald schon, beruhigte er sich selbst, werde ich mit Hilfe von Masashi das Schwert zurückerhalten. Ebenso wie das Katei-Dokument. Dann endlich wird das Schwert der japanischen Seele von seiner Scheide befreit und meine Arbeit vollendet sein. Japan wird in jeder Hinsicht eine Weltmacht werden und es selbst mit den USA und der Sowjetunion aufnehmen.
Michael war sich sicher, daß die Dunkelheit nie ein Ende nehmen würde. Und doch tat sie es.
»Audrey!«
Das Läuten von Tempelglocken rüttelte ihn aus einem langen Dämmerschlaf.
»O mein Gott! O mein Gott!«
Der Kopf dröhnte, ein ewiger Widerhall. Er wollte ihn zum Verstummen bringen, um noch einmal hundert Jahre weiterzuschlafen.
»Sie ist weg!«
Licht traf seine Augen wie Glassplitter.
»Audrey ist weg!«
Stöhnend und benommen kam er zu sich.
Onkel Sammy schüttelte ihn. »Michael, Michael! Was ist passiert?«
Tempelglocken und eine Bambusflöte, eine schwache Melodie, begleitet von einem volltönenden Schlagzeug.
»Michael! Hörst du mich?«

»Ja.« Nebelschleier rissen auseinander, sein Kopf wurde klarer.
»Wo ist Audrey? Um Himmels willen, Michael! Was ist geschehen?«
»Ich - ich weiß es nicht.« Sein Kopf schmerzte beim Sprechen, bei jeder Bewegung. Nachwirkungen des Betäubungsmittels.
»Was heißt, du weißt nicht?«
Das Gesicht seiner Mutter glühte vor fieberhafter Erwartung. »Ich habe Jonas zu Hause angerufen. Er hat sich sofort auf den Weg hierher gemacht. Nur keine Polizei, hat er gesagt.« Sie machte einen Schritt auf Michael zu. »Ist alles in Ordnung mit dir, Liebling?«
»Geht schon«, sagte er und schaute Jonas an. »Wie lange war ich weg?«
Jonas hockte sich neben ihn. »Es ist - stimmt das, Lillian? - vierzig Minuten her, daß du mich angerufen hast.«
Lillian nickte.
Michael schaute sich im Zimmer um. Ein Wirbelwind mußte durch das Fenster gefegt sein, so schien es jedenfalls. Umgestürzte Lampen und Stühle, umherliegende Bücher, die aus ihren säuberlich ausgerichteten Reihen herausgesprengt zu sein schienen. Alles über den Teppich verstreut.
»O Gott!« Seine Stimme klang schwach. Langsam richtete er sich auf.
»Michael!«
Sein Blick fiel auf den Schlitz im Teppich, als er taumelte und das Gleichgewicht verlor. Jonas fing ihn auf. Michael sammelte seine Sinne und versuchte, sich aufrecht zu halten. Der Schlitz im Teppich verlief so sauber wie der Schnitt eines Chirurgen bei einer Operation. Wo ist mein katanal fragte sich'Michael. Was, um Himmels willen, ist Audrey zugestoßen?
»Michi«, sagte die Frau. »Diesen Weg habe ich selber gewählt. Nun bin ich durch ihn gedemütigt.«
Michiko war damit beschäftigt, in ihrem Garten Unkraut zu jäten.
»Überall lauert heutzutage die Gefahr«, sagte sie. »Sie lauert in den Geheimnissen des Taki-gumi. Im Wesen Japans selbst. Die jüngere Generation ist in Unzufriedenheit aufgewachsen. Sie hat kein Verständnis mehr für kurz- und langfristige Ziele. Alles wird nur noch in Extremen gesehen. Sie sind sich nicht einmal darüber im klaren, was sie wollen. Sie sind zum größten Teil unfähig, sich auszudrücken, sind an nichts interessiert, außer an kurzlebigen Vergnügungen. Sie wissen nur, daß sie es nicht so wollen, wie es ist. Und das macht sie außerordentlich empfänglich gegenüber anderen Einflüssen. Sie schließen sich der Yakuza an, doch stellen sie seine strengen Regeln offen zur Schau. Sie schließen sich radikalen Splittergruppen an oder selbst anarchistischen revolutionären Zellen, die mit ungeeigneten Mitteln Raketen herstellen und in

törichter Art und Weise auf den Kaiserpalast abfeuern. Gleichzeitig werden unsere Minister immer eigensinniger in ihren reaktionären Ansichten. In ihren Augen wird Amerika immer unbeweglicher, es scheint nicht mehr bereit zu sein, seine Unterstützung Japans auszubauen. Sie glauben, daß Amerika im Begriff ist, sich von seinem unausgesprochenen Eid loszusagen, Japan stark zu erhalten, damit das Land den Rand des Pazifik vor dem Einfluß des Kommunismus schützen kann. - Ist Amerika wirklich unser Freund, oder ist es unser Feind? fragen sie laut. Mir kommt es vor, als wären wir zu der emotionalen Konfrontation vor dem Krieg im Pazifik zurückgekehrt.«
Joji Taki schüttelte den Kopf. In letzter Zeit schien Michiko von dem Gedanken des Niedergangs der Handelsbeziehungen zwischen Japan und den USA besessen zu sein. Gewiß, letzte Entwicklungen deuteten darauf hin, daß Japan nicht bereit war, seine althergebrachten Traditionen anderen Ländern zuliebe zu ändern. Und warum sollte es das auch? Diese Unmengen von Beschränkungen gegen Interventionen oder Investitionen von außen hatten vor allem dazu beigetragen, daß Japan sich aus den Trümmern des Krieges regenerieren konnte. Warum diese Beschränkungen jetzt aufgeben? Zum Wohle der USA? Was haben die Amerikaner getan, außer daß sie das neue Japan nach ihrem Bild zu schaffen versuchten? Damit es sich zu Amerikas Panzerfaust im Fernen Osten gegen den Kommunismus entwikkelte.
»Michiko, meine Stiefschwester«, sagte er, nachdem er geduldig bis zum Ende ihrer Ausführungen gewartet hatte, »obwohl du von meinem Vater Wataro Taki adoptiert wurdest, sehe ich dich dennoch als Teil unserer Familie an.«
Michiko unterbrach ihre Gartenarbeit. Die Erde hatte ihre Hände grau und braun gefärbt. Ihr Haar, das sie hochgesteckt und in der althergebrachten Weise mit Holzkämmen befestigt trug, war vom Blutenstaub wilder Blumen bedeckt. »Du bist sicher nicht hergekommen, um mir Schmeicheleien zu sagen, Joji-san«, sagte sie sanft. »Dazu kenne ich dich zu gut.«
Joji warf einen Blick auf die stämmigen jungen Männer, die in angemessener Entfernung von Michiko Aufstellung genommen hatten. Michikos Mann, Nobuo Yamamoto, gestattete es ihr nicht, ohne Begleitung von Dienern auszugehen. Doch merkwürdigerweise erkannte Joji keinen von ihnen. Zudem waren sie keineswegs wie Diener gekleidet, sie hatten eher etwas von Leibwächtern an sich. Joji zuckte die Schultern. Na und, warum nicht? dachte er. Mangel an Reichtum konnte man den Yamamotos wirklich nicht nachsagen. Nobuo leitete als Präsident der Yamamoto-Schwerindustrie einen der erößten Konzerne Japans.

»Wie immer, Michiko-san, hast du meine armselige Fassade durchschaut«, gestand er ein. »Du hast schon immer vermocht, meine Gedanken zu lesen.«
Über Michikos Gesicht huschte ein wehmütiges Lächeln.
»Es ist wegen Masashi.«
Michiko seufzte auf, und ihr Gesicht verfinsterte sich. »Immer geht es um Masashi in letzter Zeit«, stöhnte sie. »Erst geriet er mit Vater über den einzuschlagenden Kurs des Taki-gumi aneinander. Und was ist es jetzt?«
»Ich brauche deine Hilfe.«
Sie hob den Kopf und schaute ihn an, dabei überströmte das Sonnenlicht ihre Gesichtszüge. »Du brauchst nur zu fragen, Joji-chan, das weißt du.«
»Ich möchte, daß du mir gegen Masashi hilfst.«
Eine unnatürliche Stille legte sich über den Garten. Ein Kiebitz hüpfte über den Boden, hielt inne und starrte sie mit schiefgestelltem Kopf an. Dann erhob er sich in die Lüfte und flog davon.
»Bitte«, flehte Michiko, und eine unnatürliche Angst ließ den Atem in ihrer Kehle stocken. In all diesen Tagen, seit Masashi gekommen war, um mit ihr zu reden, um ihr zu erklären, warum sie tun mußte, worum er sie bat, hatte sie versucht, sich von der furchtbaren Gefahr, die er verkörperte, fernzuhalten. Ständig wurde sie seitdem von Alpträumen heimgesucht, aus denen sie hochschrak und die sie mit Furcht und Panik erfüllten. »Richte diese Bitte nicht an mich.«
»Aber du bist der einzige Mensch, an den ich mich wenden kann«, beschwor er sie. »Du hast mir doch sonst auch immer geholfen. Wenn Vater sich an Masashis Seite stellte, hast du immer für mich gesprochen.«
»Ach, Joji-chan«, seufzte sie, »was hast du nur für ein Gedächtnis! Das ist schon so lange her.«
»Es hat sich nichts geändert.«
»Doch, es ist alles anders«, sagte sie. Eine große Trauer lag in ihrer Stimme. »Hör mir jetzt genau zu. Um welchen Streitpunkt es auch immer gehen mag, vergiß ihn. Denk nicht mehr an deinen Bruder Masashi. Ich bitte dich inständig darum.«
»Warum willst du mir nicht helfen?« rief Joji. »Wir haben früher immer unsere Kräfte zusammengetan, um Masashi in Schach zu halten.«
»Bitte, frag mich nicht, Joji-chan.« Tränen traten ihr in die Augen. Das Sonnenlicht verwandelte sie in Diamanten. »Ich kann mich da nicht einmischen. Ich kann nichts für dich tun.«
»Aber du weißt ja nicht, was geschehen ist.« Joji ließ den Kopf voller Scham sinken. »Masashi hat mich als oyabun des Taki-gumi abgesetzt.«
»O Buddha!« rief sie aus. Aber es war ihr schon bekannt. Genauso wie sie schon wußte, was Joji noch nicht einmal zu argwöhnen begonnen

hatte. Etwas, von dem er niemals vermuten würde, daß es schon begonnen hatte: die letzte Phase eines strategischen Planes, der so gewaltig, so schreckenverbreitend war, daß keine Hoffnung bestand, ihn aufzuhalten. Und dennoch hatte sie sich zur Aufgabe gestellt, alles daranzusetzen, diesen Plan zunichte zu machen.
»Masashi kann jetzt ungehindert die ganze Finanzkraft des Taki-gumi für seine Ziele nutzen. Der Clanbetrieb hat sich schon total verändert. Masashi hat sein Drogennetz aktiviert. Die ersten Zahlungen fließen schon. Bald wird es wie eine Flut hereinbrechen. Der Taki-gumi wird unrettbar in den Sumpf hineingezogen - und das war das letzte, was unser Vater gewollt hat.«
»Aber wie ist das möglich?« fragte Michiko. »Ich dachte, die Angelegenheiten zwischen dir und Masashi seien geregelt.«
»Waren sie auch«, sagte Joji. »Oder so dachte ich wenigstens. Dann aber, bei der Clan-Versammlung, richtet sich Masashi gegen mich. Du weißt, was für ein Redner er ist. Sobald er den Mund aufgemacht hatte, besaß ich keine Chance mehr. Die Leutnants bekamen es mit der Angst zu tun. Der Tod unseres Vaters hat uns zutiefst anfällig gemacht für Übergriffe von anderen Clans. Die Furcht davor hat Masashi geschickt ausgespielt. Jetzt fühlen sich die Taki-gumi-Leutnants wieder sicher. Sie würden ihm in die Hölle folgen, wenn er es von ihnen verlangte.«
Noch ehe dieses Gespräch vorüber ist, mag genau das eintreten, dachte Michiko. Einem Impuls folgend, streckte sie ihre Hand aus, und Joji legte seine Hand hinein. »Vergiß die ganze Sache, Joji-chan.« Leidenschaft lag in ihrer Stimme. »Weder du noch ich können irgend etwas tun. Die Veränderungen haben schon stattgefunden. Laß ihn in Ruhe; du verfügst nicht über die Macht und Stärke, ihn zu bezwingen. Auch ich nicht. Jedenfalls jetzt nicht. Karma.«
»Aber diese Veränderungen, von denen du sprichst«, warf Joji ein, »betreffen ja nicht nur uns, sondern auch andere aus der Familie. Deine Tochter, zum Beispiel. Und Tori, deine Enkelin. Wie geht es ihr überhaupt? Ich vermisse ihr liebes, lächelndes Gesicht.«
»Ihr geht's gut. Wirklich gut.« Michiko drückte ihre Wange gegen seine. »Tori fragt dauernd nach dir.« Er sollte die Angst in ihren Augen nicht sehen. Masashi spielt ein schreckliches Spiel, dachte sie. Um den höchstmöglichen Einsatz. Masashi hat die Macht über den Taki-gumi gewonnen. Und dieses Mal wird das Signal zur Schlacht zum allerletzten Mal erklingen.
»Es ist an der Zeit«, sprach Jonas, »dir die Wahrheit zu sagen.«
Michael blickte erstaunt auf. »Die Wahrheit?« Er sprach das Wort in einem Ton aus, als käme es aus der Urdu-Sprache, die ihm nicht ganz so geläufig war.

Sie saßen in Jonas Sammartins Büro im BITE-Gebäude zusammen.
»Ja«, erwiderte Jonas gelassen. »Die Wahrheit.«
»Was hast du mir demnach bisher erzählt?«
»Mein lieber Junge«, hob Jonas an, »du stehst mir näher, als irgendein Neffe mir nahestehen könnte. Ich habe nie geheiratet und nie Kinder gehabt. Du und Audrey seid mir so lieb und teuer, als wäret ihr mein eigen Blut. Doch das brauche ich dir sicher nicht zu sagen.«
»Nein, Onkel Sammy«, versicherte Michael, »du hast uns immer beschützt. Vor kurzem erst habe ich Audrey erzählt, daß du für mich wie Nana warst, der Schäferhund der Darlings in Peter Pan.«
Jonas Sammartin lächelte. »Das fasse ich als Kompliment auf, mein Sohn.«
Eine Weile saßen sie schweigend da. Es war, als habe die Erwähnung von Audreys Namen die Angst herbeibeschworen, die Angst, nicht zu wissen, wo sie war oder was ihr zugestoßen sein könnte.
Das Telefon klingelte. Jonas hob den Hörer ab. Er führte mit leiser Stimme ein kurzes Gespräch. Als er den Hörer zurückgelegt hatte, war die trostlose Stimmung so weit verscheucht, daß er weitererzählen konnte. »Für mich steht fest, daß dein Vater wußte, daß er getötet werden sollte - oder daß zumindest die Möglichkeit eines unmittelbar drohenden Mordanschlags auf ihn bestand. - Am Tag bevor wir die Nachricht von seinem Tod erhielten, wurde mir durch Boten ein Paket zugestellt, das in Japan abgeschickt worden war. Bisher haben wir die Spur noch nicht weiter als bis zum Büro der Luftexpreß-Gesellschaft in Tokio zurückverfolgen können. Das Paket war dort von einem Japaner aufgegeben worden. Das ist alles, was wir wissen. Wir haben keinen Namen, nur eine ganz vage Beschreibung, die weniger als unbrauchbar ist.«
Jonas holte einen übergroßen Umschlag und einen gefalteten Bogen Papier hervor. »Das Paket war auf jeden Fall von deinem Vater. Es enthielt diesen Brief, in dem ich angewiesen wurde, im Falle seines Ablebens mit dir zu reden.«
»Mit mir zu reden?«
»Ich habe getan, worum er mich bat.«
»Laß mich den Brief sehen, Onkel Sammy.«
Jonas stieß einen tiefen Seufzer aus. Er überreichte Michael den Papierbogen und strich sich mit der Hand übers Gesicht, als könnte er damit die Ereignisse der letzten Tage wegwischen. Er sah müde aus, sein Gesicht war aschfahl.
Michael blickte von dem maschinenbeschriebenen Papier auf. »Es sieht so aus, als wäre es die Idee meines Vaters, daß ich im Falle seines Todes seinen Platz einnehmen soll.«
Jonas nickte.

»Er bezieht sich hier auf ein persönliches Testament«, fuhr Michael fort.
»Das ist hier drin«, sagte Jonas und hielt den Umschlag in die Höhe. »Er ist versiegelt, und gemäß den Anweisungen deines Vaters darf er nur geöffnet werden, wenn du dich bereit erklärst, seinen Platz einzunehmen.«
Michael spürte ein kurzes Aufflackern von Furcht, dann war es auch schon wieder vorüber. »Wie ich sehe, hast du das Testament schon zur Hand. Ganz schön von dir überzeugt, was?«
»Nein«, widersprach Jonas. »Ich bin von dir überzeugt, Michael. Du bist doch hier, nicht wahr?« Er lächelte Michael matt an. »Dein Vater hat schon immer gesagt, du wärest frühreif. Ich habe seine Stimme noch im Ohr: >Mikey ist intelligenter und geschickter als wir beide zusammen, Jonas. Das ist mir jetzt bewußt geworden. Und eines Tages wirst auch du es bemerken.< Prophetische Worte, mein Junge, wenn man die Umstände bedenkt.« Er überreichte Michael den Umschlag. »Es ist an der Zeit, daß du ihn öffnest.«
Michael nahm ihn entgegen, öffnete ihn jedoch nicht. »Was ist mit Audrey?« fragte er.
»Darum ging es eben bei dem Anruf«, erklärte Jonas. »Nichts Neues bisher. Aber es ist auch noch zu früh.«
»Früh!« rief Michael. »Verdammt, wir wissen nicht einmal, ob sie noch lebt!«
»Ich glaube - ich hoffe inbrünstig -, daß sie noch lebt. Dein Vater arbeitete gerade an einem bestimmten Fall für uns. Im Verlauf seiner Ermittlungen stieß er auf etwas so Eigenartiges, daß es ihm unmöglich war, regelmäßig darüber Bericht zu erstatten. So weit waren seine geheimen Nachforschungen gediehen. Seine Gegner haben schon einmal den Versuch unternommen, über Audrey an ihn heranzukommen. Das habe ich allerdings erst herausgefunden, nachdem ich den Brief deines Vaters gelesen hatte.«
»Deiner Meinung nach war also dieser angebliche Einbruch vor einiger Zeit gar kein Einbruch, sondern ein Versuch, über Audrey an Vater heranzukommen!«
Jonas nickte. »Natürlich haben wir weder Audrey noch deine Mutter über den wahren Grund für den Einbruch aufgeklärt - nämlich daß Philips Feinde deine Schwester entführen wollten.«
»Und jetzt haben sie Erfolg gehabt«, meinte Michael. »Aber Vater ist doch tot... Und trotzdem haben sie es auf Audrey abgesehen? Welchen Wert kann sie jetzt noch für sie haben? Das gibt keinen Sinn.«
»Das ist ein weiteres Stück des Puzzles, zu dem ich noch kein Gegenstück gefunden habe«, gab Jonas zu. »Noch ein dringender Grund dafür, daß ich dich brauche, Michael. Du kannst herausfinden, was mit

Audrey geschehen ist und auch, wer deinen Vater auf dem Gewissen hat.«
»Wer sind die Feinde meines Vaters, Onkel Sammy?«
»Yakuza.«
»Yakuza!« platzte Michael heraus. »Japanische Verbrecher. Dann weißt du also, was mein Vater vorhatte? Es sollte ein leichtes sein ...«
»Tatsache ist, daß mich dein Vater in diesem Fall völlig im dunkeln gelassen hat. Ich habe keine Erklärung dafür, warum. Ich hoffe nur, daß es einen zwingenden Grund gab.«
»Ich will Audrey zurück«, sagte Michael. Ihm kam schwach zu Bewußtsein, daß er seine Finger in die Lederarmstützen des Sessels gekrallt hatte.
»Genau wie ich«, versicherte Onkel Sammy. »Auch ich wünsche mir von ganzem Herzen, daß sie sicher und gesund nach Hause zurückkehrt. Tritt in die Fußstapfen deines Vaters. Das ist unsere einzige Chance, sie zu finden.«
Michael fühlte sich wie in Trance. Seine Muskeln zuckten so, als habe er gerade einen Marathonlauf hinter sich gebracht. Beim Ausatmen wurde ihm bewußt, daß er seinen Atem über einen längeren Zeitraum angehalten hatte. »Ich denke«, erklärte er schließlich, »ich sollte jetzt wohl das Testament öffnen.«
Der Besucher hätte in keinem unpassenderen Augenblick erscheinen können. Joji Taki hatte gerade den weißen Kimono mit den daraufgestickten lachsfarbenen Chrysanthemen hochgeschoben und seinen Blick zwischen die zaghaft geöffneten Schenkel gerichtet.
Den ganzen Abend über hatte er sich auf diesen Augenblick gefreut: Bei einer vollendet zelebrierten Teezeremonie, einem rauchgeschwängerten Abendessen, endlosen Gesprächen über das Steigen und Fallen des Yen und zu guter Letzt schier nicht enden wollenden Abschiednehmens.
Den ganzen Abend lang war Kiko eine beispielhafte Gastgeberin gewesen. Die Teezeremonie hatte sie mit unvergleichlicher Anmut zelebriert und während des Essens mit großem Geschick Kai Chosa unterhalten, um danach Kais Frau in ein Gespräch über Frauenprobleme zu verwickeln, während sich die Männer ihren Geschäften zuwandten. Und am Ende war es Kiko gewesen, die, erkennend, daß ihr Herr bei seinen Verhandlungen nicht weiterkam, hinter vorgehaltener Hand ein verstecktes, kaum wahrnehmbares Gähnen andeutete. Kai Chosas Frau hatte den Wink verstanden und ihren Mann am Ärmel berührt; beide hatten das Haus verlassen.
Der Abend war eine Katastrophe gewesen, dachte Joji untröstlich. Er war an Kai Chosa, den oyabun des Chosa-gumi, herangetreten in der

Hoffnung, sich dessen Unterstützung bei dem Versuch, die Herrschaft über den Taki-gumi von Jojis Bruder Masashi zurückzugewinnen, zu versichern.
Kai Chosa hatte Jojis Angebot einer Zusammenarbeit schlichtweg übergangen. Vielleicht glaube auch er - wie auch die Leutnants des Taki-gumi - nicht daran, daß Joji über die Macht verfügte, Masashi auszubooten. Und es schien, als sträubte er sich insbesondere dagegen, sich auf Verhandlungen einzulassen, die seinen Clan in eine Konfrontation mit dem Taki-gumi gebracht hätten.
Diese Haltung war Joji ein Rätsel. Sie entmutigte ihn. Er war so sicher gewesen, daß Kai Chosa auf diese Chance, sich ein Stück aus dem Taki-gumi herauszubrechen, fliegen würde. Was hatte es mit seinem Bruder Masashi auf sich? fragte sich Joji. Hatte er Masashis Macht unterschätzt? Wenn das so wäre, was fehlte dann ihm?
Jojis Gedanken drehten sich in seinem Kopf. Was ich brauche, sagte er zu sich selbst, ist ein Pate. Ein Mann mit genügend Macht, ein Mann, der Masashi nicht fürchtet.
Beim Abendessen hatte Kiko Joji kurze verstohlene Blicke zugeworfen, von denen er sich liebkost fühlte und die ihn veranlaßten, sie gleichermaßen mit Blicken zu liebkosen. Doch selbst der Anblick der geschwungenen Linie, die ihre Schultern und ihre Brüste unter den seidenen Falten ihres Kimonos bildeten, und des winzigen Stücks feuerroten Stoffes im Nacken, wo sie es ihrem Unterkimono gestattete, sexy hervorzulugen, hatte keinen großen Reiz auf ihn ausgeübt. Kai Chosa hatte Jojis Gedanken vollkommen beherrscht.
Jetzt aber, da er und Kiko allein waren, verspürte Joji das Bedürfnis nach Ablenkung von seinem Leid. Kiko war soeben im Begriff, seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, als ein zaghaftes Klopfen an der Tür zu vernehmen war. Genau in diesem Moment hatten sich seine Augen in denen Kikos verfangen. Die Andeutung der zu erwartenden Freuden schien endlos zu sein.
Joji las in Kikos Augen und senkte seinen Blick dorthin, wo seine Hand auf der Innenseite ihres Beines lag. Sie hatte ihre Schenkel noch weiter geöffnet, so daß der feuerrote Unterkimono zur Seite gerutscht war. Sein Herz schlug höher, als er bemerkte, daß sie nichts weiter darunter trug, das seinen Blick auf ihren intimsten Bereich, das schwarze Haar, das sich an der Mitte ihres Hügels emporrankte und sich an seinem oberen Ende wie zu einem lockenden Finger büschelte, behindert hätte.
»O Buddha«, murmelte Joji.
Wieder dieses diskrete Klopfen.
»Laß mich in Ruhe!« rief Joji verärgert. »Hast du denn gar keine Manieren!«

Kiko hob in einer pikanten Bewegung ihr Gesäß von der tatami. Dabei schwenkte sie das Becken nach vorn und hoch, so daß sie die Unterseite ihres Hügels aufreizend dem Blick freigab. In diesem unbehaarten Bereich konnte er jede Falte ihres verborgensten Fleisches erkennen. Ihre Hüften begannen ein sinnliches Kreisen.
Joji war einer Ohnmacht nahe.
Die Schiebetür öffnete sich einen Spalt, und Joji erkannte Shozos rasierten Kopf, das Gesicht diskret abgewendet.
»Ich werde dir dafür ein Auge ausreißen!« rief Joji aufgebracht. Seinen geilen Blick hatte er wieder dorthin gerichtet, wo Kikos Schenkel zusammentrafen.
»Oyabun«, flüsterte Shozo, »Sie würden mir ein Auge ausreißen, wenn ich versäumte, Ihnen unverzüglich zu berichten.«
»Was berichten?« Kiko machte weitere Bewegungen mit ihrem Bekken, was das Verlangen Jojis ins Unermeßliche wachsen ließ.
»Da ist ein Besucher.«
»Zu so später Stunde?« Joji fühlte Leere in seinem Magen. »Äußerst rücksichtslos.«
»Oyabun«, flüsterte Shozo, »es ist Ude.«
Trotz Kikos Aktivitäten fühlte Joji seine Manneskraft dahinschwinden. Ein kalter Schauer durchflutete ihn. Ude, der Mann, der für seinen Bruder Masashi Exekutionen durchführte. Was konnte Ude wollen? fragte sich Joji. Ein Angstschauer jagte ihm über den Rücken, als er sich vorstellte, daß Masashi irgendwas über den Inhalt des Gesprächs zwischen ihm und Michiko an diesem Morgen in Erfahrung gebracht hatte.
»Du hast recht daran getan, mir Bescheid zu geben, Shozo«, sagte er und versuchte vergebens Fassung zu bewahren. »Sag Ude-san, daß ich in Kürze bei ihm sein werde.«
Die Tür schloß sich wieder. Das Mittelstück der Tür war aus einem Obigebildet. In den Seidenstoff war eine Jagdszene eingewoben, in der Jäger einen wilden Bären erlegten. Daraufheftete Joji jetzt seinen Blick, als er sich innerlich bereitmachte.
Kiko war zu gut ausgebildet und erzogen worden, als daß sie in einem solchen Moment den Mund aufgemacht hätte. Sie brachte statt dessen ihre Kleidung wieder in Ordnung.
Wortlos öffnete Joji die Tür und betrat den angrenzenden Raum, wo er Ude erblickte, der seinen mächtigen Körper in der Mitte der tatami niedergelassen hatte. Joji zwang sich zu einem Lächeln. »Guten Abend, Ude-san«, begrüßte er seinen Gast mit flatterndem Herzen. »Shozo, hast du unserem verehrten Gast schon Tee angeboten?«
Mit einer Handbewegung fegte Ude die Einladung beiseite. »Verzeih mein Eindringen«, ließ er sich mit dröhnender Stimme vernehmen, »aber ich bin etwas in Eile. Ich muß noch einen Flug erwischen.«

Joji tat einen tiefen Atemzug und ließ dann die Luft wieder vollständig herausströmen. Er machte ein paar Schritte auf Ude zu und ließ sich ihm gegenüber auf der tatami nieder. »Ude-san«, sprach er, »dieser Besuch ist eine Ehre, mit der ich nicht gerechnet habe.«
»Ich befinde mich in der unangenehmen Situation, direkt zum Punkt kommen zu müssen«, erklärte Ude mit einer Stimme hart wie Granit. Sie vermittelte den Eindruck, als täte es ihm ganz und gar nicht leid, unhöflich zu sein. »Man muß sich den Umständen anpassen, sobald sie eintreten.«
»Hai.«]o}\ wartete ab. Atemlos.
»Ich habe die Stunde für dieses Gespräch nicht bestimmt«, stellte Ude fest. »Wir müssen uns daher beeilen.«
»Das ist nicht die Art, wie mein Vater Geschäfte erledigt hätte«, bemerkte Joji.
»Ach, dein Vater«, sagte Ude. »Der ehrwürdigste aller Männer. Sein Tod wird immer noch betrauert. Sein Andenken wird in meinem Haus immer hochgehalten werden.«
»Danke«, flüsterte Joji.
»Doch Ihr Vater hat uns verlassen, Taki-san. Die Zeiten ändern sich.«
Joji strich sich mit der Hand über die Stirn. Sie glänzte vor Schweiß, als er sie zurückzog. Was wollte Ude? Joji konnte sich der ungeheuren Präsenz des Mannes nicht entziehen.
»Zum Geschäftlichen«, fuhr Ude fort. »Ihr Bruder fühlt sich, nun ja, unwohl mit den Spannungen in der Beziehung zu Ihnen. Er weiß, wie sehr Ihr Vater darunter gelitten hätte. Masashi kam der Gedanke, daß es für Sie beide besser wäre, wenn die Dinge, die zwischen Ihnen liegen, besprochen würden.«
Joji stutzte. »Verzeih mir, wenn ich das sage, Ude, aber ich kenne meinen Bruder. Ich glaube nicht, daß Masashi ein Interesse daran hat, diese Probleme auszudiskutieren. Wir sehen die Zukunft des Takigumi in völlig entgegengesetzten Richtungen.«
»Im Gegenteil, Taki-san, Masashi hat nur das Beste für den Takigumi im Sinn, wie das den Wünschen Ihres geschätzten Vaters, Wataro Taki, entspricht.«
Jojis Stimmung stieg erheblich. Wenn Masashi bereit war, Joji einen Anteil am Taki-gumi zurückzugeben, dann sollte das an ihm, Joji, nicht scheitern. Andererseits jedoch ... Joji unterließ es, darüber nachzudenken, was andererseits bedeutete.
Er nickte. »In Ordnung.«
Ude lächelte. »Gut. Sollen wir sagen, morgen abend?«
»Arbeite, wenn alle anderen schlafen«, stellte Joji lakonisch fest.
»Genau. Masashi meint, je eher die Angelegenheit zwischen Ihnen bereinigt ist, desto besser.«

»An einem öffentlichen Ort?«
»Ja«, stimmte Ude zu. »Das hat auch Masashi im Sinn. Nur ist abends die Auswahl begrenzt. Würde Ihnen ein Treffpunkt in der Kabuki-cho passen?« Die Kabuki-cho lag in Shinjuku, aber in einem zwielichtigen Teil jenes Stadtgebietes von Tokio, wo in den letzten zehn Jahren am intensivsten und dichtesten gebaut worden war. Ursprünglich sollte dort ein kabuki-Theaier errichtet werden, daher der Name, der blieb, selbst als die Pläne verworfen wurden. Jetzt war es vollgestopft mit billigen Restaurants, pachinko-Salons, Sexfilm-Theater, Nachtklubs, Bordellen. »Es gibt dort eine große Auswahl an no-pan kissas.« Das waren Nachtlokale, in denen die weiblichen Bedienungen keine Unterwäsche trugen.
»Wie wäre es mit dem A Bas?« schlug Joji vor.
»Kenne ich«, stimmte Ude zu. »Ist so gut wie irgendein anderes.«
Nachdem Shozo ihn hinausbegleitet hatte, bestieg Ude das Taxi, das auf ihn wartete. Er lächelte in die Dunkelheit. Alles war genauso gelaufen, wie Kozo Shiina es vorausgesagt hatte.
Er lehnte sich in den Sitz zurück, während das Taxi sich in den Verkehr einfädelte, und stellte sich Shiina vor, wie er am Telefon mit Masashi sprach.
»Wie wollen Sie Masashi zu dem Treffen überreden?« hatte Ude seinen neuen Herrn Kozo Shiina gefragt. »Er verachtet Joji als Schwächling und sieht ihn kaum als seinen Bruder an.«
Und Kozo Shiina hatte darauf geantwortet: »Ich werde Masashi davon überzeugen, daß es für das Erscheinungsbild des Taki-gumi wichtig ist, daß er als geschlossene Front auftritt. Für die Politiker und Bürokraten, mit denen wir es zu tun haben, ist die Yakuza immer noch ein Reizwort. Wenn sie also sehen, daß die beiden übriggebliebenen Brüder des Taki-gumi im Streit miteinander liegen, wird sie das nur nervös machen. Gerade gestern noch fragte mich Minister Hakera, ob von Seiten der Yakuza irgendwelche Unannehmlichkeiten zu erwarten seien, die durch den Streit der Taki-Brüder ausgelöst werden könnten. Natürlich nicht, versicherte ich ihm. Das werde ich Masashi erzählen. Wir haben alles fest im Griff, werde ich zu Masashi sagen, doch siehst du, solange ihr, du und dein Bruder, entzweit seid, besteht immer die Gefahr von Konflikten. Zumindest in den Augen derjenigen, die uns unterstützen.«
»Ein Zusammentreffen von Masashi und Joji kann aber doch nur schlimm enden«, warf Ude ein. »Sie sind sich nie einig gewesen, und man kann kaum erwarten, daß das plötzlich anders wird.«
Kozo Shiina hatte dieses schauerliche, reptilienhafte Lächeln aufgesetzt, das selbst Ude Unbehagen bereitete. »Mach dirkeine Sorgen, Ude. Erledige du nur deinen Auftrag. Masashi Taki wird am Ende auch den seinen erfüllen.«

»Es handelt sich überhaupt nicht um ein Testament«, stellte Michael fest.
Jonas streckte seine Hand aus: »Zeig mal, mein Junge.«
Michael überreichte ihm den Inhalt des Umschlags, den sein Vater ihm hatte zukommen lassen. Es war ein Bogen Luftpostpapier, auf dem sechs Zeilen geschrieben standen. Kein Gruß, keine Unterschrift.
Jonas las den Text und schaute Michael verständnislos an. »Was zum Teufel ist das? Eine Denksportaufgabe?« Er hatte wenigstens einen kleinen Hinweis darauf erwartet, was Philip in Japan aufzudecken versuchte.
»Keine Denksportaufgabe«, klärte ihn Michael auf, »es ist ein Todesgedicht.«
Jonas Blick drückte Erstaunen aus. »Ein Todesgedicht? Meinst du damit etwa solche Gedichte, wie sie die verrückten Kamikaze-Flieger schrieben, kurz bevor sie ihren Einsatz flogen?«
Michael nickte.
»Du bist der Fachmann für Japanisch«, brummte Jonas und reichte das Blatt zurück. »Was bedeutet shintai!«
»>Im fallenden Schnee / rufen die Silberreiher nach ihren Gefährten / wie herrliche Symbole / des shintai auf Erden<«, rezitierte Michael das Todesgedicht seines Vaters. »In einem Shinto-Schrein«, erläuterte er, »ist der shintai das Symbol des göttlichen Leibes des jeweiligen Geistes, von dem die Priester glauben, daß er in dem Heiligtum seinen Wohnsitz hat.«
»Ich habe gar nicht gewußt, daß dein Vater Shintoist war«, sagte Jonas.
»War er auch nicht«, stellte Michael richtig. »Doch Tsuyo, mein japanischer Meister, war Shintoist. Ich erinnere mich an einen Besuch meines Vaters in Japan. Tsuyo und ich befanden uns gerade vor dem Shinto-Schrein, bei dem Tsyuo sein zweites Zuhause eingerichtet hatte. Der Ort flößte meinem Vater Ehrfurcht ein, und er erklärte, daß er ihn atmen spürte, als handele es sich bei dem Bauwerk um ein lebendiges Wesen. Die Priester zeigten sich sehr beeindruckt von dieser Äußerung, als Tsuyo sie ihnen übersetzt hatte.«
Voller Ungeduld winkte Jonas ab. »Was hat das jetzt alles zu bedeuten, Michael? Das Gedicht, meine ich.«
Michael stand auf, durchquerte den Raum und stellte sich ans Fenster, um hinauszuschauen. Vor ihm breitete sich das Gelände aus: die herrlich kurzgeschnittenen Rasenflächen, die mit großer Sorgfalt gepflegten Gärten. Und dahinter erhob sich eine vier Meter hohe Mauer, die mit den ausgeklügeltsten elektronischen Sensoren und Abschreckungsmechanismen gegen jegliches Eindringen gesichert war. Sein Blick fiel auf einen der speziell abgerichteten deutschen Schäferhunde,

von denen es hier drei Bewachungsstaffeln gab; er lief in einem einen Meter breiten Streifen direkt unterhalb der Mauer auf und ab.
»Ganz sicher soll mir mit dem Gedicht etwas mitgeteilt werden«, zeigte sich Michael überzeugt. »Nur habe ich keine Ahnung, was es sein könnte.«
»Hat Schnee irgendeine Bedeutung für dich?« fragte Jonas. »Oder Silberreiher?«
»Eigentlich nicht.«
»Für was könnten sie als Symbole stehen?«
Michael zuckte mit den Schultern.
»Na komm, Junge«, sagte Jonas ungeduldig, »denk nach!«
Michael kehrte zu seinem Platz zurück. »Also gut.« Er strich sich mit den Fingern durchs Haar. »Also - Schnee könnte Reinheit des Zwecks bedeuten - oder auch Tod. Weiß ist in Japan die Farbe der Trauer.«
»Was sonst noch?« Jonas schrieb eifrig mit.
»Silberreiher. Symbole der ewigen Liebe, von einzigartiger Schönheit.«
Jonas starrte Michael erwartungsvoll an, den Füllhalter zum Schreiben bereit: »Ist das schon alles?« fragte er nach einiger Zeit. »Reinheit, Tod, Liebe und Schönheit?«
»Ja.«
»O Gott!« Jonas ließ den Füller fallen. »Dein Vater liebte seine Geheimnisse. Doch ich sag dir eins, ich habe keine Zeit zum Rätsellösen. Du hast übrigens voll ins Ziel getroffen. Nobuo Yamamoto ist mit seiner Verhandlungsdelegation wieder nach Japan zurückgefahren. Und der ganze Verein, den du im Ellipse Club gesehen hast, war völlig konsterniert. - Um Mitternacht, so habe ich erfahren, hat der japanische Ministerpräsident angekündigt, daß zwölf Prozent des neuen Staatshaushalts für Verteidigungsausgaben bereitgestellt werden sollen. Das ist ungeheuerlich. Seit Ende des Krieges haben die Verteidigungsausgaben Japans niemals die Dreiviertel-Prozent-Marke überschritten. Ist dir klar, welch ungeheuerliche Bedeutung eine solche Änderung haben kann?«
Michael schaute Jonas an. »Warum ungeheuerlich? Mir scheint, daß Japan desto unabhängiger wird, je mehr es für seine Verteidigung aufwendet.«
»Wir hätten nicht mehr jene Macht über das Land, wie wir sie heute noch haben«, ereiferte sich Jonas. »Wir sind doch die guten Ritter in den glänzenden Rüstungen für sie, das sind wir seit Ende des Krieges gewesen. Und die finanziellen Verpflichtungen, die wir ihnen gegenüber eingegangen sind, haben dafür gesorgt, daß sie unser Vorposten im Fernen Osten geblieben sind. Zum Teufel noch mal, an manchen Stellen ist Japan weniger als einhundertfünfzig Kilometer von der sowjetischen Grenze entfernt.«

»Vielleicht sind die Japaner der Rolle, die wir ihnen zugedacht haben, überdrüssig geworden«, sagte Michael ruhig. »Sie wollen nicht länger Amerikas Vasall im Pazifik sein.«
»Den moralischen Aspekt einmal beiseite gelassen«, gab Jonas zu bedenken, »so muß doch der Tatsache der Wiederbewaffnung Japans Beachtung geschenkt werden. Mehr als vierzig Jahre haben sie sich standhaft jener Art von Militarismus enthalten, die mit einem umfangreichen Verteidigungsetat einhergeht. Die Erinnerung an Hiroshima und Nagasaki ist immer noch wach. Und zwar so sehr, daß Japan selbst amerikanischen atomgetriebenen Kriegsschiffen versagt hat, in japanischen Gewässern zu operieren. - Das Zusammenspiel von aggressivem Militarismus und übermäßigen Ambitionen auf wirtschaftlichem Gebiet hat sie letztlich in den Weltkrieg getrieben, und fast wäre das ganze Land dabei draufgegangen. Ich hätte angenommen, daß sie alles daransetzen würden, was in ihrer Macht steht, damit das kein weiteres Mal geschieht.
Was müssen wir also aus diesem neuen Etat schließen? Und aus der Arroganz der Japaner auf dem Wirtschaftssektor? Mir scheint, daß die Japaner die gleichen gefährlichen Töne anzuschlagen im Begriff sind, die sie vor mehr als vierzig Jahren dazu getrieben haben, uns den Krieg zu erklären.«
»Du siehst Gespenster«, warf Michael ein. »Nur weil Nobuo Yamamoto und seine Leute nicht mehr nach der amerikanischen Pfeife tanzen wollen, fängst du an, Pessimismus zu verbreiten.«
»Michael«, entgegnete Jonas ruhig, »ein unabhängiges Japan könnte eine Katastrophe auslösen, glaub mir das. Die Kerle sind verrückt. Sie sind von der Idee besessen, sich von der Abhängigkeit von fremdem Öl zu befreien.«
»Absolut verständlich«, wandte Michael ein. »Wenn du am anderen Ende des Pazifik ohne natürliche Energiequellen festsäßest, würdest du genauso empfinden.«
»Ich habe ein ungutes Gefühl«, beharrte Jonas. »Was sich vor sechs Monaten noch wie eine kaum wahrnehmbare Strömung in den unterschwelligen Gefühlsregungen ausgenommen hat, führte urplötzlich zu einer ganzen Reihe wichtiger politischer Umwälzungen.«
»Laß mich rüberfahren und ...«, sagte Michael.
»Du fährst nach Hawaii«, unterbrach ihn Jonas. »Ich habe dir gesagt, daß wir eine Spur haben. Diese Spur führt uns zu der Insel Maui. Zu einem Mann namens Fat Boy Ichimada. Er ist der oyabun, das Oberhaupt der Taki-gumi-Yakuza-Familie auf den hawaiischen Inseln. Aufzeichnungen des Hotels lassen den Schluß zu, daß dein Vater am Vorabend seines Todes mit Ichimada telefoniert hat. Ich möchte wissen, aus welchem Grund.«

Jonas schlug einen Aktenordner auf und reichte Michael vier Fotos. »Das sind alle Erkenntnisse, über die wir in diesem Zusammenhang verfügen. Ichimadas Chef ist der oyabun des Taki-gumi - Masashi Taki.« Er deutete auf ein Schwarzweißfoto, das einen wolfsgesichtigen Mann zeigte.
»Er ist der jüngste der drei Taki-Brüder. Ihr Vater«, er wies auf ein anderes Foto, »Wataro Taki, ist kürzlich gestorben. Allgemein wird angenommen, daß Wataro der Pate der Yakuza war. Er hatte sie aus dem Zwielicht von Kleingangstertum und Spielhöllen in die gesetzlich statthafte - und auch nicht so statthafte - Welt des großen organisierten Geschäfts hinübergeführt. - Zugegeben, von allen Yakuza-0i/«&MH war Wataro bei weitem der anständigste. Er wandte sich gegen ein Vordringen des Kommunismus in Japan, und seit den von Kommunisten angeführten '48er-Unruhen in den Docks von Kobe hat sein Clan der Tokioter Polizei bei unzähligen Gelegenheiten gute Dienste geleistet.«
Jonas deutete auf ein drittes Foto. »Kurz nach Wataros Tod wurde sein ältester Sohn Hiroshi unter bisher ungeklärten Umständen ermordet. Ein Gerücht besagt, daß Masashi die Ermordung seines Bruders angeordnet habe, um so der Übernahme der Position des Vaters näherzukommen. Andere hartnäckigere Gerüchte schreiben den Mord einem Mann namens Zero zu, dessen wahre Identität niemand genau kennt. Man weiß nur, daß er eine Art ronin ist, ein herrenloser Krieger, der im Umfeld der Yakuza operiert, jedoch augenscheinlich kein Mitglied ist, also nicht an ihre Gesetze, ihre Regeln oder an giri gebunden ist. Es scheint viele Geschichten über Zero zu geben. So viele, daß sie unmöglich alle wahr sein können und Zweifel angebracht erscheinen. Die Yakuza glaubt allerdings fest an ihre Richtigkeit, und selbst die Oberhäupter der Clans fürchten Zero.«
Bei der Erwähnung des Namens Zero spürte Michael einen Schauer den Rücken hinablaufen. Zero, die Abwesenheit von Recht und Gesetz; der Ort, an dem der Weg des Kriegers keine Macht hat. Kein Wunder, daß die Yakuza diesen ronin fürchtete; er trug seinen Namen zu Recht.
Jonas nahm das letzte Foto in die Hand. »Bleibt noch Joji, der mittlere Bruder. Masashi hat ihn schon aus dem Taki-gumi rausgeworfen. Wataros Adoptivtochter, Michiko Yamamoto, können wir außer acht lassen; sie ist um etliches älter als die Brüder und hat sich schon vor Jahren von allen Taki-gumi-Aktivitäten zurückgezogen. Nun, möglicherweise wußte dein Vater mehr als das. Es würde mich nicht überraschen. Er hatte schon früher mit diesen Leuten zu tun. Und was die Japaner angeht, mit allen ihren Bindungen und Verpflichtungen gegenüber ihrer Vergangenheit, spielt Zeit keine Rolle.«
Jonas warf eine dicke Mappe quer über den Tisch. »Da ist alles drin, was du brauchst: Tickets, Paß, Visa für Japan, Informationsmaterial zu

Ichimada und dem Taki-gumi, Landkarten von Maui. Schon mal da gewesen? Nein? Ganz schöne Gegend, verglichen mit anderen Orten. Leicht durchzufinden, absolut unmöglich, sich zu verirren, abgesehen von dem wilderen Teil bei Hana. Du wirst dich jedoch zum anderen Ende der Insel begeben, nach Kahakuola. Die Gegend ist bergig mit üppiger Vegetation, doch nicht zu unwegsam.
Pläne von Ichimadas Grundstück wirst du vorfinden, Einzelheiten über die Sicherheitssysteme dort, die genaue Zahl der Leute, die er beschäftigt, und ähnliches mehr. Du kannst dich hundertprozentig auf diese Informationen verlassen. Allerdings mußt du selbst zusehen, wie du dort hineinkommst. Glaube nicht, daß er dich zu sich bittet. Und es ist zu riskant, sich an ihn ranzumachen, wenn er sich außerhalb aufhält. Seine Leute sind alle bewaffnet und scheuen sich nicht, zuerst zu schießen. Alles klar?«
Michael nickte.
»Am Flughafen in Kahului wird ein Wagen für dich bereitstehen. Das Hotel ist im voraus bezahlt. In der Mappe sind fünftausend Dollar, doch ist bei der Daiwo-Bank in Kahului ein Konto eingerichtet für den Fall, daß du mehr brauchst.«
Michael griff nach dem Päckchen und wog es in der Hand. »Du erwähntest irgendwas von einem Paß und Visa für Japan«, sagte er.
»Ich habe nicht in deinen Teeblättern gelesen, wenn du das denkst«, brummte Jonas. »Ich habe es nur gerne, wenn alle Eventualitäten bedacht sind.«
»Nun gut«, meinte Michael. » Wenn ich nach Japan kommen sollte, werde ich mich mal umhören und Erkundungen einziehen über Yamamoto und seine Geschäftspartner. Ich habe immer noch eine Menge Freunde drüben.«
Jonas hob abwehrend die Hände. »Du sollst mir keinen Gefallen tun, Michael. Bitte. Du wirst genug damit zu tun haben, den Mörder deines Vaters und Audreys Entführer ausfindig zu machen. Das Gebiet, auf dem dein Vater Experte war, die Yakuza, ist nun dein Operationsfeld geworden. Mach dich mit ihm vertraut und kümmere dich ausschließlich darum. Hast du verstanden?«
Michael hatte sich wieder in das Todesgedicht seines Vaters vertieft. »Möglicherweise war ich zu voreilig in meinen Äußerungen«, räumte er ein. »Vielleicht ist es doch ein verstecktes Rätsel - ein Test, den mein Vater mit mir anstellt.« Er schloß die Augen. Ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf, eine Erinnerung, die Audrey in jener Nacht der Besinnung wachgerufen hatte. »Da ist etwas. Als Audrey und ich klein waren, verirrten wir uns in einem Schneesturm.« Fallender Schnee. »Ich habe damals einen Unterstand aus Schnee gebaut. Audrey wollte davonlaufen, doch ich habe sie zurückgehalten und sie in den Unterstand

hineingezogen. Wir hielten uns fest umklammert, bis Vater uns fand. Vater sagte dann, daß der Unterschlupf uns das Leben gerettet hätte.«
»Stimmt«, meinte Jonas, »ich erinnere mich, daß er mir erzählte, wie er euch nach Hause gebracht hatte. Er war stolz auf dich, mein Sohn. Allerdings«, er zuckte mit den Schultern, »sehe ich den Zusammenhang mit dem Gedicht noch nicht.«
»Das ist erst mal alles.« Fallender Schnee. »Ich kann's mir auch nicht ganz erklären ...« Rufen die Silberreiher nach ihren Gefährten. Michaels Kopf zuckte hoch. »Das ist es! Das muß es sein!«
»Was?«
»Silberreiher rufen nicht nach ihren Gefährten«, stieß Michael aufgeregt hervor. »Sie rufen nach ihren Familien.«
»Ja, und?« Jonas erkannte immer noch nicht den springenden Punkt.
Ich habe gerufen und gerufen, Mike, hatte Audrey gesagt. Ich dachte, Vati könnte mich über die ganze Entfernung bis zum Haus hören. Weißt du noch?
Michael wußte es noch.
Er tippte auf den Brief. »Das ist nur die eine Hälfte!« erklärte er. »Was auch immer dahinterstecken mag, welcher Fingerzeig auch darin für mich verborgen ist, es handelt sich nur um einen Teil der Nachricht, die Vater mir hinterlassen hat.«
Jonas breitete die Hände aus. »Wo um Himmels willen ist die andere Hälfte?«
»Die hat Audrey.«
»Was?« Jonas sprang fast aus dem Sessel hoch. »Was zum Teufel erzählst du mir da?«
»Verstehst du nicht, Onkel Sammy? Wir sind die Silberreiher, Audrey und ich, die einander rufen.«
»Das begreife ich nicht.«
»Sie hat mir erzählt, daß sie von Vati eine Postkarte erhalten hätte.«
»Hör zu, mein Junge, meine Leute haben das ganze Haus auf den Kopf gestellt. Man hat nichts gefunden, was als Lebenszeichen deines Vaters aus jüngster Zeit gewertet werden könnte.«
Michael blickte Jonas unverwandt an: »Dann hat sie es bei sich getragen«, vermutete er. »Jonas, merkst du nichts? Das könnte der Grund für Audreys Entführung sein. Um die Information zu erhalten, die ihr mein Vater geschickt hat.«
Jonas schwieg.
Michael senkte den Blick wieder auf den Brief und fragte sich, ob irgend jemand anderes ihn schon gelesen haben mochte.
»Onkel Sammy?«
»Wir stehen vor einem gewaltigen Berg von Wenns. Doch es wäre eine Möglichkeit«, gestand Jonas schließlich ein.
»Wer hätte diesen Brief abfangen können?« fragte Michael.

Jonas schüttelte den Kopf. »Eine Menge Leute. Doch wissen wir nicht, ob irgend jemand sonst diesen Brief gelesen hat.«
»Verdammt«, rief Michael ungehalten, »gib mir eine bessere Erklärung!«
Jonas starrte Michael mit düsterem Blick an. »Ich kann deinen Mißmut verstehen, Junge. Und trotzdem, im Moment tappe ich noch völlig im dunkeln, warum deine Schwester entführt worden ist.« Er trommelte mit den Fingern auf den Tisch. »Im Augenblick müssen wir wohl das Schlimmste befürchten. Tatsache ist, daß Audrey sich in größter Gefahr befindet. Weiterhin müssen wir annehmen, daß die zeitliche Frist sehr begrenzt ist. Vorausgesetzt, der Entführer weiß, daß sie über Informationen verfügt, die ihr auf irgendwelchen Wegen von Philip übermittelt worden sind.« Sein Blick ruhte auf Michael. »Zweifellos folgt aus dieser Annahme, daß sie als nächstes hinter dir her sein werden.«
»Wir müssen sie retten!« rief Michael. »Sonst wird es mir nicht gelingen, die Nachricht von Vater zu verstehen.«
Jonas wandte den Kopf ab und ließ seinen Blick zum Fenster hinauswandern.
Die Sonne senkte sich dem Horizont entgegen, und ihre tiefgoldenen Strahlen fielen schräg durch das Fenster ins Zimmer. »Folge deinem Instinkt, mein Junge. Der scheint momentan unsere beste - wenn nicht einzige- Waffe zu sein.«
Michael stand auf.
»Noch eins«, fügte Jonas hinzu, »unterschätze diesen Ichimada nicht - oder jeden anderen von der Yakuza, auf die du mit Sicherheit treffen wirst. Das sind harte Burschen, die keine Skrupel haben, ein Menschenleben auszulöschen. Gib acht auf dich, sobald du das Flugzeug verlassen hast. Ichimadas Leute beobachten jeden, der kommt oder geht. - Ach, übrigens, im Handschuhfach des Jeeps wirst du eine Beretta finden.«
»Keine Pistole«, wandte Michael ein.
»Michael, du kannst dort nicht unbewaffnet herumlaufen.«
»Dann besorge mir ein katana. Ein erstklassiges.«
»Ich kann dir nicht versprechen, daß es so gut sein wird wie jenes, das dir dein Vater einst schenkte.«
»Das wäre auch kaum möglich«, meinte Michael lakonisch. »Tu einfach, was du kannst.«
Jonas zögerte einen Moment lang, dann nickte er. »Es wird für dich bereitliegen.« Er schenkte Michael ein flüchtiges Lächeln und erhob sich, streckte seine Hand aus, und als Michael sie ergriff, sagte er: »Viel Glück, mein Junge, Erfolg und gute Reise.«

»Ich sehe dich.«
Wasserplätschern.
»Ich bin der einzige, der dich sehen kann.«
Plätschern gegen Pfähle.
Masashi lächelte in die Finsternis zu den Schatten. »Ich bin der einzige Mensch, der weiß, wer du bist.« Er machte eine Handbewegung. »Zero.«
Hinter ihnen strömte der Sumida-Fluß mit den unaufhörlich handeltreibenden Booten voller Betriebsamkeit. Uralte Pfähle ächzten und stöhnten. Quiekende Ratten huschten über Trosse und Taue.
»Nun, Zero«, lachte er. Ein vorübergleitendes Boot sprühte funkelnde Lichtstrahlen durch die Pfähle auf den verborgenen Platz ihrer Zusammenkunft. Sie schienen die grausamen Züge in Masashis Gesicht zu erhellen. Einen Atenzug später war alles wieder in Dunkel gehüllt. Masashi spürte die Bewegung. Er riß den tanto, den japanischen Dolch, aus seiner verborgenen Scheide an der Hüfte und stieß damit in die Richtung, in der er eine Bewegung wahrzunehmen glaubte. Doch ehe er seinen Irrtum korrigieren konnte, fühlte er den Schlag, der seine linke Hand erstarren ließ. Der tanto fiel auf die faulenden Bohlen, auf denen er stand.
Die rasiermesserscharfe Klinge eines katana blitzte auf.
»Willst du mich jetzt umbringen?« fragte Masashi. »Na gut, laß dich nicht aufhalten. Aber glaubst du wirklich, daß ich Angst vor dir habe?«
Das katana stieß nach seiner Kehle, Masashi, der nicht von der Stelle wich, schlug die Hände zusammen und hielt die Klinge zwischen seinen Handflächen fest. Einen Moment lang versuchte jeder, sich in eine günstigere Position zu bringen. Obwohl sich Zero im Vorteil befand, blieb die Klinge zwischen Masashis kräftigen Händen gefangen.
Masashi spuckte aus. »Furcht ist etwas für andere, Zero. Dir ist klar, was mit dir geschehen wird, wenn du mich verletzt oder mir sonstwie in die Quere kommst. Das habe ich dir doch deutlich zu verstehen gegeben, oder nicht?«
Masashi löste sich aus seiner angespannten Haltung und gab die Klinge frei. Einen Wimpernschlag später hatte Zero das Schwert auch schon an Masashi ausgehändigt. Diesen Wettkampf entschied mentaler Zwang, nicht Kraft oder Strategie. Masashi hielt das katana so in die Höhe, daß es von einem Strahl der sich bewegenden Lichter auf dem Fluß getroffen wurde. Es sah so aus, als durchbohre es die Dunkelheit. Das eingearbeitete Silber und Gold auf dem Griffschutz funkelte wie der Sternenreigen einer fremden Welt.
Prinz Yamato Takerus legendäre Klinge, das Symbol des Jiban, die Seele Japans. »Du hast sie uns zurückgebracht«, sagte Masashi.
Zero hatte sich abgewendet, so als wolle er nicht Zeuge sein müssen

für den von schierer Habgier gekennzeichneten Ausdruck auf Masashis Gesicht. »Du hast mir keine andere Wahl gelassen.«
Masashi riß seinen Blick von der glänzenden Klinge los. Er nickte. »Ja, das stimmt. Die Anrufe kommen regelmäßig. Michiko hält dich auf dem laufenden. Sie spricht täglich mit dem Kind. >Ich bin am Leben, und mir geht es gut<, sagt die leise Stimme des Kindes, oder etwas in der Art. So weiß Michiko, dem Kind geht es wirklich gut. Solange du tust, was ich von dir verlange. So lautet unsere Vereinbarung, nicht? Und das wird so bleiben, bis ich für dich keine Verwendung mehr finde - und bis ich auch von Michiko nichts mehr zu befürchten habe.«
Masashi nickte zufrieden. »Etwas läßt sich daraus lernen, mein lieber Zero. Macht ist so vergänglich, sie gleitet schnell dahin. In Yakuza-Kreisen war Michiko immer gefürchtet, fast sosehr wie mein Vater. Ebenso wie man dich fürchtet.«
»Man fürchtet mich«, ergänzte Zero, »weil Wataro Taki sich meiner bediente, um die anderen Familien der Yakuza bei der Stange zu halten.«
»Mein Vater hat dich benutzt, um seinen Feinden Angst einzuflößen; er benutzte dich, um sie zu lahmen. Es ist nur recht und billig, daß ich als Nachfolger meines Vaters, als oyabun des Taki-gumi, auch deine Dienste mit übernommen habe.«
»Wie sehr hat sich der Taki-gumi seit dem Tod Wataro Takis doch verändert!« stellte Zero anklagend fest. »Du bist dabei, die Familie zu zerstören - alles, was dein Vater aufgebaut hat - mit deinem rücksichtslosen Ehrgeiz und deiner Habier.«
»Mein Vater lebte noch im Gestern«, sagte Masashi. »Seine Zeit gehörte schon der Vergangenheit an, und er war zu stur und verbittert, um das zu erkennen. Sein Tod war für uns alle eine barmherzige Wohltat.«
»Weder barmherzig noch eine Wohltat«, bemerkte Zero gelassen. »Dein Vater verschied in großem Schmerz. Von seinem Tod profitierten nur die, die übel und korrupt waren. Du und Kozo Shiina. Und Shiina, über Jahrzehnte hinweg der ärgste Feind deines Vaters, wird zuletzt lachen. Der Taki-gumi wird bald von Habsucht und blinder Gier zerrissen werden. Die Leutnants werden nicht anders können, als es ihrem oyabun nachzutun. Sie werden sich über Macht und Territorien in die Haare kriegen, gerade wie du und dein Bruder es ihnen vorgemacht habt. Dadurch wird die Familie anfällig für Angriffe anderer Familien, die zuvor durch die Kraft von Wataros eisernem Willen in Schach gehalten wurden.«
»Eine fantasiereiche - und vollkommen unrichtige - Deutung der Zukunft«, bemerkte Masashi schulterzuckend. »Doch für den Fall, daß darin ein Körnchen Wahrheit enthalten ist, habe ich ja immer noch

dich, Zero. Wer sich meinem Willen auch immer entgegenstellt, soll vernichtet werden.«
»So wie es mit Hiroshi geschah, nicht wahr?« warf Zero ein. »Ich hatte meine Hand bei Hiroshis Tod nicht im Spiel, doch gehe ich jede Wette ein, daß du etwas damit zu tun hast. War es Ude, dein Henker, der Hiroshi umgebracht hat? Hiroshi war als ältester Sohn von Wataro dazu ausersehen, sein Nachfolger und neuer oyabun des Taki-gumi zu werden. Er war zu mächtig, als daß du ihn hättest hinauswerfen können, wie du es mit deinem Bruder Joji getan hast. Hiroshi besaß einen starken Willen und war bei den Leutnants beliebt. Er hätte die Zukunft des Taki-gumis gesichert, wenn er am Leben geblieben wäre; und er hätte die Familie so geführt, wie es Wataros Wunsch entsprochen hätte. Das war der Grund, warum Hiroshi ausgeschaltet werden mußte.«
»Mein Bruder ist tot«, unterbrach Masashi hastig. »Was spielt da die Todesursache für eine Rolle.«
»Für mich ist von Belang, wo die Blutflecken trocknen.«
»Das ist lustig«, sagte Masashi, nicht im geringsten belustigt, »wenn man bedenkt, was du für deinen Lebensunterhalt tust.«
»Ich tue nichts für meinen Lebensunterhalt«, bemerkte Zero geheimnisvoll, »denn ich lebe nicht. Im Augenblick jedenfalls nicht. Nicht seit deinem Aufstieg. Nicht, seit du mir nahmst, was für mich das Kostbarste war.«
Die Gestalt, vom Dunkel umhüllt, wandte sich halb ab von Masashi.
»Einst«, fuhr Zero fort, »war ich der verlängerte Arm von Wataros Willen. Wataro war ein einzigartiger Mann. Er führte die Yakuza wie niemand zuvor. Sicher, er machte ungeheure Profite mit illegalen Geschäften, aber er tat das nie auf Kosten der Schwachen und Hilflosen, wie es andere oyabun mit größter Selbstverständlichkeit tun. Und er gab einen großen Teil seines Gewinns zurück an die Hilfsbedürftigen in allen Teilen Tokios. Er glaubte an das einfache Volk, und er tat alles, was in seiner beträchtlichen Macht stand, um diesen Leuten zu helfen. - Aus diesem Grund wies er auch dein Ansinnen zurück, daß sich der Taki-gumi im Drogenhandel engagieren sollte. Drogen zerstören Leben. Und Wataro liebte das Leben viel zu sehr.«
»Ich bin es leid, vorgehalten zu bekommen, was für ein großartiger Mann mein Vater gewesen ist«, winkte Masashi ab. »Er lebt nicht mehr, und jetzt bin ich oyabun. Ich werde allen, die den Gott Wataro Taki so verehren, zeigen, was wirkliche Größe ist. Wataro Taki hat sich dem Drogenhandel und dem Profit, der in dieser Größenordnung nur mit Drogen zu machen ist, verschlossen. Ich werde diese Profite nun Wirklichkeit werden lassen, und schon bald wird der Taki-gumi über ein so großes Vermögen verfügen, daß es selbst die Vorstellungskraft des Gottvaters Wataro Taki gesprengt hätte.

Ich bereite mich darauf vor, die ganze japanische Nation in eine neue Ära zu führen, damit endlich jeder Mensch auf dem Erdball seinen Blick dem Land der aufgehenden Sonne zuwenden wird.«
»Du bist verrückt«, sagte Zero. »Du bist nichts anderes als das Oberhaupt einer kriminellen Familie.«
»Du lächerliches Insekt«, höhnte Masashi. »Wie wenig du weißt von den ungeheuren Möglichkeiten, Reichtum und Einfluß zu gewinnen, wie ich selbst es in diesem Augenblick tue!«
»Du wirst dem, was deinem Vater mehr bedeutete als alles andere, nur die endgültige Zerstörung bringen - dem Taki-gumi.«
»Hält's Maul!« knurrte Masashi wütend. »Ich sage dir, wann du zu reden hast, genauso wie ich dir sage, wann und wohin du zu gehen hast. Warum ist es mir letzte Woche nicht gelungen, dich zu erreichen?«
»Ich war unerreichbar.«
»Das ist gegen die Abmachung!« schrie Masashi. »Du hast für mich Tag und Nacht erreichbar zu sein. Zu jeder Zeit. Wo warst du?«
»Ich war ... nicht gesund.«
»Wie ich sehe, geht es dir jetzt wieder besser.« Masashi spähte in Zeros Richtung und dachte nach. »Nun gut.« Sein Ton war etwas ruhiger geworden. »Ich habe erfahren, daß Michael Doss sich auf dem Weg nach Hawaii befindet, genauer gesagt nach Maui.«
»Was geht uns das an?« fragte Zero.
»Wir haben einen Brief von Philip Doss an seinen Sohn abgefangen«, klärte ihn Masashi auf. »Er war sehr bewegend geschrieben, so eine Art Stafettenübergabe. Unser gutes karma half uns. Ich habe den Brief durchgehen lassen, denn was kann uns Besseres passieren, als daß Philip Doss Sohn in die Sache mit hineingezogen wird? Du hast uns das katana zurückgebracht. Das Katei-Dokument fehlt uns immer noch. Da Philip Doss nicht mehr am Leben ist, wird uns sein Sohn sicher zu dem Dokument führen. Es ist das Herzstück des Jiban. Darin sind alle Einzelheiten der Gesamtstrategie sowie der Vernetzung seines Machtgebietes innerhalb der japanischen Wirtschaft, der Verwaltung und der Regierung niedergelegt.«
Eine Barkasse tutete, und einen Augenblick lang wurde der einem Sarg gleichende Bereich, in dem sie sich aufhielten, von Lichtstrahlen überflutet. Zero wich noch weiter in den Schatten zurück. Nachdem sich das Motorengeräusch genügend weit entfernt hatte, nahm Masashi den Faden wieder auf: »Michael Doss ist also deine nächste Beute. Ich möchte, daß du dich um nichts anderes kümmerst, bis diese Angelegenheit erledigt ist. Sie wird nicht viel Zeit in Anspruch nehmen. Nicht mehr als höchstens zwei Wochen. Dieser Zeitplan ist unverrückbar.«

Zero schwieg.
»Nun?« fragte Masashi ungeduldig.
»Ich werde tun, was du verlangst.«
Ein Lächeln umspielte Masashis Mund. »Selbstverständlich wirst du das.«
Die schwüle Hitze brachte Fat Boy Ichimada ins Schwitzen. Wie im Dschungel war das hier. Oder wie in Japan im August. Die Bäume sogen jeden Luftzug, der vom Meer her kam, begierig auf. Diese undurchdringlichen Berge von Kahakuola, in denen zu leben er sich ausgesucht hatte, brachten auch Nachteile mit sich. Allerdings, so rief er sich wieder ins Gedächtnis, bildeten diese Schattenseiten eine Erklärung dafür, daß seine Einsamkeit selten durchbrochen wurde.
An atemberaubenden Tagen wie diesem war es wichtig, sich jedes einzelnen positiven Aspekts seiner Arbeit zu erinnern. Wie etwa jenes Häuschens, das er sich in Hana gebaut hatte, auf der anderen Seite der Insel, versteckt und unerreichbar für alles und jeden. Sobald die Last seiner Arbeit zu übermächtig auf ihn niederdrückte, setzte er sich in seinen Helikopter und flog nach Hana, seinem Schlupfwinkel. Nur wenige Menschen wußten von diesem Haus. Wataro Taki, sein oyabun, hatte davon gewußt. Doch Wataro lebte nicht mehr. Jetzt hatten nur noch die beiden Hawaiianer, die Fat Boy Ichimada zur Wiedererlangung des Katei-Dokuments angeheuert hatte, Kenntnis von der Existenz des Hauses. Unter allen Umständen wollte er vermeiden, daß irgend jemand aus dem Clan über seinen Verbleib Bescheid wußte.
Es war ja nicht sein eigener Wille gewesen, nach Hawaii zu gehen. Andere, weit weniger erfahrene Menschen als er hätten das vielleicht ganz anders gesehen und sich als vom Glück begünstigt betrachtet, einen Job zu haben - und eine Position einzunehmen, in der man zum führenden Kopf der Insel aufsteigen konnte.
Doch Ichimada wußte es besser. Die Führungsposition in einem Gebiet einzunehmen, das er als das Ende der Welt ansah, war wirklich keine Ehre.
Nicht, daß Ichimada etwas gegen Hawaii gehabt hätte. Schließlich hatte er schon sieben Jahre hier verbracht. Doch in der Yakuza war man der Meinung, daß es außerhalb Japans nur das Nichts gab. Nur in Japan war man im Zentrum der Macht.
Früher war Fat Boy Ichimada ein beliebter Leutnant innerhalb des Taki-gumi gewesen. Sein Mut und seine Loyalität waren von Wataro Taki anerkannt und auch belohnt worden. Doch dann hatte Masashi an Einfluß gewonnen, und er hatte genau darauf geachtet, daß jeder, der auch nur ein Quentchen Macht im Taki-gumi innehatte, aus dem Weg geräumt wurde. Bei Ichimada war das allerdings nicht so einfach gewe-

sen. Masashi hatte falsche Anschuldigungen gegen Fat Boy erhoben. Sie entbehrten jeglicher Grundlage, doch wurden in Ichimadas Haus belastende Beweise gefunden, die offensichtlich von Masashi dort eingeschleust worden waren.
Fat Boy Ichimada fehlte der kleine Finger seiner rechten Hand. Vermutlich lag der noch in einem Glas mit Formaldehyd im Haus des Taki-gumi. Mit einem Messer hatte sich Fat Boy den Finger abgeschnitten, um damit für eine Sünde zu sühnen, die er selbst nicht begangen, sondern die Masashi zu verantworten hatte.
Ichimada hatte in jenem Augenblick am Tisch gegenüber von Wataro Taki gesessen. Vor sieben Jahren, in Tokio. Mit einer Verbeugung hatte er den Finger in ein weißes Stück Tuch gewickelt und es über den Tisch geschoben. Mit einer Verbeugung hatte Wataro die Gabe entgegengenommen.
In der Verbannung von Japan nach Hawaii bestand der andere Teil der Sühne.
Heutzutage, dachte Ichimada, bitten die neuen Yakuza um einen Schuß Novocain, ehe sie sich ein Messer an das eigene Fleisch setzen. Er jedoch gehörte noch zur alten Garde. Ehre und giri, die Lasten, die am schwersten zu tragen waren. Denn es war schließlich giri gewesen, das ihn veranlaßt hatte, sich seinen Finger abzuschneiden. Er hatte sich dem Willen Wataro Takis, des oyabun, gebeugt. Jetzt, da Masashi oyabun des Taki-gumi war, fühlte sich Ichimada von jeglicher Verpflichtung seinem Herrn gegenüber entbunden. Ganz im Gegenteil. Sein Herz brannt nach Rache, und die Jahre hatten das Brennen nicht abkühlen können.
Daher hatte, als Masashi ihm Mitteilung davon machte, daß sich ein Amerikaner mit Namen Philip Doss auf Maui aufhielt, der etwas bei sich trug, das Masashi gehörte und daß Ichimada mit allen Mitteln versuchen sollte, sich dieses Gegenstandes zu bemächtigen, Fat Boy einen eigenen Plan gefaßt. Er hatte sich dem Befehl zwar scheinbar gefügt, jedoch mit seinen eigenen Absichten im Hinterkopf.
Masashi hatte ihn darüber aufgeklärt, daß dieses Katei-Dokument von unschätzbarem Wert war. Ichimada wußte nichts über den Inhalt des Dokuments, doch er war sich sicher, daß, wenn es in seinen Besitz käme, er sich seinen Weg von Hawaii zurück nach Japan würde freikaufen können. Masashi war so erpicht auf die Wiederbeschaffung des Dokuments, daß Fat Boy davon überzeugt war, daß Masashi ihm eine eigene Unter-Familie zur Führung anvertrauen würde, als Dank für die Wiederbeschaffung des Dokuments.
Das also war Ichimadas Plan, und darum auch der Einsatz der beiden Hawaiianer. Ihr Auftrag war es, Philip Doss und das Katei-Dokument zu ihm zu bringen.

Philip Doss aber war bei einem Verkehrsunfall verbrannt. Allerdings erst, nachdem er Ichimada angerufen hatte. »Ich kenne Sie«, hatte Philip Doss gesagt. »Und ich weiß, wem gegenüber Sie Loyalität empfinden. Sie werden das Richtige tun. Wir beide, Sie und ich, liebten Wataro Taki, nicht wahr? Wenn Sie sich noch den alten Zuständen verpflichtet fühlen, werden Sie meinen Sohn finden. Fragen Sie ihn, ob er sich noch an den shintai erinnert. Ich habe auf seinen Namen, Michael Doss, im Hyatt-Hotel in Kaanapali am Empfang einen Schlüssel hinterlegt. Er paßt zu einem numerierten Schließfach am Flughafen.«
»Was?« hatte Fat Boy geantwortet, völlig sprachlos darüber, daß jener Mann, der sein Zielobjekt war, sich bei ihm meldete. »Was wollen Sie damit sagen?« Das andere Ende der Leitung war aber schon tot.
Seit dem Anruf hatte sich Fat Boy Ichimada ständig gefragt, was das Flughafen-Schließfach wohl enthalten mochte. Zwischenzeitlich hatte Masashi ihn angerufen und ihn auf Udes Besuch vorbereitet. Diese Mitteilung hatte Fat Boy in Panik versetzt. Er hatte die beiden Hawaiianer losgeschickt, den Schlüssel zu beschaffen und ihm den Inhalt des Schließfachs zu bringen. Was enthielt es? Das Katei-Dokument? Und welche Bedeutung hatte der shintaü
Er war zum Flughafen gefahren, um Ude abzuholen. Ude war angekommen und hatte erklärt, er verfolge eine heiße Spur von Philip Doss. Doch hatte er auch etwas an sich, was sich wie eine eisige Faust um Fat Boys Herz krallte. Fat Boy war sicher, daß Ude nicht nur gekommen war, um das Katei-Dokument wiederzuerlangen, denn Masashi verfügte über eine Reihe von Leuten, die er zu diesem Zweck hätte schikken können. Ude war Masashis Henker. Dieser Umstand hatte in Fat Boy den Verdacht geweckt, daß seine beiden Hawaiianer geredet hatten. Er war dumm genug gewesen, ihnen zu vertrauen. Aber ihm war nichts anderes übriggeblieben. Wenn ihm nur die geringste Chance bleiben sollte, aus diesem paradiesischen Gefängnis zu entkommen, dann mußte er des Katei-Dokuments habhaft werden. Sobald er von Udes Gegenwart befreit war, mußte er die Hawaiianer finden und mit ihnen abrechnen.
Jetzt aber hatte er es erst einmal mit Ude zu tun. Sein Hauptproblem, wie Fat Boy Ichimada das sah, bestand nicht in erster Linie darin, sich des Katei-Dokuments zu bemächtigen, das zu finden er die beiden Hawaiianer beauftragt hatte, sondern vielmehr darin, wie er so lange am Leben bleiben konnte, um sich des Dokuments zu bedienen.
Ude gehörte der neuen Generation an. In Tokio würde er sich höchstwahrscheinlich im >Wave< oder im >Axis< in Roppongi herumtreiben, im >Aux Six Arbres< essen, Kleidung von Issey Miyaki tragen und sich an die gaijin, die Blondinen, heranzumachen versuchen, die Hamburger und Fritten verschlangen.

Wie bei allen Menschen seines Schlages, dachte Fat Boy, als er Ude anschaute, spiegeln sich auf seinem Gesicht seine Gelüste wider. Wie bei einem Menschen aus dem Westen.
Fat Boy Ichimada redete sich ein, keine Angst vor Ude zu haben. Warum sollte er auch? Ude hing an Drogen, und das machte ihn leichtsinnig. Er durfte allerdings keine überstürzten Schritte tun, darüber war sich Fat Boy im klaren. Denn das war genau das, wozu Ude ihn zu verleiten versuchen würde.
Ude und Fat Boy hielten sich gerade im unteren Teil von Fat Boy Ichimadas Grundstück auf. Daran grenzte ein Gebiet, das seit langer Zeit als Viehfarm genutzt wurde. Pferde und Kühe waren reichlich vorhanden und es wimmelte nur so von Fliegen. Ude ging an den Klippen entlang und bog dann wieder in die Viehweide ein. Fat Boy schnaufte neben ihm, aber immer ein, zwei Schritte hinterdrein, als versuche er, den Abstand aufzuholen. Er hätte es gerne gesehen, wenn Ude ihn als einfältigen fetten Mann eingeschätzt hätte. Je weniger Ude glaubte, sich um Fat Boy kümmern zu müssen, desto besser.
Ude schlenderte durch die weidende Herde. Mit riesigen braunen Augen betrachteten ihn die Kühe in träger Schläfrigkeit, während sie sich durch ständiges Schwanzwedeln der Fliegen erwehrten. Udes suchender Blick richtete sich jedoch nicht auf die überwältigende Landschaft oder ihre idyllischen Bewohner. Seine Augen waren auf den Boden geheftet.
Über die Fladen, die noch dampften und glänzten wie Haferschleim, stieg er hinweg. Die waren noch zu frisch. Auch die schon aufgebrochenen, grau gewordenen und halb vom Gras durchstoßen, ließ er unbeachtet. Er war auf der Suche nach Kuhfladen, die zwar schon oberflächlich verkrustet, aber noch reich an Nährstoffen waren - sie waren die fruchtbaren Hügel, auf denen der Pilz wuchs. Nicht irgendein Pilz. Der Pilz. Der beim Verzehr den Himmel orange und rot färbte und das Weltall von innen nach außen kehrte.
Auf Pilze hatte es Ude bei seinem Gang durch die Wiesen von Fat Boy Ichimadas Besitz abgesehen: schlanke weiße Stiele mit knopfähnlichen Hüten, leicht bräunlich, in kleinen Gruppen wachsend.
Als er gefunden hatte, wonach er suchte, kniete er nieder und schnitt mit einem Klappmesser die Pilze ab. Mit äußerster Sorgfalt schälte er den unteren faulen Teil des Stiels. Dann stopfte er die Pilze in den Mund und begann genüßlich zu kauen.
Die ersten Veränderungen setzten unverzüglich ein. Er spürte deutlich, wie das Blut durch seine Adern pumpte, ein Pulsieren in seinem Unterleib, als ob die geübten Finger einer Geisha an den Saiten eines samisen zupften. Die Zeit entwich durch das Dritte Auge.
Tm Gehen begann er ein Lied zu summen. »Sayonara No Ocean«, ein

Poplied vom Jahr zuvor, das ihm im Gedächtnis geblieben war. Die Töne, die er hervorstieß, wirbelten in der Luft wie Atemhauch an einem frostigen Morgen. Dann erstarben die Schwingungen eine nach der anderen und zersprangen wie Kristallgläser, die auf einen gekachelten Fußboden fallen.
Er war in Sonnenlicht getaucht, ein zähflüssiger Stoff, der in zarten Kügelchen an ihm klebte und sein Fleisch erhitzte. Langsam beugte er sich vor und streifte sich das schwarze Polohemd vom Körper.
Ein Doppelphönix, blau, grün und schwarz, erhob sich aus einem feuerroten Flammenkelch mit weit gespannten Schwingen und ineinanderverschlungenen mächtigen Hälsen, die Köpfe einander zugewandt, sich in die Augen starrend. Unter dem Scheiterhaufen, aus dem sie emporstiegen, wand sich eine dicke Schlange durch Steine und Blätterwerk. Das Maul weit aufgerissen, die Reißzähne zur Schau gestellt, die Edelsteinaugen allwissend, ihre gespaltene Zunge ewig tastend.
Auf Udes nacktem Oberkörper wogten und tanzten die irezumi, die traditionellen Yakuza-Tätowierungen, im Einklang mit seiner Muskulatur. Wenn es um Muskeln ging, fiel ihm sofort Masashi Taki ein. Masashi, der so fitneßbesessen war. Häufig trainierten er und Ude im Freien zusammen. Stunde auf Stunde, bis selbst Udes glänzend trainierter Körper zu schmerzen anfing. In diesen Augenblick fürchtete sich Ude vor Masashi. Ude, der sonst vor niemandem Angst hatte.
Ude stand dann da, ausgelaugt, und sah Masashi zu, der mit seinen anstrengenden Übungen fortfuhr. Der Schweiß floß in Strömen über seine glänzende Haut, und Ude dachte bei sich: Er ist kein Mensch. Er verfügt über mehr Ausdauer als ein Dutzend Männer zusammengenommen.
Wenn Masashi schließlich mit dem Training fertig war, begaben sie sich zu den rf0/0-Matten und griffen sich die langen Schwerter, damit sich der oyabun in Kendo üben konnte. Das war alles, was Ude tun konnte, um mit ihm Schritt zu halten. Bei der neuen Übung schien Masashi an Kraft zu gewinnen. Er war nicht müde zu kriegen.
Schaum rann an Udes Mundwinkeln herab. Er lachte auf, als er eine weitere Schaumflut an sich gewahr wurde. Bis er die Schaumblasen als Worte erkannte. Er sprach mit Fat Boy Ichimada.
»Denk daran«, hörte Ude sich sagen, »daß sich alles nur um das Katei-Dokument dreht.«
»Ich weiß nur, was Masashi mir zu tun aufgetragen hat«, stellte Fat Boy Ichimada fest.
»Philip Doss war hier«, fuhr Ude fort, ohne seinen Einwand zu beachten. »Philip Doss hat das Katei-Dokument gestohlen. Irgend jemand muß ihm seit seinem Verschwinden aus Japan zur Flucht hierher verholfen haben. In Japan ist er mir entwischt, und hier auf Maui kam

er auf mysteriöse Weise ums Leben. Ich habe ihn nicht umgebracht. Und auch niemand anderes, der für Masashi Taki arbeitet. Von wem also ist er umgebracht worden, Ichimada? Du kennst hier alles und jeden. Hier«, Ude zeigte Fat Boy Ichimada das Foto von Michael Doss. »Hast du den schon gesehen? Das ist der Sohn von Philip Doss, Michael. War er auf der Insel?«
»Der Sohn hält sich nicht auf Maui auf«, stellte Fat Boy Ichimada fest und war überrascht, wie sehr der Sohn dem Vater ähnelte.
»Nicht? Bist du dir sicher? Möglicherweise hat Doss seinem Sohn das Katei-Dokument zur Aufbewahrung gegeben.«
»Dieser Mann hat sich nicht auf den Inseln aufgehalten.«
Ude, dessen Pupillen unnatürlich geweitet waren, stieß ein grausames Lachen hervor. »Vielleicht zeigt sich darin nur deine Unfähigkeit, mit einer solchen Situation fertig zu werden.« Sein Mund verzog sich zu einem häßlichen Grinsen. »Unfähigkeit - das ist doch der Grund, warum man dich hierhergeschickt hat, oder?«
»Du kommst her für einen Tag«, hielt Fat Boy Ichimada ihm entgegen, »und glaubst, alles zu wissen.« Doch ihm war ein Stich ins Herz gefahren. Er mochte nicht daran erinnert werden, weshalb man ihn aus Japan fortgeschickt hatte.
»Sieben Jahre«, spottete Ude. »Wenn ich sieben Jahre hier gewesen wäre, hätte ich mir einen Clan aufgebaut, der die Jungs in Japan hätte bleich werden lassen. Ich hätte sogar so etwas wie das Katei-Dokument für mich behalten.« Er grinste breit und warf Ichimada einen boshaften Seitenblick zu. »Aber du bist wohl zu blöd, um jemals an so etwas zu denken, nicht wahr, Ichimada?«
Fat Boy Ichimada antwortete nicht. Ihm war klar, daß Ude den Versuch machte, ihn zu einem Schuldeingeständnis zu verleiten. Masashi konnte durch etwaige Informationen von den Hawaiianern Verdacht geschöpft haben, was seine Pläne anging. Ohne Beweise allerdings konnte er nichts unternehmen. Im Augenblick sprach der Anschein nicht gegen Ichimada. Masashi brauchte einen Anlaß, um ihn von seinem Posten auf Hawaii zu verdrängen. Aus diesem Grund war Ude hier: Er sollte diesen Anlaß finden. Masashi wußte, daß das nicht einfach war, darum hatte er Ude beauftragt, Fat Boy in eine Falle zu locken. Würden Udes Beleidigungen Fat Boy dazu verleiten, zurückzuschlagen, dann konnte Ude ihn ungestraft aus dem Weg räumen. Keiner aus Ichimadas Familie auf den Inseln würde dagegen protestieren. Daher entschied sich Fat Boy, Ruhe zu bewahren.
»Ich mache dir keinen Vorwurf daraus, daß du darüber nicht sprichst«, fuhr Ude fort. »Das würde ich bestimmt auch nicht tun. Siehst du, der Unterschied zwischen uns beiden ist nur der, daß ich mein Exil zu meinem Vorteil genutzt hätte. Ich hätte mich der Fuchtel

Tokios entzogen. Dies ist das Land des Überflusses! Die Vereinigten Staaten? Die haben keine Ahnung, was wir treiben. Reiches, unverdorbenes Land. Reif zur Ernte. Hier kann es ein Mann zu Ansehen bringen und ein Vermögen machen!« Udes Gesicht wurde zu Stein. »Du hast Philip Doss von früher her gekannt, nicht?«
»Wir kannten beide Wataro Taki«, erwiderte Fat Boy Ichimada nachdenklich. Das also ist der Grund, warum Masashi Ude hergeschickt hat; um mich unter Druck zu setzen. Er hegt den Verdacht, daß Philip versucht hat, Kontakt zu mir aufzunehmen. Ich muß jetzt sehr vorsichtig sein.
Vor Udes Augen schwamm die Welt in allen Farben; sie war von den erstaunlichsten Lichtern erhellt. »Ich will das Katei-Dokument«, sagte er sich zusammenreißend. »Masashi Taki befahl dir, es zu beschaffen. Wenn du es mir nicht aushändigst, muß ich annehmen, daß du es mir vorenthältst.«
Dafür hatte Ichimada eine Antwort bereit: »Ich bin dem Taki-gumi gegenüber loyal. Deswegen braucht sich Masashi keine Sorgen zu machen. Und was den Verbleib des Katei-Dokuments angeht, so arbeite ich im Augenblick an der Sache. Ich befasse mich damit seit dem Tod von Philip Doss. Er hatte das Dokument nicht bei sich, als er im Auto verbrannte. Ich bin dabei, alle Orte auf der Insel, wo er gewohnt oder sich aufgehalten hat, zu überprüfen.« Fat Boy spürte, wie sich ein Schweißtropfen von der Schläfe löste und an der Wange herablief, wobei er einen verrücktmachenden Kitzel verursachte. Ude starrte mit gespanntem Interesse darauf, wie es ein Schmetterlingssammler beim Anblick eines exotischen Exemplars tut.
»Du?« wunderte sich Ude, während er den Schweißtropfen fixierte. »Du kümmerst dich persönlich um diese Sache?«
»Natürlich«, bekräftigte Fat Boy und versuchte, einen geistigen Schritt voraus zu sein. Er fragte sich, ob Ude von den beiden Hawaiianern wußte. Hatte Ude nur große Töne gespuckt, um ihn hereinzulegen? »Ich würde diese delikate Angelegenheit niemand anderem anvertrauen.«
»Man sagt von dir, daß du dir niemals deine kleinen dicken Finger schmutzig machst.« Ude warf den Kopf zurück und lachte lauthals. »Ich habe übrigens deinen Finger gesehen. Er schwamm in einer Flasche mit brauner Flüssigkeit.«
»G/n«, sagte Fat Boy. Er mußte sich zusammenreißen, um ruhig zu bleiben. »Doch das ist ein Wertbegriff, der Japanern wie dir fremd ist. Nicht wahr?«
In Udes Blick lag plötzlich etwas Wildes. »Ich habe völlig freie Hand, diese Sache nach eigenem Ermessen zu erledigen.« Er verzog sein Gesicht zu einer höhnischen Grimasse. »Wenn du mir nicht innerhalb von

achtundvierzig Stunden das Katei-Dokument übergibst, Ichimada, wirst du sterben.«
Fat Boy Ichimada starrte Ude an, als wäre er wahnsinnig geworden.
»Ich würde dir raten, das zu tun, was du tun mußt.«
Ude streckte den Kopf vor und tat, als ob er lauschte. »Hörst du? Das ist dein Leben, das langsam verrinnt.«
Fat Boy Ichimada hörte das wahnsinnige Gelächter und biß vor ohnmächtiger Wut die Zähne aufeinander.
Goldgrünes Neonlicht erhellte das >A Bas<.
»Wie in einem Goldfischglas«, meinte Joji Taki.
»Die Nacht hat tausend Augen«, antwortete Shozo, indem er eine Zeile aus einem alten amerikanischen Film zitierte, »und jedes einzelne ist hier.«
Den Stil der Dekoration konnte man nur mit dem Begriff absurder Chic belegen. Von der menschenüberfluteten Straße führte eine steile Treppe hinunter in einen Raum, in dem glänzende grauschwarze Tische und Stühle standen und wo auf dem Boden winzige Lichter zu schimmern schienen. Erstaunlicherweise hatte es den Anschein, als wären hier nicht weniger Menschen als in den darüberliegenden Etagen.
Der Nachtclub erstreckte sich über mehrere Ebenen, die durch Stufen aus Acrylglas, in dem sich wie futuristische Schlangen Neonröhren wanden, miteinander verbunden waren.
Die Wände bestanden aus aneinandergereihten dicken Strohgarben, nach akustischen Gesichtspunkten zusammengestellt und mit Webstoff überzogen, der weder braun noch grau war, doch beide Farbtöne enthielt. Sie zogen sich in einzelnen Lagen bis zur Decke hoch, die einem Himmel aus Metallgerüsten und -röhren glich und von unzähligen Punktstrahlern, die in ständiger Bewegung waren, ausgeleuchtet wurde. Man hatte das Gefühl, sich in einem Magen zu befinden, der gerade im Verdauungsprozeß begriffen war.
Der Vergleich aus der Anatomie war durchaus begründet. Die Mädchen, die sich durch die engen Gänge zwischen den Tischen bewegten, ließen ihre Fast-Nacktheit in der gleichen absichtsvollen Weise aufblitzen, wie man Rinderstücke im Schlachthaus aufhängt.
Darüber, daß sich so viele Männer von dieser Art automatischer Sexualität angesprochen fühlten, hatte sich Joji schon vor langer Zeit aufgehört zu wundern. Vielleicht war es eine Binsenweisheit des modernen Lebens, daß automatisierte Sexualität besser ist als gar keine.
Ein kurzer Gedanke galt Kiko, die mit der Geduld eines Buddha auf seine Rückkehr wartete. Nachdem er sich diesen kleinen Genuß gegönnt hatte, lenkte er seine Aufmerksamkeit auf das bevorstehende Treffen.

Masashi hatte das >A Bas< betreten. Er stand in der Tür und betrachtete die sich ihm darbietende Szene in aller Ruhe. Das war so seine Art. Wann immer er einen Raum betrat, blieb er in der Tür stehen. Ohne sich nicht vorher die örtlichen Gegebenheiten einzuprägen, würde er sich nie in einen Raum begeben.
Er trug einen schwarzen Nadelstreifenanzug, ein perlgraues Hemd und dazu eine weiß auf weiß gemusterte Seidenkrawatte, goldene Manschettenknöpfe und einen einfachen goldenen Ring an seinem Ringfinger.
Der Mann, der ihn begleitete, ein älterer Yakuza mit klugen Augen, war Joji unbekannt.
Masashi bemerkte Joji und Shozo und näherte sich ihnen gemessenen Schrittes. Sein Begleiter blieb, davon war Joji überzeugt, an der Tür stehen. Das war wohl als Warnung für Joji gedacht, als stiller Fingerzeig darauf, daß Masashi das Treffen ausschließlich als Zusammenkunft der beiden Führer verstanden wissen wollte.
Die beiden Männer verbeugten sich voreinander gemäß der rituellen Begrüßungszeremonie. Joji entließ Shozo. Getränke wurden bestellt.
Auf der kleinen Bühne sang ein junger Japaner mit Sonnenbrille einen gerade aktuellen Schlager, wobei die Begleitmusik vom Band kam und aus einer Phalanx von Lautsprechern dröhnte, die von der Decke hingen. Lichter glitzerten und funkelten im Raum. Das sich widerspiegelnde Licht auf den getönten Gläsern der Brille blendete jeden, den es traf.
»Ich schätze Pünktlichkeit vor allen anderen Tugenden«, eröffnete Masashi das Gespräch. »Ein pünktlicher Mensch ist ein verläßlicher Mensch.«
Die Bedienung kehrte mit den bestellten Getränken zurück, wobei die Männer rundherum, die wie der Sänger gekleidet waren und ebenfalls Sonnenbrillen trugen, jeden entblößten Zentimeter ihres Körpers beäugten.
»Ich habe um diese Zusammenkunft gebeten, weil mir nach deinem Abschied aus dem Taki-gumi der Gedanke kam«, fuhr Masashi fort, »daß ich mich dir gegenüber vielleicht unfair verhalten habe.«
Masashi nahm einen kräftigen Schluck von seinem Suntory Scotch. Da man sie als Yakuza-Leute erkannt hatte, servierte man ihnen starke Getränke und nicht die normalen verdünnten Drinks von der Bar.
»Ich wünsche jegliches Mißverständnis, das sich zwischen uns aufgetan hat«, erklärte Masashi weiter, »soweit es geht auszuräumen. Diesen Wunsch äußere ich zum Nutzen des Taki-gumi, damit es seine vorherrschende Stellung behält. Was immer zu diesem Zweck erforderlich ist, bin ich bereit zu unternehmen.«
»Ich schätze deine Offenheit«, entgegnete Joji, und seine Anspan-

nung ließ nach. »Auch ich würde eine gerechte Lösung unserer Meinungsverschiedenheiten willkommen heißen. Für Spannungen zwischen uns gibt es keinen vernünftigen Grund.«
»Gut«, stimmte Masashi zu. »Es gibt viel Geld zu verdienen für uns alle.« Er hob das Glas.
»O ja, Zwietracht ist etwas für Männer ohne Ehre. Männer, die zu einer anderen, niedrigeren Welt gehören als wir, nicht wahr?« Joji brach in ein erleichtertes Lachen aus und ließ sein Glas gegen das von Masashi klingen.
»Wir sind schon eine seltene Brut, Joji-san«, meinte Masashi in überschwenglichem Ton. »Unser Vater war nur ein einfacher Orangenanbauer. Er gehörte keiner Kaste an, war ein Außenseiter, der von der Gesellschaft weder erwünscht noch akzeptiert wurde. Und jetzt sind wir hier! Uns gehört viel, wir kontrollieren mehr als neunzig Prozent der Menschen, die in Japan leben. Wir treffen regelmäßig mit den Direktoren der größten Konzerne zusammen, mit den höchsten Ministern und Regierungsbeamten. - Doch zu was ist das alles gut? Wir leben auf engstem Raum zusammengedrängt. In Amerika ist noch der ärmste Angehörige der Mittelklasse in der Lage, sich ein Häuschen zu einem angemessenen Preis mit einem Morgen Landfläche zu kaufen. Ein Morgen, Joji-san! Kannst du dir so etwas vorstellen? Wie viele Wohnungen würde man bei uns auf einer solchen Fläche errichten? Wie viele Familien würden sich auf diesem Raum tummeln? Ich sage dir, es spielt keine Rolle mehr, wieviel Geld man in Japan verdient. Wir lassen uns durch den Mangel an Raum demütigen. Wie Insekten leben wir, die ständig übereinander hinwegklettern.«
Joji war gefesselt von der Wut in Masashis lauter werdender Stimme, weil ein seltsamer Ton darin lag. Er hatte genau zugehört, nicht nur auf das, was Masashi sagte, sondern darauf, wie er es sagte. Die Bitterkeit war nicht zu überhören, ein ätzender Kern, der weit über das Philosophische hinausging, ein masochistischer Unterton des Selbsthasses. Wenn das zutraf, paßte es genau in Jojis Erinnerung an ihre Kindheit. Masashi war das Baby unter den Geschwistern gewesen, immer der Schwierigste, der Starrköpfigste, der Eigensinnige, der Widerwortegebende. So war es durchaus nachvollziehbar, daß Masashi, von Wataro Taki verwöhnt, sich selbst gegen dessen Aufmerksamkeiten wendete.
»Haßt du dieses Land wirklich so sehr?« fragte Joji. »Das kann ich nicht glauben. Hier wurde uns das Leben geschenkt, dieses Land hat uns ernährt.«
»Geschwätz«, meinte Masashi verächtlich. »Aber was kann ich von meinem Angsthasen von Bruder schon anderes erwarten? Deine

Ängstlichkeit ist immer schon dein größter Fehler gewesen. Du willst nicht einsehen, daß der einzige Weg für Japan, in diesem Atomzeitalter Größe zu erlangen, darin liegt, seine Grenzen zu erweitern.«
»Die Größe Japans«, widersprach Joji, »liegt in unseren Herzen, wo die Geister unserer Vorfahren ruhen. Sie ist in unserem Gedächtnis, wo die Erinnerungen unserer Geschichte für alle Zeit aufbewahrt werden.«
»Japan hat sich aus Schutt und Asche wieder emporgearbeitet«, redete Masashi weiter. »Doch ist es nun so weit gekommen, wie es ihm möglich ist. Jetzt müssen Männer mit Visionen und Weitblick Japan über seine Grenzen hinausführen.« Er stürzte seinen Drink hinunter. »Ich sage nur die Wahrheit«, fuhr er fort. »Und oft verschließen die Menschen vor der Wahrheit die Ohren.«
»Willst du die Wahrheit hören?« rief Joji. Seine geöffneten Handflächen deuteten auf die Menschen im Raum. »Schau dir diese Schwachköpfe an, Bruder. Hier findest du deine neuen Mitarbeiter! Die kommen her als Voyeure. Sie stieren die Mädchen an, gehen nach Hause und holen sich einen runter.« Er räusperte sich, als wolle er ausspukken. »Es liegt nichts Wertvolles darin, einer Frau unter den Rock zu schauen, die, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, ohne Unterwäsche herumläuft.«
Das Serviermädchen räumte die leeren Gläser weg und stellte zwei neue auf den Tisch. Der Sänger mit der Sonnenbrille gab eine weitere Schnulze zum besten.
»Hör dir diesen abgeschmackten Schrott an«, griff Joji den Faden wieder auf. »So etwas hören sich deine neuen Mitarbeiter über Stunden hinweg an. Was kümmert sie noch haiku, die Gedichtform, die ein großes Erbe unserer Vorfahren ist? Nichts. Sie haben jeglichen Bezug zur Vergangenheit verloren, zu allem, was Japans Größe ausmacht. - >Wir sitzen und starren stundenlang durch den Rauch in des anderen Augen<«, äffte Joji den Sänger mit der Sonnenbrille nach. »Nichtssagend. Ähnlich den kindischen Gewaltszenen in den Filmen, wo das Publikum lautstark nach noch mehr blutigen Details schreit. Und die erfundenen Absurditäten in den Fernsehnachrichten? Die Gewalt, die man uns dort vor Augen führt, ist auf ihre Art genauso verfälscht wie die in Kinofilmen. Warum? Weil man uns damit manipulieren will. Der Zuschauer erhält seinen Nervenkitzel, wird aber nie dazu gebracht, irgendeine echte Gefühlsregung wie Entrüstung oder Abscheu zu empfinden. Unsere von Elektronik bestimmte Welt hat für diese Realitäten keinen Platz mehr. Ganz einfach darum, weil es ihr nur um Fantasiegebilde geht.«
Joji merkte, daß er zuviel redete. Sein Bruder starrte ihn an, doch er schien nicht mehr aufhören zu können. Ärger zog sein Inneres zu einem Knoten zusammen. Er schien von der Wut seines Bruders ange-

steckt zu sein. »Das neue Gesindel, dem du im Taki-gumi die Tür öffnest, hat keinen Ehrbegriff mehr und ist ohne Sinn für Tradition«, erhitzte er sich. »Weißt du warum? Sie sind mit elektronischem Schund großgeworden. Von Geburt an wurden sie manipuliert. Das ist wie Muttermilch für sie. Folglich können auch sie nur manipulieren. Gegenseitig und sich selbst.«
Joji vollführte eine ausladende Geste. »Schau dir an, womit sie sich vergnügen. Sie brauchen ganze Bombardements von Lärm, damit sie irgendeine Reaktion zeigen. Ihr Lebensschwung ist dahin. Sie haben Extremismus auf ihr Banner geschrieben, denn nur das Extreme hat genügend Macht über sie, um sie in Bewegung zu bringen. Alles übrige stößt auf taube Ohren und wird von Ihnen nicht wahrgenommen.«
»Extremismus«, widersprach Masashi, »wird oft mißverstanden.« Er beugte sich vor. »Heute ist es der Extremismus - und allein der Extremismus -, der Japan aus den Klauen des Westens befreit. Wärest du nicht so verweichlicht, würdest du diese Wahrheit erkennen, wie ich es tue. Wenn unser Vater das nur verstanden hätte! Das einzig Gute, was er geleistet hat, war es, den Taki-gumi als Waffe gegen die Russen aufzubauen und zu nutzen.«
»Wie kannst du nur so über unseren verehrten Vater reden?« rief Joji aufgebracht.
»Ich sage nur das, was gesagt werden muß. Ich bin der einzige, der den Mut dazu hat. Wie immer.«
Masashi hat sich gar nicht geändert, dachte Joji gequält. Die gute Stimmung, die sich seiner zu Beginn des Gesprächs bemächtigt hatte, war verflogen. Joji erkannte, daß sein Weg hierher vergeblich gewesen war. Sein Bruder hatte sich um kein Jota von seiner früheren Position entfernt. Für die alten Traditionen hatte er noch immer nur Verachtung übrig. Er hatte bei den Clan-Zusammenkünften stets den Standpunkt vertreten, daß die Yakuza in der Vergangenheit zwar durchaus geachtet waren, daß ihr Ehrenkodex aber - obwohl einesteils sicher nützlich - jetzt eher zu einem Hemmnis wurde. »Wir nähern uns dem Jahr Zweitausend«, erinnerte sich Joji einer Äußerung Masashis. »Wenn die Yakuza jemals die Chance haben sollte, das neue Jahrhundert zu überdauern, dann muß sie danach trachten, ihren Operationsspielraum zu erweitern. - Unsere Bedeutung liegt immer noch nur im lokalen Bereich, wie es über die Jahrhunderte gewesen war. Wir haben nichts unternommen, uns zu vergrößern. Im Grunde genommen sind wir auf dem Stand unserer Großväter stehengeblieben. Was in der Welt geschieht, zieht mit rasender Geschwindigkeit an uns vorüber. Wenn wir unsere Stärke behalten wollen, müssen wir uns nach neuen Horizonten umschauen. Die Yakuza muß sich dem anschließen, was unsere Regierung schon begonnen hat: sich auf einer weltumspannenden Ebene zu bewegen.«

Doch um weltumspannend zu wirken, müßte man über ein immenses Kapital verfügen. Und um diese Expansion ständig zu finanzieren, gab es nur eines: den Drogenhandel. Wataro Taki hatte sich einem solchen Ansinnen widersetzt. Und damit war die Sache erledigt gewesen. So hatte jedermann angenommen.
Dann war Wataro gestorben, und Masashi hatte seinen ersten Zug getan. Ins zwanzigste Jahrhundert. Dem Jahrhundert nuklearer Alpträume und der Verbreitung der Elektronik.
Profit ohne Ehre war etwas für die in Gesellschaften organisierten Geschäftsleute, das war Jojis feste Überzeugung. Ehre war etwas, das die Yakuza von anderen abhob. Durch sie wurde die Yakuza zu etwas Besonderem, sie war das Bindeglied zu einer ruhmvollen Vergangenheit. Der Glanz der Samurai. Für einen solchen Vergleich hätte Masashi sicher nur Hohn übriggehabt. Doch nur diese Beständigkeit und Festigkeit bot einen Schutz gegen die um sich greifenden Auflösungserscheinungen in der Gesellschaft. Darin lag der Unterschied zwischen ihnen beiden.
»Zu lernen ist für die Jungen und Unerfahrenen schon schwierig genug«, gab Joji zu bedenken. »Es ist für die neuen Yakuza-Rekruten nahezu unmöglich, zu »fernen, was diese Niederschlagsflut des Atomzeitalters bei ihnen bewirkt hat. Was sich einmal in den Knochen festgesetzt hat...«, fügte er Shozo zitierend hinzu.
»Was heißt das?«
»Ein amerikanischer Aphorismus«, klärte ihn Joji auf. »Doch er trifft in diesem Fall den Kern. Du hast dich mit der Notwendigkeit, junge und unerfahrene Leute zu beschäftigen, die unfähig sind zu lernen, abgefunden.«
»Stellst du meine Methoden in Frage? Wieder einmal?« fragte Masashi gereizt. »Das Problem besteht doch weltweit. Nur die Lösungen sind unterschiedlich.«
»Und welche hast du parat?« fragte Joji.
»Ein Bündnis«, erklärte Masashi, »zwischen der Yakuza, dem Bürokratenapparat und der Regierung.«
Joji brach in schallendes Gelächter aus. Der Suntory war seinem Bruder wohl zu sehr zu Kopf gestiegen. »Wer hat dir denn einen solchen Unsinn in den Kopf gesetzt?« rief er. »Die Yakuza besteht aus Ausgestoßenen, die außerhalb der Gesellschaft existieren. Wir sind, was wir sind, vor allem, weil wir unangepaßt sind. In der streng nach sozialen Schichten geordneten japanischen Gesellschaft hätten wir sonst keine Überlebenschance.«
»Das galt vielleicht früher«, widersprach Masashi, »aber heute nicht mehr. Die Yakuza will sich von jetzt an den gesellschaftlichen Hauptströmungen anschließen.«

»Unmöglich!« Joji traute seinen Ohren nicht. »Wir sind Gesetzlose. Für die Leute, die in unserem Land die Macht haben, sind wir unerwünschte Personen. Du kannst diese Gegebenheiten nicht ändern.«
»Ich kann sie ändern. Und ich werde sie ändern«, sagte Masashi. »Ich hole den Taki-gumi aus dem Dunkel heraus. Zum einen plane ich, die Öffentlichkeit über die heldenhaften Taten des Taki-gumi aufzuklären, die es über die Jahre hinweg zur Verteidigung Japans geleistet hat. Die Geschichte unserer Arbeit gegen den russischen KGB sollte der Öffentlichkeit nicht vorenthalten bleiben. Zudem will ich unser Engagement auf dem Gebiet der Yamamoto-Schwerindustrie verstärken. Nobuo Yamamoto und ich planen, etliche neue Unternehmen zu gründen, an denen Taki-gumi-Leute in größerem Maße beteiligt sind. Der Clan wird bald eine so beachtliche und auch legitime Kraft in Japan darstellen, wie all die anderen bekannten Unternehmen auch.«
»Hör dir den Schwachsinn an!« Joji war außer sich. »Die Geschäftsleute und Bürokraten, mit denen du eine Verbindung suchst, werden vor dir ausspucken. Die würden eher seppuku begehen, als einem Yakuza-Angehörigen Zugang zu ihren Gesellschaftskreisen zu gewähren. Deine Selbstüberschätzung wäre ein Grund zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre.«
»Das reicht!« schrie Masashi. Die Köpfe flogen zu ihnen herum, denn seine Stimme übertönte selbst die elektronisch verstärkte Musik. Doch Joji beharrte weiter: »Siehst du nicht, daß die Existenz dieser neuen Art von Rekruten für die Yakuza den endgültigen Ruin bedeutet? Diese Leute kann man nicht beherrschen, weil sie keine Wurzeln haben. Ohne Bezug zum Erbe der Vergangenheit werden sie sich zu nichts und gegenüber niemandem verpflichtet fühlen, schon gar nicht einem Yakuza-oyabun. Sie werden sich keiner Disziplin unterwerfen, weil für sie nur die Anarchie zählt. Du bist ein kompletter Narr und als oyabun des Taki-gumi ganz und gar ungeeignet, wenn du etwas anderes glaubst.«
Masashi lehnte sich über den Tisch und packte Joji am Hemd. Die Gläser krachten zu Boden. Zwei Rausschmeißer liefen auf den Tisch zu, wurden aber von Shozo und von Masashis pockennarbigem Begleiter aufgehalten. »Hör zu! Du magst zwar mein Bruder sein, doch brauche ich mir diese Art von Unhöflichkeit nicht gefallen zu lassen. Ich bin der oyabun des Taki-gumi. Ich habe Mitleid mit dir gehabt und wollte dir dem Erscheinungsbild des Taki-gumi zuliebe wieder einen Posten im Clan verschaffen. Doch gibt es dafür nun keine Chance mehr. Du bist genau wie unser Vater. Du steckst mit deinem Kopf noch im letzten Jahrhundert. Ich will nichts mehr von dir. Hörst du? Geh mir aus den Augen, du Schwächling.«

Ude stöberte die beiden Hawaiianer Bier trinkend in einer Bar in Wailuku auf. Es war kein großes Problem gewesen, sie ausfindig zu machen. Ude mußte nur Fat Boy Ichimadas privaten Telefonanschluß anzapfen, ehe er sich mit ihm auf den Weg durch die Viehweiden machte, wo sie ihr Schwätzchen hielten. Ude hatte Fat Boy so in Furcht versetzt, daß es nicht lange gedauert hatte, bis Ichimada zum Hörer griff. Die Vorrichtung, die Ude zu diesem Zweck benutzt hatte, war ein TN-5ooo, ein Gerät der neuen Generation, das von Fujitsu entwickelt worden war. Mit einem ROM-Mikrochip war es in der Lage, alles, was in den Telefonapparat gesprochen wurde, aufzuzeichnen. So erhielt Ude die Telefonnummer, die Fat Boy Ichimada gewählt hatte. Und da Ude beizeiten im gesamten Inselbereich Kontakte zu allem und jedem geknüpft hatte, kostete es ihn nur geringe Mühe, Namen und Adresse zu der Telefonnummer herauszubekommen.
Ude nahm an einem Tisch nahe der Eingangstür Platz. Seinen Stuhl rückte er so zurecht, daß er in einem Neunzig-Grad-Winkel zu den beiden Männern stand. Er konnte sie jetzt beobachten, ohne sie direkt anschauen zu müssen. Sie waren gerade in ihren Lieferwagen eingestiegen, als Ude vor ihrem Haus aufkreuzte. Dann war er ihnen bis zu dem Lokal gefolgt.
Ude bestellte ein Sodawasser, denn er rührte weder Alkohol noch Tabak an. Nur für den besagten Pilz hielt er sich immer bereit. Er lächelte, während er sich entspannt zurücklehnte. Diese Hawaiianer haben schon ein gutes Leben, dachte er. Sie werden nie zu großen Dingen fähig sein, doch sind sie sicher glücklich dabei.
Die Zeit, die er nun mit Abwarten verbrachte, nutzte er, um sich ein paar Gedanken über Fat Boy Ichimada zu machen. In vielerlei Hinsicht erinnerte Ude der oyabun an seinen eigenen Vater. Ein Alleswisser, der nicht einmal den Fuß vor den eigenen Augen erkennen konnte. Alles drehte sich nur um die eigene Person. In ihren Händen hielten sie die Vergangenheit fest.
Pa! dachte Ude, die Vergangenheit ist ohne Bedeutung. Sie ist nur eine Belastung, deren nutzloses Gewicht ein ganzes Leben hindurch auf den Menschen drückt. Von derartigen Gewissensbissen fühlte sich Ude nicht gepeinigt. Für ihn gab es nur die Zukunft, in hellem Licht strahlend, brennend und ewig lockend. Der Gedanke an die Zukunft ließ seine Lebenssäfte fließen, und er war bereit, alles zu tun, was ihm aufgetragen wurde, um ein Stück davon zu erhäschen.
Im Augenblick also mußte er herausfinden, was die Hawaiianer vorhatten. Von dem, was Fat Boy Ichimada ihm erzählt hatte, glaubte er kein Wort; das konnte er sich nicht leisten. Furcht war etwas Nützliches, wie Masashi Taki immer gern wiederholte, doch sie trieb selbst den ehrlichsten Menschen in die Lüge. Man bekam häufiger das zu hö-

ren, was man hören wollte. Das war der Grund dafür, warum Ude sich zur Quelle begeben hatte.
Irgendwann schließlich hatten die beiden Hawaiianer vom Biertrinken genug. Es hatte lange gedauert, bis es soweit war. Ihre Aufnahmefähigkeit von Flüssigem versetzte selbst Ude in Erstaunen, und der hatte schon mit vielen außergewöhnlichen Trinkern zu tun gehabt.
Den beiden Männern auf den Fersen zu bleiben, war ein Kinderspiel. Sie hatten jetzt nur noch Frauen im Kopf. In einer anderen Kneipe, die ihnen offensichtlich vertraut war, rissen sie zwei Mädchen auf. Ude wartete draußen in seinem Wagen, denn wegen des guten Überblicks, den ihm die geöffnete Tür bot, sah er keine Veranlassung, ihnen zu folgen. Die vier verließen das Lokal und stiegen in den Lieferwagen. Ude folgte ihnen mit seinem Wagen. Sie wohnten in Kahului in der Nähe des Flughafens, wo das Dröhnen der Flugzeugmotoren für die Anwohner zu einem immerwährenden Bestandteil ihres Lebens geworden war.
Eigentlich hatte Ude vorgehabt zu warten, bis die beiden Männer wieder allein waren. Doch dann dachte er: Warum zum Teufel? Fat Boy Ichimada hatte ihn wütend gemacht, weil er mit ihm Versteck spielte, obwohl Ude ihn davor ausdrücklich gewarnt hatte. Je eher die Sache hier erledigt war, um so schneller würde Fat Boy Ichimada davon Wind bekommen. Ude wünschte sich inständig, dabeizusein, wenn der oyabun davon erfuhr. Gleichwohl war das sehr unwahrscheinlich. Er lachte, als er sich Ichimadas Gesichtsausdruck vorstellte. Manchmal war es besser, sich eine Situation vorzustellen, als sie in Wirklichkeit zu erleben.
Wie jetzt, zum Beispiel. Ude saß in seinem Wagen, der Motor war abgestellt. Nur der Motor seines Verstandes tuckerte vor sich hin. Er dachte an Bilder von Tod und Vernichtung, wie er sie in Kürze sehen würde.
Bilder surrealen Zuschnitts. Einmal stellte er sich die beiden Hawaiianer vor, wie er ihnen im Augenblick des Todes in die Augen schaute. Wie er auf den Übergang lauerte. Wenn der Funke erstarb.
In der Realität gelang ihm das nie, natürlich nicht. Es war einfach unmöglich, ganz gleich, wie sehr man sich auch konzentrierte. Dieser kurze Augenblick blieb unbestimmbar, es gab ihn nur in der Vorstellung von Udes Fantasie.
In seiner Fantasie griff Ude nach diesem Funken, in dem Augenblick, wenn er sich vom Körper löste. Den Mund öffnen und ihn einsaugen. Würde ihm das eine neue erhabene Kraft verleihen?
Ein anderes Bild tauchte vor Ude auf - sein Vater, der Körper seines Vaters, das Gesicht des Vaters, das er nach dem Funken absuchte, wie er sich löste. Sein Vater war es, den er töten wollte.
Ude stieg aus dem Auto, überquerte die Straße und ging auf das Haus zu. Das Grundstück war ein wildes Durcheinander; das Gras lange nicht

geschnitten, Sträucher, die vor Jahren hätten gestützt werden müssen und die nun wucherten wie eine Löwenmähne. Ude spürte eine Welle von Abscheu gegen Menschen in sich hochkommen, die ihrer Umwelt so gleichgültig gegenüberstanden.
Sein eigenes Haus außerhalb von Tokio war in jeder Hinsicht anspruchsvoll hergerichtet. Ganz besonders der Garten, der Ude wichtig war. Das Anpflanzen bedeutete für ihn die Übernahme einer heiligen Verantwortung. Gärten waren von einer ungeheuren Vielseitigkeit. Ihre Planung erforderte Leidenschaft, sie anzulegen Geschick und ihre Pflege Sorgfalt.
Das war noch so eine Sache, von der mein Vater keine Ahnung hatte, dachte Ude, als er den Türgriff drückte.
Erbetrat das halbdunkle Haus, blieb im Gang stehen und lauschte den Geräuschen, dem Grunzen und Stöhnen, das sich anhörte, als käme es aus einem Affenkäfig im Zoo. Eine Sprungfeder quietschte rhythmisch. Ude zog vier Lederriemen aus der Tasche. Er bevorzugte Rindleder, weil es elastisch und doch stabil war.
Ein kurzer Augenblick genügte Ude, um festzustellen, daß sich die beiden Männer mit ihren Gespielinnen aus getrennten Räumen in ein Schlafzimmer begeben hatten. Die Tür stand offen. Nichts blieb seinem Blick verborgen.
Der eine der beiden Männer lag auf dem Mädchen im Bett und bewegte sich mit halsbrecherischer Geschwindigkeit auf und ab. Der andere lag rücklings auf dem Fußboden, sein Mädchen hockte auf ihm. Sie hob und senkte ihren Körper, wobei sie ihre Hände auf seine Brust gestützt hatte. Der Mann lag da mit geschlossenen Augen.
Ude trug leichte Schuhe mit Kreppsohlen, die er sich in Tokio hatte anfertigen lassen. Völlig geräuschlos schlich er in das Zimmer und schloß hinter sich die Tür.
Von den fünf Menschen im Raum verhielt nur Ude sich vollkommen still und beherrscht. Aus dieser kaltblütigen Beherrschung heraus explodierte er ohne Vorwarnung.
Er packte die Handgelenke des Mannes auf dem Bett und drehte sie ihm auf den Rücken. Mit einer schwungvollen Bewegung, die er nur aus Hollywood-Western abgeschaut haben konnte, schlang er einen der Lederriemen um die übereinanderliegenden Handgelenke und verknotete die Enden so, daß sie unlösbar waren. Im Gegenteil, je mehr sich der Mann dagegen sträubte, um so fester zog sich der Knoten zusammen.
Fast im selben Bewegungsablauf wandte er sich dem Paar auf dem Teppich zu. Ein gezielter Tritt, und die eisenbeschlagene Spitze seines Schuhs traf das Mädchen an der Gurgel. Ein Husten und Würgen entrang sich ihrer Kehle, dann sank sie über dem Hawaiianer zusammen.
Mit brutaler Gewalt stieß Ude sie zur Seite, als der Hawaiianer die

Augen aufriß. Sein Blick war noch getrübt und seine Reflexe von Lust geschwächt. Ude versetzte ihm einen Fausthieb knapp unterhalb des Brustkorbs, und als sich der Mann zusammenkrümmte, noch einen Schlag in den Magen. Mit dem zweiten Riemen fesselte Ude dann auch seine Handgelenke.
Er hörte hinter sich das Geräusch von jemandem, der sich aufzurappeln versuchte. Mit dem rechten Bein schlug er aus und traf das erste Mädchen, das gerade zur Tür stürzen wollte. Der Tritt traf sie an der Hüfte, sie stöhnte schwer. Noch ehe sie zu Boden fiel, drehte sich Ude zur Seite.
In der Zwischenzeit war der andere Mann von seinem Bett aufgesprungen.
»Wer zum Teufel bist du?« schrie er. Furcht gab seiner Stimme einen schrillen Klang.
Mit einem kräftigen Beinschlag riß Ude auch ihn zu Boden, bevor er mit den restlichen Riemen die beiden Frauen fesselte. Nachdem er das erledigt hatte, wandte sich Ude wieder den beiden schmerzgekrümmt am Boden liegenden Männern zu.
Der eine, dem Ude einen Schlag in den Magen versetzt hatte, trat ihm mit beiden Beinen gegen den Oberschenkel. Ude stieß einen knurrenden Laut aus, schwang sich herum und rammte seine Schuhspitze seitwärts gegen den Hals des Hawaiianers. Was falsch gewesen war. Er brach dem Mann das Genick, und noch ehe Ude neben ihm niedergekniet war und seinen Kopf in die Hände genommen hatte, um sich in seine Augen zu versenken, war sein Blick schon gebrochen.
»Du hast ihn umgebracht!« schrie der andere Mann entsetzt. Die Frauen fingen an zu wimmern.
»Das gleiche wird auch mit dir geschehen«, sagte Ude, »es sei denn, du erzählst mir alles.«
»Dir was erzählen?« stieß der Mann hervor.
»Welchen Auftrag ihr von Fat Boy Ichimada erhalten habt.«
»Wer ist Fat Boy Ichimada?«
Diesmal gebrauchte Ude die Handkante. Ein sauberer, genau kalkulierter Schlag gegen das Herz jagte dem Hawaiianer einen tödlichen Schrecken ein. Er wurde bleich und rang nach Luft. Wasser trat ihm in die Augen. Ude wartete ab.
»Antworte!« befahl er.
»Ein Leichenwagen!« Der Mann hielt seine Augen fest zusammengepreßt. Sein Atem ging schnell. »Die Frau fuhr einen Leichenwagen.«
»Einen was?«
»Am Flughafen in Kahului!« schrie der Mann. »Ein Leichenwagen kam vorgefahren, um einen Sarg abzuholen, der vom Festland herübergeflogen worden war!«

»Von wo auf dem Festland?«
»New York, Washington. Ich weiß nicht so genau.«
»Was habt ihr am Flughafen gesucht?«
»Wir waren dort wegen dem roten Band.«
»Was für einem roten Band?«
»Bind mich los«, forderte der Hawaiianer, »dann zeig ich's dir.« Er rieb sich die Handgelenke, als Ude ihn von dem Lederriemen befreit hatte. Ude ging mit ihm zu einer Kommode. Der Hawaiianer öffnete eine der Schubladen und wühlte in seiner Unterwäsche.
»Da ist es.« Er holte ein kurzes Stück geflochtener Schnur hervor, die von einer tiefroten, fast schwarzen Färbung war.
Ude griff sich das Band. »Woher hast du das?«
»Vom Flughafen. Aus einem Schließfach. Ichimada hat uns beauftragt, den Schlüssel zu holen. In einem Hotel. Unter dem Namen Michael Doss.«
Doss! Philip Doss Sohn! Ude roch die Wahrheit dieser Aussage.
»Und da habt ihr auch den Leichenwagen gesehen?«
»Ja. Ich wartete gerade auf meinen Bruder. Er war pinkeln gegangen. Die Frau habe ich sofort bemerkt, weil sie von Fat Boys Männern wußte. Männer, die jeden, der am Flughafen ankommt oder ihn verläßt, beobachten. Denen ging sie aus dem Weg.«
»Was passierte dann?« forschte Ude weiter.
»Bringst du mich auch um?«
Ude lächelte. »Nicht, wenn du mir erzählst, was ich wissen will.«
Der Mann schluckte, nickte dann. »Ich ging zu dem Leichenwagen, als sie die Papiere für den Sarg unterzeichnete. Und da sah ich sie: eine handgezeichnete Karte auf dem Vordersitz. Auf der war der Weg nach Hana beschrieben. Ein bestimmter Punkt in Hana war eingekringelt: Fat Boys Haus. Das Haus, das er nur ein-, zweimal im Jahr aufsucht, wenn er sich von seinen Geschäften und seiner Familie zurückziehen will.«
Ein Sarg, der zu Fat Boy Ichimadas Haus gebracht wird? Das gab Ude zu denken. Was ging da vor? »Liegt Hana nicht auf der anderen Seite der Insel? Sehr einsam und schwer erreichbar? Wo ist das Haus genau?« Der Hawaiianer erklärte es ihm.
Ude dachte, es sei nun an der Zeit, die Zügel etwas lockerer zu lassen. »Was hat Fat Boy Ichimada für Pläne mit dem Haus?«
»Oh, bestimmt keine besonderen.«
»Woher weißt du das?« fragte Ude.
»Weil er träge geworden ist. Er hat uns erzählt, daß er sich immer selber um das Haus gekümmert hätte. Jetzt hat er uns dafür. Vor ein paar Wochen waren wir dort, um Kakerlaken, die immer wieder von den Bergen hereindringen, zu vernichten. Doch es war weder der

Strom angestellt noch das Wasser. Nichts. Es schien nicht so, als würde er jemanden erwarten.«
Das ist ja interessant. Ude dachte nach. »Habt ihr Fat Boy irgend etwas von dem, was ihr am Flughafen beobachtet habt, erzählt?«
»Du meinst das mit der Frau? Noch nicht.« Tränen rannen ihm aus den Augen. »Mein Bruder sagte, er wolle nicht. Fat Boy hat ihn geschlagen und die Hunde auf ihn gehetzt. Seitdem haßt mein Bruder Fat Boy. >Wir holen uns sein Geld<, sagte mein Bruder.«
»Wer hat das Auto gefahren? Die Frau?« fragte Ude.
»Weiß ich nicht«, antwortete der Mann. »Bitte! Ich habe dir alles erzählt. Laß mich gehen.«
»Gut«, sagte Ude sanft.
Er hieb mit der Handkante gegen die Kehle des Hawaiianers und kniete sich dann aeben ihm nieder. Einen Augenblick lang trafen sich ihre Blicke. Der Ringknorpel war gebrochen, der Mann fing an zu ersticken.
Ude hielt seinen Blick fest auf das Gesicht des Hawaiianers gerichtet, dessen Augen weitaufgerissen in den Höhlen rollten, als suchten sie nach einem Ausweg aus dem Unabänderlichen.
In einer Art Geste der Hingebung bedeckte Ude das Gesicht des Hawaiianers mit seinen Händen. Er sprach nun Japanisch, als redete er mit seinem toten Vater. »Du hast deine Frau verlassen. Du hast deinen Sohn verlassen. Es hat keine Gelegenheit gegeben, dich für das Leid, das du über die gebracht hast, die dich einst liebten, büßen zu lassen ...«
Finger bogen sich zu Krallen, »... die ...«
ließen das schon bleiche Fleisch los, »... die ...«
die Finger hoben sich, »... dich ...«
strichen über die zitternden Augenlider, »... einst...«
Daumen, die jäh zudrückten, zusammen mit einem furchtbaren Schrei.
Der des Mörders oder der des Gemordeten?
». .. liebten ...«
Ude, seine Stirn gegen die des Hawaiianers gepreßt, weinte.
»Vater.«
Zwei Stunden später befand sich Ude schon in Hana. Von Kakerlaken war im Haus nichts zu sehen, dafür gab es Lebenszeichen von etwas anderem.
Oder eher von jemand anderem.
Wie ein Stein, der über eine Wasserfläche hüpft, flog Michael über den Pazifik dahin. Das amerikanische Festland lag hinter ihnen, doch ließen ihn Onkel Sammys Worte nicht los.

Michaels Gedanken kreisten um das Rätsel, das Philip Doss hieß.
Eine Erinnerung wurde hochgespült. Philip Doss kam nach Japan. In Tsuyos Schule zu Michaels Abschlußfeier.
Michael sah seinen Vater das dojo betreten, in den Händen ein flaches, längliches, in mehrfarbiges Japanpapier eingewickeltes Paket. Philip war genau zum richtigen Zeitpunkt erschienen. Michael war in die Mitte der tatami-Matten gerufen worden. Wie alle anderen Schüler auch trug er einen gepolsterten Anzug und vor dem Gesicht eine Maske mit einem eisernen Gitter. Sie diente als Schutz vor dem bokken, dem Holzschwert, das die jungen Leute benutzten.
»Tendo«, sagte Tsuyo soeben, »ist der Weg des Himmels. Es ist der Weg der Wahrhaftigkeit. Er zeigt, wie wir hier unser Leben einrichten. Tendo gibt uns das Verständnis ... für die Welt um uns herum ... und für uns selbst. Wenn wir tendo nicht begreifen, verstehen wir nichts.«
Tsuyo schritt auf Michael zu, überreichte ihm ein bokken und begab sich dann wieder an seinen Platz am Rande der Matte.
»Wenn wir nichts verstehen, sind wir schlecht und werden früher oder später auf schlechte Bahnen geraten, ob wir es wollen oder nicht. Das rührt einfach daher, daß wir, indem wir uns von tendo abwenden, die Fähigkeit verlieren, das Antlitz des Bösen zu erkennen.«
Zwei Schüler, die ebenfalls mit bokken bewaffnet waren, bewegten sich von entgegengesetzten Seiten auf Michael zu. Wie auf ein abgesprochenes Signal hin griffen sie Michael gleichzeitig an.
Michael war schon in Bewegung. Das hatte Tsuyo die Zen-Chance genannt. Mit seinem bokken hieb er gegen den des ersten Angreifers, drückte mit aller Macht mit seinem Schwert das des anderen nach unten und von sich weg.
Sofort ließ er von dem ersten Gegner ab, glitt zur anderen Seite und schlug mit dem Holzschwert auf die Hände des zweiten Angreifers. Unablässig griff Michael nun seinerseits an und durchbrach die von seinem überraschten Gegner überhastet eingeleiteten Abwehrmaßnahmen, bis jenem der bokken aus den Händen geschleudert wurde.
Der erste Schüler hatte sich soweit erholt, daß er Michael von hinten angriff. Michael schwang herum und konnte gerade noch einem Schlag gegen das Rückgrat ausweichen, bevor er sich in einen Kampf Schwert gegen Schwert verwickeln ließ.
Das war der Moment, in dem Tsuyo einen dritten Schüler aufforderte anzugreifen. Tsuyo stand da und beobachtete den Verlauf der Aktion mit seinem geübten Auge. Seine Hände hielten den Griff seines stählernen katana fest umklammert. Sein Gesicht war völlig ausdruckslos.
Den Hieb seines ersten Gegners spürte Michael am Rückgrat entlanggleiten. Er kannte den Jungen gut. Ein Angreifer-Typ. Stärker als Michael, doch vielleicht nicht so motiviert.

Mit gezücktem bokken stürzte er sich auf Michael. Der hielt seine Schwertspitze gesenkt und leicht nach links geneigt. Er wartete, bis die Klinge des Gegners ihn fast berührte, und drehte sich erst im allerletzten Moment zur Seite, so daß der Angreifer von seinem eigenen Schwung an Michael vorübergetrieben wurde. Michael schwang herum und versetzte dem Jungen einen Schlag in den Rücken, daß er flach zu Boden fiel und ihm das Schwert aus den Händen geschleudert wurde.
Der dritte Angreifer war nun ganz nahe an Michael herangekommen. Michael schaute sich um und erkannte, daß sich ihm weder eine Abwehr- noch eine Angriffsmöglichkeit bot. Er war geschlagen. Ihm fiel das Zen-Sprichwort ein: »Schlag aufs Gras, überrasche die Schlange.« Er warf das Schwert zu Boden.
Sein Gegner konnte sich diese Geste nicht erklären und stoppte für einen kurzen Augenblick ab. Diese Sekunde der Unentschlossenheit nutzte Michael, um mit der Handkante dem Schüler atemi, heftige Schläge auf dessen Nervenzentrum, zu versetzen. Der Junge fiel augenblicklich um.
Nun bewegte sich Tsuyo gemessenen Schrittes auf Michael zu. Er hatte die fen-te-Haltung eingenommen, die Kampfhaltung des Meisters. Was hatte das zu bedeuten? Ein weiterer Test? Den versammelten Schülern stockte der Atem.
Tsuyo griff an. Es blieb keine Zeit zu überlegen. Die Stahlklinge durchschnitt die Luft und sauste auf den unbewaffneten Michael herab.
Der riß die Arme vor und hielt die Klinge des katana zwischen den Handflächen fest.
Zum ersten Mal lächelte Tsuyo, als er sagte: »So ist es gut. Tendo, der Weg des Himmels, zeigt uns das Wesen des Bösen. Er zeigt uns nicht nur, wie wir ihm entgegentreten sollen, sondern auch wann.«
Philip verbrachte den weiteren Nachmittag mit seinem Sohn. Die erste Woche des Frühlings war gerade angebrochen. In Yoshino, wo sich Tsuyos Schule befand, waren die Hänge der Hügel dicht mit Kirschbäumen bewachsen, deren Blütenknospen aufzuplatzen bereit waren. Bei ihrem Spaziergang durch die freie Natur trieben zartweiße Blütenblätter wie vom Wind aufgewirbelte Schneeflocken herum.
»Ich bin nicht nur gekommen«, begann Philip das Gespräch, »um bei deiner Abschlußfeier dabei zu sein, sondern auch, um dir dieses hier zu überreichen.« Damit übergab er Michael den noch verpackten Gegenstand. Als Michael das Papier abgestreift hatte, stand er wie erstarrt. Das alte katana funkelte silbern und golden im Sonnenlicht.
»Es ist wunderschön!« rief er aus.
»Ja, nicht wahr?« stimmte Philip zu. »Dieses Schwert wurde vor lan-

ger Zeit für Prinz Yamato Takeru angefertigt. Es ist uralt, Mike. Sehr kostbar. Mit seinem Besitz ist eine große Verantwortung verbunden. Du bist jetzt sein Wächter geworden, und deswegen mußt du es pflegen und behüten dein Leben lang.«
Michael zog es vorsichtig aus seiner kunstvoll gearbeiteten Scheide. »Die Klinge ist so scharf wie an dem Tag als sie geschmiedet wurde«, sprach Philip weiter. »Geh damit sorgfältig um. Benutze sie zum Kampf gegen das Böse nur, wenn es unbedingt sein muß.«
Michael hob den Kopf und schaute seinen Vater an. Einer plötzlichen Eingebung folgend fragte er ihn: »Ist das der Grund, warum du mich hierher geschickt hast, Dad? Damit ich das Böse erkennen lerne?«
»Möglich«, antwortete Philip Doss nachdenklich. »In unserer Zeit versteht es das Böse jedoch, sich in vielerlei Gestalt zu tarnen.«
»Aber ich verfüge über tendo«, erklärte Michael. »Der Weg gibt mir Kraft. Ich habe heute alle Prüfungen, denen Tsuyo mich aussetzte, bestanden.«
Philip schaute seinen Sohn mit einem traurigen Lächeln an. »Wenn das die schwersten Prüfungen waren, denen du jemals ausgesetzt sein wirst, würde mich das sehr freuen.« Er strich Michael übers Haar. »Trotzdem, ich habe getan, was ich konnte.« Sie machten kehrt und lenkten ihre Schritte wieder in Richtung des dojo. »Jetzt weißt du also, daß das Wichtigste ist, das Böse zu erkennen. Dann mußt du es bekämpfen. Und schließlich mußt du dich davor hüten, selber böse zu werden.«
»Das ist gar nicht so schwer, Dad. Ich hab's heute gezeigt. Mir ist es gelungen, Tsuyos Angriff abzuwehren, ohne selber anzugreifen. Ich wußte, daß er nichts Böses im Schilde führte.«
»Ja, Mikey, das hast du gezeigt. Ich bin stolz auf dich deswegen. Doch das Böse als solches zu erkennen, wird schwieriger, je älter man wird.«
Audrey... O Gott! Arme Audrey! Der Gedanke an sie schoß Michael jetzt durch den Kopf. Er vergrub sein Gesicht in den Händen. Tränen rannen die Wangen herunter. Er war nicht in der Lage gewesen, das Böse, das Audrey zustoßen würde, rechtzeitig zu erkennen. Das prachtvolle katana, das ihm sein Vater anvertraut hatte, konnte sie nicht beschützen. Und auch das war jetzt verschwunden.
Wo war Audrey? Lebte sie noch?
»Vater«, flüsterte Michael, »ich schwöre auf dein Grab, daß ich Audrey finden werde. Ich schwöre dir, daß ich denjenigen finden werde, der sie entführt hat. Ich werde den finden, der mir das katana. geraubt hat, das du mir gegeben hast.«
Das Wasser des Pazifik unter den aufgetürmten Wolkenfetzen lag

flach und glänzte wie Stahl. Es schien so unendlich friedlich, eine Welt für sich allein.
Zuerst mußt du das Böse erkennen.
»Tendo. Der Weg des Himmels ist der Pfad der Rechtschaffenheit.« Tsuyos Stimme klang ihm in den Ohren. »Der Weg des Himmels ist die Wahrheit. Diejenigen, die von diesem Weg abweichen, haben sich schon in die Arme des Bösen begeben.«
Dann mußt du es bekämpfen.
»Dein Vater hat dich aus einem bestimmten Grund zu mir geschickt«, hatte Tsuyo am ersten Tag zu ihm gesagt. »Er will, daß du den Weg erlernst. Er möchte dir die Möglichkeit geben, die er nie gehabt hat. Hier in Japan besteht die Chance für dich, vieles zu erfahren. Doch zunächst mußt du alles andere aus deinem Leben verbannen. Wenn dir das unannehmbar oder zu hart erscheint, dann sei es so. Der Weg ist schwierig. Der Weg - nicht ich, nicht du - entscheidet, ob du für dieses Studium geeignet bist.«
Schließlich mußt du dich davor hüten, selber böse zu werden.
»Der Weg des Himmels verabscheut Waffen«, erklärt Tsuyo weiter. »Doch wie ein Gärtner seinen Garten von Unkraut und Ungeziefer befreien muß, damit die Pflanzen wachsen können, die er säen möchte, so wird auch der Zeitpunkt kommen, an dem der Weg des Himmels es notwendig macht, das Zerstörung bringende Böse auszumerzen. Das Böse in einem Menschen muß ausgelöscht werden, damit Zehntausende in Frieden und Harmonie leben können. Auch das ist der Weg des Himmels.
Du wirst vielleicht jetzt denken, daß der Weg alles ist. Doch sind Mißerfolg und Niederlage selbst dann noch möglich, wenn du sehr weit gekommen bist. Und selbst einem Meister der Disziplin, einem sensei, wie ich einer bin, kann Mißerfolg beschieden sein - an dem trostlosen Ort, wo der Weg nicht hingelangen kann, wo der Weg machtlos ist.
In Zero.«
Michael schluckte, um seine Ohren vom Druck zu befreien. Mit einem heftigen Ruck setzte die Maschine auf. Vor den Fenstern heulten die Motoren auf, bis die Bremsen griffen.
Sein Blick fiel nach draußen auf wogende Palmenblätter und den dahinterliegenden Ozean.
Maui.
Michael saß schon im Flugzeug, als Jonas das Bürogebäude betrat, in dem General Sam Hadley arbeitete. Der über achtzigjährige Hadley hatte zwar schon vor Jahren seinen Abschied von der Armee genommen, doch hatte man sich seines enormen Wissens in strategischen Be-

langen versichert und ihn durch einen Sonderauftrag zum Berater des Präsidenten ernannt. Allerdings suchte Jonas nicht den Adjutanten des Generals auf, sondern den Lillians, der Witwe von Philip Doss.
Das war ein junger Major mit einem ernsten Gesichtsausdruck, der Lillians Abteilung mit grimmigem Eifer leitete, dem es jedoch spürbar an Humor mangelte, was man ihm, wie Lillian meinte, durchaus nachsehen konnte.
Der Major fragte, ob Jonas einen Kaffee wünsche. Jonas bejahte, und kurz nachdem er Lillians Büro betreten hatte, wurde der Kaffee serviert.
Sobald Jonas eingetreten war, erkundigte sich Lillian nach Neuigkeiten über Audrey. Doch es gab nichts Neues, nichts, das er zu ihrer Beruhigung hätte vorbringen können. Sie hatte sich so weit in der Hand, dieses Thema nicht zu verfolgen, und dafür war Jonas ihr dankbar.
Jetzt, da er Michael auf Philips Spur gesetzt hatte, fühlte er sich in Lillians Gegenwart unbehaglich. Ihm war wohl bewußt, daß sie es nicht ohne Verbitterung hinnehmen würde, wenn sie von seinen augenblicklichen Schachzügen erfuhr.
»Ich bin froh, daß du es einrichten konntest, herzukommen«, sagte sie und versuchte ein Lächeln.
»Dein Anruf klang sehr dringend.«
Sie hatten sich in der dem Schreibtisch gegenüberliegenden Sitzecke des Büros niedergelassen, die man auch Lillians Zuhause nennen konnte. Es gab in dem Raum keine Aktenschränke und keine Schreibmaschinen. Der Schreibtisch allerdings war zur Hälfte mit Telefonapparaten bedeckt, mit denen sie ohne Umstände mit nahezu jedem Regierungsressort in Verbindung treten konnte, vom Weißen Haus bis zum Pentagon und zu fast allen Leuten auf dem Kapitolshügel. Die Beziehungen General Hadleys reichten weit und tief, nicht nur in Washington, sondern in allen wichtigen Hauptstädten der Welt.
Über den Tassenrand hinweg ließ Jonas seinen Blick lange und prüfend auf Lillian ruhen. Sie hatte ein schwarzes Kleid an. Abgesehen von dem schlichten goldenen Ehering und den beiden Diamantohrsteckern, die ihr Philip zum zehnten Hochzeitstag geschenkt hatte, trug sie keinerlei Schmuck.
»Der Tresor ist nicht der richtige Ort für Schmuck«, bemerkte Jonas.
»Die Erinnerungen sind da«, entgegnete sie mit tonloser Stimme. »Mein Schmuck ist nicht schöner als sie.« Sie starrte auf ihre linke Hand. »Was ich jetzt trage, wird nur von der Notwendigkeit diktiert.« Als gäbe es keinen Platz mehr in ihrem Leben für persönlichen Luxus.
»Philip ist tot«, sagte er sanft.
Lillian schloß die Augen. »Glaubst du, daß er mit seinem Tod verschwunden ist? So als hätte er nie gelebt?«

»Natürlich habe'ich das nicht so gemeint.«
Ihre Augen ruhten fest auf ihm. »Was immer Philip war, was immer er getan hat, sein Tod kann daran nichts ändern.«
Sie war sehr blaß. Der Mangel an Sonne hatte ihre Haut fast durchsichtig werden lassen. Auf Jonas wirkte sie so schön wie zu jenem Zeitpunkt, als er ihr zum ersten Mal begegnete. Sie hatte nichts von ihrer glanzvollen Ausstrahlung eingebüßt, sie war noch immer eine begehrenswerte Frau.
Nur für Jonas nicht. Er fragte sich, wie lange es wohl dauern würde, bis sich die Männer aus Lillians Umgebung an sie heranmachen würden. Ihre Position als Assistentin des Vaters brachte sie mit den Spitzendiplomaten aus allen Herren Länder zusammen.
Sie alle werden jetzt versuchen, sich ein Stück von ihr zu sichern. Bei dem Gedanken daran mußte Jonas innerlich schmunzeln. Seine eigene Antipathie gegen Lillian hatte er über all die Jahre sorgfältig unter Kontrolle gehalten. Doch jetzt in der Intimität dieses Augenblicks, hervorgerufen durch Lillians Schmerz und Trauer, konnte er es sich erlauben, seine Antipathie zu analysieren.
Es war immer um das Leben gegangen, das er mit Philip teilte - oder um das Leben, das Philip mit Lillian teilte. Jonas hatte den Eindruck gewonnen, daß Lillian nie die Notwendigkeit begriffen hatte, daß die beiden Männer verschwiegen sein mußten. Sie hatte immer ein Teil von allem sein wollen, was Philip gewesen war. Und wenn ihr das nicht gelang, gab sie Jonas dafür die Schuld. Er unterstellte, daß ihr Ärger darüber sie bewegen hatte, einen Keil zwischen ihn und Philip zu treiben.
Ein Gedanke voll Trauer und Unerbittlichkeit drängte sich in Jonas Bewußtsein: daß nämlich seine Freundschaft zu Philip nach Lillians Auftauchen nicht mehr dieselbe wie vorher gewesen war.
Und dennoch war er nicht fähig, sie zu hassen. Sie hatte Philip geliebt, und wegen seiner eigenen Liebe zu Philip hatte Jonas sie zu einem Teil seiner Adoptiv-Familie gemacht.
Die Vorstellung fiel ihm schwer, ihr hier gegenüberzusitzen, ohne daß jeden Moment Philip die Tür öffnen und hereinkommen würde. Lillian und Philip. Sehr zu seinem Leidwesen stellte Jonas fest, daß er nicht an einen denken konnte, ohne gleichzeitig an den anderen zu denken.
»Die Konsequenzen seines Wirkens in seinem Leben«, hörte er Lillian jetzt sagen, »werden die Konsequenzen, die sich aus seinem Tod ergeben, sicher überdauern.«
Zu schade, daß sie von beidem keine Ahnung hatte, dachte Jonas.
Oder doch? In diesem Fall vielleicht nicht. Der letzte Schlag würde sie zweifellos völlig zerbrechen. Einem plötzlichen Impuls folgend, legte er seine Hände über ihre. Ihr Ehering verschwand unter seiner Hand.
»Ganz bestimmt werden sie das«, bekräftigte er. »Philip trug Verantwor-

hing für wichtige Unternehmungen. Wer wüßte das besser als wir beide?«
»Mir wäre es lieber, du würdest mich nicht so gönnerhaft von oben herab behandeln«, warf Lillian ein. »Du weißt ganz genau, daß ich über Philips Arbeit jahrelang im unklaren gelassen wurde. Das blieb immer nur eine Sache zwischen euch beiden. Mir hat das nie gefallen, aber ich habe es hinzunehmen gelernt. Mit der Zeit.« Sie lächelte. »Doch mach dir keine Sorgen, Jonas, euer beider Geheimnisse sind von mir nicht bedroht.«
Jonas runzelte die Stirn. Es hatte ihn immer schon in Staunen versetzt, wie Lillian Hadley-Doss sich von einer USO-Sängerin zu einer Frau gewandelt hatte, die in Diplomaten- und Militärkreisen verkehrte. Sie schien an dieser Schaltstelle der Macht, umsorgt von diesem grimmig dreinblickenden Major -jeder Zentimeter der strenge Zuchtmeister, wie Lillians Vater immer noch einer war -, fehl am Platz zu sein. Lag die Widersinnigkeit dieses Umstandes, fragte er sich, in ihrer Schönheit begründet? Weil sie eine Frau war?
»Was meinst du damit?« fragte er.
Vielleicht hörte sie aus seiner Stimme die Unsicherheit heraus. Das Lächeln blieb auf ihren Lippen. »Du weißt, ich arbeite hier für meinen Vater, Jonas. General Hadley ist immer noch genauso dein Boß wie meiner. Er leistet BITE in allen bürokratischen Angelegenheiten Schützenhilfe. Bei allen Präsidenten seit Truman fand er stets offene Ohren, und das aus gutem Grund. Er ist der glänzendste Militärstratege, den dieses Land seit der Jahrhundertwende gesehen hat.
Es gibt keine Geheimnisse mehr, Jonas. Zumindest nicht vor mir. Und daraus habe ich ein großes Maß an Befriedigung gezogen. Immer nur ging es um dich und Philip. Ich war immer ausgeschlossen.«
»Das verlangte unser Geschäft, Lil.«
»Und tut es immer noch, Jonas.« Ihr Lächeln wurde breiter. »Nur daß jetzt Geheimes auch zu meinem Arbeitsgebiet gehört.« Sie setzte die Tasse ab. »Aus diesem Grund habe ich dich gebeten, sobald es dir möglich war herzukommen.« Sie hielt ihm einen rotgebundenen Ordner hin. Er trug zwei Stempel: STRENG GEHEIM und NUR ZUR DURCHSICHT. Die beiden an einer Ecke aufgedruckten schwarzen Balken wiesen darauf hin, daß die enthaltenen Papiere nicht vervielfältigt werden noch das Büro ihrer Herkunft verlassen durften.
»Was ist das?« fragte Jonas, als er den Ordner entgegennahm. Doch verspürte er schon ein flaues Gefühl in der Magengegend.
»Lies«, forderte Lillian ihn auf. Sie goß sich noch etwas Kaffee nach, während Jonas den Ordner aufschlug. Lillian gab zwei Tabletten Süßstoff in ihren Kaffee und rührte ihn mit einem Silberlöffel um. Unablässig.

»Mein Gott!« rief Jonas. »Allmächtiger!« Erblickte auf. »Lillian ...«
»Es stimmt alles, Jonas«, sagte Lillian. »Das ist der Zweijahresbericht, den mein Vater über BITE anfertigen ließ.«
»Davon habe ich nichts gewußt!«
»Ich auch nicht, bis jetzt.« Sie schaute ihn fest an. »Ist das wahr, Jonas, was in dem Bericht steht? Über undichte Stellen im Nachrichtendienst? Der Zusammenbruch ganzer Informationsnetze in den letzten sechs Jahren?«
»Bestimmter Netze, ja«, bestätigte Jonas. »Das liegt im Wesen dieses Spiels, Lil.« Er schlug mit dem Handrücken auf den Ordner. »Doch das hier! Mein Gott noch mal! Dein alter Herr will uns den Boden unter den Füßen wegziehen!«
»Für immer«, sagte Lillian. »In dem Bericht wird diese Empfehlung ausgesprochen. Und genau das wird mein Vater dem Präsidenten bei ihrer Begegnung im nächsten Monat vortragen.«
»Dann hat dein Vater den Bericht also schon gesehen?«
Lillian schüttelte den Kopf. »Noch nicht. Er wird erst nächste Woche aus Polen zurückerwartet. Im Moment ist wegen irgendwelcher Verhandlungen der weitere Verlauf seiner Reise etwas unsicher.«
Jonas lehnte sich zurück und tat einen tiefen Atemzug. »Warum zeigst du mir das eigentlich, Lil?«
Sie nippte stumm an ihrem Kaffee.
Jonas reckte seinen Kopf vor. »Was hast du die ganzen Jahre über beweisen wollen, als du mit Philip und mir in einen Konkurrenzkampf tratest? Daß du uns ebenbürtig bist? Du weißt, daß du es nicht bist.«
»Im Gegensatz zu der irrigen Meinung der Männer«, entgegnete sie, »wollen Frauen keine Männer sein.«
»Nein?« In seiner Stimme klang Skepsis mit. »Was wollen sie denn dann, wenn Gleichstellung nicht das Ziel ist?«
Sie ließ ihren Blick eine Weile auf ihm ruhen, ehe sie antwortete.
»Nur ein gewisses Maß an Respekt, Jonas. Das ist doch nicht zu viel verlangt, oder?«
»Respekt?«
»Genau.« Ihre Augen streiften den roten Ordner auf seinem Schoß.
»Niemand sonst hätte da dran kommen können, Jonas. Ganz zu schweigen davon, dich einen Blick hineinwerfen zu lassen.«
»Was forderst du als Gegenleistung?«
Sie zuckte die Schultern. »Nichts. Wir sind doch eine Familie, irgendwie, nicht?«
Nachdem sie die Tasse abgestellt hatte, streckte sie die Hand aus:
»Ich muß das wieder an mich nehmen.«
Jonas reichte ihr den Bericht.
»Weißt du, wo unsere Geheimnisse landen?« fragte sie.

»Bei den Russen«, sagte er. »Doch das ist auch schon alles, was wir bisher herausgefunden haben.«
»Also dann«, forderte sie ihn nachdrücklich auf, »macht euch daran, die undichte Stelle aufzuspüren, bevor mein Vater zurückkommt. Wenn er den Bericht gelesen hat, wird BITE in so viele Teile zerhackt werden, daß du es nicht wiedererkennen wirst.«
Der Major kam mit einem Stapel von Ordnern herein und legte sie auf Lillians Schreibtisch ab. Wortlos verließ er wieder den Raum. Als sie wieder alleine waren, fragte Lillian: »Wo ist Michael hingefahren?« Die Frage, die er befürchtet hatte. »Weg.«
Lillian richtete sich auf. »Er ist mein Sohn. Du weißt, wo er ist.«
»So, weiß ich das?«
»Er kam, sich zu verabschieden. Allerdings sagte er mir nicht, wohin er wollte, noch den Grund seiner Abreise. Aber ich kann's mir denken. Du hast ihn für deine Absichten vereinnahmt«, hielt sie ihm vor. »Genau, wie du Philip vereinnahmt hast.«
»Ich verstehe nicht ganz, was du damit sagen willst«, entgegnete Jonas. »Philip hat immer das getan, was er wollte.«
»Ohne dich«, klagte Lillian, »hätte er einen anderen Job gefunden.«
»Und was, zum Beispiel?« Jonas zeigte offen seine Verachtung. »Computer-Programmierer?«
»Vielleicht. Auf jeden Fall wäre er jetzt noch am Leben.«
»Wirf mir nicht Philips Tod vor. Ich trage schon für genügend andere Sachen Verantwortung.«
»Dessen bin ich-mir vollkommen sicher«, bemerkte Lillian kühl.
»Was meinst du damit?« fragte er mit Bedacht.
»Du hast Michael überredet«, erwiderte Lillian. »Du bist der einzige Mensch, an den er sich halten konnte.« Sie zitterte vor Wut. »Wenn du aus ihm einen zweiten Philip machst, dann schwöre ich dir, Jonas, daß du dafür bezahlen wirst.«
»Beruhige dich!« rief Jonas erschrocken. »Ich habe nichts dergleichen getan.« Er berichtete ihr von den Ereignissen in seinem Büro, von Philips >Testament< und auch wohin Michael unterwegs war. Natürlich hatte er sie eigentlich nicht darüber informen wollen, wohl wissend, wie sie seine Rolle in bezug auf Philips berufliche Laufbahn einschätzte und wie verletzbar sie jetzt nach Philips Tod war. Jetzt aber war ihm keine andere Wahl geblieben. Außerdem hatte sie sich ihm gegenüber ebenso offen gezeigt, als sie ihm Einblick in den streng geheimen Bericht ihres Vaters über BITE gewährt hatte. Dafür war er ihr dankbar. Er forschte in ihrem Gesicht nach irgendwelchen Anzeichen eines Zusammenbruchs. Ihm war natürlich bewußt, daß es ein Glücksspiel war, ihren Sohn auf denselben Weg zu schicken, auf dem ihr Mann ums Leben gekommen war. Aber es war ein Spiel, das von der Notwen-

digkeit diktiert wurde. Außerdem, so redete er sich ein, schien es Philips Wunsch zu entsprechen.
Versuche, das Lillian zu erklären. Er tat es.
»Lil«, fragte er, nachdem er zu Ende geredet hatte, »ist alles in Ordnung?«
Sie war blaß geworden. Er konnte ihre Zähne hinter den leicht geöffneten Lippen erkennen, sie schienen aufeinanderzuschlagen. Die Ellbogen hielt sie fest an den Körper gepreßt, und er sah, wie sie leicht hin und her schaukelte.
»Es ist eingetreten«, flüsterte sie mit kaum wahrnehmbarer Stimme, die ihn dennoch frösteln ließ. »Meine schlimmsten Alpträume sind wahr geworden. O Jonas, sieh dir an, was du angerichtet hast!« Ihre schmerzerfüllte Stimme steigerte sich zu einem Wehklagen. »Du hast mir meinen Mann geraubt. Deinetwegen wissen wir nicht, ob Audrey noch lebt. Und jetzt hast du auch noch meinen Sohn in dieselbe tödliche Gefahr gebracht! Mein Gott! O mein Gott!«
Jäh erwachte Audrey, umgeben von Dunkelheit.
Sie schwamm durch einen Traum, eine Taucherin, zu lang schon in der Tiefe, sich dem vom Wasser getrübten Sonnenlicht hoch über ihr entgegenstreckend. Und selbst die kühle Ruhe des Meeres bemühte sich, sie festzuhalten.
Das Meer des Schlafes.
Sie hatte geträumt, daß sie an einen Stuhl gefesselt wäre. Handgelenke und Knöchel waren blau und angeschwollen, da wo der dünne Draht grausam einschnitt. Das Atmen fiel ihr schwer, weil ihr ganzer Körper über und unter ihren Brüsten fest mit Draht verschnürt war. Der Rücken war nach hinten gebogen und jeder einzelne Muskel angespannt.
Die Finsternis war wie Samt, schwer, weich und undurchdringlich. Etwas geriet in Bewegung, fing an herumzuwirbeln, sich zu verwandeln, zu verschmelzen. Und während dies geschah, spürte Audrey die Angst in sich hochkriechen, ihr Atem ging schneller und war heiß, ihr Mund war trocken und ihre Achselhöhlen feucht.
Lieber Gott, dachte sie im Traum, laß es vorübergehen. Ohne sich darüber im klaren zu sein, was es war.
Die Dunkelheit nahm jetzt Gestalt an, doch konnte sie nicht erkennen, welcher Art diese Gestalt war. Leben durchströmte die Finsternis und rückte unaufhaltsam an sie heran.
In ihrem Kopf hallte es wider: Es gibt keine Rettung.
Sie war immer davon überzeugt gewesen, ewig zu leben. In ihrem Alter waren fünfzig Jahre eine Ewigkeit. Jetzt kam ihr zu Bewußtsein, daß sie sterben würde. Ihre Zähne schlugen aufeinander, ihre Gedan-

ken rasten. Das Animalische in ihr versuchte mit aller Gewalt auszubrechen, sich aus der sterblichen Hülle, in der es gefangen war, zu befreien.
Die Finsternis hielt Audrey jetzt fest umfangen. Sie fühlte die Hitze auf ihren Schenkeln, fühlte den warmen Atem auf ihren Lippen. Die Macht war eindeutig männlicher Natur, und eine andere Art von Hitze ergriff von Audrey Besitz. Ihr jähes Erregtsein versetzte sie in noch größeren Schrecken.
Dann begann die Dunkelheit in sie einzudringen, und Audrey fing an zu sterben.
Und erwachte jäh inmitten der Dunkelheit.
Ihr schauderte, noch immer halb in ihren Traum versunken. Sie wollte den Schweiß von der Stirn wischen, konnte es aber nicht.
Sie fand sich an einen Stuhl gefesselt.
Michael dachte, wenn Paris die Stadt der staubigen Brauns, Grüns und Blaus ist, dann ist Maui die Insel der Pastelltöne: türkis, rosa und lavendelfarben. Es überraschte ihn, zu entdecken, daß es an diesem Ort unmöglich war, sich die Farbe Dunkelbraun vorzustellen.
Ganz im Gegensatz zu Japan, wo inmitten der Berghänge von Yoshino, wo Tsuyo ihn über das Dasein aufgeklärt hatte, Umbra die vorherrschende Farbe war.
Er konnte sich nicht vorstellen, daß es auf der Welt noch einen Ort geben könnte, der ihn innerlich so tief zu berühren vermochte wie Paris oder Yoshino. In Paris war seine Arbeit zur Reife gelangt. In Yoshino hatte sie begonnen.
Die Quintessenz dessen, was von ewiger Gültigkeit war, lautete: In allen Lebensbereichen wendet der Mensch bestimmte Strategien an. Es bedurfte einer Strategie, den Pinsel auf die Leinwand zu setzen, Tuch zu weben oder einen Garten zu bepflanzen. In Konfliktsituationen, in die man ohne es zu wollen immer wieder hineingeriet, suchte man zuerst immer nach einer Strategie. Sich einer Waffe zu bedienen, war die Strategie des letzten Auswegs, was für Michael der Grund gewesen war, Jonas Angebot auszuschlagen, ihm einen Revolver mitzugeben.
Es war früher Nachmittag. Die Sonne, noch immer hoch am Himmel, ließ ihr goldenes Licht über die ungeheure Weite der Zuckerrohrfelder fluten. Zu seiner Rechten türmte sich das West-Maui-Gebirge auf, bekränzt von einem Dunstschleier. Der Reiseführer, in dem er während des langen Fluges gelesen hatte, informierte ihn darüber, daß in dem tief verschatteten Bergtal lao Valley lag, Wohnort der alten hawaiischen Götter.
Michael holte den für ihn gemieteten Jeep ab. Beim Verstauen seines Gepäcks im Heck des Wagens tastete er nach der Segeltuchtasche, in

der das katana, das ihm Onkel Sammy zu besorgen versprochen hatte, liegen sollte; er fand es auch.
Gemäß der Strategie, die sich Michael während des Fluges zurechtgelegt hatte, hielt er in Kahului an, um ein paar Besorgungen zu machen. Als erstes kaufte er sich eine billige schwarze Tasche. Eine Stunde später befand er sich auf dem Weg zum Hanaopiilani Highway. Die Straße führte ihn dicht an der Maalaea-Bucht vorbei Richtung Süden. Sehr bald würde die Straße eine Kehre machen, wenn sie um das - wie die Einheimischen es nannten - >Kinn der Schönen Frau< herumführte und in nordwestlicher Richtung weiterlief. Aus der Luft betrachtet bot Maui den Anblick eines Frauenoberkörpers. Der Südosten, wo sich der riesige schlafende Vulkan Haleakala auf über dreitausend Meter erhob, bildete die Büste. Kahului, wo Michael soeben gelandet war, stellte die eine Seite ihres Halses, die Maalaea-Bucht die andere dar. Kapalua und schließlich Kahakuola formten den Kopf der Frau. Dorthin war Michael unterwegs.
Der Highway hörte hinter Kapalua auf. Eine ausgedehnte, zweitausendfünfhundert Morgen große Ananas-Plantage umschloß ein abgeschiedenes Erholungsgebiet, in dem einige bemerkenswerte Golfplätze lagen. Als Michael am Ende des Highways nach links abbog, gerieten sie in sein Blickfeld: die prächtig gepflegten Grüns, die wellenlosen Sandbunker, deren Bögen so vollendet geformt waren, als hätte sie ein Fachmann der plastischen Chirurgie mit dem Skalpell gezogen.
In dieser Umgebung war es schwer vorstellbar, daß sich die Straße - oder was davon übrig war - kaum eine Meile weiter in tückischen Windungen über den Kamm eines anderen in der Kette von Vulkanbergen, die den Nordwesten Mauis beherrschten, hinzog.
Hinter Fleming Beach Park verengte sich die Straße dramatisch. Es gab keine Anzeichen dafür, daß hier Menschen wohnten, keine kurzgeschnittenen oder terrassierten Rasenflächen, keine ziegelgedeckten Villen, die aus dem duftenden Blattwerk der Bougainvilleen herausragten.
Statt dessen überwucherten vielerlei Pflanzen den Straßenrand. Mächtige Gesteinsbuckel, ocker und stahlblau, traten zutage und stießen bis zur Straßenmitte vor.
Dann hörte das Pflaster vollends auf, und übrig blieb ein stark zerfurchter, matschiger und rutschiger Weg, gerade breit genug für ein Fahrzeug. Der Weg wand sich in schwindelerregender Nähe zur Aufwurfkante oberhalb der Steilklippen hoch. An manchen Stellen fielen die Felshänge vierhundert Meter tief bis zum schäumenden Meer hinab.
Der Weg bot jetzt kaum mehr Platz für zwei aneinander vorbeifahrende Fahrzeuge. Auf der einen Seite türmte sich die Felswand senk-

recht in die Höhe, auf der anderen Seite fiel sie gleichermaßen steil zum Meer ab.
Michael hatte den Jeep auf Allrad-Antrieb umgestellt. Die Luft war erfüllt von Vogelgezwitscher, durch das er hin und wieder, wenn er wieder einmal eine Haarnadelkurve genommen hatte, den melodischen Klang eines Wasserfalls hörte.
Flüchtige Blicke aufwogende Wiesen, die direkt aus Schottland hierher gebracht schienen, auf denen gescheckte Kühe stumpfsinnig herumlagen oder -standen, als hätten sie sich seit Jahrhunderten nicht von der Stelle bewegt.
Auf diese Landschaft war Michael nicht vorbereitet. Kein Reiseführer, kein Reisebericht, keine Ansichtskarte hatte je diesem Aspekt der Insel Beachtung geschenkt. Ganz ohne smaragdgrüne Palmen, saphirfarbene Lagunen, schwarzsandige Strande. Dafür nahm das Licht allmählich eine Farbe an - schwer, fett wie Sahne, klar wie Kristall -, wie es kein anderes auf der Welt gab.
Er fühlte sich an die Provence im Süden Frankreichs erinnert und an ihr einzigartiges Licht. Dort veränderten die Blätter der Platanen das durchsickernde Sonnenlicht, und das Verblüffende dabei war, daß jede ursprüngliche Färbung mit einer Patina überzogen wurde, so daß sie jahrhundertealt wirkte.
Auch hier war das Licht einzigartig, doch auf eine völlig andere Art. Das Sonnenlicht brachte die Landschaft zum Funkeln. Die Grüns wurden so durchsichtig, daß das Blätterwerk in der Luft zu schweben schien; die Gelbs besaßen eine Helligkeit, als ob sie explodieren wollten. Geheimnisvolle Blaus wechselten ihre Färbung - sie irisierten im Schatten und strahlten im Sonnenlicht.
In diesen völlig unterschiedlichen Landschaften glaubte Michael die lebendige Hand Gottes zu spüren. Denn zweifellos ging die Macht, die den menschlichen Geist auf diese Weise zu bewegen vermochte, auf eine göttliche Präsenz zurück . ..
Der entgegenkommende Jeep, der um die enge Haarnadelkurve herumgeschlingert kam, knallte mit einem Schlag auf seinen Wagen. Eine Stoßwelle jagte ihm den Rücken empor.
Blech bohrte sich in Blech, und auch daß Michael seinen Jeep seitlich den felsübersäten Hang hinaufzog, konnte den Zusammenprall nicht verhindern. Die Erschütterung brachte den Wagen fast zum Umkippen. Der andere Wagen drehte sich um die eigene Achse, die Räder schienen an der gefährlichen äußeren Kante der Straße nach Halt zu suchen.
Michaels Jeep war fast zum Stehen gekommen. Er riß die Handbremse hoch und kletterte über die Tür, die sich durch den Aufprall verklemmt hatte. Der andere Wagen hing jetzt halb über dem Abgrund, die Hinterräder drehten auf den glitschigen Felsbuckeln durch, die aus

dem Boden ragten. Der Jeep geriet immer stärker ins Schwanken und drohte auf das darunterliegende Geröllfeld hinabzustürzen.
Mit einem gewaltigen Sprung setzte Michael von seinem auf den anderen Wagen über, warf, in dessen Heck angelangt, seinen Oberkörper nach vorn, umklammerte den Fahrer und zerrte ihn zu sich nach hinten. Er hörte das Knirschen der Hinterachse auf Stein und spürte, wie der Jeep heftig schlingernd weiter auf das Nichts zurutschte. Mit einem Ruck hob er den Fahrer hoch und warf ihn aus dem Wagen, ehe er selbst absprang.
Die plötzliche Gewichtsveränderung am Heck ließ den Wagen langsam nach vorn über den Rand der Klippe kippen. Einen Wimpernschlag lang hing er zwischen Himmel und Erde - dann vibrierte an seiner Stelle nur noch die leere Luft.
Ein Krachen, der Widerhall eine geraume Zeit später.
Erst jetzt kam Michael dazu, sich den anderen Fahrer genauer anzuschauen. Er sah, daß es sich um eine Frau handelte, und um eine schöne obendrein.
Japanerin? Sie besaß diese goldene Haut, die in Asien sehr selten und daher hochgeschätzt ist. Ihre Augen orientalisch lang und mandelförmig. Ihr dichtes, glattes Haar glänzte bläulich, wenn sich die Sonne darin verfing. Sie hatte es zu einem breiten Zopf geflochten, der ihr den Rücken herabhing.
Im Schwung ihrer sinnlichen Lippen schien ein ständiges Lächeln zu liegen. Sie hatte einen langen Hals und ziemlich breite Schultern; ihr T-Shirt glich den Modellen in Modezeitschriften.
»Alles in Ordnung?« fragte Michael schließlich, während er ihr auf die Füße half. Dabei stellte er fest, daß sie über trainierte Muskeln verfügte.
»Ja«, sagte Eliane und schlug sich den Staub von der Kleidung. Die Jeans waren abgetragen, wie Michael bemerkte, fast schon weiß gebleicht, auch ein Markenname war nicht zu erkennen. »Ich glaube, ich bin solche Straßen nicht gewöhnt.«
»Welche Straßen?« scherzte Michael, und sie lachten beide, wohl eher aus Erleichterung als wegen der witzigen Bemerkung.
»Eliane Shinjo.« Sie streckte ihm die Hand entgegen.
»Michael Doss.« Er ergriff ihre Hand. Mit der anderen zupfte er ihr Aststückchen und Blätterschnipsel aus dem Haar. Später erinnerte er sich, daß er in diesem Augenblick gedacht hatte, daß sie nicht nur die gelassenste Frau sei, der er je begegnet war, sondern auch die unbefangenste.
»Danke«, sagte sie. »Ich bin noch nie in einen Unfall verwickelt gewesen. Dieser hätte mein letzter sein können.«
»Unserletzter«, korrigierte Michael sie.

Sie wandte zum erstenmal, seit er sie vom Boden hochgezogen hatte, ihren Blick von ihm ab. Es wirkte wie eine Abkühlung, als ob ihre Augen Hitze ausgestrahlt hätten. »Den Jeep hat's wohl erwischt«, stellte sie sachlich fest.
»Wir können von Glück reden, wenn meiner noch läuft.« Er machte keine Anstalten, sich zu bewegen. »Es tut mir leid, wenn ich Ihnen wehgetan habe, aber ich mußte Sie ja irgendwie aus dem Wagen herausholen.«
Sie wandte ihm wieder ihren Kopf zu, und sofort spürte er erneut diese Hitze. »Sie haben mir nicht wehgetan.« Dann lächelte sie ihn an. »Zumindest spüre ich nichts, das Ähnlichkeit mit Schmerz hätte.«
»Wir wären beide beinahe hinüber gewesen.«
»War das so knapp? Echt?« Ihr Ausdruck nahm wieder etwas Rätselhaftes an. Er fragte sich, ob sie dieser Gedanke in Erregung versetzte. Nicht selten löste die Nähe zum Tod bei Menschen eine solche Empfindung aus. Vor allem, wenn es um den eigenen Tod ging. Entweder vermittelt einem ein solches Erlebnis eine neue Einstellung zum Wert des Lebens, oder es verschaffte einem den hochgradigen Nervenkitzel, der allein durch die Bezwingung von Gefahr hervorgerufen wird.
»Die Straße war so ausgewaschen, daß sie keinen Halt mehr bot. Sie hingen schon über dem Abgrund, als ich Sie erwischte.«
Eliane schaute ihn forschend an, und er wünschte, er könnte ihre Gedanken lesen.
»Sie sind sehr stark« stellte sie fest. »Ich habe nichts gespürt. Es kommt mir so vor, als wäre gar nichts passiert.«
»Abgesehen davon, daß Ihr Jeep in tausend Stücke zerlegt am Fuß der Klippen liegt.«
»Ist doch nur ein Stück Blech«, versetzte sie mit Nachdruck.
Diese Bemerkung hatte etwas Absurdes in ihrer Logik. Abgesehen davon, daß sie jegliche Würdigung seiner Aktion vermissen ließ. Gerade so, als ob für sie Konsequenzen keine Bedeutung hätten.
Michael ging zu seinem Wagen, der mit der rechten Seite hochkant gegen die Felswand gelehnt stand. »Also gut«, sagte er, als er sich hinters Steuer schwang, »schauen wir mal, was läuft.«
Er löste die Handbremse und legte den Gang ein. Der Wagen ruckte und schaukelte und wäre fast auf die Seite gekippt, ehe es Michael gelang, ihn auf den zerfurchten Fahrweg zurückzusteuern.
»Steigen Sie ein«, forderte er Eliane auf.
Sie ging vorsichtig um den Kühler des Jeep herum und stieg auf das Trittbrett, als er auch schon anfuhr. Sie konnte sich gerade noch rechtzeitig auf den Beifahrersitz schwingen.
»Wohin waren Sie unterwegs?« fragte sie ihn. Sie machte auch jetzt noch keine Anstalten, sich die Haare aus dem Gesicht zu streichen.

»Die Gegend anschauen. Und Sie?«
Sie bedauerte augenblicklich, die Frage gestellt zu haben. »Ich war nach Kapalua unterwegs, zum Tennisspielen.«
»Tut mir leid«, sagte Michael, »wir fahren in die entgegengesetzte Richtung.« Anscheinend konzentrierte er sich voll auf die Straße.
»Macht nichts«, meinte Eliane leichthin. »Wie weit fahren Sie?«
»Bis in die Zivilisation«, antwortete er und betätigte die Hupe, als sie in eine Haarnadelkurve einbogen. »Ich sollte Sie nach Hause bringen, das heißt, wenn Sie nicht einen Fußmarsch vorziehen.«
Sie lachte. »Nein, ich bin zwar sportlich, aber ich habe meine Grenzen.«
»Welches Hotel?«
»Ich habe ein Haus im lao Valley«, klärte sie ihn auf. »Wissen Sie, wie man dahin kommt?«
»Ich biege hier rechts ab statt geradeaus nach Kahului zu fahren, stimmt's?«
»Richtig.«
Eliane war von der Wirkung, die Michael auf sie ausübte, verwirrt. Es gab dafür keine rationale Erklärung, und das beunruhigte sie. Sie glaubte daran, daß es eben das Irrationale war, das Geschehensabläufe beeinflußte. Wie die Strömung eines Baches, unsichtbar, doch spürbar, so wirkten die Kräfte des Universums zu einem bestimmten Zweck. Versuchten diese Kräfte gerade ihr etwas mitzuteilen - sie zu warnen? Wenn ja, vor was?
»Da Sie keine Touristin sind, müßten Sie eigentlich wissen, ob die Plätze in Kapalua gut sind.«
»Wer?«
»Die Tennisplätze«, sagte Michael. Einzeln stehende Häuser, ein Friedhof. Sie näherten sich wieder der Zivilisation.
»Ach so.« Sie mußte ihre Gedanken erst sammeln. »Ja, sie sind ausgezeichnet.« Eine Tankstelle, eine Kirche, eine Telefonzelle. Und plötzlich hatte sie die Antwort. »Würden Sie bitte hier anhalten? Ich möchte einen Anruf tätigen.«
»Klar.«
»Mein Tennispartner wird sich Gedanken machen, wo ich abgeblieben bin«, improvisierte sie schnell.
In der Telefonzelle wählte sie ihre eigene Nummer und führte ein fiktives Gespräch mit dem Klingelzeichen am anderen Ende der Leitung.
»Alles in Ordnung«, erklärte sie, als sie wieder in den Jeep stieg.
»Nur ein wenig beunruhigt.«
»Ihr ständiger Partner?« fragte Michael.
»Mein Freund«, meinte sie beiläufig.

»Arbeitet er nicht?« wollte Michael wissen. »Es ist mitten am Tag.«
Eliane lachte. »Er hat nicht das, was Sie einen normalen Arbeitstag nennen würden. Er arbeitet für den größten kahuna hier auf den Inseln.« Sie wandte ihm den Kopf zu. »Wissen Sie, was das heißt?«
Michael schüttelte den Kopf.
»Das ist hawaiisch. Ursprünglich wurde damit eine Art Medizinmann bezeichnet. Ein Schamane, der mit den alten Geistern und Göttern Hawaiis in Verbindung stand.«
»Und jetzt?«
Sie zuckte mit den Schultern. »Moderne Zeiten. Wie viele der alten Wörter wird es heute oft falsch gebraucht. Manche der jüngeren Hawaiianer kennen die wahre Bedeutung oft gar nicht mehr. Heute bezeichnet kahuna einen Bonzen. Einen Menschen mit Macht.«
»Wie den Boß Ihres Freundes?«
Eliane bemerkte die Neugier in seiner Stimme. Sie schaute auf die Berge, die vor ihnen aus dem Dunst und den Gewitterwolken hervortraten.
»Wie heißt dieser kahuna!«
»Der Name würde Ihnen doch nichts sagen«, winkte sie ab. »Biegen Sie hier ein. Genau. Jetzt immer geradeaus.«
Sie fuhren ins Tal hinein. Dicht bewachsene Hügelkämme schlängelten sich zu beiden Seiten der Straße entlang.
»Fahren Sie hier rechts«, wies sie ihn an.
Als er den Wagen vor dem Haus zum Stehen gebracht hatte, stieg Eliane aus. »Möchten Sie einen Happen essen? Oder wenigstens etwas trinken?« wandte sie sich an ihn.
»Ich glaube nicht.«
Wieder dieses Lächeln. »Aber Sie müssen.« Sie hielt ihm ihren Arm hin. »Sie haben mir das Leben gerettet. Ein gütiges Geschick für mich, möglicherweise ein unangenehmes für Sie.«
»Warum unangenehm?«
Sie lachte. »Weil Sie jetzt die Pflicht übernommen haben, mich für den Rest des Lebens zu beschützen.« Gab sie ihren Worten nicht einen spöttischen Unterton? »Dafür gibt es ein japanisches Wort. Kennen Sie es? Giri.«
»Ja, kenne ich«, sagte Michael und ergriff ihre Hand. Der Wunsch, mit ins Haus zu gehen, war jetzt sehr stark. Er wollte noch ein bißchen Zeit mit ihr verbringen, denn giri war ein Begriff der Yakuza, und Fat Boy Ichimada war das Oberhaupt der Yakuza hier. Wenn diese Frau durch ihren Freund mit der Yakuza in Verbindung steht, dachte Michael, könnte mir das nützlich sein. Wieder einmal strategisch vorgehen. Tsuyo wäre wohl stolz auf ihn gewesen. »Es bedeutet die Last, die zu schwer zu tragen ist.«

»Ja und nein«, stellte Eliane klar, während sie ihn zum Haus führte. »Es gibt Leute, die sagen, giriisi die Last, die zu schwer allein zu tragen ist.«
Als Fat Boy Ichimada vor der Tür des heruntergekommenen Hauses in Wailuku, das die beiden Hawaiianer bewohnten, angelangt war, fühlte er, wie das Blut in seinen Adern erstarrte.
Er hatte die beiden von seinem Privatanschluß in seinem Büro aus angerufen; ganz allein war er jetzt hergekommen. Keiner in der Familie hatte Kenntnis davon, daß er die beiden Männer für sich arbeiten ließ. Und das war natürlich der springende Punkt.
Er blieb stehen, sog die Gerüche ein und lauschte den Geräuschen, die aus den Nachbarhäusern drangen. Es roch nach geschmortem poi. Der Lärm streitender Kinder drang flüchtig vom Ende der Straße an sein Ohr; aus einem Fernsehgerät schallte eine Stimme: »Nimm sie dir, Dano. Mord ist...« Eine Tür fiel ins Schloß, der Lärm erstarb.
Fat Boys Hand hing in der Luft, ein paar Zentimeter über dem Türknauf. Sein Blick war auf den staubigen Boden gerichtet und den dunklen Fleck, der unter der Tür hervordrang.
Der Fleck glänzte wie frisch aufgetragener Lack. Doch Fat Boy Ichimada wußte, daß es kein Lack war. Er blickte sich um, kniete ächzend nieder und tauchte einen Finger in den Farbklecks. Langsam zerrieb er die Substanz zwischen seinen Fingern; sie wechselte ihre Farbe von dunkelbraun zu dunkelrot; das hatte Fat Boy in seinem tiefsten Innern allerdings schon geahnt.
Er stand auf, zog ein Taschentuch hervor und legte es über den Türknauf, bevor er ihn umdrehte. Keine Fingerabdrücke. Die Tür war unverschlossen.
Mit der freien Hand zog er einen kurzläufigen Revolver und stieß dann die Tür mit voller Wucht auf, so daß sie heftig gegen die Innenwand prallte.
Er überschritt die Schwelle und bewegte sich auf leisen Sohlen durch das Haus. Zuerst stieß er in dem einen Zimmer auf die beiden Frauen. Er schenkte ihnen keine Beachtung, stieg über ihre bleichen Körper hinweg, wobei er so umsichtig war, nichts und niemand anzurühren. Ihm fielen die grotesken Verrenkungen der Körper auf und er dachte bei sich - dieser Mann ist ein Monster.
Fat Boy verließ das Haus, nachdem er die beiden einzigen Dinge, die für ihn zu wissen wichtig waren, herausgefunden hatte. Zum einen - die beiden Hawaiianer waren tot. Zum zweiten - was immer sie dem Schließfach am Flughafen entnommen hatten, es war nicht mehr in der Wohnung.
Als Fat Boy wieder in seinem auf der gegenüberliegenden Seite der

Straße geparkten Auto saß, das ziemlich genau an der Stelle stand, wo einige Stunden zuvor Udes Wagen gestanden hatte, ging er mit aller Sorgfalt seine verbliebenen Handlungsmöglichkeiten durch. Eines konnte als sicher gelten: Ude hatte die Hawaiianer erwischt. Das bedeutete, daß Ude jetzt im Besitz dessen war, was Philip Doss in dem Schließfach versteckt gehabt hatte.
Ganz gleich, um was es sich dabei handelte - das Katei-Dokument oder irgend etwas völlig anderes -, die Folgen, die sich daraus ergaben, waren für Fat Boy tödlich. Ude wußte nun, daß ihn Fat Boy Ichimada hintergangen hatte. Ihm war vielleicht noch nicht ganz klar, was Fat Boy im Schilde führte, aber wie er Ude kannte, spielte das keine allzu große Rolle. Ude hatte erklärt, daß ihm Masashi Taki völlig freie Hand bei der Behandlung dieser Angelegenheit gelassen hätte, und das glaubte ihm Fat Boy aufs Wort.
Es bestand für Fat Boy Ichimada kein Zweifel daran, daß, wenn er überleben wollte, Ude aus dem Weg geräumt werden mußte. Philip Doss hatte Fat Boy lebenswichtige Informationen anvertraut. Und jetzt war Fat Boy klargeworden, was er eigentlich immer schon vermutet hatte: daß er diese Informationen ganz für sich allein hätte behalten sollen. Erst jetzt kam ihm das ganze Ausmaß seines Irrtums zu Bewußtsein. Die beiden Hawaiianer loszuschicken, den Schlüssel zu holen und das Schließfach öffnen zu lassen, war ein schwerwiegender taktischer Fehler gewesen. Udes Gegenwart hatte Fat Boy jedoch so nervös gemacht, daß er in Panik geraten war.
Er schloß die Augen. Das Blutbad in dem schmierigen kleinen Haus auf der anderen Straßenseite schien auf der Innenseite seiner Lider eingraviert zu sein. Urplötzlich spürte er einen Druck in der Magengegend.
Er blickte zurück auf die Jahre mit Wataro Taki. An den Augenblick, in dem er zu seinem oyabun gegangen war, um dessen Vergebung zu erbitten. Es hätte durchaus in Wataros Befugnis gelegen, von Fat Boy zu verlangen, seppuku zu begehen. Doch hatte er statt dessen nur Fat Boys kleinen Finger gefordert.
Wataro Taki war kein oyabun gewesen, wie sie anderen Yakuza-Clans vorstanden, deren Lebenssinn nur darin bestand, Reichtum anzuhäufen und ihre Mitbürger ausbluten zu lassen. Er hatte vielmehr eine Vorstellung von der Zukunft Japans gehabt. Und er hatte Fat Boy zu einem Bestandteil dieser Zukunft gemacht.
Diese Vision gab es jetzt nicht mehr. Sie lag zwei Meter unter der Erde zusammen mit Wataros sterblicher Hülle. Fat Boy Ichimadas Mentor aber war noch lebendig, wenn auch nur in seiner Erinnerung.
Was hatte Philip Doss an jenem Tag, als er sterben mußte, zu ihm am Telefon gesagt? Ich weiß, wem gegenüber Sie sich zu Loyalität verpflichtetßih-

len. Sie und ich, wir liebten beide Wataro Taki, nicht wahr?\Jnd: Ich weiß, Sie
werden das Richtige tun.
Nun ist die Zeit gekommen, dachte Fat Boy, um die Wohltaten, die Wataro mir erwiesen hat, abzugelten.
Fat Boy mußte die Dinge wieder in Ordnung bringen. Seine Beobachter am Flughafen hatte ihn schon telefonisch davon in Kenntnis gesetzt, daß Michael Doss auf Maui eingetroffen war. Für Fat Boy war klar, daß er Philip Doss Sohn aufspüren und ihn mit allen Informationen, über die er bezüglich des shintai verfügte, versorgen mußte.
Fragen Sie meinen Sohn, ob ersieh an den shintai erinnert, hatte Philip Doss
gesagt.
Und da sagte Fat Boy Ichimada plötzlich laut und deutlich:
»Buddha!«, denn plötzlich war ihm klargeworden, wie es Ude gelungen war, die Sache mit den beiden Hawaiianern herauszubekommen. Ude mußte Fat Boys Telefon angezapft haben. Das bedeutete aber auch, daß er über Michael Doss Anwesenheit auf der Insel Bescheid wußte. Und Fat Boy hatte den beiden Hawaiianern auch noch erzählen müssen, daß der Schlüssel auf den Namen Michael Doss zurückgelegt worden war. Das hieß also, daß Ude auch wußte, daß der Inhalt des Schließfaches für Philips Sohn bestimmt war.
Fat Boy startete den Wagen und fuhr los. Das wird jetzt ein Wettrennen, dachte er. Und das Ziel ist bei Michael Doss.
£s regnete.
Ihr Gesicht an der Wand, ein Schatten, überlebensgroß.
Michaels Blick ruhte auf Eliane.
»Ich bin hierhergekommen«, erzählte sie, »weil ich der Städte überdrüssig war. Autos, Wohnungen, Büros. Das hat mich alles erschöpft.«
Das Letzte, was er wollte, war, sich zu dieser Frau hingezogen zu fühlen. Er mußte sich ständig daran erinnern, daß er hergekommen war, um herauszubekommen, welche Verbindungen sie zu der hawaiischen Yakuza hatte. Wenn ihr Freund zu Fat Boy Ichimadas Clan gehörte, konnte sich Michael vielleicht über ihn auf gewaltlose Art und Weise Zugang zum Grundstück des oyabun verschaffen.
»Ich bin ständig krank gewesen«, sagte Eliane gerade. »>Ihre Widerstandskräfte sind geschwächt, meinte mein Arzt. >Ihre Adrenalindrüsen sind erschöpftx, erklärte mein Heilpraktiker. Die Stadt hat mich zermürbt und krank gemacht.«
»Welche Stadt?«
»Das ist doch belanglos«, entgegnete sie. »Sie sind alle gleich. Zumindest was ihre schädlichen Wirkungen auf die Menschen angeht.«
Es fiel ihm leicht, keinerlei Regung zu zeigen. Während er mit ihr durch die Zimmer des Hauses ging, gab er zu allem den passenden

Kommentar ab. Unbestreitbar war dies ein überwältigender Ort, so wie er sich zwischen die beiden Vulkane schmiegte, das sah man selbst jetzt bei Regen.
»Hier kann ich neue Kräfte sammeln. Am Wohnort der zeitlosen Götter.«
Der Regen stürzte die smaragd- und saphirfarbenen Berge herab. Es war grandios. Ganz so als befände man sich in diesem Tal zwischen zwei riesigen Erddrachen, die, wie die Chinesen glauben, ständig das Land durchstreifen. In einer solchen Umgebung war ihr Hang zum Mystischen ansteckend.
»Spüren Sie sie, Michael? Spüren Sie die Kraft? Die Kraft dieser Berge?«
Das Komische war, er spürte sie.
Der Regen trommelte auf das Dachfenster von Elianes Schlafzimmer. Es fiel ihm schwer, seine Emotionen im Zaum zu halten. Er befand sich hier an diesem Ort und wurde - gegen seinen Willen - an sein Atelier in der Avenue Elysee Reclus erinnert. An die Nacht, als Za kam, um zu bleiben.
»Sie sind so schweigsam.« Sie wandte sich ihm zu. »Ich rede zuviel.« Sie lachte, und auch das tat sie völlig unbefangen.
»Nein«, sagte er, »ich genieße es. Es fällt mir schwer, angesichts dieser Berge Worte zu finden.«
»Ja. Mir ging's genauso, als ich zum erstenmal herkam. Sie sind ehrfurchtgebietend, ohne einschüchternd zu sein.«
Er konnte sich zunächst gar nicht erklären, was diesen Gedankensprung von Za zu Eliane ausgelöst hatte. Er wollte von diesem Ort, den Eliane zu ihrem Zuhause gemacht hatte, nicht weggehen. Es gibt Menschen, die jahrelang in einem Haus leben können, ohne je ein Anzeichen zu hinterlassen, daß es das ihre gewesen ist. Das Gegenteil traf auf Eliane zu. Sie hatte erzählt, daß sie kaum einen Monat hier leben würde, doch hatte sie dem Haus schon ihren Stempel aufgedrückt. Das Haus roch wie sie, es fühlte sich an wie sie. Ihre Anwesenheit durchflutete die Räume wie Parfüm.
»Die Zeit scheint stillzustehen hier. Wissen Sie, Michael, die Hawaiianer behaupten, daß ihr Held Maui den Gipfel des Haleakala bestieg, seine Hand ausstreckte und nach der Sonne griff, um ihren Lauf über den Himmel zu bremsen, damit seine Inselheimat immer sonnendurchtränkt bliebe. Wenn man hier sitzt, könnte man die Geschichte für wahr halten.«
»Selbst bei Regen?«
Sie saßen auf der lanai und tranken Eistee, als es ihm plötzlich den Stich ins Herz versetzte. Unwillkürlich wurde er dabei an den Moment erinnert, als er in besagter Nacht mit Za die Augen geöffnet hatte. Sie

hatten sich gerade geliebt. Der Regen troff über die Scheiben des Oberlichts und zeichnete zarte Muster auf ihre ineinander verschlungenen Leiber.
»Natürlich«, erwiderte Eliane. »Ganz besonders, wenn es regnet. Sehen Sie.« Sie streckte ihre Finger aus. Ein herrlicher Regenbogen, dessen Farben so leuchtend waren, daß seine Augen davon schmerzten, spannte sich über die beiden Bergspitzen, die noch von wirbelnden Nebeln verdeckt waren. »Das heißt, die Sonne scheint, während es gleichzeitig regnet.«
Damals hatte er nach mehreren Minuten zum erstenmal wieder in Zas Gesicht geschaut. Ihre Augen waren geschlossen; über ihren Zügen lag vollkommene Ruhe. Vielleicht war sie eingeschlafen. Er konnte nicht eine Falte erkennen. Und weil ihr Gesicht bar jeden Ausdrucks war, konnte er bis ins tiefste Innere ihres Wesens schauen.
»In diese Umgebung ist der Regen ein richtiges Schauspiel.«
»Das trifft auch auf Japan zu.«
Eliane wandte ihren Kopf nicht. »In Japan«, sagte sie, »ist der Regen von einer herrlichen Ruhe und Statik. Er trifft im genau richtigen Winkel auf den Boden oder die Wasseroberfläche. In Hawaii dagegen ist der Regen wild und voller Energie. Eine Naturgewalt, frei von jeglichen Hemmnissen.«
Während er neben Za gelegen hatte, war ihm bewußt geworden, daß es keineswegs Za gewesen war, in die er sich verliebt hatte. Sie war ohne jede Bindung an eine Ideologie, an eine Person oder an einen Glauben. Es war, als bestünde ihr Geist aus klarem Kristall. Er leuchtete. Je nach seinem Einfallswinkel brach er das Licht in die Farben des Spektrums.
Doch er selbst besaß keine eigene Farbe.
Dann hatte Za die Augen aufgeschlagen und voller Liebe zu ihm gesagt: »Ich möchte bei dir bleiben. Nicht nur heute nacht. Nicht nur bis morgen. Ich möchte für immer bei dir bleiben.«
Es lag nicht nur daran, daß er sie als ein übermenschliches Wesen betrachtet hatte, als den Gestalt gewordenen Inbegriff seiner Idealvorstellung von einer Frau. Ihm wurde vielmehr schmerzlich bewußt, daß er die kristallene Klarheit von Zas Geist mit der Reinheit von Seyokos Seele verwechselt hatte. Es erfüllte ihn mit schmerzlicher Trauer - und Angst -, daß er weiter nach dem würde suchen müssen, was ihm schon einmal verwehrt worden war. Seyoko war längst tot, aber er konnte dennoch nicht von ihr lassen. Und die Erinnerung an sie allein reichte nicht aus, ihm den nötigen Halt zu verleihen.
Als Michael daher am nächsten Morgen die Tür hinter Za schloß, war es das letzte Mal gewesen. Sie war fort. Ihr Bild auf den Leinwänden blieb. Aber das war alles.

Es lag ausschließlich an ihm, an seinem Unvermögen. In ihrem Schmerz hatte er für kurze Zeit eine Waffe gefunden, die er gegen sich selbst verwenden konnte. Ihre Tränen hatten in ihm unstillbare Sehnsucht geweckt, die er für immer würde mich sich herumtragen müssen.
»Haben Sie in Japan gelebt?« fragte er.
»Ja, für mehrere Jahre«, antwortete Eliane. »Doch nach einer Weile wurde mir das hektische Getriebe in Tokio zuviel. Ich wollte nur noch schlafen.«
Sie erinnert mich keineswegs an Za, wurde ihm nun mit rascher schlagendem Herzen bewußt. Sie erinnert mich an Seyoko.
»Vermissen Sie Japan denn nicht?« fragte Michael mit belegter Stimme.
»Ich gehöre nirgendwohin«, erwiderte Eliane. »Ich lebe ohne alle Bindungen. Ich kann mich ebensowenig an eine Stadt binden wie an einen Menschen oder irgendeine gute Sache. Die Strudel der Verantwortung sind wie Ketten. Haben Sie je Gullivers Reisen gelesen? Genau so fühle ich mich angesichts irgendwelcher Verpflichtungen. Wie Gulliver, der im Land Lilliput an den Boden gekettet ist. Mir genügt es, daß ich existiere.«
Elianes Mystizismus zog Michael unwiderstehlich an. Ihre bedingungslose Hingabe an die Kräfte der Natur sprach ihn auf eine ganz elementare Weise an. Da sie auf eine vollkommen ursprüngliche Art absolut unzivilisiert war, war sie auch nicht durch all die von Menschen geschaffenen Hemmungen eingeengt, die ihm so nachhaltig zu schaffen machten.
Michael sollte dies erst viel später begreifen lernen, doch seine Hingezogenheit zu Eliane fand ihre genaue Entsprechung in der magischen Anziehungskraft, welche das geheime zweite Leben auf seinen Vater ausgeübt hatte. Sie war es gewesen, die ihm seine Tätigkeit für den Seventh Service und für BITE ermöglichte.
Ja, er hatte dadurch das Gefühl gehabt, nicht von dieser Welt zu sein und sah sich in seinem Glauben bestätigt, daß er etwas Besonderes war. Doch mehr als alles andere repräsentierte diese Affinität für ihn die absolute Freiheit.
Philip hatte sein ganzes Leben als Erwachsener um die Möglichkeit gekämpft, alles tun zu können, indem er beliebig aus dem verwirrenden Angebot möglicher Charaktere auswählte, die in seinem Innern schlummerten. Und in seinen Augen war die Erreichung dieses Ziels seine größte Leistung gewesen.
Für Michael hatte sich dies alles auf eine eher natürliche Weise ergeben. Seine Ausbildung in Yoshino hatte ihn gelehrt, das Leben anzunehmen - seine unendliche Vielfalt zu würdigen. Doch war das

Verlangen nach Freiheit einer der prägenden Grundzüge seines Wesens geworden.
»Sehen Sie - die Sonne!« riß ihn Eliane aus seinen Gedanken. »Jetzt kann man auch die Bergspitzen erkennen.«
Michael hatte völlig vergessen, weshalb er hier war. Wie gebannt von diesem Naturschauspiel, beobachtete er mit dem Auge des Künstlers, wie der weiße Dunst, die letzten Spuren des Regens, an den beiden Gipfeln in Fetzen riß. Wie die unsichtbaren Finger eines Taschenspielers pflückte der Wind die letzten zerzausten Fragmente vom Himmel. Goldenes Sonnenlicht strömte über die Berghänge und brachte die Bäume, die schmalen, blitzenden Wasserkaskaden verstärkt zur Geltung. Fröhlich zwitschernde Vögel schwirrten über sie hinweg. Er mußte jetzt aufstehen und gehen. Sonst würde er sich nie mehr von hier losreißen können.
Doch als er sich eben aufzustehen anschickte, wandte Eliane sich ihm zu. Das Sonnenlicht verlieh ihrem Haar einen kupferfarbenen Glanz. Und im selben Atemzug sah er ein Gemälde vor sich erstehen - von ihrem Gesicht fielen alle Masken ab, welche die Menschen trugen, Masken, die alles Leben und alle Wahrhaftigkeit erstickten.
»Du kannst doch jetzt nicht gehen«, sagte sie nur.
Und er spürte, daß sie recht hatte.
Michiko vollzog jeden Morgen dasselbe Ritual.
Es begann eine Stunde, bevor der Anruf kam. Frisch gebadet und angekleidet ging sie in den Garten hinaus. Dabei befand sich immer jemand an ihrer Seite - immer ein Mann, immer groß und kräftig und immer mit einer Schußwaffe unter seinem Jackett. Jemand, der ihrem Stiefbruder Masashi treu ergeben war. Er hielt ihr einen Sonnenschirm über den Kopf. An klaren Tagen schützte er sie vor der Sonne; bei schlechtem Wetter hielt er den Regen von ihrem Gesicht fern.
Sie schritt bedächtig den steinernen Weg hinunter, bis sie den großen, flachen Felsen erreichte, an dem sich der Weg in drei verschiedene Pfade gabelte. Jedesmal schlug sie den rechten von ihnen ein und lauschte dem Rufen des Buntfinken, der in dem Kirschbaum neben der hohen Steinmauer sein Nest baute. Im Frühling gab es für sie nichts Schöneres, als unter diesem Kirschbaum zu sitzen und dem gierigen Piepen der Jungvögel zuzuhören.
Unmittelbar hinter dem Kirschbaum, an der rückwärtigen Mauer des Gartens, stand der verwitterte Holzschrein, den sie für die Fuchsgottheit Megami Kitsune an dieser Stelle hatte errichten lassen. Begleitet von ihrem Bewacher, kniete sie davor nieder, entzündete mehrere joss-Stäbchen und betete mit geneigtem Haupt.
Sie betete bei diesen Gelegenheiten immer um zwei Dinge. Zum

einen, daß der Anruf kommen würde. Zum anderen, daß ihre Enkelin noch am Leben sei. Wenn sie von dieser Gebetsstunde zurückkehrte, waren ihre Hände und Füße kalt wie Eis.
Und wenn sie dann im Haus neben dem Telefon saß und wartete, zitterte sie am ganzen Körper, als litte sie an Schüttelfrost. Sie weigerte sich, auch nur einen Bissen zu essen, obwohl ihr Koch sie hartnäckig dazu aufforderte. Sie trank auch keinen Tee. Nichts - nicht einmal einfaches Wasser - durfte über ihre Lippen kommen, bis endlich das schrille Läuten des Telefons ertönte und sie den Hörer von der Gabel riß, um mit flatterndem Puls auf den Klang der Kleinmädchenstimme ihrer Enkelin zu warten.
»Oma?«
Michiko schloß dann die Augen und vergoß stumme Tränen. Ihre Enkelin war einen weiteren Tag am Leben geblieben.
»Oma?« Die Stimme des kleinen Mädchens hallte wie die einer kleinen Fee in ihrem Ohr wider.
»Ja, mein Liebling.«
»Wie geht es dir, Oma?« Michiko war das süße Stimmchen am anderen Ende vertraut wie ihre eigene, und doch wußte sie nicht, woher sie kam. Wo hielt Masashi die Kleine nur fest? fragte sich Michiko verzweifelt.
»Gut geht es mir, mein kleiner Engel. Und dir? Hast du genügend zu essen? Schläfst du auch schön lange?«
»Mir ist so schrecklich langweilig, Oma. Ich möchte wieder nach Hause. Ich möchte ...«
Und dann wurde die Verbindung jedesmal abrupt unterbrochen.
Gegen ihren Willen schluchzte Michiko trotzdem in den Hörer:
»Mein kleiner Liebling! Meine Kleine!« Sie vergoß bittere Tränen.
Masashi hatte Anordnungen erteilt, die Verbindung j eweils mitten im Satz zu unterbrechen. Damit brachte er mit irrationaler Endgültigkeit zum Ausdruck, in'welchem Umfang er die Lage unter seiner Kontrolle hatte. In diesem Fall war er Gott - der Herrscher über Leben und Tod.
Dreimal wöchentlich verbrachte Masashi Taki den Morgen in dem Lagerhaus am Takashiba-Pier. Fast genau in der Mitte des westlichen Teils des Hafens von Tokio gelegen, bildete Takashiba eine extrem dicht bevölkerte Enklave inmitten einer dicht bevölkerten Stadt. Tagein, tagaus wurden hier Schiffsladungen von Produkten unterschiedlichster Natur gelöscht und an unzählige Firmen im ganzen Land weiterverfrachtet. Gleichzeitig wurden von hier alle nur erdenklichen Waren in alle Teile der Welt verschifft. Dieser labyrinthisch verschlungene Warenaustausch überforderte daher nicht selten sogar den äußerst effektiven japanischen Zoll.

Bei diesem speziellen Lagerhaus in Takashiba handelte es sich seit neuestem um ein gemeinsames Projekt der Takis und Yamamotos. Die Aktivitäten, die sich hier abspielten, gewannen gegenüber den übrigen Unternehmungen des Taki-gumi-Clans zunehmend an Bedeutung. Und dies war durchaus im Sinne Masashis.
Er traf sich hier immer mit denselben Männern - mit Daizo, dem großen Instrukteur, den Masashi mit der Ausbildung der neuen Rekruten beauftragt hatte, mit Kaeru, dem kleinen, über und über tätowierten Ratgeber, den er noch aus Wataro Takis Regime übernommen hatte; und mit Kozo Shiina.
Nach der Anfangsphase des Clans in den späten vierziger Jahren, in denen Masashis Vater an die Macht gekommen war, hatte Wataro Taki bewußt auf den übermäßigen Einsatz von brutaler Gewalt verzichtet, wie Masashi ihn nun befürwortete. Wataro hatte sich damit zufrieden gegeben, allein die Drohung möglicher Gewaltanwendung für sich sprechen zu lassen und sich statt dessen mehr der Loyalität derer zu vergewissern, die von ihm profitierten. Eine solch großzügige Einstellung legte Masashi nicht an den Tag. Außerdem mußte er den anderen etwas beweisen. So ungern er sich dies auch eingestehen mochte, hatte Wataro Taki der Geschichte und der Entwicklung der Yakuza doch unverkennbar seinen Stempel aufgedrückt. Und nun erwartete man natürlich von seinem Nachfolger, daß er zu neuen Taten schritt und die Leistungen seines Vorgängers noch übertraf.
Masashi hielt diese Besprechungen mit Vorliebe in dem Krafttrainingsraum ab, den er an den Abschnitt des hölzernen Stegs hatte anbauen lassen, der schwindelerregende zwölf Meter über dem unterirdischen Gewirr aus Lagerräumen unter dem riesigen Hallenkomplex verlief. Diese gewaltigen Kellerflächen beherbergten neben umfangreichen Lagerräumen und Werkstätten, die so groß wie ganze Fabriken waren, vor allem auch mehrere Laboratorien, die mit den neuesten technischen Geräten und Instrumenten von Yamamoto Heavy Industries ausgestattet waren.
Der Trainingsraum wurde beherrscht von den chromblitzenden Nautilus-Maschinen, die entlang der Wände aus gestampfter Erde standen. Diese fast vierhundert Jahre alten Wände aus der Zeit des Tokugawa-Shogunats waren ehedem die Fundamente längst zerstörter Gebäude gewesen.
Masashi empfing die drei Männer meist mit nacktem Oberkörper. In Strömen rann Ihm der Schweiß über seinen unbehaarten Brustkorb. Seine Muskeln wölbten sich, während er der Reihe nach an den verschiedenen Geräten trainierte. Er sprach, während er seinen durchtrainierten Körper an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit forderte. Dabei eeriet er nie außer Atem und hielt in seinem Training kein ein-

ziges Mal inne, auch wenn die Besprechung noch so lange dauern mochte.
»Daizo«, begann er, als alle versammelt waren. »Dein Bericht.«
»Die Jungs machen sich«, antwortete der große, kräftige Mann. »Sie sind natürlich wie ein Haufen wilder Hunde, wie Sie sich gewiß vorstellen können. Sie waren Kiffer, Ausgeflippte und Rocker, bevor sie sich uns angeschlossen haben.« Er lachte kurz. »Sie nannten sich Outlaws. In Wirklichkeit waren sie nur ein Haufen kleiner Ganoven - ohne jede Disziplin.«
»Alle Kämpfer benötigen Disziplin«, warf Kozo Shiina ein. Er sah weder Daizo nach Kaeru an. Sein Blick war vielmehr auf das Spiel von Masashis wie Seile hervortretende Muskeln geheftet, die ihn daran erinnerten, wie auch sein Körper einst stark und geschmeidig gewesen war. »Selbst die Armeen der primitivsten Heerführer der Geschichte verfügten über Disziplin. Ohne Disziplin kann kein Krieg gewonnen werden.«
»Die Rekruten werden Disziplin lernen«, erklärte Masashi leichthin. »Dafür wird Daizo sorgen. Im Grunde genommen sind sie wie die Schafe, diese harten Burschen, neh, Daizo? Sie haben keinerlei Vorstellungen von ihrer Zukunft. Deshalb brauchen sie einen Führer, der ihnen gibt, was sie sich selbst nicht geben können.« Er erhob sich von seinem Gerät und ging zum nächsten. »Wo ist ihr früherer Führer gerade, Daizo?«
Der große Mann grinste. »Er hängt mit dem Kopf nach unten in ihren Unterkünften.«
»Ist er tot?« erkundigte Kozo Shiina sich in etwa dem gleichen Tonfall, in dem er sich auf dem Markt erkundigt hätte, ob der Fisch frisch sei.
»Es fängt sogar schon langsam zu stinken an«, erklärte Daizo und lachte. »Sie haben mich gefragt, wann ich ihn endlich herunterschneiden würde. Ich habe ihnen gesagt, daß ich ihn noch etwas ablagern möchte, bevor ich ihn an sie verfüttere.«
»Die Neuen fürchten Daizo bereits mehr als sie den Mann, der bis dahin ihr Führer war, gefürchtet haben«, warf Kaeru ein. Er war ein etwas älterer Mann, schweigsam und scheinbar ohne jeden eigenen Willen. Dabei war er ein hervorragender Taktiker. So hatte zum Beispiel er den raffinierten Plan ersonnen, nach dem die Unmengen von Hardware in den jeweiligen Herkunftsländern verschifft wurden, um dann ungeöffnet den Zoll passieren und Tag für Tag in diesem Lagerhaus eintreffen zu können. »Ich kann in ihren Augen bereits ein gewisses Leuchten sehen. Und ich kann mir vorstellen, wie sie zu einem schlagkräftigen Heer zusammenwachsen.«
Kozo Shiina nickte. Auch er hielt große Stücke auf Kaerus Verstand.

Vielleicht erkannte er in dem kahlköpfigen Mann eine verwandte Seele. Shiina war der Letzte, der den Wert eines scharfen Verstandes geringgeschätzt hätte.
»Wir brauchen dringend mehr Lebensraum«, erklärte Shiina. »Unsere Vorväter wußten das nur zu gut, als sie China den Krieg erklärten. Wir haben in diesem blühenden Land nicht genügend Platz. Wir sind wie Ameisen, die ständig nur auf einem einzigen Haufen herumwimmeln, der bereits schwarz von ihren Körpern ist. Wir kriechen bereits über unsere Mitmenschen, ohne uns etwas dabei zu denken - und wir haben uns an dieses Schreckensbild der Zukunft, die bereits Gegenwart ist, gewöhnt. - Der Krieg und die Zeit unmittelbar danach haben uns gezeigt, daß diese Nation mobilisiert werden kann. Daß sie in der Tat Wunder wirken kann. Und daß sie diese Glanzleistung ein zweites Mal vollbringen wird, wenn man ihr nur die Gelegenheit dazu bietet. Das ist unser Ziel. Und es ist nicht mehr fern. Wir verlassen uns auf deine Erfahrung, Daizo, daß du dieses Lumpenpack in kürzester Zeit zu einer schlagkräftigen Armee machst.«
»Meine Leute werden bereit sein«, erklärte Daizo.
»Was ist mit der Hardware?« wandte Shiina sich dann an Kaeru.
»Wie Sie wissen«, erwiderte der kahle Mann, »haben wir unsere Geschäftsbeziehungen dazu genutzt, über das komplizierte Verteilernetz, mit Hilfe dessen bisher unsere Drogenlieferungen ins Land gelangt sind, nun auch erhebliche Mengen von Hardware nach Japan zu schmuggeln. Die einzige wirkliche Gefahr drohte vom Zoll. Hätte man eine dieser Lieferungen entdeckt, wäre es infolge des dadurch verursachten Aufsehens so gut wie unmöglich geworden, mit dem Zusammenbau fortzufahren.«
»Und das wäre noch keineswegs alles gewesen«, fügte Shiina hinzu. »Es würde hier längst von Soldaten wimmeln, die das Hafengelände nach ähnlichen Lieferungen durchsuchen würden.«
»Ganz richtig«, nickte Kaeru. »Daher habe ich mich vor allem des Zolls angenommen, nachdem ich dafür gesorgt hatte, daß die Lieferungen auf den für den Drogenhandel verwendeten Kanälen ins Land gelangen konnten. Von den zahlreichen Überzeugungsmöglichkeiten, die mir bei meinen Verhandlungen mit den Herren vom Zoll zu Gebote standen, griff ich jedoch nur auf die erfolgversprechendste zurück.«
»Sie haben also Druck ausgeübt«, sagte Shiina. »Wieviel wissen die betreffenden Leute vom Zoll?«
»Ich habe sie mit dem Zauberwort Opium abgespeist«, erwiderte Kaeru. »Sie haben keine Ahnung, was diese Lieferungen tatsächlich beinhalten.«
»Und Nobuo Yamamoto«, wandte Shiina sich nun an Masashi, »hält er sich an die Abmachungen?«

»Die Yamamotos und die Takis sind seit Jahren eng befreundet.« Masashi gebrauchte für >befreundet< ein ganz spezielles japanisches Wort, das eine lange Form gegenseitiger Verbundenheit bezeichnet, wie man sie außerhalb Japans kaum kennt. »Nobuo können Sie unbesorgt mir überlassen.«
»Ohne ihn können wir nichts unternehmen«, rief Shiina Masashi ins Gedächtnis zurück.
»Ich sagte doch: Lassen Sie Nobuo meine Sorge sein.«
»Gut«, nickte Shiina. »Alles verläuft also genau nach Plan. Binnen zehn Tagen werden wir bereit sein. Dann wird für Japan eine neue Epoche anbrechen.«
Die Männer verneigten sich feierlich. Dann sah Daizo auf seine Uhr. »Ich muß zu meinen Männern zurück.« Er entfernte sich mit Kaeru, Masashi und Shiina blieben allein zurück.
»Wenn ich einen Sohn hätte«, sagte Kozo Shiina, der noch immer das Spiel von Masashis Muskeln beobachtete, »sähe er genauso aus wie Sie.«
»Sie«, stieß Masashi hervor. Der Raum roch nach Schweiß. Seine schwarz behandschuhten Hände umklammerten den chromblitzenden Hantelgriff. Er ächzte, als er das Gewicht nach oben drückte. Und als er es wieder sinken ließ, atmete er gleichzeitig pfeifend aus. »Sie sind der Todfeind meines Vaters.«
»Das war ich«, korrigierte ihn Shiina. »Ihr Vater ist tot.«
»Ich werde sein Vermächtnis erfüllen.« Masashi leckte den Schweiß von seiner Oberlippe. »Ich bin der oyabun des Taki-gumi. Ich habe das Erbe Wataro Takis angetreten.«
Kozo Shiina sah ihn vollkommen reglos an. Masashi so nahe zu sein, rief ihm nur zu schmerzlich ins Gedächtnis zurück, über welche Kraft einst sein junger Körper verfügt hatte. Inzwischen war die Zeit sein einziger Feind. Aber das hatte er schon lange vorher gewußt.
Masashi ließ die Gewichte vollends zu Boden gleiten und erhob sich von der Bank. Er nahm ein Handtuch von einem Haken an der Wand und trocknete sich im Gehen damit ab. Als er direkt vor Shiina stand, stieß er dem alten Mann das Handtuch ins Gesicht. »Hier«, sagte er dazu. »Schreiben Sie sich das hinter die Ohren, damit Sie nie vergessen, daß ich etwas habe, was Sie nie mehr bekommen werden.«
Masashi schleuderte das Handtuch von sich. »Sie sind alt und verbraucht, Shiina. Und Sie sind schwach. Ich soll Ihnen Arme und Beine ersetzen. Ohne mich sind Sie nur ein hilfloser alter Mann, der vom großen Ruhm träumt. Aber ohne mich werden Ihre Träume nicht wahr werden.« Er beugte sich über den sitzenden Mann. »Ich hoffe, Sie werden sich das merken, wenn Sie das nächste Mal wieder versuchen sollten, mir den Vorsitz über unsere kleine Zusammenkunft zu entreißen.

Das sind meine Leute. Sie stehen in meinen Diensten. Vielleicht haben Sie schon wieder vergessen, daß Sie hier nur geduldet werden.«
»Ich leiste nur meinen Beitrag zum Gelingen des Plans«, entgegnete Shiina ruhig. »Wie alle anderen auch.«
»Dann sorgen Sie bitte dafür«, sagte Masashi, »daß Sie die Grenzen Ihres Beitrags nicht zu sehr überschreiten.«
Draußen, auf dem Hafengelände, stieg Kozo Shiina in seinen wartenden Wagen. Er konnte noch immer Masashis Schweiß in seinem Gesicht riechen. Die Scham und die Verzweiflung, die aus der Unzulänglichkeit seines Körpers resultierten, waren ihm nie augenfälliger zu Bewußtsein gekommen.
Mit einem kurzen Schnauben ließ er sich auf den Rücksitz sinken und gab seinem Fahrer ein Zeichen loszufahren. Nachdem sie das Hafengelände hinter sich gelassen hatten, sagte Shiina seinem Chauffeur, wohin er fahren solle.
Im Shinjuku-Distrikt forderte er ihn auf: »Halten Sie dort vorne am Straßenrand. Ich erwarte jemanden.«
Der Chauffeur stieg aus und postierte sich auf dem Gehsteig, wo es von Passanten wimmelte. Kozo Shiina sah auf seine Uhr. Es würde noch eine Weile dauern, bis er irgendwo Gelegenheit finden würde, sich Masashis Schweiß abzuwaschen. Und nun brach die Wut, die er im Lagerhaus absichtlich unterdrückt hatte, aus ihm hervor. Shiinas Hände ballten sich zu Fäusten. Masashis Arroganz war manchmal selbst für einen so disziplinierten Mann wie Kozo Shiina nur mit Mühe hinzunehmen. In jungen Jahren hätte Shiina sich nicht die geringste Beleidigung bieten lassen. Er mußte an die Zeit im College denken, als er von einem älteren Studenten gereizt worden war. In seiner Wut hatte er den Älteren sofort attackiert, um jedoch von diesem unversehens die Eingangstreppe hinuntergeworfen zu werden und in einer tiefen Pfütze zu landen.
Damit war die Sache für Shiina keineswegs erledigt gewesen. Doch ließ er sich mit seiner Vergeltung Zeit. Er wog die verschiedenen Möglichkeiten sorgfältig ab, um sich schließlich für die eleganteste Lösung - und damit auch die befriedigendste - zu entscheiden. Gegen Ende des Semesters, als besagter älterer Student mit den anderen seines Jahrgangs seine Abschlußprüfung ablegen mußte, die darüber entscheiden sollte, ob er für eine aussichtsreiche Position innerhalb des bürokratischen Apparats in Frage käme, hatte sich Shiina in das Zimmer dieses Studenten geschlichen, um seinen Wecker zu verstellen. Der Student kam drei Stunden zu spät zur Prüfung und fiel natürlich mit Glanz und Gloria durch. Selbst die nachhaltigen Bitten seines wohlhabenden Vaters um Nachsicht vermochten nichts zu bewirken. Die Karriere seines Sohnes war vernichtet.

Inzwischen sah Shiina den Mann, auf den er wartete, aus einem der Gebäude am Straßenrand treten und auf den Wagen zugehen. Shiinas Fäuste entkrampften sich wieder. Er mußte sogar lächeln, und Masashis Ungezogenheit war schlagartig vergessen. Statt dessen erfüllte ihn nun wie ein kostbares Parfüm der süße Duft exquisiter Rache.
Der Chauffeur hielt dem Mann die hintere Wagentür auf, er zog den Kopf ein und nahm neben Shiina Platz. Unmittelbar darauf fuhr der Wagen los und ordnete sich in den dichten Mittagsverkehr ein.
»Wie ich Ihnen bereits sagte, als ich Ihren Anruf erhielt«, versicherte Shiina dem Mann neben ihm, »stehe ich vollkommen zu Ihrer Verfügung.« Er lächelte. »Was halten Sie davon, wenn wir in ein Teehaus fahren, das ich gut kenne und nur empfehlen kann? Dort sind wir vollkommen ungestört. Wir werden Tee trinken und Reiskuchen essen. Und dann werden Sie mir erzählen, wie ich Ihnen zu Diensten sein kann.«
»Sehr freundlich von Ihnen, Shiina-san«, entgegnete der Mann. »Ich bin sicher, daß wir eine gemeinsame Basis für unsere Ziele finden werden.« Er rutschte etwas auf seinem Sitz herum, und dabei fiel kurz ein Sonnenstrahl in sein Gesicht.
Der Mann war Joji Taki.
Um acht Uhr zweiundzwanzig morgens betrat Lillian eine Telefonzelle in der M Street in Georgetown. Sie wählte eine Washingtoner Nummer und wartete auf das Klicken der Relais und schließlich auf das Computersignal. Dann wählte sie eine Überseenummer, die sie auswendig wußte.
Nach dem dritten Läuten meldete sich eine Stimme mit einem deutlichen Pariser Akzent. Lillian gab sich zu erkennen, aber nicht namentlich.
»Ich muß ihn unbedingt sprechen«, sagte Lillian in fließendem Französisch.
»Er ist nicht hier«, sagte die Männerstimme am anderen Ende der Leitung argwöhnisch.
»Dann sehen Sie zu, daß Sie ihn finden«, fuhr ihn Lillian scharf an. Sie gab ihm die Nummer der Telefonzelle durch. »Ich bin noch zehn Minuten unter dieser Nummer zu erreichen. Sehen Sie zu, daß er mich zurückruft.«
»Ich werde sehen, was sich tun läßt, Mad ...«
Lillian knallte den Hörer auf die Gabel zurück, um jedoch sofort wieder abzunehmen. Dabei drückte sie verstohlen mit dem Finger die Gabel nach unten, damit vorbeigehende Passanten den Eindruck gewännen, als telefonierte sie.
Während sie wartete, versuchte sie ruhig Blut zu bewahren. Aber sie konnte nur an Michael denken, der sich kopfüber in die schrecklichste

Gefahr stürzte. Nach Philips Tod und Audreys Entführung hatte sie nur noch mit Mühe ihre Fassung bewahren können. Und nun auch noch das. Was zuviel war, war zuviel. Sie schloß gegen das Brennen der Tränen krampfhaft die Augen.
Nach neun Minuten klingelte das Telefon. Lillian zuckte unwillkürlich zusammen. Mit klopfendem Herzen nahm sie den Finger von der Gabel.
»'Allo?« Immer noch in Französisch.
»Bonjour, Madame«, antwortete eine kultivierte Stimme. Im Gegensatz zu Lillians erstem Gesprächspartner handelte es sich bei diesem Mann um keinen gebürtigen Franzosen. »Wie geht es dir?«
»Ich habe entsetzliche Angst«, gab Lillian zu.
»Das war nicht anders zu erwarten«, erwiderte die Stimme. »Dir sind doch nicht etwa Bedenken gekommen?«
»Ich bin mir zumindest der damit verbundenen Risiken bewußt.«
»Das bedeutet nur, daß du am Leben bist«, sagte die Stimme. »Du mußt dieses Gefühl der Wachheit genießen, das die Gefahr mit sich bringt.«
»Wie spät ist es dort, wo du bist? Ich kann mir das nie merken.«
»Kurz nach vier Uhr nachmittags. Warum?«
»Dann wirst du also in Bälde zu deiner Frau nach Hause fahren. Das möchte ich mir jetzt einmal ganz deutlich vorstellen. Es ist manchmal sehr wichtig, auch unangenehme Gefühle in sich heraufzubeschwören.«
»Es wird alles glattgehen, Lillian.«
»Für dich ganz bestimmt. Du hast leicht reden.«
»Für mich ist das Ganze keineswegs einfach«, korrigierte sie die Stimme. »Bitte vergiß das nicht.«
Lillian sah den Verkehr vorbeigleiten, als sähe sie sich einen Film im Fernsehen an. Sie ging bereits auf Distanz zu dem hektischen Getriebe des Lebens um sie herum.
»Wann wirst du es haben?« ertönte die Stimme in ihrem Ohr.
»Morgen nacht.« Weshalb klopfte ihr Herz so heftig? »Aber das heißt noch lange nicht, daß es sich in deinem Besitz befindet.« Lag das daran, weil sie wußte, wie gefährlich dieser Mann werden konnte? Natürlich nicht ihr. Aber anderen.
»Dafür wirst du schon zu sorgen wissen«, sagte die Stimme leise.
»Mein Vertrauen in dich ist ungebrochen. Und was deine Familie betrifft, habe ich dir bereits versichert, daß ich nicht das geringste mit der Ermordung deines Mannes zu tun habe.«
»Hast du schon etwas von Audrey gehört?«
»Leider nein. Ihre Entführung ist mir ebenso ein Rätsel wie Philips Tod.«

Einen Augenblick lang klang er wie Jonas. Schließlich hatten die beiden Männer vieles gemeinsam. Lillian drückte die Stirn gegen das Telefongehäuse. »Ich bin müde«, sagte sie leise. »Schrecklich müde.«
»In drei Tagen wird alles vorbei sein«, sprach ihr die Stimme Mut zu.
»Dann werden wir uns sehen, und alles ist vorbei. Für immer.«
»Und was wird aus meinen Kindern?«
»Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um sie vor jedem Schaden zu bewahren - sozusagen wie Gott, der seinen starken Arm schützend um sie legt.«
»Kann ich dir also vertrauen?«
Er lachte amüsiert. »Aber warum denn nicht? Konntest du das denn nicht schon immer?«
»Möchtest du mit mir ins Bett gehen?« fragte Michael.
Eliane lachte. »Schon möglich, ja.« Sie waren in der Küche, wo sie das Abendessen zubereitete. »Wieso fragst du?«
»Ich habe mich nur gewundert, weshalb du mich hierher eingeladen hast.«
»Weil ich Lust dazu hatte«, erwiderte sie ganz einfach und direkt. Das war etwas, was sie wirklich außergewöhnlich gut konnte. Sie trat an den Kühlschrank und nahm etwas Gemüse heraus.
»Und was ist mit deinem Freund?«
»Wieso? Was soll mit ihm sein?« Sie entfernte ein paar Salatblätter.
»Er ist Yakuza.«
Sie hielt in ihren Verrichtungen inne und drehte sich zu ihm um. »Woher weißt du das? Davon habe ich dir nichts erzählt.«
»O doch, das hast du sehr wohl. Du hast von girigesprochen. Das ist ein typischer Yakuza-Begriff. Oder ist giri etwas, das mit deinem anderen Leben in der Großstadt zu tun hat?«
»Was weißt du über die Yakuza?« Eliane machte sich wieder daran, das Gemüse kleinzuschneiden.
Michael stand auf. »Genug, um etwas nervös zu werden, wenn dein Freund zufällig gerade reingeschneit käme.«
Eliane lächelte. »Nachdem ich gesehen habe, wie du mir heute nachmittag das Leben gerettet hast, kann ich mir eigentlich schwerlich etwas vorstellen, das dich nervös machen könnte.«
»Schußwaffen machen mich zum Beispiel nervös.« Michael biß in eine Karotte.
Eliane sah ihm beim Essen zu. »Die Zeitungen schreiben in letzter Zeit eine Menge über die Yakuza. Aber woher weißt du über^zn' Bescheid?«
»Ich habe mehrere Jahre in Japan studiert«, erwiderte Michael. »Mein Vater hat mich dorthin geschickt. Er war nach dem Zweiten Weltkrieg mit den amerikanischen Besatzungstruppen in Tokio.«

Eliane senkte ihren Blick auf das Gemüse, das sie kleinschnitt. »Was hast du denn in Japan studiert?«
»Ich habe zu malen gelernt.«
»Aber das war wohl nicht alles. Ich habe das katana auf dem Rücksitz deines Jeeps gesehen. Kannst du damit umgehen?«
»Ich habe in Japan viele Dinge gelernt. Aber das wichtigste war, daß ich gelernt habe zu malen.«
»Ist das dein Beruf? Malen?«
»Zum Teil. Das macht mir zumindest am meisten Freude. Aber ich muß auch von irgend etwas leben.« Er erzählte ihr von dem Kunstdruckverfahren, das er entwickelt hatte.
Lächelnd machte sie sich daran, eine Zwiebel zu schälen.
»Es muß ein wundervolles Gefühl sein, einen Pinsel in die Hand nehmen zu können und etwas damit zu schaffen.« Sie lachte. »Ich beneide dich um diese Fähigkeit. Weiße Flächen machen mir Angst - seien es weiße Seiten oder weiße Leinwände. Mich überkommt dann immer das Bedürfnis, sie völlig schwarz anzumalen.«
»Wenn du das tust«, sagte Michael, »dann verschwinden sie.«
»Zumindest sind sie dann auch nicht mehr so bedrohlich.« Sie schob die feingehackte Zwiebel beiseite und nahm sich die Pilze vor. »Ihr Schrecken befindet sich dann unter Kontrolle; oder ist zumindest in seine Schranken verwiesen.«
»Ihr Schrecken?«
»Ja. Findest du eine weiße Leinwand nicht furchterregend? Ich meine, es gibt dann so viele Richtungen, die du einschlagen kannst, ihre Leere zu füllen. Ich finde das in höchstem Maße beunruhigend.«
»Es sei denn, du weißt bereits, was du malen willst, bevor du dich der Leinwand auch nur näherst.«
Eliane runzelte die Stirn. »Weißt du immer, was du tun wirst, bevor du es tust? Ist das nicht schrecklich langweilig?«
»Ich weiß zumindest, wie ich anfangen werde. Was danach kommt...« Er zuckte mit den Schultern.
Sie schien plötzlich nachdenklich. »Wie gut weißt du über die Yakuza Bescheid? Du hast vorhin gesagt, du hättest längere Zeit in Japan gelebt. Hast du je einen Yakuza kennengelernt?«
»Nicht, daß ich wüßte. Aber vielleicht unterscheiden sie sich auch gar nicht so sehr von den anderen Leuten, die ich in Japan getroffen habe.«
»Oh, sie sind sehr wohl anders«, versicherte ihm Eliane. »Die Yakuza sind eine ganz spezielle Rasse. Die japanische Gesellschaft betrachtete sie als Ausgestoßene, und sie wiederum schwelgen geradezu in der ihnen zugewiesenen Rolle. Das Wort Yakuza setzt sich aus den Schriftzeichen für drei Zahlen zusammen. Addiert ergeben sie eine Zahl, mit der man beim Spiel verliert. Die Yakuza betrachten sich selbst als Ver-

dämmte. Ihnen bleibt nichts mehr, als innerhalb ihrer eigenen engen Welt zu Helden zu werden.«
»Soviel ich über sie weiß«, warf Michael ein, »sind diese Burschen viel zu gefährlich, um so romantisch zu sein.«
Eliane nickte. »Sie sind sogar sehr gefährlich.« Sie legte das Gemüsemesser beiseite und zündete eine Gasflamme an, auf die sie bereits einen Topf gestellt hatte. »Vielleicht sollte ich dir das lieber nicht erzählen, aber«, sie bedachte ihn mit einem flüchtigen Lächeln, »du bist doch nun verpflichtet, mich für immer zu beschützen, nicht wahr?« Als Michael darauf nichts erwiderte, fuhr sie fort: »Ehrlich gestanden, macht mich mein Freund ziemlich nervös. Du hast recht. Er ist Yakuza. Eine Weile fand ich es richtig aufregend, mich mit ihm zu treffen, weißt du? Aber das hat sich mittlerweile gelegt.«
»Er ist ein ziemlich dicker Fisch«, sagte Michael. »Ein kahuna. Ich weiß über diesen Burschen Bescheid.« Er nahm sich ein Stück Karotte.
»Was war mit ihm?«
»Er ist ein fürchterliches Großmaul. Macht sich wichtig, wo es nur geht; gerät ständig in Schlägereien. Mir reicht das allmählich.«
Michael hob die Schultern. »Warum sagst du ihm das nicht?«
Eliane lachte. »Das habe ich. Aber es hat nichts genützt. Über so etwas kann man mit ihm nicht reden. Er tut, was er will. Er ist nun einmal an die Macht gewöhnt. Daran werde ich kaum mehr etwas ändern können.«
»Und ob du das kannst«, versicherte ihr Michael. »Du mußt es nur versuchen.«
»Mich machen Schußwaffen übrigens auch nervös.« Und dann stieß sie unvermutet einen leisen Schrei aus. »Au!« Sie ließ den Topf mit kochendem Wasser fallen und saugte an ihrer Hand. »Verflucht!«
Michael ergriff ihre Hand und drehte sie herum. Die Stelle, wo sie sich mit dem Griff des Topfes und dem heißen Wasser verbrannt hatte, war heftig gerötet. »Hast du ein Desinfektionsmittel?«
Eliane schüttelte den Kopf. »Und auch kein Verbandmaterial.« Sie saugte erneut an der verbrannten Stelle. »Aber keine Sorge - das werde ich schon überleben.«
Michael sah sie an. »Hat dich dein Freund eigentlich manchmal auch mit einer Waffe bedroht?« kam er wieder auf das vorher angeschnittene Thema zu sprechen.
»Ja, irgendwann hat er auch damit angefangen«, nickte sie. Sie griff wieder nach dem Messer, zuckte aber leicht zusammen, als sie damit die Pilze zu zerteilen begann. »Erst hat er mich nur geschlagen.«
»Mein Gott.« Michael mußte unwillkürlich an Audrey und Hans denken, und was er dem Deutschen angetan hatte.
»Er ist ein sehr - na ja - körperlich bestimmter Typ.«

An dieser Stelle hätte er eigentlich sagen sollen: Du hast dich selbst in diese Geschichte reingeritten; sieh also auch zu, daß du allein wieder herauskommst. Aber er tat nicht, was in diesem Fall das einzig Richtige gewesen wäre. Warum? Ganz einfach: Was wäre zum Beispiel, wenn Elianes Freund für Fat Boy Ichimada arbeitete? Wenn er den eifersüchtigen Liebhaber spielte, konnte Michael damit eine Menge Zeit gewinnen, wenn er auf Fat Boy Ichimadas Gelände entdeckt wurde. Und gewonnene Zeit konnte von entscheidender Bedeutung für das Gelingen seiner Flucht sein. Klar, dachte Michael, darauf läuft das Ganze hinaus - auf das kindliche Spiel Wie-komme-ich-in-das-Schloß-vom-bösen-Mann.
»Für wen arbeitet er eigentlich, dein Freund?« fragte Michael.
»Worauf willst du hinaus?«
»Wenn man mit den Angestellten nicht zufrieden ist«, entgegnete Michael, »dann wende dich direkt an den Boß.«
»Klingt lustig«, lachte Eliane.
»Das sollte kein Witz sein.«
»Das glaube ich dir nicht.«
»Laß es mich beweisen. Für wen arbeitet dein Freund?«
»Der Mann heißt Fat Boy Ichimada. Er ist der oberste Yakuza kahuna hier auf den Inseln.«
»Wo wohnt Ichimada?« fragte Michael, obwohl er die Antwort wußte.
»Nicht weit von dem Punkt entfernt, wo wir heute morgen unseren Unfall hatten. In Kahakuola, erinnerst du dich?«
»Ich muß los«, sagte Michael und ging zur Tür.
»Wohin gehst du?« Sie wischte sich die Hände an der Schürze ab.
»Das Abendessen ist fast fertig.«
»Du hast gesagt, ich hätte eine Verpflichtung übernommen, dich zu beschützen.«
Sie kam hinter der Küchentheke hervor. »Meinst du das im Ernst?«
Michael schaute sie an. »Hattest du das etwa nicht ernst gemeint?«
»Na, komm.« Sie lachte, um zu zeigen, daß es für sie Spaß gewesen war. »Und außerdem haben sie dort Kanonen, jede Menge Kanonen. Ichimada mag ungebetene Gäste nicht sehr.«
Michael ging zur Tür. »Das ist schon o. k.«, meinte er, »ich werde ihnen aus dem Weg gehen.«
»Warum um alles in der Welt machst du das?«
»Hab' ich dir doch gesagt.«
»Und ich glaube dir kein Wort. Zum einen haben wir uns gerade erst kennengelernt. Zum anderen, warum würdest du das jetzt um diese Zeit tun wollen, wenn du morgen am Tag gehen könntest wie jeder normale Mensch?«

»Am Tag?« hielt Michael ihr entgegen. »Ichimada wird mich kommen sehen.«
»Du gehst doch nicht meinetwegen«, sagte Eliane. »Du willst doch selbst irgend etwas von Ichimada.«
»Möglich. Und wenn schon?«
»Warum lügst du mich an? Warum dieser Unsinn mit der Verpflichtung, mich beschützen zu wollen?«
»Das ist kein Unsinn«, bemerkte er.
»Du bist nicht ganz dicht.« Sie schüttelte verwirrt den Kopf. »Ich verstehe dich nicht.«
»Versuch nicht mit aller Gewalt, mich zu verstehen«, sagte er. »Ich bin mir selbst auch ein Rätsel.«
Als sie erkannte, daß er es ernst meinte, band sie sich die Schürze ab.
»O. k., dann gehen wir eben zusammen.«
»Keine Chance.«
Sie zog sich eine Jacke über und schüttelte sich das Haar aus. »Wie stellst du dir denn das vor, in der Dunkelheit auf Ichimadas Grundstück zu gelangen?«
»Ich komm' schon rein.«
»So, wirklich? Weißt du was von den Hunden, den Stolperdrähten, den Scheinwerfern?« Sie schaute ihn forschend an. »Du kennst übrigens nicht einmal den Namen meines Freundes und du weißt gar nicht, wie er aussieht.«
Michael spürte die Fessel, die sie ihm angelegt hatte. Er wollte zwar bei seinem Unternehmen niemand dabeihaben, doch jetzt blieb ihm wohl keine andere Wahl mehr. Die Frau hatte seine Lüge durchschaut. Sie wußte, daß es einen anderen Grund für ihn gab, in Ichimadas Anwesen einzudringen. Wenn er sie jetzt zurückließe, wäre sie womöglich imstande, ihren Freund anzurufen, sobald Michael das Haus verlassen hatte. Michael spürte kein Verlangen danach, bei seinem Eintreffen in Kahakuola von Ichimadas Männern empfangen zu werden.
»Also gut«, meinte er schließlich und öffnete die Tür. »Komm. Aber verhalte dich ruhig und tu, was ich dir sage, o. k.?«
»Klar, Chef«, grinste Eliane. »Was es auch immer sei.«
»Tut die Hand noch weh?«
»Nicht sehr.«
Aber er bemerkte, daß das nicht der Wahrheit entsprach, als sie in den Jeep kletterte. Er verließ den Highway an der großen Kreuzung in Lahaina. Sie lotste ihn zu einer Apotheke, wo er Verbandszeug, Brandsalbe, Pflaster und eine kleine Dose Bactin-Spray besorgte.
Mit dem Spray desinfizierte er die Wunde und verstaute die Dose in der Hosentasche. Dann trug er die Salbe auf und wickelte den Verband um die Brandwunde. Mit Leukoplast klebte er den Verband fest.

»Wie ist das jetzt?«
»Besser«, sagte sie. »Danke.«
Michael startete den Wagen, und sie fuhren in Richtung Nordwesten davon. Zu ihrer Rechten erhob sich das West-Maui-Gebirge mit so vielen Zinnen wie die Wachttürme einer Burg. Zu ihrer Linken lag der Pazifik. Das Mondlicht schimmerte auf seiner ruhigen Oberfläche als wäre es mit einem Pinselstrich aufgetragen. Schwarze, kreuz und quer verlaufende Linien markierten Masten, Spieren und Takelage der Fischerboote, die im Hafen vor Anker lagen. Weiter draußen lag ein Kreuzfahrtschiff. Helle Lichterketten spannten sich über sein Deck, und einmal trug eine Windböe den Klang einer Kapelle an ihr Ohr.
»Ich glaube, du brauchst einen neuen Freund«, sagte Michael.
»Ich habe ihn bis jetzt nicht gebraucht«, entgegnete sie.
Sie rasten hinauf, an Kaanapali vorbei, dem weitläufigen Erholungsgebiet voller Hotels, Apartmenthäusern, Restaurants und dem einzigen Kino weit und breit.
Zehn Minuten später durchquerten sie die Golfanlagen von Kapalua und fuhren hinunter, dem Meer entgegen, wo die Hauptstraße endete. Sie rollten an dem kleinen Kaufhaus vorbei und bogen nach rechts in die alte Straße ein. Schon bald würden sie den äußersten Norden Mauis erreicht haben und wieder in südliche Richtung abbiegen. Nach Kahakuola.
Der Mondschein, der zuvor Elianes Gesicht erhellt hatte, betupfte nun die Straße. Die ständig wechselnden Lichtverhältnisse veranlaßten Michael, mit der Geschwindigkeit herunterzugehen. Seine Schultern waren vor angespannter Konzentration verkrampft. Der Zustand der Straße, die jeden Augenblick in einen tiefzerfurchten Fahrweg übergehen konnte, machte diese Konzentration erforderlich.
Fünfhundert Meter unter ihnen brandete der Ozean gegen die Felsen. Fleming Beach lag bereits hinter ihnen. Jetzt nahmen sie die strapaziöse Strecke an den Honokohau-Klippen entlang in Angriff.
Michael schaltete die Scheinwerfer des Jeeps ab und drosselte die Geschwindigkeit beträchtlich. Er war gezwungen, ohne Licht zu fahren, damit Fat Boy Ichimadas Wachtposten sie nicht kommen sahen.
Die Kahakuola-Hügel.
Nicht einmal vierhundert Meter weiter war Elianes Jeep über die Klippenkante gestürzt. Sie fuhren an einem verschlossenen Tor vorbei. Kurz danach lenkte Michael den Wagen auf eine steinige Freifläche, die aus der Felswand herausgeschlagen war. Es gab viele dieser Ausweichstellen entlang der Straße, in deren engen Kurven keine zwei Fahrzeuge einander passieren konnten.
Michael stellte den Motor ab.

»O. k.«, meinte er. »Du bist jetzt weit genug mitgekommen. Wie heißt dein Freund?«
»Pluto.«
»Und du heißt Rumpelstilzchen. Eliane, wie heißt er?«
»Wenn ich dir das verrate, läßt du mich hier zurück.«
»So ist es.«
»Ich will mitgehen«, bekräftigte sie noch einmal.
»Aber warum?«
»Weil ich von ihm geschlagen worden bin, wenn du dich erinnerst. Kannst du dir nicht vorstellen, daß ich dir helfen könnte?«
»Darum frage ich nach seinem Namen.«
Sie schüttelte den Kopf. »Du bist doch nicht hierher gekommen, um Fat Boy Ichimada dazu zu bewegen, daß er meinen Freund von mir fernhält.«
»Und du bist genauso wenig aus diesem Grund mitgekommen, nicht wahr?«
Ihre Augen versuchten das Dunkel zu durchdringen, das sein Gesicht verhüllte. »Ich habe den Eindruck, keiner von uns beiden traut dem anderen. Aber das ist wohl natürlich. Ich kenne dich nicht; und was ich nicht kenne, dem traue ich nicht.«
Das ist verrückt, dachte Michael, ich kann doch da keinen Unbeteiligten mit hineinziehen. Ihm kam gar nicht der Gedanke, daß er bis gestern selber noch ein Unbeteiligter gewesen war. »Bleib hier, Eliane. Ich meine es ernst.«
Er griff sich die Tasche und das katana und stieg aus. Dann ging er auf das Tor zu, holte eine Drahtschere aus der Tasche und machte sich an die Arbeit. Als das Loch groß genug war, stieg er, sich duckend, hindurch.
Eliane blieb unbeweglich im Jeep sitzen. Der aufgerissene Stacheldraht zwischen ihnen glänzte im Mondschein. Die Grillen zirpten ihre eintönige Melodie, und Nachtvögel glitten unsichtbar über ihren Köpfen dahin.
»Michael«, flüsterte sie, »nimm mich mit.«
Er begann, den Hang, der parallel zum Fahrweg verlief, hinaufzusteigen.
»Michael«, sagte sie und drehte den Schlüssel in der Zündung, »laß mich nicht zurück.« Die Scheinwerfer flammten auf.
»Himmel noch mal!« rief er. »Bist du verrückt geworden? Mach das Licht aus, Eliane!«
»Nimm mich mit!«
»Eliane, um Himmels willen, jeder wird uns sehen ...«
»Nimm mich mit! Ich kann mich nützlich machen. Weißt du über die Wildschweinfallen Bescheid?« Michael stockte kurz. Nein, darüber

wußte er nichts. In den BITE-Unterlagen war von Wildschweinfallen auf Ichimadas Anwesen nicht die Rede gewesen.
Sein Gesichtsausdruck sagte ihr alles. »Das habe ich mir gedacht. Sie wurden erst letzte Woche aufgestellt. Und ich weiß, wo.«
Michael blickte zu den Sternen hinauf und wog ab. Sagte sie die Wahrheit? »Also gut«, entschied er sich schließlich.
Irgendwo in einiger Entfernung vor ihnen bellte ein Hund.
Fat Boy Ichimada, der im Helikopter in sein Anwesen einschwebte, bemerkte die Lichter unten am Haupttor. Den ganzen Tag lang hatte er nach Michael Doss Ausschau gehalten. Der Fahrerei im Auto überdrüssig, hatte er den Nachmittag im Hubschrauber verbracht. Weit weg von den staubigen Straßen und einer möglichen Beschattung durch Ude. Ichimada war müde und genervt, daß Michael Doss wie vom Erdboden verschwunden zu sein schien, wie ein Stein, den man in den Pazifik geworfen hatte.
Der Pilot, ein Yakuza namens Weilea Charlie, wandte sich zu Ichimada und fragte: »Soll ich nach unten funken, daß sie die Hunde loslassen? Sie erwarten doch keinen Besuch, oder?«
»Noch nicht.« Fat Boy hielt sich schon das Infrarotglas vor die Augen. Er sah die Frau in dem Jeep; und dann, als die Lichter erloschen waren, folgte er ihr, wie sie aus dem Auto kletterte und durch ein fachmännisch angelegtes Loch im Zaun stieg, wo sie auf eine zweite Person stieß. Einen Mann.
»Bring mich da runter«, befahl Ichimada. »In einem Schwung.«
Weilea Charlie legte den Hubschrauber in die Kurve, daß Fat Boy Ichimada das Gefühl hatte, sein Magen versuche sich mit seinen Füßen zu treffen. Er war angestrengt bemüht, den Mann im Sichtfeld seines Fernglases zu behalten. Die Bildauflösung war hervorragend, allerdings drehte der Mann den Kopf zur Seite. Ichimada erteilte Weilea Charlie neue Anweisungen,und der Helikopter legte sich noch mehr auf die Seite.
Jetzt erhaschte er einen klaren Blick auf das Gesicht des Mannes.
Sein Puls hüpfte: Buddha, dachte er, als er das Gesicht erkannte. Selbst ohne daß er das Foto gesehen hätte, das Ude ihm gezeigt hatte, hätte er das Gesicht erkannt. Philip Doss Gesicht vor zwanzig Jahren!
»Vergiß die Hunde.« Er wies seinen Piloten an, den Hubschrauber auf dem Landepunkt neben dem weitläufigen Gebäude, das im Zentrum des Grundstücks lag, abzusetzen. Dabei machte er sich Gedanken über die Ironie der Situation. Den ganzen Tag lang hatte er Philip Doss Sohn gesucht, und jetzt steuerte dieser Mann direkt auf Fat Boy Ichimadas Haustür zu.
Das Rennen ist gelaufen, dachte Fat Boy, als der Staub um sie herum

aufwirbelte und der Hubschrauber aufsetzte. Und ich bin erster geworden.
Doch als er vornübergebeugt aus dem Schatten der sich immer noch drehenden Rotoren getreten war, bemerkte er, daß jemand die Dobermänner aus ihrem eingezäunten Areal herausgelassen hatte. Die Tonlage ihres Gebells verriet ihm, daß sie schon den Geruch der Eindringlinge aufgenommen hatten.
Fat Boy Ichimada begann zu laufen.
Sie waren noch ziemlich weit vom Haus entfernt, als Michael das Kläffen der Dobermänner hörte. Schon vorher hatte er das Rattern des Hubschraubers wahrgenommen.
»Sie wissen, daß wir hier sind«, sagte er, packte Eliane am Arm und fing an zu laufen.
»Nicht da lang!« rief sie und zog ihn in die andere Richtung. »Alles voller Fallen da hinten.« Sie blieb dicht bei ihm. »Vorsicht, hier rechts.« Sie lotste ihn um einen widerlich aussehenden Gegenstand herum.
Eine gut getarnte Wildschweinfalle.
In diesem Augenblick war Michael froh, sie mitgenommen zu haben. Er griff in die Tasche und holte ein paar kleine Baumwollsäckchen heraus, die er zu seiner Rechten fallen ließ und sie dann quer über den Boden nach links herüberzog.
»Was war das?« fragte Eliane.
Wenigstens ist sie noch nicht außer Atem, dachte Michael, als sie eine langgezogene Steigung in Angriff nahmen. Sie hat sich doch nicht als die Belastung herausgestellt, die ich befürchtet hatte. Im Schatten eines Dickichts verschnaufte er einen Moment lang. »Getrocknetes Blut«, erklärte er ihr. »Ein Trick, den die Gärtner anwenden, um Schädlinge, z. B. Kaninchen, von den Pflanzen fernzuhalten. Ich hoffe, daß das Blut die Hunde verwirrt.«
»Das wird kaum lange vorhalten«, meinte Eliane.
»Ich brauche ja auch nicht lange. Los, komm.« Michael nahm sie bei der Hand. Geduckt bewegten sie sich durch die üppig wuchernde Heide. Hinter den sich wiegenden Ästen der Bäume erkannte er die Lichter von Ichimadas Haus. Sie schlugen nicht den direkten Weg auf das Haus zu ein, sondern bewegten sich in einem Bogen nach links hinüber in die entgegengesetzte Richtung, aus der das Gekläff der Dobermänner ertönte.
Michael hatte den Plan des Geländes genau vor Augen. Auf dem Flug hatte er den größten Teil damit zugebracht, alle Fakten über Fat Boy Ichimada, mit denen Onkel Sammy ihn versorgt hatte, auswendig zu lernen. Jetzt war ihm bewußt, daß er jede kleinste Information der BITE-Akte brauchen würde.

Die Stolperdrähte stellten sie vor keine Probleme, wenn man sie erst einmal geortet hatte. Michael achtete peinlich darauf, daß Eliane immer dicht hinter ihm blieb, damit sie nicht in einen hineintappte, während er damit beschäftigt war, einen anderen unschädlich zu machen.
Die bogenförmige Route, die sie gewählt hatten, brachte sie nun dichter an das Haus. Es hatte allerdings mehr Zeit als vorausgesehen in Anspruch genommen, die Stolperdrähte außer Funktion zu setzen. Das Gebell der Hunde nahm einen anderen Tonfall an, und Michael wußte, daß sie die Säckchen mit dem Blut aufgespürt hatten. Enttäuscht nahmen sie jetzt eine neue Fährte auf.
Michael stieß Eliane weiter vorwärts, ungeachtet der möglichen Gefahr, die von den Scheinwerfern ausgehen konnte. Der Plan, den er gefaßt hatte, machte es erforderlich, sie außer Betracht zu lassen; die Zeit war einfach zu knapp. Sie ließen den schützenden Schatten der Bäume hinter sich und huschten über den üppigen Rasen.
Er erkannte seinen Fehler zu spät. Mit einem Schlag blitzten die Scheinwerfer auf, durchdrangen die Nacht, fraßen die Dunkelheit in großen Happen. Die Hunde, nun mit Sichtkontakt, brachen aus dem immer noch finsteren Dickicht hervor und rannten auf den Rasen zu, auf dem sich Michaels und Elianes Silhouetten deutlich gegen die weißen Wände des Hauses abhoben.
Michaels Gedanken begannen zu kreisen: Es sind drei Dobermänner. Drei ausgewachsene Rüden, hatte ihn Onkel Sammy aufgeklärt. Sie sind auf Angriff abgerichtet, mein Junge. Ist dir klar, was das bedeutet? Hat man ihnen erst einmal das exakte Kommando gegeben, dann sind sie durch nichts mehr aufzuhalten. Sie werden dich schnurstracks an der Kehle zu fassen
versuchen und alles daransetzen, sie dir durchzureißen,
»Was zum Teufel ist da los?« bellte Fat Boy Ichimada. »Wer hat die Hunde losgelassen?«
In diesem Augenblick blitzten die Scheinwerfer auf. Buddha, dachte Ichimada, bei dieser Festbeleuchtung hat Michael Doss keine Chance mehr. Die Hunde würden ihn in Stücke reißen.
Er erblickte einen der Hundeabrichter und schrie ihn wütend an.
»Spar dir deinen Atem«, ertönte eine Stimme. »Er hat die längste Zeit auf deine Befehle gehört.«
Fat Boy Ichimada wirbelte herum und sah Ude aus dem Schatten des weit herabgezogenen Daches treten.
»Das ist immer noch mein Haus!« schrie Ichimada. »Und das sind meine Männer!«
»Nicht mehr«, grinste Ude. Er genoß die Situation außerordentlich.
»Ich habe dir gesagt, daß Masashi mir völlige Gewalt über die Situa-

tion hier gegeben hat. Jetzt bin ich hier oyabun, und ich gebe von nun an die Befehle.«
Fat Boy trat einen Schritt auf Ude zu, besann sich aber eines Besseren, als er die Mack-io sah, die Ude auf ihn richtete. Er kannte die Feuerkraft dieser Maschinenpistole.
»Nicht weiter«, warnte Ude. »Ich lasse dich nicht auf Armeslänge an mich herankommen. Ich weiß, zu was deine Hände fähig sind.«
»Laß uns miteinander sprechen«, schlug Fat Boy Ichimada vor. »Wir können ins Geschäft kommen.«
»Meinst du? Was kannst du mir anbieten, das ich nicht schon hätte?«
»Geld.«
Ude lachte auf. »Da ist jemand im Anmarsch. Vielleicht sagst du mir, wer.«
»Keine Ahnung. Vermutlich ein Bursche aus der Umgebung.«
Udes Miene verfinsterte sich. »Ich habe genug von deinen Lügen.«
Er machte eine Handbewegung. »Geh ins Haus.«
»Wie willst du denn mit mir unddem Eindringling fertig werden?«
»Indem ich dich einem anderen überlasse«, grunzte Ude und machte eine Bewegung mit seiner Maschinenpistole, die Fat Boy Ichimada veranlaßte, sich umzudrehen. Er blickte in die Mündung der Pistole, die Wailea Charlie auf ihn gerichtet hielt.
Der Pilot lächelte ihn verlegen an. »Tut mir leid, Boß. Aber wenn Tokio spricht, muß ich gehorchen.«
»Bring ihn ins Haus«, befahl Ude. Seine Aufmerksamkeit galt schon wieder ganz den Hunden und ihrem Gebell.
Michael hatte Eliane aus dem kreisförmig um das Haus liegenden Lichtschein in entgegengesetzter Richtung davongeschickt, während er selber auf die lichtüberflutete Fläche zurannte. Die Hunde kamen immer dichter an ihn heran. Dagegen konnte er nichts machen.
Im Schatten eines Baumes hielt er an, nahm seine kleine Tasche und verstaute sie in den unteren Zweigen. Dann zog er das katana, das Onkel Sammy ihm besorgt hatte, aus der Scheide. Das Schwert war alt und meisterlich gefertigt. Obwohl der lederumwickelte Griff glänzte und abgenutzt aussah, war das Gewicht der Klinge hervorragend ausbalanciert; das war der entscheidende Punkt.
Sie brachen als Meute, so wie man es ihnen antrainiert hatte, aus dem Schatten hervor. Keine Hunde mehr, sondern Bestien - zu denen sie durch die Schuld der Menschen geworden waren. Michael hatte sich seitlich gestellt, die rechte Hüfte ihnen zugewandt. Er hielt das katana vorschriftsmäßig in beidhändigem Griff, den linken Ellbogen nach oben gezogen, das Gewicht auf das rechte Bein und die rechte Hüfte verlagert.

Zwei der Hunde sprangen auf ihn zu. Sie stießen gleichzeitig in den Lichtkegel vor, und da sie aus verschiedenen Winkeln kamen, wirkten ihre Silhouetten gespenstisch, so als wären sie zwei Hälften einer einzigen scheußlichen Kreatur.
Itto ryodan. Einen Gegner mit einem einzigen Hieb in zwei Teile spalten.
Michael bewegte sich blitzartig. Er verfolgte die Sprungkurve der Hunde, ließ das katana hochschnellen und stieß in dieser Bewegung die Klinge, die so rasiermesserscharf war, daß man sie von vorn kaum erkennen konnte, in den Brustkorb des ersten Dobermanns.
Michael war noch in derselben Bewegung begriffen, doch seine Schulter drehte sich bereits von dem durch die Luft wirbelnden Körper weg. Mit dem abwärtsführenden Hieb - der zweiten Hälfte der Kreisbewegung - durchschlug er den Torso des anderen Tieres. Dann schwang Michael herum. Der dritte Dobermann lauerte geduckt vor ihm gerade außerhalb der Reichweite seines Schwertes. Er knurrte und fletschte die Zähne. Die Muskeln zuckten unentwegt unter seinem glänzenden schwarzen Fell.
Als er hochschnellte, hinterließen seine Krallen tiefe Furchen im Boden. Doch statt ihn frontal anzuspringen, griff der Dobermann Michael von der linken Seite her an. Usen säten anwendend, duckte sich Michael weg, riß gleichzeitig das Schwert hoch und hieb nach links. Die Klinge schlitzte die linke Seite des Tieres der Länge nach auf.
Der Körper krachte vor Michaels Füßen auf den Boden und blieb auf der Seite liegen.
Michael ließ das katana sinken und atmete tief durch. Da flog ihm das Schwert aus den Händen.
Er stürzte zu Boden, direkt auf den Körper des verendenden Hundes, versuchte sich wegzudrehen, spürte aber ein ungeheures Gewicht auf sich liegen. Knirschende Zähne, Schmerz, als Krallen an ihm kratzten. Was war das? Der erste Hund! Irgendwie war es ihm gelungen, die verbliebenen Kräfte zu sammeln und Michael noch einmal anzugreifen. Michael hielt die Vorderbeine des Dobermanns fest umklammert, doch mit den Hinterbeinen begann ihn das Tier heftig zu bearbeiten. In Michaels Repertoire fand sich dafür kein abrufbares Mittel, das ihm gegen das animalische Ungestüm des Dobermanns im Nahkampf hätte Hilfe bieten können. Er geriet in Gefahr, die Beherrschung zu verlieren. Sein Schwert lag außerhalb seiner Reichweite. Er mußte alle Muskelkraft aufwenden, um das wild um sich schnappende Gebiß von seiner Kehle abzuwehren. Und währenddessen taten die kraftvollen Hinterbeine alles, um Michaels Bauch aufzureißen.
Die wilden Augen, die in dem Halbdunkel gelb aufleuchteten, der animalische Geruch des Hundes, der Gestank von Blut. . . Sein In-

stinkt und der Schmerz, den er empfand, sagten ihm, daß er nicht mehr viel länger würde durchhalten können.
Schon kam die Schnauze näher an sein Gesicht heran. Es wurde immer schwieriger, den ungestümen Angriff abzuwehren.
Eine Chance gab es noch, doch nur, wenn es ihm gelang, eine Hand freizubekommen. Und mit der anderen den Kopf des Biestes abzuwehren. Er mußte es versuchen. Jetzt!
Es gelang ihm, die linke Hand freizubekommen, während er mit der rechten die Schnauze des Dobermanns packte und festzuhalten versuchte. Das Gebiß des Hundes begann immer schneller auf und zu zu schnappen. Es schien, als fühle das Tier sein Ende näher kommen. Dieses Bewußtsein steigerte seine Raserei, und jetzt hatte es sich freigekämpft, das Maul aufgerissen, aus dem Speichel floß, die Zähne vor Michaels ungeschützter Kehle.
Die Finger seiner linken Hand schlössen sich um kühles, rundes Metall. Mit einem Ruck zog er es aus der Tasche hervor und sprühte das Bactin direkt in Augen, Nase und Maul des Hunds.
Der Dobermann heulte auf und krümmte sich zur Seite. Michael sprang hoch und griff nach seinem Langschwert. Sofort griff ihn der Hund wieder an. Im Fallen drehte Michael seinen Körper ganz herum, ließ das Schwert niedersausen und durchschlug das Rückgrat des Tieres.
Er stieß den Kadaver zur Seite und stand auf. Leute näherten sich. Mit gebeugten Knien stand er da und wartete. Das katana hielt er über die rechte Schulter nach hinten, wie man einen Sonnenschirm halten würde, um sich vor der Spätnachmittagssonne zu schützen.
Zwei mit M-i6-Sturmgewehren bewaffnete Männer stürzten aus dem Schatten, aus dem kurze Zeit zuvor die Dobermänner herausgesprungen waren. Michael machte ein paar Schritte nach vorn, ließ sein Schwert niedersausen und schwang, sich um die eigene Achse drehend, die Klinge noch einmal in einer horizontalen Bewegung. Beide Männer teilten das Schicksal der Hunde.
Einige Augenblicke lang blieb er regungslos stehen und lauschte. Als er sich vergewissert hatte, daß sich in seiner unmittelbaren Umgebung keine weiteren Feinde aufhielten, hob er die Scheide vom Boden auf, steckte das katana hinein und verstaute beides hinter seinem Gürtel. Dann kletterte er an dem Baum hoch und fischte sich die Tasche aus den Zweigen.
Er sprang auf den Boden zurück und rannte auf das Haus zu.
Ude hielt sich im Lichtkreis der Scheinwerfer auf, als er gewahr wurde, daß die Hunde zu bellen aufgehört hatten. Er wartete genau eineinhalb Minuten lang. Als kein Geräusch mehr an sein Ohr drang, das lauter als

das Flattern einer Motte gewesen wäre, sprach er leise in sein Walkie-talkie. Seine wiederholten Funkrufe blieben ohne Antwort.
Daraufhin beorderte Ude alle Männer ins Innere des Hauses - es waren fünf, Fat Boy Ichimada nicht mitgerechnet - und befahl ihnen, sich mit M-i6-Gewehren zu bewaffnen. Ude gab Anweisung, den Eindringling nur zu verwunden, obwohl keiner von ihnen eine Ahnung hatte, auf wen sie überhaupt schießen sollten.
Dann forderte Ude Wailea Charlie und Fat Boy Ichimada auf, ihm ins Wohnzimmer zu folgen.
»Was wollen die hier?« fragte Wailea Charlie.
»Hält's Maul«, herrschte Ude ihn an. »Sorge du dafür, daß Ichimada hier bleibt; und halte ihn von den Waffen fern.« Gerade war er dabei, das Magazin seiner Waffe zu überprüfen, als das vordere Fenster nach innen zerbarst. Ein Scherbenregen prasselte auf sie hernieder.
Die Yakuza eröffneten augenblicklich das Feuer mit ihren M-i6. Das hereinschwirrende Objekt wurde in Stücke zerfetzt.
Sogleich nachdem Michael den Bolzen abgefeuert hatte, ließ er die Armbrust fallen und rannte um das Haus herum zur Ostseite. Dort stemmte er ein Schlafzimmerfenster auf und stieg ein.
Er hoffte, daß ihm der Trick mit der Kunststoffblase, die er an dem Bolzen der Armbrust befestigt und dann durch das Vorderfenster geschossen hatte, zu genügend Zeit verhelfen hatte.
Das Schlafzimmer war leer. Er zog das katana und öffnete vorsichtig die Tür. Der Gestank von Kordit drang ihm in die Nase. Mehrere Schüsse in der Dunkelheit. Vielleicht, so dachte er, bringen sie sich gegenseitig um.
Er wandte sich nach links den Gang hinunter. Fat Boy Ichimadas Suite folgte als nächstes. Michael brach durch die Tür, das Schwert vor sich haltend, durchstöberte das Schlafzimmer und das angrenzende Bad. Nichts.
Es war unbedingt erforderlich, alle Räume zu durchkämmen, um herauszufinden, wieviel Leute noch im Haus waren.
Ein weiteres Badezimmer. Ebenso menschenleer.
Der Gang gabelte sich. Links lag das Büro, rechts die Küche und dahinter das Wohnzimmer. Es lag auf der Hand, als nächstes die Küche in Augenschein zu nehmen, da sie durch das Fehlen großer Fenster zu Verteidigungszwecken wie geschaffen war.
Er stellte sich seitlich zur Schwingtür und hob die Klinge, bis ihre Spitze die Tür berührte. Dann stieß er die Tür nach innen auf.
Zwei Yakuza; der eine eröffnete augenblicklich das Feuer.
Michael hatte sich tief gebückt, als er durch die Tür hereingeschossen kam. Er löste sich aus dieser Haltung, hieb im gleichen Bewegungs-

ablauf mit dem Schwert seitwärts und traf einen der Männer. Als der laut aufschrie, warf sich der andere herum.
Michael hieb mit der Klinge nach unten und setzte blitzschnell einen zweiten Schlag. Der Mann brach zusammen.
Dann raffte sich Michael auf und lief den Gang entlang, als Maschinengewehrgarben durch die andere Küchentür ratterten. In der Eßecke hielt sich ein dritter Yakuza auf, dessen M-i6 so lange trommelte, bis die Küchentür aus ihrer Verankerung gerissen wurde.
Mit einem mächtigen Hieb schlug Michael den Mann nieder. Doch als er zurückwich, spie eine neue Feuergarbe. Den Gang entlanglaufend, zog er die Männer hinter sich her.
Als er sie kommen hörte, lief er bis zu der Stelle, wo sich der Gang gabelte, machte fünf Schritte auf die Küche zu, kramte in seiner Hosentasche und zog ein Feuerzeug und ein halbes Dutzend Knallfrösche hervor.
Dann machte er sich auf den Weg in Richtung Fat Boys Büro.
Als Ude die zerfetzten Überreste der Kunststoffblase sah, beorderte er zwei Männer in die Küche, einen weiteren auf die andere Seite, dort, wo der Gang auf die Eßecke stieß. Die übrigen Männer ließ er, wo sie waren.
Innerhalb weniger Augenblicke war er gezwungen worden, seine Taktik zu ändern. Zum einen hatte es drei der Männer erwischt; zum anderen hatten sie alle einen flüchtigen Blick auf den einen der Eindringlinge erhascht.
Unverzüglich schickte Ude die drei verbliebenen Yakuza den Gang hinunter. Er selbst folgte ihnen, nicht zögernd, aber doch vorsichtig.
Der Lärm der Gewehrsalven war ohrenbetäubend. Ude sah, wie sich die Männer vorwärtsbewegten. Als sie die Gabelung des Ganges erreichten, entstand plötzlich ein Tumult. Die Männer stürzten auf die Küche zu. Was hatten sie vor? Ude rief hinter ihnen her, doch sie konnten ihn nicht hören.
Dann sah Ude den verschwommenen Schatten, der den offenen Raum am Ende des Ganges durchquerte. Das Aufblitzen von glänzendem Stahl. Ein katanal Auf und nieder sausend.
»Aha«, hauchte Ude. »Michael Doss.« Einen kostbaren Moment ließ er sich Zeit, die Situation zu durchdenken, wandte sich dann um und lief den Gang zurück. Er witterte eine Falle, und in die hineinzutappen, hatte er keine Absicht.
Mit Wailea Charlie kehrte er zurück. Ein kräftiger Stoß von Ude ließ Wailea Charlie vorwärtsstolpern.
Auf die Spitze von etwas Scharfem, Glänzendem und scheinbar Endlosem zu. Es drang durch Wailea Charlie hindurch, er schrie laut auf.

Dann verdrängte Benommenheit den tödlichen Schmerz, und er fiel vornüber.
Michael zog die Klinge aus dem Körper und kehrte um, rannte den Gang zurück. Mit dem Fuß stieß er die Tür zum letzten noch verbliebenen Zimmer auf und ging vorsichtig hinein. Es war das Büro. Ein reichverzierter Schreibtisch befand sich darin, ein übergroßer Sessel, dahinter öffnete sich ein Fenster, das den Blick auf das nunmehr hell erleuchtete Grundstück freigab. Drucke auf Reispapier schmückten die Wände.
Wo war Fat Boy Ichimada?
Michael schwang herum und blieb wie angewurzelt stehen.
Ude füllte den Türrahmen. »Leg das katana auf den Boden«, sagte Ude. Die Mündung seiner Mack-io war auf Michael gerichtet. Er war fest entschlossen abzudrücken und nicht eher aufzuhören, bis der Eindringling durchsiebt war. »Michael Doss.« Ude schob sich ins Zimmer. »Das ist gut. Für mich.« Er brach in Lachen aus.
»Natürlich werde ich dich töten«, sagte er und beobachtete Michael aufmerksam, als dieser sich anschickte, das katana vor sich auf den Boden zu legen. Ude schüttelte den Kopf.
»Nein. Schieb es auf den Schreibtisch, mit dem Griff zuerst. Ich will es nicht in deiner Nähe haben.« Nachdem Michael der Anweisung gefolgt war, nickte Ude zufrieden. »So ist es viel besser.« Grinsend wedelte er mit der Mack-io; er liebte die Macht, die ihm die Maschinenpistole verlieh. »Du hast mir noch viel zu erzählen, ehe mir das Vergnügen zuteil wird, dich zu töten.« Das Lächeln auf seinem Gesicht schien eingefroren. »Ich denke, daß mir das Vorspiel noch mehr Spaß machen wird.«
»Wer sind Sie?« fragte Michael.
Ude zog die Augenbrauen hoch. »Ich bin Mitglied des Taki-gumi. Hast du von meinem oyabun Masashi Taki gehört? Natürlich hast du von ihm gehört.« Die Mack-io immer noch auf Michael gerichtet, holte er das Stück roter Schnur hervor, das ihm der Hawaiianer gegeben hatte. »Kommt dir das bekannt vor? Das war für dich bestimmt. Dein Vater hat es hier auf Maui zurückgelassen. Du wirst mir jetzt sagen, welche Bedeutung es hat und wo das Katei-Dokument versteckt ist.«
»Wovon reden Sie?« Michael war echt verblüfft.
Ude schüttelte den Kopf. »Nein, nein, du siehst das falsch. Ich stelle hier die Fragen.«
»Aber ich ...«
»Diese rote Schnur«, er schwenkte sie hin und her, »was hat sie zu bedeuten?«
Sie kommt mir bekannt vor, dachte Michael. Wo habe ich sie früher schon mal gesehen? »Sie haben meinen Vater umgebracht. Glauben Sie wirklich, ich würde Ihnen irgend etwas erzählen?«

»Früher oder später schon«, meinte Ude. »Da habe ich überhaupt keine Zweifel.« Er legte den Finger um den Abzug der Maschinenpistole.
»Du wirst niemanden töten.«
Ude schwang herum.
Fat Boy Ichimada stand in der Tür. Die Pistole in seiner riesigen Hand wirkte winzig.
Beide Männer schössen gleichzeitig. Aus Fat Boy Ichimadas Körper floß Blut. Er taumelte zurück in den Gang.
Udes Mack-io sprühte immer noch Feuergarben, als Michael nach dem katana griff. Mit dem Kolben der Maschinenpistole hieb Ude auf Michaels Handgelenk.
Heftiger Schmerz durchzuckte seinen Arm. Er sank in die Knie.
Ude schnalzte mit der Zunge. »Nein«, höhnte er. »Ganz so einfach geht es nun doch nicht.« Er versetzte Michael mit der Mack-io einen Schlag ins Gesicht, ehe er wieder sicheren Abstand zwischen sie brachte. Blut quoll aus Michaels Nase. Als Ude es sah, lachte er. »Du wirst mir schon sagen, was ich wissen will.« Er zielte mit der Waffe. »Ich habe eine Menge Zeit - alle Zeit der Welt. Keiner wird uns jetzt mehr stören. Oder deine Schmerzensschreie hören. Und du wirst ganz bestimmt schreien, wenn ich dir einen Fuß abschieße. Eine Stunde später schieße ich dir den anderen ab. Dann fange ich mit den Händen an. Denk darüber nach. Ohne Hände und Füße zu leben? Zumindest wird das eine Herausforderung sein, nicht?«
»Fahr zur Hölle«, sagte Michael.
Ude hob die Schultern und lachte. »Um so mehr Spaß für mich.« Er zielte mit der Mack-io auf Michaels rechten Fuß ... Ein Geräusch im Zimmer. Ude stockte den Bruchteil einer Sekunde, drehte sich zum Fenster hin.
Michael erblickte die schemenhafte Gestalt und wollte seinen Augen nicht trauen.
Eliane war durchs Fenster hereingeklettert und hatte sich blitzschnell Michaels Schwert gegriffen. Sie schwang das katana, wie das nur ein Meister tun konnte. Die Klinge schlug in die Mack-io, daß sie Ude aus den Händen flog. Blut spritzte.
Eliane setzte zum zweiten Hieb an, und Ude, der sich verzweifelt zur Seite warf, entging nur knapp dem Schicksal, enthauptet zu werden. Er knallte gegen die Ecke des Schreibtischs, stöhnte auf und stürzte sich dann kopfüber in den Gang.
Michael packte die Mack-io und rannte hinter Ude her, mußte aber über Fat Boys Körper springen; er sah Udes Schatten gerade noch um eine Ecke verschwinden. Bis er an der Vordertür angelangt war, war nichts mehr von ihm zu sehen.

Hinter sich hörte er Eliane rufen. Er kehrte zum Büro zurück. Eliane kniete neben Ichimada. Sie hatte ihn umgedreht und schien mit ihm zu sprechen. Aus seinem offenen Mund drang ein Röcheln. Sein Blick wanderte von Eliane zu Michael.
»Sie sind Philip Doss Sohn«, das Sprechen fiel ihm schwer. »Wirklich?« Michael ließ sich neben Eliane auf die Knie nieder. Er nickte. »Ich bin Michael Doss.«
»Ihr Vater hat mich angerufen ... am Tag als er starb.« Fat Boy Ichimada fing an zu husten. Er seufzte. Einen Augenblick lang flackerten seine geschlossenen Augen. »Wir kannten uns ... aus alten Tagen. Als Wataro Taki oyabun war. Bevor der verrückte Masashi die Macht von seinen Brüdern an sich riß.«
Ichimada schnappte nach Luft. »Er wußte, daß ich immer noch seinem alten Freund Wataro Taki ergeben war. Er hat mir aufgetragen, Sie zu suchen. Er bat mich, Sie zu fragen, ob Sie sich noch an den shintai erinnern.«
Michael rief sich das Todesgedicht seines Vaters in Erinnerung: Im fallenden Schnee / rufen die Silberreiher nach ihren Gefährten / wie herrliche
Symbole / des shintai auf Erden.
»Was hat er sonst noch gesagt?« fragte Michael hastig. »Wer hat ihn umgebracht?«
»Ich ... weiß nicht.« Fat Boy Ichimada keuchte. »Es war nicht Masashi.«
»Wer dann?« Michaels Ton wurde drängender. »Wer hätte sonst noch Interesse am Tod meines Vaters haben können?«
»Suchen Sie Ude.« Ichimadas Augen waren auf einen Punkt gerichtet, den nur er selbst sehen konnte. »Ude hat das gefunden, was Ihr Vater für Sie vorgesehen hatte.«
Michael beugte sich noch näher über ihn. Ichimadas Stimme war kaum noch hörbar. »Das Katei-Dokument«, flüsterte er.
»Was ist das?«
»Ihr Vater hat es Masashi gestohlen. Masashi wird alles tun, es sich zurückzuholen. Finden Sie Ude.«
»Wer ist Ude?«
»Ude hat auf mich geschossen«, röchelte Ichimada. »Hab' ich ihn erwischt?«
»Er hat geblutet«, sagte Michael. Es blieb nicht mehr viel Zeit. »Ichimada, was ist das Katei-Dokument?«
Der Blick des Mannes wanderte zurück von Michael zu Eliane. »Fragen Sie sie. Sie weiß es.«
»Was?«
Das Lächeln auf Fat Boy Ichimadas Gesicht galt etwas, das nur er allein zu sehen vermochte. Ein Schimmer von der jenseitigen Welt viel-

leicht? »Glaube und Pflichterfüllung«, hauchte er. »Jetzt weiß ich, was sie bedeuten. Sie sind ein und dasselbe.« Er atmete aus - den letzten Rest Leben.
Michael schloß die Lider des Yakuza-Mannes. Er fühlte sich müde; so müde, daß er eine Woche lang schlafen zu können glaubte. Doch es gab so vieles, worüber er nachdenken sollte, so viele Fragen, die einer Antwort bedurften.
Er schaute Eliane an. Wer ist sie? fragte er sich. Eine Frage, auf die er eine Antwort finden mußte. Allerdings nicht sofort. Zuerst mußten sie hier raus, die Wunden versorgen - und dann schlafen.
Eliane stand auf und überreichte ihm das katana in zeremonieller Manier.
Michael nahm es entgegen, und dabei fiel ihm ein, daß er ihr noch gar nicht dafür gedankt hatte, daß sie ihm das Leben gerettet hatte. Er wischte sich das Blut aus dem Gesicht. »Wie geht's deiner Hand?« fragte er.
»Die tut wahrscheinlich genauso weh wie deine Nase«, entgegnete sie.
»Beim Griff nach dem katana schien sie dir keine Schmerzen zu bereiten.«
Sie schenkte ihm ein kleines Lächeln. »Bitte.«
Dann machten sie sich gemeinsam auf den langsamen, schmerzvollen Weg zurück.

FRÜHLING 1947
Tokio

In Wahrheit haßte Lillian Hadley-Doss ihren Vater. Sie hatte sich der USO-Truppe, in deren Gefolge sie schließlich nach Japan verschlagen worden war, nur auf das hartnäckige Drängen General Hadleys hin angeschlossen.
Es war zwar richtig, daß sie die Aufmerksamkeit, die ihr auf der Bühne zuteil wurde, sehr genoß und auch brauchte, aber zugleich war ihr jeder Augenblick zutiefst zuwider, den sie fern der Heimat zubringen mußte. Sie vermißte ihre Freunde, und sie konnte es nicht ausstehen, wenn sie nicht über die neuesten Trends auf dem laufenden war. Sie hatte keine Ahnung mehr, was zur Zeit eigentlich Mode war und ob die Slangausdrücke, die sie gebrauchte, nicht längst schon wieder passe waren. Sie hatte einen immer wiederkehrenden Alptraum: daß sie plötzlich wieder zu Hause wäre und sich mit ihren engsten Freunden unterhielt und daß sich alle über sie lustig machten.
Sie haßte ihren Vater dafür, daß er sie dazu gebracht hatte, an einen Ort zu kommen, der ihr zuwider war. Noch mehr haßte sie ihn jedoch wegen der Rolle, die er in ihren Augen im Zusammenhang mit dem Tod ihrer beiden Brüder gespielt hatte. Es war Sam Hadley gewesen, der seinen Söhnen dieses fatale Pflichtbewußtsein ihrem Land gegenüber eingeimpft hatte. Diese verdammte Pflicht! War es etwa ihre Pflicht gewesen zu sterben? Welchen Sinn sollte das gehabt haben? Aber Lillian war längst klar geworden, daß es für alles Sinnvolle keinen Platz mehr gab auf der Welt. Dafür hatte der Krieg gesorgt.
Wir waren so eine glückliche Familie, dachte Lillian. Sie erinnerte sich an ihr Lachen an Ostern, und wie sie den ganzen Sommer hindurch sehnsüchtig darauf gewartet hatte, daß ihre Brüder an Thanksgiving von der Militärakademie heimkommen würden.
An Weihnachten hatten sie gemeinsam den Baum geschmückt und die bunt verpackten Geschenke darunter gelegt; sie hatten den Glühwein ihrer Mutter getrunken und Weihnachtslieder gesungen. War das etwa altmodisch und sentimental? Lillian fand das nicht. Solange sie zurückdenken konnte, hatte sie sich das ganze Jahr über auf die Feste im Kreise der Familie gefreut. Wo die Hadleys, die ständig auf Achse waren, sich auch gerade aufhalten mochten - ihre Familienfeste waren ihnen heilig. Sie waren ihnen Trost und Zuflucht in einer Welt, die nur noch von militärischer Zweckbestimmtheit beherrscht wurde. Sie wa-

ren der glanzvolle Inbegriff eines glücklichen Familienlebens und wurden im Lauf der Zeit, zumindest in Lillians Augen, geradezu gleichbedeutend mit der Familie selbst.
Doch nun, nach dem Tod ihrer Brüder, war das alles vorbei, fortgeschwemmt von der Sturmflut dieses törichten, sinnlosen Krieges. Dahin war alle Stabilität und aller Trost; es gab nichts mehr, worauf man sich freuen konnte. Geblieben waren nur Sam Hadleys unerträglich lange Vorträge, die er während des Essens über seine militärischen Theorien hielt.
»Der Tod«, hatte General Hadley anläßlich eines solchen Abendessens einmal gesagt, als Lillian Philip noch nicht kannte, »der Tod ist eine notwendige - und durchaus positive - Nebenerscheinung des Krieges. In gewisser Weise ist er sehr nahe mit dem Prinzip der natürlichen Auslese verwandt. Das heißt, daß nur die Tüchtigsten und Anpassungsfähigsten überleben. Der Krieg ist die große Auslese - ein Zustand, der sich im Laufe der Geschichte in gewissen Abständen immer wieder einstellt - und dies zu Recht, wie ich meinen möchte. Wie die Sintflut säubert der Krieg die Erde und macht sie bereit für einen neuen Anfang.«
Lillian konnte das nicht mehr hören. »Nein«, erhob sie zum erstenmal im Zorn ihre Stimme gegen ihren Vater. »Der Krieg ist häßlich und gemein. Für die Toten bedeutet er nichts anderes als Vergessenwerden, und für die Überlebenden nichts als Verzweiflung. Du hörst dich an wie unser Pfarrer. Ihr beide sprecht von welterschütternden - und vor allem entsetzlichen - Geschehnissen, bei denen es um Leben und Tod geht, als handelte es sich dabei um - die Sandkastenspiele kleiner Kinder!«
Sie zitterte vor Erregung. Ihr war nur zu deutlich bewußt, daß ihr Vater und ihre Mutter sie konsterniert anstarrten. Was war nur plötzlich in ihre lebenslustige, stets gutgelaunte Tochter gefahren, mußten sie sich wohl gefragt haben. »Seht ihr denn nicht«, fuhr Lillian fort, »was euer Krieg, dieses großartige Instrument eurer natürlichen Auslese, angerichtet hat? Es hat euch eure beiden Söhne geraubt! Deinen Theorien zufolge, Daddy, hieße das, daß Jason und Billy nicht lebenstauglich gewesen wären, nicht imstande, den Fortbestand ihrer Rasse zu gewährleisten. Darauf läuft der Unsinn, den du hier verzapfst, hinaus!«
Lillian betrachtete Philip als ihren Ausweg aus dieser Misere, als ihren Märchenprinzen in schimmernder Ritterrüstung. Er war ihr heiliger Georg, der, wenn er schon nicht ihren speziellen Drachen würde töten können, sie zumindest doch aus seiner Gewalt entführen sollte. Wenn er auch wie ihr Vater Soldat war, so war es doch nur der Beruf, der den beiden gemeinsam war. Ihre Persönlichkeit und ihr Temperament hätten kaum unterschiedlicher sein können. Überdies haftete Philip eine gewisse Melancholie an, die Lillian mehr spürte als verstand,

und dieser Wesenszug zog sie so unwiderstehlich an, wie eine Kompaßnadel immer den Nordpol findet.
Lillian fühlte instinktiv, daß es diese Melancholie war, die ihrem Leben Sinn und Zweck zu geben vermocht hätte, wenn es ihr nur gelänge, ihre Ursachen zu ergründen und Philip schließlich auf irgendeine Weise von ihr zu befreien. In dieser Hinsicht, sagte sie sich, brauchte Philip sie ebenso sehr, wie sie ihn brauchte. Sie unterlag dabei keineswegs einer gigantischen Selbsttäuschung. Doch Ehen, die, ganz gleich in welchem Alter sie geschlossen werden, auf einer Lüge basieren, können nicht von langer Dauer sein. Sie können sich nur wieder auflösen oder in einer Art elender Isolation dahinvegetieren. Wie zögernde Forscher, die lieber ziellos durch eine Wüste irren, die ihnen wenigstens vertraut ist, anstatt zu neuen Ufern aufzubrechen, so bewohnten Philip und Lillian den erkaltenden Kontinent ihrer Ehe, ohne sich bewußt zu werden, daß etwas damit nicht stimmen könnte.
Doch dann lente Philip Michiko kennen.
Und was sollte angesichts dessen aus Lillian werden?
An einem sonnigen, windigen Tag, eine Woche nachdem sie sich kennengelernt hatten, saßen Philip und Michiko in seinem Wagen. Er hatte sie zu einem Picknick eingeladen. Obwohl das Frühjahr nahte, war es im Freien noch zu kalt, um draußen zu essen. Daher machten sie es sich im geheizten Innern des Wagens gemütlich.
Auf halber Strecke legte Michiko ihre Hand auf Philips Arm und sagte: »Ich würde dir vor dem Essen noch gern etwas zeigen.« Sie erklärte ihm, wie er zu fahren hatte. Auf den Straßen herrschte dichter Verkehr, und sie kamen nur langsam voran.
Nach einer Weile forderte Michiko ihn auf, am Straßenrand anzuhalten. Sie befanden sich im Deienchofu-Viertel, einem Stadtteil, den Philip kaum kannte. Es gab dort viele prächtige Villen, die alle im traditionellen japanischen Stil errichtet waren. Zu beiden Seiten der Straße zogen sich herrliche Gärten mit uralten Japanzedern hin, die von Steinmauern oder Bambuszäunen eingefaßt waren.
»Wo sind wir hier?« fragte Philip, als Michiko ihn über einen gepflasterten Weg auf einen prächtigen Herrschaftssitz zuführte, dessen Garten von so dichtem Laubwerk eingefaßt war, daß das Haus von der Straße aus nicht zu sehen gewesen war.
»Bitte«, forderte Michiko ihn auf, als sie vor dem Eingang ihre Schuhe auszog. Sie gab ihm zu verstehen, er solle ihrem Beispiel folgen.
Der mit Schieferplatten belegte Boden ging in blaßgrüne tatami-Matten über. Das ganze Haus war vom Duft frisch gemähten Heus erfüllt, das die Matten ausströmten. Hinter Philip befanden sich zwei massive

kyoki-Türen aus Holz, die mit gußeisernen Gitterstangen noch zusätzlich verstärkt waren. Über die Decke zogen sich in einem raffinierten Muster grob behauene Holzbalken. Dem Haus haftete etwas Altertümliches, fast Feudalzeitliches an, als hätte es sich eben erst aus dem siebzehnten Jahrhundert im Japan der Nachkriegszeit materialisiert.
Im hinteren Ende des Eingangsbereichs versperrte ihnen eine Wand aus Schiebetüren den Weg. Die Mittelpaneele der Türen bestanden aus gestickten Seidendarstellungen kreisförmig angeordneter geflügelter Phönixe in leuchtenden Rot-, Orange-, Gelb- und Goldtönen.
Michiko kniete vor den Schiebetüren nieder und öffnete sie. Sie deutete Philip an, er solle eintreten.
Wie das in tatami-Räumen der Brauch war (denn hier handelte es sich eindeutig um den formellen Bereich des Hauses), überquerte Philip die Schwelle auf seinen Knien.
»Willkommen, Mr. Doss.«
Der Anblick des Mannes, der vor ihm saß, ließ Philips Kopf hochzukken.
»Was ...?«
»Sie sind also überrascht«, begrüßte ihn Zen Godo. »So sollte es auch sein, finden Sie nicht auch?«
Philip versuchte das heftige Pochen seines Herzens einzudämmen.
Das ist der Mann, den zu beseitigen ich beauftragt worden bin, schoß es ihm durch den Kopf.
Godo war ein hagerer Mann mit einem länglichen, wolfsartigen Kopf und ganz außergewöhnlichen Augen, die seine Aufmerksamkeit wie Magneten auf sich zogen. Sein dunkles, dichtes Haar war zu einem schlichten Bürstenschnitt getrimmt. Ein makellos gepflegter Schnurrbart, der bereits graue Sprenkel aufwies, verlieh ihm etwas Piratenhaftes. »Meine Tochter Michiko«, fuhr Zen Godo fort, »haben Sie ja bereits kennengelernt.«
Philip drehte sich zu Michiko herum und stieß fassungslos hervor:
»Du bist seine Tochter?« Philip erkannte seine eigene Stimme nicht wieder.
»Ich weiß, wer Sie sind, Mr. Doss«, ergriff Zen Godo wieder das Wort. »Ich weiß auch, daß Sie für den Tod meiner Freunde Arisawa Yamamoto und Shigeo Nakajima verantwortlich sind.«
Die Namen detonierten wie Bomben im Raum.
Michiko sagte nichts. Sie stand, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, wie ein artiges Schulmädchen da. Philip fühlte sich hintergangen, in einen Hinterhalt gelockt.
»Sie können unmöglich zulassen, daß ich hier bleibe«, begann Philip und schickte sich an aufzustehen. »Ich bin Mitglied des amerikanischen . . .«

Philip spürte etwas Schweres in seinem Nacken; er sah, daß Michiko ein katana, ein japanisches Langschwert, mit der messerscharfen Schneide gegen seinen Hals drückte.
»Michiko wird nicht zögern, davon Gebrauch zu machen, Mr. Doss«, erklärte Zen Godo. »Sie ist ein sensei, ein Meister des kenjutsu. Sagt Ihnen dieser Begriff etwas?«
»Ja«, nickte Philip kaum merklich. Er starrte wie gebannt auf die schimmernde Stahlklinge, auf Michikos unverwandten Blick. »Kenjutsu ist die Kunst des Schwertkampfs.« Er hatte keinerlei Zweifel, daß Zen Godo im Hinblick auf Michikos Fähigkeiten die Wahrheit gesprochen hatte.
»Glauben Sie mir - ich will Ihnen nichts Böses tun«, fuhr Zen Godo fort. »Aber lassen Sie bitte nie außer acht, daß Michiko nicht zögern wird, mich vor jeglichem Schaden zu bewahren.«
Philip ließ sich auf seine Hacken nieder. Er sah im Augenblick keine Chance für sich. »Sie sagen selbst, ich hätte Ihre Freunde und Geschäftspartner getötet, und doch wollten Sie mir einreden, ich hätte von Ihnen nichts zu befürchten. Das kann ich nicht glauben.«
»Lassen Sie mich Ihnen statt einer Antwort eine Geschichte aus der Vergangenheit erzählen. Schließlich hat alles, was wir im Leben lernen, dort seinen Ursprung.« Zen Godo war mit einem formellen Kimono bekleidet. Er war aus schwarzer Seide, in die ein glänzendes schwarzes Wellenmuster gewebt war. Über jede Brust flog ein schneeweißer Silberreiher. Nur die Schnabelspitzen und die Augen der Vögel waren leuchtend rot. »Mein Vater hat mich gelehrt, daß ich meine Feinde vernichten muß, bevor sie mich vernichten können«, begann Zen Godo. »Er war ein außergewöhnlich rücksichtsloser Mann. Er hielt sich strikt an den Ehrenkodex, ließ jedoch keine Gelegenheit ungenützt, eine vorteilhafte Situation für seine Zwecke zu nutzen. Und irgendwann kam schließlich der Zeitpunkt, an dem meinem Vater seine eigene Rücksichtslosigkeit zum Verhängnis wurde. Aufgrund seiner unzähligen Machenschaften hatte er sich viele Feinde geschaffen, und schließlich wurde ihre Zahl so groß, daß er sie nicht mehr alle vernichten konnte. Mein Vater war strenggläubiger Shinto-Anhänger. Er war felsenfest von der Belebtheit aller Dinge überzeugt. Er pflegte mich immer wieder auf bestimmte Bäume oder Abschnitte eines Bachs aufmerksam zu machen, auf einen See oder einen bewaldeten Hügel; und dann schwor er mir, daß an all diesen Orten Geister wohnten. Unter anderem behauptete mein Vater auch, daß in den Schatten der Dachsparren unseres Hauses ein Geist lebte. Dieser Geist war den Aussagen meines Vaters zufolge von extremer Bösartigkeit, und nur mein Vater vermochte ihm Paroli zu bieten - das behauptete er zumindest.
Zu diesem Geist ging nun mein Vater und sagte zu ihm: >Meine

Feinde umzingeln mich. Du hast mir geraten, meine Feinde zu vernichten, bevor sie mich vernichten können. Doch dazu bin ich nun nicht mehr in der Lage. Was soll ich also tun?<
Die Schatten über seinem Kopf regten sich, als wehte eine sanfte Brise durch den Raum. Und im selben Moment erhob sich eine barsche Stimme und sagte: >Du mußt einen Verbündeten finden, der dir zur Seite steht.<
>Das habe ich bereits versucht, erwiderte mein Vater. >Doch keiner hat den Mut, mir zur Seite zu stehen.<
>Dann mußt du anderswo suchen<, riet ihm der Geist.
>Ich habe bereits überall gesuchte
>Nicht überall, entgegnete der Geist. >Verbündete findet man oft dort, wo man am wenigsten mit ihnen rechnete
>Aber ich habe keine Verbündeten mit dem nötigen Mut für solch eine Auseinandersetzung finden können.<
>Dann<, sagte der Geist, >mußt du unter deinen Feinden nach einem Verbündeten Ausschau halten.<«
Zen Godo lächelte. »Meine gegenwärtige Lage, Mr. Doss, gleicht auf höchst beunruhigende Weise genau der Situation, in der mein Vater sich damals befand. Auch ich bin von Feinden umgeben, die mich vernichten wollen. Sie sind ebenso zahlreich wie bestens organisiert. Und sie sind sehr mächtig.«
»Weshalb sollte ich Ihnen das glauben?« fragte Philip. »Ihre Worte klingen gewiß überzeugend, aber es waren eben doch nur Worte. Und ich habe ein Schwert an meiner Kehle.«
Zen Godo nickte kaum merklich mit dem Kopf, worauf Philip den Druck von seinem Hals weichen spürte. Im selben Moment hatte Michiko das kata.no. herumgedreht und seinen Griff in Philips Hände gelegt. Und dann sah Philip zu seinem Erstaunen, daß Zen Godo sich vornüberbeugte, bis seine Stirn die Matte zu seinen Füßen berührte.
»Das ist Ihre Chance, Doss-san«, erklärte Zen Godo aus dieser Position. »Ein Hieb mit dem katana auf meinen Nacken wird meine Wirbelsäule vollständig durchtrennen. Sie werden Ihren Auftrag erfüllt haben, und Sie werden es sich ersparen können, sich Ihre eigenen Gedanken zu machen. Sie werden lediglich weiterhin Ihren Befehlen nachzukommen brauchen.«
Philip sah Michiko an. Sie stand vollkommen reglos neben ihm. Ihr Gesicht war blaß und starr. Sie funkelte ihn aus Augen an, die gleichzeitig Feuer und Eis zu sprühen schienen.
Doch Philip mußte wissen, was die beiden damit meinten. Er kniete sich hin und hob das katana, so daß die Klinge direkt über Zen Godos schutzlosem Nacken schwebte. Dann holte er tief Atem und ließ die Klinge niedersausen.

Zen Godo bewegte sich ebenso wenig wie Michiko.
Doch Philip stoppte die Klinge wenige Zentimeter über Zen Godos Nacken. Er atmete deutlich hörbar aus und nahm schließlich nach mehreren Atemzügen wieder seine alte Position gegenüber von Zen Godo ein.
Im Raum herrschte tiefe Stille. Philip bildete sich ein, die Staubkörner fallen zu hören. Nach geraumer Zeit hob Zen Godo seinen Kopf. Er starrte Philip an. Seine Miene war bar jeden Ausdrucks.
Philip sah seine Gelegenheit gekommen und ergriff sie. »Die Feinde, von denen Sie gesprochen haben«, begann er. »Sind sie unter dem Namen Jiban bekannt?« Nun war der Zeitpunkt da, sich von der Richtigkeit seiner Vermutungen zu überzeugen - ob er und Jonas tatsächlich getäuscht worden waren, so daß sie die falschen Leute ausgeschaltet hatten.
Zen Godo sah ihn aus schimmernden Ebenholzaugen an. »Ja. Sie könnten mir jedoch eine ganz besondere Freude machen, wenn Sie mir sagen würden, woher Sie diesen Namen kennen.«
»Nur, wenn Sie mir verraten, wer - oder was - dieser Jiban ist«, stellte Philip zur Bedingung.
Zen Godo nickte. »Ein gleichberechtigter Austausch von Informationen. Mein Vater hat mir immer wieder gesagt, dies wäre ein hervorragender Ausgangspunkt, um eine auf gegenseitigem Vertrauen basierende Beziehung aufzubauen.«
Philip reichte Zen Godo den Brief, den er in Shigeo Nakajimas erkaltenden Fingern gefunden hatte und den er immer bei sich trug. Zen Godo las ihn und reichte ihn an Michiko weiter. Dann wandte er sich Philip wieder zu. »Was schließen Sie aus diesem Brief, Mr. Doss?«
Philip schüttelte den Kopf. »Sagen Sie mir erst, was der Jiban ist.«
»Jiban«, begann Zen Godo daraufhin, »ist die Bezeichnung für eine lokale politische Gruppierung - aber das wissen Sie ja vielleicht bereits. Der Begriff ist in diesem Zusammenhang übrigens eher ironisch gemeint. Der Jiban ist eine höchst exklusive Clique hoher Regierungsbeamter, die sich unter der Führung eines Mannes namens Kozo Shiina zusammengeschlossen haben. Shiina ist ein besonders unangenehmer Zeitgenosse. Während des Krieges war er ein berüchtigter Massenmörder. Ich glaube, von dieser Sorte gab es übrigens eine ganze Menge. Aber Shiina war mit Abstand der schlimmste von ihnen. Ihm machte das Morden regelrecht Spaß. Erst hat ihn der Krieg unwiderstehlich angezogen, und dann hat er ihn versklavt.
Es war vor allem Shiina, der Japans Einfall in der Mandschurei befürwortete. Es war Shiina, der nachhaltig dazu beigetragen hatte, die öffentliche Meinung in einem Maß aufzuheizen, daß sich schließlich in der breiten Bevölkerung jene aggressive Grundstimmung breitmachen

konnte, die für die Durchsetzung von Japans imperialistischer Politik unbedingt vonnöten war. Und Shiina hatte - beziehungsweise hat immer noch - erheblichen Einfluß auf politische und wirtschaftliche Kreise.
Bei Kriegsende hat Shiina dafür zu sorgen gewußt, daß er und seine Spießgesellen eine weiße Weste verpaßt bekamen. Die Amerikaner können ihm nichts anhaben. Er hat die einzelnen Dossiers so geschickt umschreiben lassen, daß sie von seiner Rolle während des Krieges nicht einmal etwas ahnen. Und nun treten er und seine Minister - welche Ironie! - sogar als Berater der Amerikaner auf. Ha! Er bringt die Amerikaner dazu, ihm die geheimsten Richtlinien ihrer Politik anzuvertrauen. Er erklärt sich vordergründig bereit, ihnen bei der Durchsetzung dieser Politik behilflich zu sein, während er sie anschließend mit seinen Ministern gründlich hintertreibt.«
»Was hat dieser Shiina gegen Sie?« wollte Philip wissen.
»Yamamoto-san, Nakajima-san und ich waren von Anfang an gegen den Krieg. Wir haben uns gegen Shiina gestellt, und das hat er uns nie verziehen. Und nun, nachdem der Krieg, wie wir vorhergesehen hatten, ein Ende gefunden hat, wollten wir die Gelegenheit nutzen, mit Hilfe der Amerikaner ein stärkeres und selbständigeres Japan aufzubauen, das aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt hat. Shiina und sein Jiban wollen jedoch etwas ganz anderes.«
»Und was wäre das?«
Zen Godos Augen waren von dem unergründlichen Dunkel der von keiner Welle gestörten Oberfläche eines Sees an einem windstillen Abend. »Shiina möchte Japan wieder in die militaristische Vorkriegszeit zurückversetzen. Er möchte die Mandschurei, die Japan nie besessen hat. Und er will noch mehr. Er will das chinesische Festland. Er will unser Land vergrößern. Das wäre Japans Bestimmung, behauptet er, unser karma. Er glaubt, daß Japan nie eine große Nation sein wird, solange es nicht eine geographische Ausdehnung aufweist wie etwa Amerika oder Rußland.«
Gütiger Gott, dachte Philip. Wo bin ich da nur wieder hineingeraten? Ich hatte also recht. Uns wurden tatsächlich falsche Informationen zugespielt. Für Philip stand inzwischen fest, daß David Turner die Kontaktstelle zwischen dem Jiban und Silvers sein mußte. Damit blieb jedoch immer noch die Frage ungeklärt: Auf welcher Seite stand Silvers? Ein schrecklicher Gedanke begann in Philip Gestalt anzunehmen. Doch erst mußte er Gewißheit haben.
Philip erzählte Zen Godo, wie Nakajimas Brief ernste Zweifel bezüglich seines Auftrags in ihm geweckt hatte. Er erzählte ihm von seinem Treffen mit General Hadley und daß der General für ihn in Erfahrung gebracht hatte, daß die geheimdienstlichen Informationen, die zur Be-

seitigung von Yamamoto, Nakajima und Godo geführt hatten, durch Silvers Adjutanten David Turner in Silvers Hände gelangt waren.
Zen Godo nahm diese Nachricht mit ausdrucksloser Miene zur Kenntnis. Schließlich sagte er: »Nachdem Michiko Sie zum erstenmal gesehen hatte, beschrieb sie Sie mir als den >ganz besonderen Amerikanern Das weckte wiederum mein Interesse für Sie, da dies darauf hindeutete, daß Sie ein außerordentlich tiefgreifendes Verständnis für die japanische Lebens- und Denkungsart aufbringen. Vielleicht sollte ich Sie in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam machen, daß Michiko mit Nobuo Yamamoto verheiratet ist, dem ältesten Sohn von Arisawa Yamamoto. Als sie entdeckte, daß Sie für den Tod ihres Schwiegervaters verantwortlich waren, hat sie das verständlicherweise nachhaltigst erschüttert.« Der Gedanke an Michiko, wie sie ihr Langschwert gegen seinen Hals-gepreßt hatte, ließ Philip erschauern.
»Ich war sogar der festen Überzeugung«, fuhr Zen Godo fort, »daß sie nichts sehnlicher wünschte als Ihren Tod, Mr. Doss. Doch das war, bevor sie Sie kennengelernt hat. Denn von da an wurden Sie >der besondere Amerikaner^ Michikos Einstellung zu Ihnen hat sich schlagartig verändert. Deshalb habe ich sie auch gebeten, Sie zu mir zu führen.« Er berührte den unteren Rand seines Schnurrbarts. »Schließlich waren Sie es, der mir den Rat des Geists an meinen Vater ins Gedächtnis zurückrief. Dieser Rat hat meinen Vater gerettet. Und nun bete ich darum, daß er auch mich retten wird.« Er streckte seine Hände mit nach oben geöffneten Handflächen von sich. »Fairerweise sollte ich Ihnen nun auch endlich verraten, weshalb Sie hier sind.« Er lachte. »Ich möchte, daß Sie mich töten.«
Philip mußte unbedingt in Erfahrung bringen, was im CIG-Hauptquartier tatsächlich vor sich ging. Seit ihm Zen Godo bestätigt hatte, daß der Jiban absichtlich falsche Informationen in Silvers geheimdienstliche Akten einschleuste, war Philip einiges klar geworden. Wenn außerdem, wie er vermutete, Silvers über die wahre Natur seiner Informationen im Bilde war und keineswegs nur das unschuldige Opfer eines geschickt eingefädelten Täuschungsmanövers des Gegners, dann ließen sich mit einem Mal auch eine ganze Reihe anderer, bisher scheinbar unverständlicher Dinge erklären. Zum Beispiel, weshalb Silvers, nach der Herkunft seiner Informationen befragt, so beharrlich geschwiegen hatte. Oder auch, weshalb er einen Verwaltungsbeamten wie David Turner mit der Durchführung vertrackter außendienstlicher Aufgaben betraute. Oberflächlich betrachtet, war es einfach unverständlich, weshalb mit solch gefährlichen Missionen ein Schreibtischhengst wie Turner befaßt wurde. Aber im Licht von Philips neuesten Erkenntnissen betrachtet, erschien es plötzlich durchaus sinnvoll. Als Silvers Verwal-

tungsadjutant, überlegte Philip, stand Turner in sehr direktem Kontakt zu seinem Chef. Und Silvers - falls er tatsächlich mit dem Jiban unter einer Decke steckte - konnte auf diese Weise zum einen die Weiterleitung des verfälschten Informationsmaterials kontrollieren - und zugleich als absolut zuverlässig absegnen - zum anderen hatte er jedoch auch in Turner den idealen Sündenbock zur Hand, falls das von ihm beigebrachte geheimdienstliche Informationsmaterial je in Frage gestellt werden sollte.
Je länger Philip darüber nachdachte, desto mehr wurde er in der Überzeugung bestärkt, daß Silvers nicht der Mann war, für den er sich ausgab. Was die Motive für sein Handeln sein mochten, war freilich wieder eine ganz andere Geschichte. Letzten Endes war das Philip auch ziemlich gleichgültig. Für ihn war und blieb ein Verräter nichts anderes als ein Verräter. Ob er sein Land für Geld, aus ideologischen Gründen oder weil er erpreßt wurde verriet, lief für ihn auf ein und dasselbe hinaus.
Dementsprechend begann Philip Pläne zu schmieden. Gründlich, wie er nun einmal war, drang er zuerst heimlich in das CIG-Hauptquartier ein. Er ging zwar nicht davon aus, daß Silvers so unvorsichtig sein würde, belastende Unterlagen in seinem Büro herumliegen zu lassen, aber Philip hätte es ebenso unverzeihlich unvorsichtig gefunden, wenn er diese Möglichkeit nicht zumindest in Erwägung gezogen hätte.
Wie er vermutet hatte, fand er keinerlei belastendes Material. Nun galt es also, sich Zutritt zu Silvers Wohnung zu verschaffen. Der Chef der CIG wohnte in einem kleinen hübschen Haus in der Nähe des Kaiserpalasts. Es war nicht weiter schwierig, sich dort Zutritt zu verschaffen -jedenfalls nicht für einen Experten wie Philip.
Das Haus war mit dunklem Holz getäfelt. Kostbare Perserteppiche auf den Böden dämpften jedes Geräusch. Philip hatte für sein Vorhaben einen Abend ausgewählt, an dem Silvers an einem offiziellen Bankett in MacArthurs Domizil teilnahm. Solche Staatsaffären zogen sich in der Regel ziemlich in die Länge, da der General diese Gelegenheiten nur zu gern dazu nutzte, seine Gäste ausgiebigst mit seinem bombastischen Geschwafel zu beehren.
Philip war bereits zweimal in Silvers Haus gewesen. Und da er für Räumlichkeiten ein geradezu fotografisches Gedächtnis hatte, fand er sich dort auch im Dunkeln bestens zurecht.
Den Anfang machte er mit Silvers Arbeitszimmer. Die Einrichtung bestand aus einem alten Schreibtisch, einem hölzernen Drehstuhl, einer Ledercouch und zwei Sesseln, die vor den schweren Nußbaumbücherregalen standen. Kurzum, ein von Grund auf westlich wirkender Raum.
Philip nahm den Inhalt einer Schublade nach der anderen gründlichst

in Augenschein. Während der Strahl seiner Taschenlampe über die einzelnen Papiere zuckte, betete er inständig darum, daß er auf irgend etwas stoßen würde, das von stichhaltiger Beweiskraft war. Philip war sich sicher, daß sein Schwiegervater die nötigen Schritte gegen Silvers einleiten würde, wenn er ihm Beweise vorlegen konnte.
Und da hatte er sie auch schon! Ein kleines, schwarz gebundenes Notizbuch - Philip hatte es unter dem doppelten Boden der untersten Schreibtischschublade entdeckt. Er konnte sein Glück kaum fassen. Dieses Notizbuch bestätigte alle seine Vermutungen. Mit wachsender Erregung überflog er die Eintragungen in dem kleinen Büchlein ein zweites Mal. Ja, hier standen sie - die Zeitpunkte und Orte der Treffen mit den /zfran-Ministern, die geleisteten Zahlungen, die Bank, bei der diese Gelder deponiert waren - einschließlich der Kontonummer. Einfach alles, was Philip brauchte, um Silvers als einen Verräter in den Diensten des Jiban entlarven zu können.
Am Morgen danach fand Philip sich bei einer Bank in der Innenstadt von Tokio ein. Er zeigte seinen CIG-Ausweis vor und verlangte den Vizepräsidenten der Bank zu sprechen, von dem er wiederum alle erhältlichen Informationen über das Konto mit der Nummer 647338A forderte. Der Name des Kontoinhabers war nicht Harold Morten Silvers. Aber damit hatte Philip auch gar nicht gerechnet. Statt dessen holte er eine Fotokopie mehrerer von Silvers unterzeichneter Schreiben hervor. Er verglich die Handschrift mit der des Kontoinhabers. Es war dieselbe.
Die Blaupausen des Planes von Zen Godos Haus trafen rechtzeitig ein. David Turner brachte das Päckchen in Philips Wohnung. Das war der Augenblick, den Philip mit Bangen erwartet hatte - denn dies bedeutete, daß Jonas nun endlich das Problem gelöst hatte, wie Godos Ermordung der Anschein eines Unglücksfalls verliehen werden konnte, ohne daß ein Verdacht auf die CIG fiel. Dies zu bewerkstelligen, war gerade deshalb nicht einfach, weil Zen Godo sehr stark im Rampenlicht des öffentlichen Interesses stand.
Da Jonas - immer streng auf Sicherheit bedacht - Lillian nicht dabeihaben wollte, wenn sie ihr Vorgehen durchsprachen, schlug Philip vor, daß Turner sie ins Kino begleiten und sich Across the Padßcmii ihr ansehen sollte, einen Film, den sie schon immer gern gesehen hätte. Philip wußte, daß sie bisher noch keine Freundschaften geschlossen hatte - weder mit Amerikanerinnen noch mit Japanerinnen. Nachdem Lillian und Turner gegangen waren, machten Philip und Jonas sich an die Arbeit.
Sie nahmen sich noch einmal genauestens die Blaupausen vor und gingen sämtliche Informationen über Zen Godo durch, die sie sich vorher schon eingeprägt hatten. Indem er sich in diesem Kleinkram aus

Fakten und Zahlen verlor, konnte Philip wenigstens die heftigen Krämpfe in Schach halten, die seinen Magen attackierten. Doch als Jonas begann, ihm die einzelnen Schritte seines Plans zu erläutern, ergriff die Wirklichkeit schlagartig wieder Besitz von Philip.
Er spürte, daß sein großer Auftritt unmittelbar bevorstand. Als betrachtete er den ersten silbernen Lichtstreifen am östlichen Horizont, begann ihm nun mit einem Mal das volle Ausmaß dessen zu dämmern, was vor ihm lag. Und dieses Wissen erfüllt ihn mit Grauen.
»Jonas«, sagte er und warf einen Blick auf seine Uhr. »Ziehen wir Godo gleich heute nacht aus dem Verkehr?«
»Schon heute?«
»Warum nicht?« Philip hatte Mühe, seinen ruhigen Ton beizubehalten. »Wir haben doch alles, was wir brauchen.« Das Beweismaterial, das er in Silvers Schreibtisch entdeckt hatte, war bereits in General Hadleys Händen. Und der würde es am Tag darauf General MacArthur vorlegen. Dann würde die Scheiße am Dampfen sein. Bis dahin würde alles vorbei sein. Philip zwang sich zu einem Grinsen. »Warum nicht?« Wirbenötigen einen Zeugen für meinen Tod, hatte Godo geltend gemacht. Wer wäre dafür
besser geeignet als Ihr Partner?
»Was hältst du davon, mir diesmal dabei zu helfen?« schlug Philip vor.
»Das kann doch nicht dein Ernst sein«, schrak Jonas auf.
»Wird es nicht langsam Zeit, daß die Spinne ihr Netz verläßt?« Philip schenkte ihnen beiden etwas zu trinken ein. Zumindest Jonas würde noch etwas moralische Rückenstärkung brauchen, bevor diese Nacht zu Ende war.
Jonas schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht.«
»Aber dieser Plan ist doch der krönende Abschluß«, ließ Philip nicht locker. »Ich finde, du solltest dabei sein, wenn er in die Tat umgesetzt wird.« Er beobachtete Jonas, wie er an seinem Scotch nippte. »Außerdem«, fuhr er fort, »kannst du dich noch an diese Kadettentaufe erinnern, von der du mir mal erzählt hast?«
»Meinst du damals in Pickett?« Pickett war die Militärakademie in Kentucky gewesen, die Jonas besucht hatte, bevor er nach West Point gekommen war.
»Genau«, bestätigte ihm Philip, der sich mehr und mehr für dieses Thema zu erwärmen schien. »In Pickett. Ihr hattet doch damals alle diese Schwerter - so eine Art zeremonielle Schwerter. Und damit habt ihr den neuen Kandidaten einen Ritterschlag erteilt, nicht wahr? Das muß doch verteufelt wehgetan haben. Die Klingen dieser Dinger waren schärfer als Rattenzähne. So hast du es doch ausgedrückt, oder nicht? Schärfer als Rattenzähne?«
»Ja.« Jonas konnte sich noch so gut daran erinnern, als wäre es erst gestern gewesen.

»Wenn man aufgeschrien oder überhaupt nur irgendeinen Laut von sich gegeben hat, dann konnte man einpacken, dann hatte man diese Kadettentaufe nicht bestanden, stimmt's?«
»Ja, das stimmt.« Jonas stürzte den Rest seines Glases hinunter. Philip schenkte ihm nach.
»Stell dich doch nicht so an, Jonas. Für dieses pubertäre Brimborium hattest du doch schon immer eine Schwäche - nachts, bei Vollmond, alle in Kapuzen und schwarzen Umhängen, und dazu wurde dann noch der Geist von General Pickett persönlich heraufbeschworen.« Philip beobachtete Jonas sehr genau, als der das zweite Glas leerte. »Und das alles kannst du jetzt noch einmal erleben. Was hältst du davon?«
In der Nacht.
Trübselig troff der Regen von den hölzernen Traufen. Philip und Jonas standen zwischen regennassen Zedernholzpfeilern.
»Das ist das Schlafzimmer«, flüsterte Jonas.
Von seinem trockenen Plätzchen zwischen den dicht stehenden Zweigen einer Japanzeder erklang der Ruf eines Ziegenmelkers.
»Setz deine Maske auf«, forderte Philip Jonas auf und zog sich das schwarze Tuch über den Kopf. Sie waren beide in mattes Schwarz gekleidet.
Außer dem Regen war in der Nacht kein anderes Geräusch zu hören. Selbst der Ziegenmelker war verstummt.
»Bist du sicher, daß er allein im Haus ist?« Außerhalb seines eigentlichen Elements war Jonas sichtlich nervös. »In den Unterlagen steht doch, daß Godo einmal die Woche seine Bediensteten ihre Familien besuchen und über Nacht ausbleiben läßt. Aber das ist doch erst in zwei Tagen.«
»Wir haben heute den achten Februar, einen Feiertag«, erklärte ihm Philip. »Hari-kuyo. In der buddhistischen Religion ist das das Nadelfest. An diesem Tag wird all der Nadeln gedacht, die während des vergangenen Jahres abgebrochen sind. Du magst vielleicht lachen, aber ohne eine Nadel ließe sich immerhin kein Kleidungsstück nähen oder ausbessern. Und stell dir außerdem einmal das Unheil vor, das eine in einem tatami steckengebliebene, abgebrochene Nadel anrichten könnte. Sei unbesorgt. Außer Godo ist niemand zu Hause.«
»Weil wir gerade von Nadeln sprechen - hast du die deine dabei?«
»Natürlich.« Philip klopfte auf seine Brusttasche. »Und jetzt hör endlich auf, dir Sorgen zu machen. Das wird der reinste Sonntagsspaziergang.«
Damit ging er Jonas voraus auf die hölzerne Veranda, wo sie eine Weile vollkommen reglos verharrten, um zu lauschen. Tropf, tropf, tropf. Nichts sonst.

Als sie dann auf die *shoji*-Wand zuhuschten, kniete Philip nieder. Er schob eine dünne Metallklinge zwischen die hölzernen Rahmen der Reispapierwandschirme und löste durch eine ruckartige Aufwärtsbewegung den innen angebrachten Haken. Dann drehte er sich um und nickte Jonas zu.
Vorsichtig schob er den Wandschirm zur Seite. Der dahinterliegende Raum war vollkommen dunkel. Zen Godo schlief auf seinem Futon. Philip ließ seine Schuhe auf der Veranda zurück und kroch über die tatami-Matten. Er war sich ganz deutlich der Anwesenheit von Jonas hinter ihm bewußt.
Inzwischen war er nur noch wenige Zentimeter von der schlafenden Gestalt entfernt. Er holte ein Etui hervor, das eine Spritze enthielt, die mit einem Mittel gefüllt war, das einen Herzinfarkt simulierte. Philip nahm die Spritze heraus und drückte kurz auf den Kolben, um die Luft entweichen zu lassen. Dabei stieß er versehentlich gegen eine Sakeschale aus Porzellan, die am Rande eines niedrigen Tischchens stehengelassen worden war.
»Scheiße«, fluchte Philip und machte dabei mehr Lärm, als die Schale bei ihrem Fall auf das elastische tatami verursacht hatte.
Zen Godo richtete sich auf.
Philip stach mit der Spritze nach ihm, doch Godo schlug sie ihm aus der Hand.
»Verflucht!« zischte Jonas aufgeregt. »So mach schon!«
Philip holte ein Stück Draht mit jeweils einem Holzgriff an den beiden Enden hevor. Er schlang Godo den Draht um den Hals und begann zuzuziehen.
Plötzlich hörte er das unverkennbare Schaben eines *shoji*-Wandschirms, der draußen im Flur zur Seite geschoben wurde. Sein Kopf zuckte herum. »Vorsicht!«
Die katana-Klinge fuhr sausend auf Jonas nieder, der sich gerade noch rechtzeitig seitlich davonrollen konnte. Ratschend krachte die Klinge in die Reisstrohmatte.
Philip machte währenddessen unbeirrbar weiter. Er zog und zog an den Drahtenden, während Jonas damit beschäftigt war, der Klinge des katana auszuweichen.
Als schließlich warmes Blut über Philips Hände floß, dachte er: Das war's! Er zog seinem Opfer den Draht über den Kopf, nahm die Spritze an sich und steckte sie ein. Dann sprang er auf und packte Jonas, der gerade seine Dienstpistole gezogen hatte.
»Dieses Schwein bringe ich um!« stieß Jonas heiser hervor. Im selben Moment wurde erneut das Pfeifen des katana hörbar. Die Schlitze in den shoji und in den Zedernholzwänden zeugten von der Schnelligkeit, mit der das Langschwert gehandhabt wurde.

Jonas riß die Schußwaffe hoch, doch Philip stieß seinen Arm zur Seite. »Bist du verrückt geworden?« Er zerrte Jonas rückwärts über die Schwelle.
Draußen auf der Veranda stopfte er seine und Jonas Schuhe rasch in die Taschen seiner Jacke, sprang von der Veranda herunter und zog den störrischen Jonas hinter sich her. In den Regen hinaus und in die dunkle, dunkle Nacht.
»Godo?«
»Tot«, sagte Philip und wischte etwas Blut über Jonas Hand, bevor es der Regen ganz abwusch. »Ich habe ihm mit dem verfluchten Draht den halben Hals durchgesägt.«
»Gut«, stieß Jonas hervor. »Sehr gut.« Philip bemerkte, daß er zitterte.
Als sie in ihrem Wagen durch die Stadt davonrasten, sagte Philip: »Wahnsinn, was du vorhin fast getan hättest.«
»Was?«
»Die Knarre, Jonas. Deine verfluchte Knarre. Ein amerikanisches Armeemodell. Was glaubst du wohl, daß die ballistischen Untersuchungen ergeben hätten?«
»Uns hätten sie es auf keinen Fall anhängen können.«
»Vielleicht nicht direkt. Aber für Silvers wäre das Ganze in jedem Fall verdammt peinlich geworden. >Was haben Geschosse, wie sie in der US Army verwendet werden, im Körper eines japanischen Staatsangehörigen zu suchen, Colonel Silvers?< Kannst du dir vorstellen, was er seinen Vorgesetzten auf diese Frage hätte antworten sollen?«
Jonas sagte eine Weile nichts mehr. Die Straßenlaternen tauchten sein Gesicht in gespenstisches Licht.
»Meine Herren«, brach Jonas schließlich das Schweigen. »Das hätte übel ausgehen können.« Der Tonfall, in dem er das sagte, vermittelte Philip jedoch das Gefühl, als befände sich Jonas in einer Art Hochstimmung. Sein Gesicht war gerötet, seine Augen leuchteten. Und dann drehte er sich herum. Die grünlich fahlen Straßenlaternen verliehen seinem Gesicht etwas Unirdisches. »Aber wer zum Teufel war das mit dem Schwert?«
»Das kann uns doch egal sein«, entgegnete Philip. »Godo ist tot. Hauptsache, der Kerl mit dem Schwert hat unsere Gesichter nicht gesehen.«
»Das ist allerdings richtig.« Jonas strich sich mit der Hand durchs Haar. »Ich weiß nicht, was ich eben ohne dich gemacht hätte, altes Haus.« Er ließ den Atem entweichen, und gleichzeitig fiel auch seine Anspannung von ihm ab. Allmählich begann sogar so etwas wie Zufriedenheit in ihm aufzusteigen. »Meine Herren, dieser Kerl hätte mich um ein Haar einen Kopf kürzer gemacht!«

Wenn Philip sich die ganze Sache noch einmal ins Gedächtnis zurückrief, erinnerte sie ihn an einen Film, in dem der Hauptdarsteller in eine Gruppe von Spiegeln starrt, in denen sich sein Abbild endlos widerspiegelt ... Das war an jenem Tag gewesen, als Michiko ihn Zen Godo vorgestellt hatte. Als Zen Godo zu ihm gesagt hatte: Ich möchte, daß Sie mich töten. Und als Philip gefragt hatte: Warum?
Doch er hatte etwas Zeit gebraucht, um erst einmal zu verdauen, was man von ihm verlangte und was infolgedessen auf ihn zukommen würde. Nachdem er beim rituellen Zubereiten des Tees jeden von Michikos Handgriffen aufs genaueste verfolgt hatte, drang die Hitze in seine Handflächen ein, als sie sich behutsam um die Schale aus feinem Porzellan legten - eben jene, die er wenige Tage später absichtlich vom Rand des Tisches stoßen sollte. Die zarten Schwaden des Dampfes stiegen wie die letzten Spuren eines Traums in sein Gesicht hoch.
Erst nachdem Philip den letzten Rest des Tees aus seiner Schale getrunken hatte, begann Zen Godo zu sprechen. »Ich möchte, daß Sie sich der Situation in ihrer vollen Tragweite bewußt werden.« Michiko, die rechts neben Philip saß, beugte sich vor, um die leere Tasse zwischen Philips zu einer Schale geformten Händen zu füllen. »Durch meinen >Tod< werde ich bestenfalls etwas Zeit gewinnen. - Die Macht des Jiban ist so groß, daß er mich zwingen konnte, meinen Namen, mein Geschäft, mein Leben als Zen Godo aufzugeben. Ich werde aus dem Regierungsapparat verschwinden. Als Toter verliere ich alle Macht, über die ich gegenwärtig noch verfüge.«
Er nippte an seiner Teeschale und ermutigte Philip, es ihm gleichzutun. »Dementsprechend«, fuhr er fort, »muß ich wiedergeboren werden. Dies ist ein schwieriges und gefährliches Unterfangen, das ich nicht allein durchführen kann. Ich habe nur meine Tochter. Da ich von nun an von allen, die ich kenne, abgeschnitten sein werde, bin ich sehr leicht verwundbar. Sollte die Kunde davon, daß ich noch am Leben bin, auch nur einem Mitglied des Jiban zu Ohren kommen, würde ich binnen weniger Stunden exekutiert werden.
Eine Wiedergeburt läßt sich nicht über Nacht bewerkstelligen. Deshalb werde ich von hier fortgehen. Nach Kyushu. Dort werde ich mit den Orangenbauern leben. Ich werde meine Hände freudig und guten Mutes in meine heimische Erde graben. Ich werde arbeiten, ich werde essen, ich werde schlafen. Und währenddessen wird die Zeit verstreichen.
In der Zwischenzeit wird hier in Tokio meine Tochter meine Geschäfte regeln. Ich habe viel Geld und zahlreiche Investitionen. Es gibt also einiges zu tun.«
Michiko zog den Ärmel ihres Kimonos zurück und schenkte ihnen Tee nach. Sie sah weder ihren Vater noch Philip an. Ihre gesamte Auf-

merksamkeit schien auf das gerichtet, was sie gerade tat. Sie hatte, wie Philip später bewußt wurde, eine außerordentliche Konzentrationsfähigkeit.
»Allein kann Michiko jedoch nicht zu Ende führen, was getan werden muß«, fuhr Zen Godo fort. »Sie ist dazu auf fremde Hilfe angewiesen. Und die können nur Sie ihr bieten, Doss-san.«
Während Philip in kleinen Schlucken seinen Tee trank, nahm er verwundert die Veränderung zur Kenntnis, die in ihm vorgegangen war. Wie ein Dieb in der Nacht hatte sie sich in einem Moment der Unachtsamkeit in sein Inneres geschlichen, um ihn von Grund auf zu verwandeln. Ihm wurde bewußt, wie er früher gedacht hatte und wie Jonas noch immer dachte: Mein Land steht in jedem Fall auf der Seite des Guten; ich werde jeden Befehl ausführen - ohne zu zögern und ohne zu denken. Amerika über alles - das hätte noch immer Jonas Motto sein können.
»Natürlich erwarte ich nicht, daß Sie mir diesen großen Gefallen ohne die entsprechende Entschädigung erweisen. Sagen Sie, Doss-san, glauben Sie an die Zukunft? Natürlich tun Sie das, sonst wären Sie nicht hier. Als Gegenleistung für Ihre Dienste werden Sie ein Drittel meiner sämtlichen künftigen Einnahmen erhalten.«
»Welcher Einnahmen?« hatte Philip gefragt.
Zen Godo lächelte. »Ich bin ein kanryodo sensei. Der Weg des Bürokraten war bestimmend für mein ganzes Leben als Erwachsener. Daran vermochte auch unsere Niederlage im Krieg gegen die Amerikaner nichts zu ändern. Und daran wird auch mein >Tod< nichts ändern. Selbstverständlich ist mir die Rückkehr in den Regierungsbereich verwehrt. Ebensowenig kann ich in irgendeinem legalen Geschäftsbereich eine Tätigkeit aufnehmen, ohne dadurch mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit die Aufmerksamkeit des Jiban auf mich zu lenken. Was sind also meine Alternativen? Im Grunde genommen habe ich nur eine einzige. Ich muß in den Untergrund gehen. Ich muß ein Yakuza werden.«
»Weshalb ein Yakuza?« hatte Philip gefragt. »Yakuza sind doch Gangster. Indem sie das Geschäft mit dem Glücksspiel, mit der Prostitution und mit pachinko kontrollieren, bereichern sie sich an den Schwachen und Wehrlosen. Damit will ich nichts zu tun haben.«
»Das Leben ist doch fürwahr voller Rätsel«, hatte Zen Godo darauf geantwortet. »Allerdings frage ich mich dann, wie solcher Idealismus mit dem schmutzigen Geschäft vereinbar sein soll, das Sie ausüben.«
»Ich weiß nur, wozu ich imstande bin und wozu nicht.«
»Ursprünglich, heißt es, schützten die Yakuza die Bauern auf dem Land vor den Banden umherziehender Räuber, die es damals in großer Zahl eab.« Zen Godo zuckte mit den Schultern. »Das mag eine Legende

sein - oder schlichtweg Wunschdenken. Wer weiß? Jedenfalls habe ich keine andere Wahl. Wenn ich etwas gegen den Jiban unternehmen will, dann brauche ich Macht. Ich muß auf die Entscheidungen von Bürokraten, Politikern, Bankiers und Industriellen Einfluß nehmen können. Wenn Sie mir eine Möglichkeit verraten, wie ich das auf einem anderen Weg erreichen könnte, so bin ich gern bereit, auf Sie zu hören.«
»Das kann ich leider nicht«, antwortete Philip nach einer Weile. »Aber ich bin kein Krimineller.«
»Glauben Sie mir, Doss-san, es gibt vieles, was ein ehrenhafter Mann in Yakuza-Kreisen bewirken kann. Ich maße mir nicht an, ein - wie nennen Sie das im Westen? - ein Heiliger zu sein. Nein. Ich glaube nicht, daß Heiligkeit etwas ist, was im Bereich des Menschenmöglichen liegt. Aber es gibt viel Gutes, das für mein Volk getan werden kann. Und wenn ich mein Vorhaben nicht in die Tat umsetze - woran nur Sie, Doss-san, mich hindern können -, dann wird der Jiban früher oder später einen neuen Weltkrieg verursachen. Diese Männer wollen mehr Lebensraum für Japan. Sie glauben, dies wäre des Kaisers Wille - und damit Japans Bestimmung. Ich will damit nicht sagen, daß sie das nächste Woche oder nächstes Jahr bereits erreichen werden. Aber darauf kommt es dem Jiban auch gar nicht an. Diese Leute sind geduldig - ganz im Gegensatz zu Ihnen im Westen. Und das ist es, worauf die Jiban-Mitglieder bauen. Wer wird sich in dreißig oder vierzig Jahren noch daran erinnern, daß es je eine Clique von Ministern dieses Namens gab? Kaum jemand. Und zu diesem Zeitpunkt wird ihr großer Augenblick gekommen sein. Es sei denn, ich finde eine Möglichkeit, genügend Macht zu erringen, um mich ihnen entgegenstellen zu können.«
»In vierzig Jahren?« Philip klang nicht sehr überzeugt.
»Jawohl, Doss-san. Gemessen am Bestehen dieser Welt sind vierzig Jahre nur ein Atemzug. Ein Nichts. Das werden Sie noch lernen müssen.«
Philip hatte Zen Godo darauf lange angesehen. Und schließlich sagte er: »Ich will Ihr Geld nicht.«
»Was«, fragte Zen Godo, plötzlich neugierig geworden, »wollen Sie dann?«
Als Philip darauf nicht antwortete, sagte Zen Godo: »Entschuldigen Sie meine Direktheit, aber ich glaube, daß Sie sehr wohl wollen, was Ihnen Ihr Gewissen nun fälschlicherweise abzulehnen gebietet. Glauben Sie mir, Doss-san, es ist nicht nötig, diesbezüglich schon jetzt eine endgültige Entscheidung zu fällen.«
»Ich will es nicht.«
»Aber eines Tages«, sagte Zen Godo, »werden Sie es wollen.«
Michiko blieb noch lange bei Philip, als Zen Godo eeeaneen war. »Es

gibt da gewisse ganz spezielle Punkte«, erklärte sie Philip, »über die du dir auf Wunsch meines Vaters auf jeden Fall im klaren sein solltest.« Sie trug unter ihrem aschgrauen Kimono einen eisweißen Unterkimono, dessen Farbe vom Schimmer ihres festen Fleisches an manchen Stellen deutlich sichtbar gewärmt wurde.
»Das verstehe ich nicht«, sagte Philip, als sie ihr aschgraues Gewand ablegte. »Das kann nicht seine Absicht gewesen sein. Du bist verheiratet.«
»Die Heirat mit Nobuo Yamamoto, dem ältesten der Yamamoto-Söhne, ist auf das Betreiben meines Vaters hin zustande gekommen«, erwiderte sie darauf. »Nicht auf meines.«
Philip betrachtete sie. »Er hat dich dazu gezwungen?«
»Mich gezwungen?« Das konnte wiederum Michiko nicht verstehen. »Er hat die Verbindung in die Wege geleitet - eine rein geschäftliche Abmachung. Die Yamamotos sind gerade dabei, ein Netz von Betrieben zur Herstellung von Produktionsgeräten für die Schwerindustrie aufzubauen. Während seiner Zeit als Chef der Bank of Nippon war mein Vater maßgeblich an der Gründung einer lokalen Bank beteiligt, die einmal das Kernstück des neu entstehenden Yamamoto-Konzerns sein wird.
Mein Vater glaubt, daß die Zukunft Japans folgendermaßen aussehen kann: Die Bürokratie befindet darüber, in welchen Wirtschaftszweigen rasches Wachstum wünschenswert ist. Um neuen Firmen einen Anreiz zu bieten, in diesen Wirtschaftsbereichen zu investieren, erhalten sie von der Bank of Nippon über die lokalen Banken extrem günstige Kredite. Allerdings braucht der Aufbau neuer Industrien eine gewisse Zeit. Und leider fehlt es nur allzu rasch am nötigen Kapital. Mein Vater ist jedoch zu der Überzeugung gelangt, daß die Banken, sobald sie diesen neu gegründeten Firmen einmal Geld geliehen haben, nicht mehr zurück können und ihnen weiter Kredite gewähren müssen, wenn sie nicht alles verlieren wollen.
Irgendwann im Laufe dieser Entwicklung werden die lokalen Banken diesen Betrieben so hohe Kredite bewilligt haben, daß diese zum Großteil in den Besitz der Banken übergegangen sein werden. Das wird auch im Fall der Yamamotos eintreffen - allerdings mit dem einen Unterschied, daß sich die betreffende Bank dank der weisen Voraussicht meines Vaters bereits in ihrem Besitz befinden wird.«
Die Zukunft Japans von diesem bezaubernden halbnackten Geschöpf vorhergesagt zu bekommen, hatte in Philips Augen etwas Märchenhaftes an sich. Für einen Moment kam er sich vor wie ein ritterlicher Held auf der Suche nach dem heilbringenden Gral, der nun, am Ende seiner Suche angelangt, vor einem Orakel stand, das ihm ungeahnte Kräfte weissagte. Er wurde daran erinnert, wie er Michiko zum

erstenmal im Nebel, der zwischen den Trümmern des Kannon-Tempels hing, gesehen hatte. Und auch diese Erinnerung schien das etwas unheimliche, märchenhafte Gefühl noch zu verstärken, das sie in ihm wachrief. Es schien, als wäre sie aus der Asche des Tempels zu neuem Leben erwacht, als wäre sie eine Reinkarnation all jener verlorenen Seelen, deren Leiber in den Flammen des zerbombten Tempels verbrannt waren.
»In diesem Fall«, erwiderte Philip, »wirst du eine reiche Frau werden.«
»Geld«, schnaubte Michiko verächtlich. »Wenn Geld und Macht nicht Hand in Hand gehen würden, läge mir absolut nichts an Geld.«
»Nobuo Yamamoto wird über enorme Macht verfügen«, erinnerte sie Philip.
»Nein«, schüttelte Michiko den Kopf, so daß sich ihr Körper unter dem eisweißen Unterkleid auf eine Weise bewegte, die es Philip nicht gestattete, den Blick von ihr abzuwenden. »Er wird sehr viel Geld besitzen, aber er ist sich nicht über das Wesen der Macht im klaren. Er weiß weder, wie er sie an sich bringen sollte, noch, was er damit anfangen sollte, wenn er sie hätte. Nobuo geht es nur ums Geld. Damit er Partys für seine Geschäftsfreunde veranstalten kann. Damit er ihnen allen Mädchen besorgen kann. Damit sie sich betrinken können und wie kleine Kinder an der Mutterbrust verwöhnen und verhätscheln lassen. >Dududu-duu<, sage ich immer zu Nobuo, wenn er nach solch einer Nacht am nächsten Morgen nach Hause kommt. >Verstehst du mich denn nicht, wenn ich in deiner Sprache mit dir rede?<«
Sie hatte unsagbar schöne Schultern, einen wunderbar zierlichen Hals. Ihre kleinen, spitzen Brüste hoben und senkten sich mit ihrem Atem und streiften dabei sanft über die Seide ihres Unterkimonos. Ihre Taille war so schmal, daß er sicher war, sie mit seinen Händen umschließen zu können. Unbekleidet wirkte sie plötzlich sehr klein und sehr verletzlich.
»Es wird einzig und allein mir überlassen bleiben, wieder zu Macht zu kommen«, fuhr Michiko fort. »Mein Vater ist sich dessen zwar vermutlich nicht bewußt, aber es war ganz allein er, der mir beigebracht hat, wie man sich Macht aneignet.«
Unsagbar begehrenswert.
»Willst du mich?« flüsterte sie. Der Schein der Lampe blitzte in ihrem Haar auf wie eine Goldader in einem Kohlenschacht.
Philip hatte Mühe zu sprechen. »Ich wäre kein Mann, wenn ich dich nicht wollte.«
»Genau das ist es, was ich brauche«, erwiderte Michiko und erhob sich. »Einen Mann. Kein Kind.«
Als sie aufstand, glitten die seidigen Falten über ihre Hüften. Schat-

ten streiften ihre kräftigen Schenkel und entzogen ihr geheimes Delta weiter seinen Blicken.
»Du mußt mich auch wollen«, sagte sie und bewegte sich über die tatami-Matten auf ihn zu, »damit ich mich dir schenken kann.« Für einen atemlosen Augenblick blieb sie über ihm stehen, bevor sie in die Knie ging. »Sind wir sehr egoistisch, weil wir hier jetzt ganz allein beisammen sind? Zwei verheiratete Menschen, die nicht miteinander verheiratet sind.« Sie kniete vor ihm. Ihre Augen glänzten in der gedämpften Beleuchtung. »Aber ich möchte mich nicht auf ein anderes egoistisches menschliches Wesen einlassen. Damit würde ich lieber nichts zu tun haben. Ich möchte nicht egoistisch sein.«
Sie öffnete die Knöpfe an seinen Manschetten, dann über seiner Brust, um schließlich sein Hemd zu teilen. »Sag mir, Philip-san, glaubst du, daß Selbstlosigkeit den Platz der Liebe einnehmen kann?« Ihre Handflächen glitten über seine Schultern, über Bizeps und Unterarme, bis das Hemd in seinen Schoß sank. »Glaubst du daran - wie ich das tue -, daß sie die Lust zu etwas Edlerem erhöhen kann?«
»Ich glaube an das, was wir tun.«
Sie lachte leise. »Meinst du damit die Selbstlosigkeit meines Vaters, seinen Kampf für ein besseres Japan?« Geschickt lösten ihre Finger seinen Gürtel und den Verschluß seiner Hose. »Oder meinst du damit die Selbstlosigkeit unseres gegenseitigen Begehrens?«
Sie nahm das Hemd aus seinem Schoß.
Von Philip ergriff ein Gefühl nie gekannter Freude Besitz. Seit der Nacht, in der er die Drahtschlinge um Zen Godos Hals geschlungen und dann gespürt hatte, wie das Blut des frisch getöteten Tiers über seine Hände gelaufen war, seit dieser Nacht wurde er von einem Gefühl schwindelerregender Freiheit durchbebt.
Er hatte sich erneut in den Untergrund begeben, wurde ihm bewußt. Er war von einer geheimen unterirdischen Welt in eine andere übergewechselt. Und jetzt erst würde er sich wirklich auf das Spiel einlassen, das ihn so sehr faszinierte und zur Gänze in Beschlag genommen hatte. Nun konnte er beides in einem sein - der rote Fuchs und der Jäger. Das war die einzigartige Rolle, in die zu schlüpfen er sich sein ganzes Leben gesehnt hatte.
»Wenn ich aus Kyushu zurückkehre«, hatte Michikos Vater gesagt, »werde ich nicht mehr länger Zen Godo sein. Zen Godo ist doch tot, nicht wahr, Doss-san? Sie haben ihn getötet. Ich werde von jetzt an für immer Wataro Taki sein. Ich versichere Ihnen, daß nichts, was ich je von Ihnen verlangen werde, Sie in Konflikt mit Ihren patriotischen Gefühlen bringen wird. Ich weiß, was Ihnen Ihr Land bedeutet. Vielleicht sogar besser als Sie selbst. Als ich während des Krieges der Tokko, der Geheimpolizei, angehörte, bestand meine Aufgabe vor allem darin,

jene kommunistischen Elemente auszumerzen, die Japan mit Sicherheit im Innern entzweit hätten, wenn man sie hätte gewähren lassen. Und nun habe ich vor, diesen alten Kampf mit meinem neuen Yakuza-Clan fortzuführen. Sie sehen also, Doss-san, daß ich für mein Land und für das Ihre nichts zu erreichen versuche, das nicht auch in Ihrem Sinne wäre.«
Sie hatten sich gegenüber gesessen und hatten sich angesehen. Zwei Männer aus völlig verschiedenen Kulturen. Zwei Individuen, die gerade wegen dieser Kluft zueinander hingezogen wurden. Zwei menschliche Wesen, die einander so ähnlich waren, daß sie Zwillinge hätten sein können. Zwei Krieger, die vielleicht von den Grenzen des Alls hierher verschlagen worden waren. Es schien, als wären sie für diesen Augenblick geschaffen worden - geschaffen nur für diesen ganz speziellen Kampf.
»Niemand hat mich je geliebt«, sagte Michiko und riß ihn wieder in die Gegenwart zurück. »Alle anderen haben nur Teile meiner selbst kennengelernt. Ist das meine Schuld? Vielleicht ja.« Sie konzentrierte sich auf den Abstand zwischen ihnen mit solcher Intensität, daß er dadurch zum Leben zu erwachen schien. »Unsere Kultur erlegt uns strengste Zurückhaltung auf. In einer Gesellschaft, die zwischen Reispapierwänden lebt, kennt man keine Privatsphäre. In Japan gibt es kein >Ich< - nur ein >Wir<.«
Sie saß reglos da und betrachtete ihn. Vielleicht galt ihre Aufmerksamkeit auch einem speziellen Wesenszug, den sie in ihm entdeckt hatte. »Aber ich lasse meinen Gedanken freien Lauf, und plötzlich fühle ich mich als >Ich<. Wie ist das möglich? Das kann ich nicht verstehen. Ich kann es nicht ertragen. Denn es ist mir unmöglich, dieses >Ich< mit einem anderen Japaner zu teilen. Ich bin gezwungen, es für immer im tiefsten Innern meines Wesens unter Verschluß zu halten. - Außer, wenn ich dir nahe bin.« Ihre Daumenballen streiften über seine Brustwarzen, bis sie sich versteiften. »In deiner Nähe schmilzt mein Fleisch dahin wie Wachs.« Dann ihre winzige Zunge. »Die eingesperrte Luft in meinem Kopf kann entweichen.« Ein zartes Lecken unter seinen Armen. »Ich kann meine Augen schließen.« An der Basis seines Bauchs. »Ich kann >Ich< denken, ohne mich wie ein fremdes Wesen zu fühlen, das auf dem Mond umherirrt.« Und bei all dem brachte sie ihm bei, daß es keineswegs nur sein Penis war, den er im Zustand sexueller Erregung zu spüren vermochte.
Plötzlich hielt sie abrupt inne und legte ihre Hand auf ihre Lippen. »Ich wollte eigentlich gar nicht sprechen.«
»Du wolltest durchaus auch sprechen«, sagte Philip und streckte seine Hand nach ihr aus.
Er beugte sich vor und befreite sie von der letzten Lage eisweißer

Seide. Liebkoste sie mit seiner Zunge, bis ihr Stöhnen die winzige Wohnung erfüllte. Ihre Schenkel öffneten und öffneten sich. Und dann wälzte er sich, hart wie Fels, auf sie und spürte, wie ihre Finger ihn umschlossen und in ihr tiefstes Innerstes einführten.
Er fürchtete, er könnte den Verstand verlieren. Wahnsinn schien von ihm Besitz zu ergreifen, der das ganze Universum umspannte. Sein ganzer Körper erbebte unter ungeahnten, neuartigen Sinneseindrükken. Sein Mund öffnete sich über dem ihren. Er spürte die glühenden Spitzen ihrer Brustwarzen mit köstlichen Wonnegefühlen gegen seine drücken. Er versuchte, sich in ihr zu verlieren.
Was ihm fast gelang.
Eines mußte man David Turner lassen - er wußte, wie man einer Dame den Hof machte. Und so ging er mit Lillian häufig in den amerikanischen Offiziersclub, in dem auch Silvers verkehrte. Möglicherweise bediente er sich dabei gewisser Papiere, deren Verwendung sein Chef kaum gutgeheißen hätte. Doch solche kleine Tricks waren nun mal Turners Spezialität. Schließlich setzte er sie ja auch für eine gute Sache ein.
Lillian liebte den Offiziersclub. Er befand sich in der amerikanischen Botschaft, einem wuchtigen weißen Steinbau, der innen von Grund auf neu eingerichtet worden war. MacArthur war viel am leiblichen Wohl seiner engsten Mitarbeiter gelegen, und entsprechend herrschte in dieser Umgebung ein blühender Schwarzmarkthandel mit Fleisch, Gemüse, Obst, Wein und Spirituosen.
Lillian zog an diesem Ort jedoch vor allem der Umstand an, daß er absolut amerikanisch war. Und vielleicht lag es einfach daran, daß sie hier Turner ihr Herz ausschüttete und ihm alles erzählte, was sie bedrückte. Sie fühlt sich in dieser Umgebung, die sie an zu Hause erinnerte, einfach wohl. Und dazu kam noch, daß sie Japan und das Nichtstun gründlich satt hatte und sich mehr denn je nach daheim sehnte. Wenn sie Steaks aus Omaha aßen, Kartoffeln aus Idaho, Gemüse aus Long Island und wenn sie sich über einer guten Flasche Bordeaux ihre intimsten Gedanken und Wünsche anvertrauten, fühlte Lillian sich auf eine Weise zu Hause und geborgen, wie sie das nicht mehr gekannt hatte, seit sie nach Japan gekommen war. Zum Teil, das war ihr sehr wohl bewußt, lag das auch an ihrer inneren Aufgewühltheit - je länger sie in Japan blieb, desto mehr wurde ihr dieses Land verhaßt. Sie konnte sich nicht an seine Gebräuche und die verschiedenen Ebenen förmlicher, halbförmlicher und privater Kommunikation gewöhnen, von denen das japanische Gesellschaftsleben geprägt war. Sie fand die Landesreligionen - Buddhismus, Shintoismus und Zen - nicht nur schwer nachvollziehbar, sondern geradezu auf eine vage Weise bedrohlich. Die Japaner glaubten nicht an Himmel oder Hölle, sondern an

eine Art von Reinkarnation, der, zumindest in Lillians Augen, ein Beigeschmack des Übersinnlichen anhaftete. Sie sollte, zu ihrem nicht gerade gelinden Entsetzen, sogar feststellen, daß in Japan alles von einem Hang zum Übersinnlichen durchdrungen war. Die Japaner waren im Grunde ihres Wesens Animisten - sie sahen in jedem Winkel und in jeder Ecke ihrer Umgebung irgendwelche Geister.
Aber sie stellte fest, daß diese neue Einstellung in gewisser Weise auch mit David Turner zusammenhing. Zum einen war er ein hervorragender Zuhörer und besaß ein ganz außergewöhnliches Einfühlungsvermögen. Er stieß sie nicht, wie das bei Philip häufig der Fall war, mit immer neuen überraschenden und unbegreiflichen Wesenszügen seiner Persönlichkeit vor den Kopf. Außerdem war er ein guter Lehrer. Sie fand sein Gesicht durchaus attraktiv und vor allem - was für sie wesentlich wichtiger war - sehr sensibel. Was Philip an Turner asketisch erschien, empfand Lillian als intellektuell. Sie war erstaunt über sein breitgefächertes Wissen und über seine Bewandertheit in allen nur erdenklichen Philosophien und Ideologien - die er ihr übrigens außerordentlich gut und verständlich nahezubringen wußte.
Ohne so recht zu wissen warum, ertappte Lillian sich dabei, daß sie David Turner Dinge erzählte, die sie bisher noch keinem Menschen erzählt hatte. Über die Zeit in der High-School, als ihre beste Freundin an Leukämie erkrankt war. Lillian war zutiefst schockiert gewesen. Aus Angst, mitansehen zu müssen, wie die Krankheit ihre Freundin veränderte, hatte sie es immer wieder hinausgeschoben, sie im Krankenhaus zu besuchen.
Aber schließlich gewann ihr schlechtes Gewissen doch die Oberhand. Sie konnte sich noch gut erinnern, wie ihre Zähne vor Anspannung und Angst geklappert hatten, als sie von der Eingangshalle der Klinik im Lift nach oben fuhr. Unterwegs schoben zwei Krankenpfleger auf einer fahrbaren Bahre einen Patienten in den Lift, und Lillian war einer Ohnmacht nahe. Mit gespenstischer Deutlichkeit konnte sie sich noch an die mit einer klaren Flüssigkeit gefüllte Flasche erinnern, die über der Bahre hin und her schwang und tropfte, hin und her schwang und tropfte.
Und als sie dann auf den weißen, weißen Korridor hinausgetreten war, hatte sie eine Benommenheit überfallen, nicht unähnlich dem Gefühl, das sie bei ihrer ersten Narkose gehabt hatte, als ihr die Mandeln herausgenommen wurden. Sie brauchte etwas Zeit, um wieder Atem zu schöpfen, um ihrem Schwindelgefühl Herr zu werden. Schließlich fand sie das Zimmer.
Sie öffnete die Tür und trat ein. Sie konnte sich noch deutlich erinnern, daß das Fenster offen war. Die Vorhänge flatterten wie die Flügel eines Vogels im Wind. Sie hörte den Straßenlärm von draußen hereindringen.

Aber Mary war nirgendwo zu sehen. Nur ein leeres Bett, frisch bezogen. In Erwartung eines neuen Patienten.
Lillian hörte hinter sich ein Geräusch und wirbelte herum. »Mary«, stieß sie heftig hervor. Aber es war nur eine Schwester. »Wo ist Mary?«
»Meinen Sie das junge Mädchen, das ...«
»Mary Dekker!« schrie Lillian fast.
»Aber wußten Sie das denn nicht?« erwiderte die Schwester. »Sie ist heute morgen verschieden.«
»Verschieden?« hatte Lillian fassungslos wiederholt, während ihr gleichzeitig bewußt wurde, welch ein seltsames, steriles Wort das doch war.
»Hat man Ihnen denn davon unten an der Aufnahme nichts gesagt?« fuhr die Schwester fort. »Das hätten sie doch ...«
Lillian begann haltlos zu schluchzen.
Schließlich mußten sie sie in das Bett packen, in dem Mary gelegen hatte. Sie gaben ihr ein Beruhigungsmittel und verständigten ihre Eltern.
Sam Hadley war darauf persönlich ins Krankenhaus gekommen, um seine Tochter abzuholen. »Du mußt das so sehen, Lil«, erklärte er seiner Tochter auf der Heimfahrt. »Mary hat ihren eigenen Krieg ausgefochten. Sie hat ihn zwar verloren, aber das tut ihrer Tapferkeit keinen Abbruch.«
Die Wirkung des Beruhigungsmittels hatte nachgelassen, und Lillian konnte nicht aufhören zu weinen.
»Vielleicht könntest du von Mary ein paar Dinge lernen«, fuhr ihr Vater fort, ohne sie anzusehen. Der Anblick von Tränen war ihm zuwider. Sie hatten in seinen Augen keinen Zweck. »Sie war deine beste Freundin. Sie hätte Anspruch auf deine Unterstützung und deinen Beistand gehabt. Weine nicht um sie, Lil. Deine Tränen werden Mary nichts mehr nützen. Und um sich selbst zu weinen, ist nur ein Zeichen von Schwäche. Was sollte dir dein Weinen auch nützen? Werden dich deine Tränen stärker machen? Werden sie dir Mut verleihen?
Man braucht Mut, um in dieser Welt überleben zu können, Lil. Das Leben ist beileibe kein Zuckerlecken. Das hätte dir deine Freundin Mary sicher sagen können. Aber du hast es vorgezogen, den Kopf in den Sand zu stecken. Damit will ich keineswegs behaupten, ich könnte diese Reaktion nicht verstehen. Dennoch kann ich sie nicht billigen. Ich bin enttäuscht von dir, Lillian. Eine solche Reaktion hätte ich von einem meiner Kinder nicht erwartet. Tapferkeit ist etwas, das belohnt und anerkannt werden muß; sie ist nichts, vor dem man sich versteckt und das man flieht.«
Und dann, Jahre später, kam die letzte Nacht ihres Bruders Jason auf amerikanischem Boden. Sie hatte sie mit ihm verbracht. Er war bereits

voller fiebriger Erwartung gewesen. Sein Gesicht war leicht gerötet, und aus seinen Augen leuchtete ein Feuer, das sie auch an ihrem Vater schon so viele Male bemerkt hatte. Er war mit seinem ganzen Denken und Fühlen so sehr mit den kommenden Dingen beschäftigt, daß er ihre Argumente, die sie sich lange zuvor zurechtgelegt hatte, kaum hörte. Sie hatte sich fest vorgenommen, ihn in dieser letzten Nacht zu überreden, nicht nach Europa zu gehen. Doch als der entscheidende Zeitpunkt gekommen war, blieben ihr die Worte in der Kehle stecken. Statt dessen ließ sie zu, daß seine Begeisterung und seine Entschlossenheit die Oberhand über sie gewannen. Und als sie am nächsten Morgen der Transportmaschine hinterhersah, die ihren Bruder in einen bleiern grauen Himmel davontrug, hatte sie nicht einmal den Versuch unternommen, ihn von seinem Vorhaben abzubringen.
»Es war wieder dasselbe wie mit Mary«, erzählte Lillian einem verständnisvollen David Turner. »Es fehlte mir einfach am nötigen Mut, das zu tun, was ich hätte tun sollen. Und zweiundsiebzig Stunden später lag Jason tot am Strand von Anzio.«
Turner beugte sich vor. Das Licht brach sich in seinem dichten schwarzen Haar und verlieh ihm einen bläulichen Schimmer. »Glauben Sie nicht«, redete er behutsam auf sie ein, »daß Sie sich in diesem Punkt ein zu großes Maß an Verantwortung aufbürden, Lillian? Gehen wir doch nur mal davon aus, Sie hätten in besagter Nacht Ihrem Bruder Ihren Standpunkt klargemacht. Glauben Sie im Ernst, Sie hätten ihn von seinem Vorhaben abbringen können?«
Lillian sah ihn an.
»Und selbst wenn es Ihnen gelungen wäre, ihn umzustimmen«, fuhr David Turner fort, »was hätte er dann zu diesem Zeitpunkt noch tun sollen - etwa desertieren?« Er schüttelte den Kopf. »Nein, das Schicksal hatte längst seinen Lauf genommen.«
»Für mich hätte es trotzdem einen Unterschied bedeutet«, beharrte Lillian.
»Inwiefern?«
»Weil ich den Mut gehabt hätte, zu meiner Überzeugung zu stehen.«
»Entgegen aller Behauptungen Ihres Vaters, des Generals, ist das Leben nun mal eine Sache der Feiglinge. Glauben Sie mir eines, Lillian - Weisheit bedeutet ganz sicher nicht, seine Mitmenschen zu bekriegen; Weisheit heißt, die Notwendigkeiten der Geschichte zu begreifen.«
Turner ergriff ihre Hand. »So sehen Sie doch endlich ein, daß Sie Ihr Leben nicht nach den Prinzipien Ihres Vaters zu leben brauchen. Er ist ein Militarist, wie er im Buch steht. Sein ganzes Leben basiert darauf, anderen Menschen seinen Willen aufzuzwingen. Schließlich ist das ja auch seine Funktion. Seine verquere Lebensphilosophie hat sie vollkommen durcheinandergebracht. Wenn Sie weinen, erzählt er Ihnen,

Sie wären schwach. Wenn Sie dem Tod nicht ins Auge blicken können, erzählt er Ihnen, Sie wären schwach. Und so ist es Ihnen in Ihrer Jugend so oft ergangen, daß Sie inzwischen selbst an diesen Unsinn glauben. Aber darauf brauche ich Sie wohl kaum eigens hinzuweisen.«
Und doch hatte es genau dieser Worte bedurft, um Lillian klarzumachen, welch innerer Kampf sich in ihr abspielte und wie sehr sie ihren Vater und alles, wofür er stand, verabscheute. Und das sagte sie Turner auch. Welch eine Erleichterung bedeutete das für sie. Turner war so sensibel gewesen, dieses Dilemma zu sehen und sie ganz behutsam darauf aufmerksam zu machen. Und damit hatte er sie von dem befreien können, was sie immer als ihre Schwäche betrachtet hatte - weil ihr Vater ihr das immer wieder einredete!
Wie dieser Haß auf ihren Vater in ihr brannte! Und alles nur wegen David Turner.
»Du hast dich verändert.«
»Tatsächlich?« fragte Philip. »Inwiefern?«
Lillian schloß das Buch, in dem sie gelesen hatte. »Das ist schwer zu sagen.« Sie spitzte nachdenklich die Lippen, obwohl sie die Antwort längst parat hatte. Auf irgendeine seltsame Weise war er nicht mehr so verletzlich. Obwohl sie ihn noch immer brauchte - oder, genauer, etwas, das sie in ihm bemerkt zu haben glaubte -, stieg nun in ihr der Verdacht auf, daß er sie nicht mehr brauchte.
Sie saßen sich im Wohnzimmer ihrer kleinen Wohnung gegenüber. Der Lichtschein der Straßenlaternen hing wie Zuckerwatte an der Decke. Hin und wieder bestäubte ein vorbeifahrendes Auto den Teppich zwischen ihnen mit driftendem Licht. »Als ich dich kennengelernt habe«, fuhr Lillian fort, »hatte ich das Gefühl, als hätte ich mich durch die Gitterstäbe eines Käfigs gezwängt und stünde nun einem herrlichen, aber gefährlichen wilden Tier gegenüber. Das heißt, tief in meinem Innern hatte ich dieses Gefühl... Ich spürte in dir eine Kraft, an die ich mich klammern wollte, um sie nie mehr loszulassen.«
»Wie bei deinem Vater?«
»Nein!« schrie sie bestürzt auf, um jedoch sofort in heiteres Gelächter auszubrechen, als sie sah, daß er nur Spaß gemacht hatte. »Gütiger Gott, nein. Nicht wie bei meinem Vater.« Oder wie bei Jason, meinem Bruder, dachte sie, dessen Kraft mich wie die meines Vaters in lähmende Starre hat fallen lassen, wenn ich eigentlich zur Tat hätte schreiten sollen. Jason, der tapfere Soldat, der in den letzten Sonnenaufgang davongeflogen war. Aber Jasons Tod war nicht meine Schuld. Das hatte David doch gesagt.
»Und in welcher Hinsicht habe ich mich nun verändert?« drängte Philip.

Sie legte ihre flache Hand auf den Buchumschlag. »Was ich an meinem Vater, glaube ich, am meisten hasse, ist die Unantastbarkeit seiner Ziele«, begann sie schließlich ausweichend. Philip die Wahrheit zu sagen, brachte sie noch nicht über sich, da dies bedeutet hätte, daß sie sich diese Wahrheit auch selbst gegenüber hätte eingestehen müssen.
»Seine Stärke ist die Stärke der Rechtschaffenen. Er hatte zu Hause einen Säbel, den er mir eines Tages gezeigt hat. Er hatte seinem Vater gehört, der im Ersten Weltkrieg Kavallerieoffizier gewesen war. >Siehst du diese Klinge, Lil?< hat mein Vater gesagt, als er den Säbel aus der Scheide zog. >Sie ist aus einem Stück Stahl geschmiedete Er hieb damit gegen eine Mauer. >Diese Klinge gibt nicht nach, Lil. Sie ist stark und unbeugsam. Hast du dich je gefragt, was der Sinn des Lebens ist? Nun, hier ist die Antworte«
Sie küßte Philips Wange. »Aber das ist nicht deine Art von Stärke. Als ich dich kennenlernte, kam ich zum erstenmal mit einer Kraft in Berührung, die - wie soll ich es sagen? - im Fließen begriffen ist. Ich glaube, so könnte man es am ehesten umschreiben. Deine Kraft war nicht wie eine unbeugsame Klinge aus Stahl.«
Philip schloß die Augen. »Hast du je ein japanisches Langschwert gesehen? Ein katanal«
»Vermutlich schon. Aber ich kann mich nicht erinnern.«
»Dann hast du auch keines gesehen«, entgegnete Philip. »Sonst könntest du dich nämlich sicher daran erinnern. Ein katana ist aus einem einzigen Stück Stahl geschmiedet. Es wird in erhitztem Zustand gehämmert und unzählige Male neu bearbeitet und gefalzt. Das Ergebnis dieses langwierigen Prozesses ist die beste Klinge, die du dir vorstellen kannst. Ein wirklich gutes katana durchdringt jede Rüstung; es würde den Kavalleriesäbel deines Großvaters zerschneiden wie ein Stück Holz. Soviel also zu der Vorstellung deines Vaters von Unbezwingbarkeit.«
Sie betrachtete sein Gesicht, als schliefe er. »Wenn ich nur verstehen könnte«, sagte sie schließlich, »was dich an diesem Land so sehr anzieht.«
»Es ist nicht nur das Land, sondern vor allem auch seine Menschen.«
»Manchmal bin ich fest davon überzeugt, daß du verrückt bist. Das sind doch dieselben Menschen, die Pearl Harbor zerbombt haben. Wer ist ohne jede Vorwarnung über uns hergefallen?«
»So ist das hier nun einmal üblich, Lil«, entgegnete er darauf in so vernünftigem Ton, daß sie schauderte. »Sogar im Krieg. Das macht die Japaner jedoch noch keineswegs zu bösen Menschen - zumindest nicht alle von ihnen.«
»Da hast du's wieder. Wenn du so sprichst, weiß ich einfach nicht, wie ich das verstehen soll.«

»Ich weiß nicht, wie ich es dir besser erklären sollte, Lil.«
»Mir sind diese Japaner einfach unbegreiflich.« Lillian ließ resigniert die Schultern sinken. »Sie denken so vollkommen anders als ich. Das ist mir unheimlich.«
»Ich kann dir dieses Verständnis nicht mit Worten vermitteln, Lil«, erklärte er darauf. »Niemand kann das.«
Das ist nicht richtig, dachte sie und drückte ihre Hand fester auf das Buch. David hilft mir sehr wohl, Dinge zu begreifen, die mir vorher fremd waren. Bei ihm habe ich das Gefühl, als wüßte ich jeden Tag mehr, als öffnete ich mich wie eine knospende Blüte. »Ich komme mir mit dir vor wie ... wie zwei Schiffe auf zwei völlig verschiedenen Meeren«, sagte sie schließlich. »Manchmal habe ich das Gefühl, als wärest du furchtbar weit weg, Phil.«
Er öffnete die Augen. »Ich bin doch hier.« Was hätte er auch sonst sagen sollen? Wie hätte er das Unerklärliche erklären sollen? Wie hätte er irgendeinem Menschen verständlich machen sollen, was am Rand des zerbombten Kannon-Tempels von ihm Besitz ergriffen hatte? Als ihm Michiko an jenem Tag aus dem Nebel entgegengetreten war? Genau das war es nämlich, was Lillian von ihm verlangte. Er war Japan auf Gedeih und Verderb verfallen. Doch gleichzeitig sah er nun auch in verstärktem Maß die Risiken, die damit verbunden waren, daß das Land wie der neu erbaute Tempel der Kannon aus den Trümmern des alten Japan neu erstand; denn nun galt es, diesen Wiederaufbau in die rechten Bahnen zu lenken. Und das wiederum bedeutete, daß er gegen Kozo Shiina und seinen Jiban mit den von ihnen gewählten Waffen antreten mußte.
Lillian versuchte zu lächeln. Aber was sie nun sagte, war von solcher Bedeutung, daß ihr Lächeln auf halbem Wege erstarb.
»Phil, ich kann dir nicht beschreiben, wie sehr ich die Staaten vermisse. Es ist, als wäre ich hier wie tot, als befände ich mich in einer Art Vorhölle und als wartete ich nur darauf, daß endlich das wirkliche Leben wieder beginnt.«
»Aber du bist doch ringsum von pulsierendem Leben umgeben«, versuchte Phil ihr klarzumachen. »Wenn du nur nicht solche Angst davor hättest.«
Wenn du dir nur die Zeit nähmst, mir beizubringen, wie man dieses Leben versteht, dachte sie. »Siehst du?« sagte sie statt dessen. »Du bist einfach anders. Du fühlst dich hier wohl.«
Vielleicht hat sie tatsächlich recht, dachte er. Denn es ist Japan, das mich so nachhaltig verändert hat. Und jetzt weiß sie von der Unantastbarkeit meiner Ziele, von meinem Gefühl der Verantwortung für die Zukunft dieses Landes.
Ihm sollte jedoch erst viel später bewußt werden, daß Japan mit all

dem, zumindest was Lillian betraf, sehr wenig zu tun hatte. Es war nämlich Michiko, die sie so dicht an seiner Seite spürte wie seinen eigenen Schatten.
Das Telefon klingelte. Philip nahm den Hörer ab.
»Ich bin in Silvers Haus.« Es war Jonas. »Weißt du, wo es ist?«
»Natürlich.« Philip rollte sich aus dem Bett. Kein Hallo, kein Wie geht's. »Was ist los ...?«
»Komm sofort hierher.« Jonas war außer Atem. »Und zwar auf der Stelle.«
In dem Block, in dem Silvers Haus lag, waren keinerlei besondere polizeiliche Aktivitäten festzustellen, außer daß das Haus von einem Kordon von Militärpolizisten umstellt war, als tagten dort gerade der Präsident und sein vollzähliges Kabinett.
Philip zückte seinen Ausweis. Trotzdem tastete ihn ein vierschrötiger Sergeant am ganzen Körper nach Waffen ab. »Tut mir leid, Sir«, entschuldigte er sich. »Befehl.«
Philip stieg die Steintreppe hinauf und öffnete die Tür.
»Bist du das, Phil?« Jonas Stimme. »Ich bin in der Bibliothek. Die erste Tür rechts.«
Philip trat ein und blieb wie angewurzelt stehen.
»Mein Gott.«
»So wurde er eben gefunden.«
Der ganze Raum war voller Blut. Der Teppich war davon getränkt; über den gebohnerten Parkettboden zogen sich schimmernde Bäche. Wenn man ihren Lauf zurückverfolgte, gelangte man an ihre Quelle. Colonel Harold Morten Silvers - beziehungsweise das, was von ihm noch übrig war - lag verkrümmt auf dem Boden. Er sah aus, als wäre er in Stücke gehackt worden.
»Wer hat ihn gefunden?« wollte Philip wissen.
»Ich.« Eine zweite Stimme.
Philip drehte sich um und starrte in das gerötete Gesicht von General Sam Hadley.
»Und du hast ihn genauso vorgefunden?« fragte Philip.
Sein Schwiegervater nickte. »Ich war mit Silvers verabredet. Die Tür war geschlossen, aber nicht verriegelt. Ich kam ins Haus und habe nach Silvers gerufen.«
Trotz der bizarren Umstände konnte Philip nicht umhin, sich zu wundern, was Hadley und Silvers wohl zu besprechen gehabt haben könnten. »Und sonst war niemand im Haus?«
»Zumindest hat sich niemand gemeldet.«
»Das habe ich nicht gefragt.« Philip riß die Leitung der Ermittlungen nun ganz offenkundig an sich.

Der General hob die Schultern. »Das kann ich nicht mit Sicherheit sagen. Ich habe Silvers so vorgefunden, wie du ihn hier liegen siehst. Ich habe nichts angerührt. Außerdem habe ich sofort die CIG-Zentrale benachrichtigt.«
»Und die haben dich verständigt, Jonas?«
»Nein, das war-Turner. Er gibt gerade bei der Militärpolizei seine Aussage zu Protokoll.«
Philip trat näher. Wegen des vielen Blutes war das nicht ganz einfach.
»Womit wurde das getan?« fragte Jonas.
»Meinst du damit die Mordwaffe?« Philip beugte sich über die verstümmelte Leiche.
»Bisher sind wir noch auf nichts Verdächtiges gestoßen«, erklärte Jonas.
Philip starrte in ungläubigem Entsetzen auf den Toten. Denn beim Anblick von Silvers Wunden zuckte das Bild des katana durch seinen Kopf, das ihm Michiko bei seinem ersten Treffen mit Zen Godo gegen den Hals gedrückt hatte. »Wie es scheint«, sagte Philip schließlich, »wurde Silvers mit einem japanischen Langschwert ermordet.«
»Colonel Silvers soll von einem Japaner getötet worden sein?« David Turner war in den Raum getreten. »Lieutenant Doss«, er lächelte, »ich weiß nur zu gut, daß Sie so etwas wie ein Japanexperte sind. Demnach hätten wir also bereits einen ersten Anhaltspunkt.«
Obwohl alles daraufhindeutete, daß die Mordwaffe ein katana gewesen war, wollte Philip eben sagen, daß es wohl kaum von einem Japaner gehandhabt worden sein konnte. Die tiefen Schnitte, die Silvers Körper zerstückelt hatten, waren sehr grob und außerdem auch sehr willkürlich angebracht worden. Niemand, der auch nur in die Grundbegriffe von kenjutsu eingeweiht war, hätte sein Opfer auf so schlampige Weise getötet. General Hadley ließ Philip jedoch keine Zeit, seine Zweifel zu äußern.
»Das Ganze sieht fast nach einer Racheaktion aus«, sagte Philips Schwiegervater. Als er darauf Philips Miene bemerkte, machte er eine besänftigende Geste. »Keine Sorge, mein Junge; Jonas und Turner wissen von dem Silvers schwer belastenden Material, das du mir ausgehändigt hast. Ich habe ihnen gestern abend davon erzählt. Die Beweislast war erdrückend. Ich hielt es für besser, sie davon in Kenntnis zu setzen, bevor ich damit zu MacArthur ging. Ich hoffe, das war in deinem Sinn. Wie hätte ich denn dagestanden, wenn sie von einem Außenstehenden davon erfahren hätten?«
Hadley umkreiste die Leiche. »Ich werde die Militärpolizisten jetzt lieber wegschicken. Das geht sie nichts an.« Er ließ seinen Blick von einem zum ändern wandern. »In diesem Punkt dürften wir uns doch alle einig sein?« Hadley nickte. »Gut. Was Silvers betrifft, hat ihn seine

gerechte Strafe also doch noch ereilt. Je weniger Leute von seinem Verrat wissen, desto besser. Dieser Meinung ist auch MacArthur. Er hat mir in dieser Angelegenheit vollkommen freie Hand gelassen. Er - und das gilt mit Sicherheit auch für uns - möchte diese Sache so rasch und unauffällig wie möglich bereinigt haben. Daher halte ich es für das beste, das Ganze als einen Selbstmord hinzustellen. Auf diese Weise können wir das belastende Material ruhigen Gewissens vernichten, und der ganze Vorfall ist damit aus der Welt geschafft.« Er ließ erneut seinen Blick durch den Raum wandern. »Einverstanden?«
Jonas und Turner nickten ernst. Philip wollte protestieren, ein paar Begleitumstände des Mordes, so unbedeutend sie auch erscheinen mochten, ließen ihm keine Ruhe, doch ein Blick auf General Hadley genügte, um ihm zu sagen, daß dies nicht der geeignete Zeitpunkt war, sie zur Sprache zu bringen. In einer Hinsicht hatte sein Schwiegervater durchaus recht. Die CIG stand nicht gerade auf vertrautestem Fuß mit Präsident Truman. Sollte nur der leiseste Hinweis auf diesen Zwischenfall auf dem Schreibtisch im Oval Office landen, dann stand die Zukunft des Geheimdienstes ernsthaft auf dem Spiel.
Widerstrebend nickte also auch Philip. Doch weshalb kam er sich dabei vor wie einer jener römischen Senatoren, die sich verschworen hatten, Julius Cäsar zu ermorden?
Philip konnte es nicht erwarten, in Michikos nachgiebiges Fleisch einzudringen. Die Glut, die von ihr ausging, ließ ihn, lange bevor er sie auch nur berührte, heftig erzittern. Der Sachverhalt, daß sie beide verheiratet waren, schien nicht mehr zu existieren oder zumindest einer völlig anderen Welt anzugehören, die nichts mit der ihren gemein hatte.
Michiko, die wild entschlossene, unerbittliche samurai, die ihr katana mit unfehlbarer Sicherheit zu handhaben verstand, war in seiner Gegenwart, in ihren intimsten Momenten, eine fügsame und anschmiegsame Liebhaberin. Doch war sie nicht im üblichen Sinn des Wortes fügsam. Das heißt, sie lag nicht mit weit gespreizten Beinen da und wartete, daß er in sie eindrang. Sie war vielmehr auf eine Art fügsam, wie sie fast allen japanischen Frauen zu eigen ist, die schon von Geburt an lernen, sehr genau auf die Wünsche des Mannes zu achten und gleichzeitig ihre eigene Lust in vollen Zügen zu genießen.
Das war es, was Philip gemeint hatte, als er zu Lillian sagte, er könne ihr das Verständnis der japanischen Denkungsart nicht beibringen. Das war etwas, was man nicht mit Worten vermitteln konnte. Es bedurfte dazu vielmehr einer wachen und doch ruhigen Bereitschaft von Seiten des Lernenden, die es diesem Verständnis ermöglichte, durch geduldiges Beobachten und Akzeptieren ganz allmählich in ihn einzudringen.

Denn keiner der wesentlichen Inhalte des japanischen Denkens wäre im emotionalen oder intellektuellen Vokabular eines Westlers zu finden gewesen.
Welche Laune des Schicksals - des karma - hatte ihn wohl mit diesem Hang zur Weisheit des Ostens geboren werden lassen, fragte sich Philip. Er wußte auf diese Frage keine Antwort. Was ihn so sehr zu dieser Unzugänglichkeit Japans hinzog, waren eben jene Eigenschaften, die bewirkt hatten, daß er sich schon als Heranwachsender immer als ein Ausgestoßener gefühlt hatte - oder genauer: die ihn dazu getrieben hatten, eine Außenseiterstellung einzunehmen, sobald er alt genug dazu war. Er war als der »besondere Amerikaner« bekannt. Und genau als solcher hatte er unbewußt schon sein ganzes Leben lang zu gelten versucht. Das war der Ausweg aus der Starre und Enge der Vorstellungen gewesen, die sein Vater vom Leben gehabt hatte.
Er sprach ein Gebet des Dankes - welchem Gott galt es? Christus? Jehova? Buddha? -, daß er Zugang zu dieser höheren Bewußtseinsform hatte finden dürfen, wo er für immer im Zentrum des Kosmos geborgen war, wo er für immer vor seinem Vater und seinem über ihn ausgesprochenen Fluch in Sicherheit war - und auch vor allem anderen.
Hier befand er sich außerhalb des Gesetzes.
Hier war er das Gesetz.

Drittes Buch

———

HA GAKURE
Verborgene Blätter

FRÜHLING, GEGENWART
Tokio/Maui/Moskau/Paris

»Chinmoku«, sagte Kozo Shiina. »In der Architektur sind Stille und Schatten dasselbe. Eines steht für das andere. Sehen Sie das, Joji?«
»Ja, Shiina-san«, antwortete Joji. Es befriedigte ihn, daß Kozo Shiina, einer der mächtigsten Männer in ganz Japan, die Anredeform verwendete, in der Gleichgestellte miteinander sprachen.
Sie waren zum buddhistischen Kan'ei-ji-Schrein im Ueno-Park im nordöstlichen Sektor von Tokio gekommen. Der Kan'ei-ji besaß große Bedeutung für die Japaner. Nach den uralten Prinzipien der Geometrie - ursprünglich eine chinesische Kunst, die auf den fünf Hauptelementen der Welt: Erde, Luft, Feuer, Wasser und Metall basierte - war der Nordostteil einer Stadt ganz besonders durch Eindringlinge sowohl aus der materiellen Welt wie aus der Welt der Geister gefährdet.
»Vor diesen Toren«, sagte Shiina, »stürmen die Massen vorbei, nur mit ihren täglichen Pflichten beschäftigt. Innerhalb des Kan'ein-ji bleibt ein Hauch des alten Japan unverfälscht erhalten. Die uralte Stille schafft sich ihren eigenen Raum in einer Weltstadt, die keinen Raum zu erübrigen hat. - Folglich wurde, als der Kan'ei-ji gebaut wurde, auch ein mächtiges Kimon, ein Dämonentor vorgesehen, das die Stadt schützen sollte. Im Lauf der Zeit wurden weitere Kimons gebaut, nicht nur in diesem Stadtbezirk, sondern überall in Tokio. Bis irgendwann die Stadt vollständig von Dämonentoren umgeben war. Durch ihre schattenhafte Stille hielten sie die bösen Geister fern und boten gleichzeitig den Bewohnern der Stadt eine geistige Zuflucht, wo die elementaren Vorstellungen der Vergangenheit sich reinigen, sich erneuern und, wenigstens für eine gewisse Zeit, die wachsende Modernisierung aufhalten konnten, die das Herz Japans aus dem Gewebe seiner einmaligen Vergangenheit zu reißen drohte. - Die Schattenstille«, sagte Shiina, »das ist es, was der aufragende Fels, der nach oben strebende Wald und die Sandgärten kunstvoll schaffen.« Er starrte durch die im Sonnenlicht tanzenden Staubflöckchen. Joji hatte das unheimliche Gefühl, daß Shiina wirklich bis ins Herz dieses heiligen Ortes schauen konnte.
» Yama no oto. Hier kann ich, eingehüllt von der Stille, die Stimme des Berges hören.«
»Hoffentlich hat er auch ein paar weise Worte für mich«, sagte Joji.
»Beruhigen Sie sich, Joji. Anstatt nervös herumzulaufen, setzen Sie sich hierher, neben mich. Hören Sie den Schatten zu, wie sie an den

Mauern entlangkriechen, die Steine überfluten, über den geharkten Sand gleiten. Lassen Sie die Stille durch ihre Ungeduld dringen, bis sich die Anspannung in Ihnen löst.«
»Shiina-san«, sagte Joji. »Ich bin zu Ihnen gekommen, weil es sonst niemanden gibt, an den ich mich wenden kann. Ich brauche Hilfe. Mein Bruder Masashi hat mir die Macht über den Taki-gumi entrissen. Ich bin jetzt, nach dem Tod meines Bruders Hiroshi, der rechtmäßige Erbe.«
Shiina wartete, bis Joji sich neben ihn gesetzt hatte, ehe er sagte: »Kennen Sie die wahre Definition des Krieges? Nein, ich glaube nicht. Sie wurde nicht von einem Samurai oder einem großen General geprägt, sondern von einem Poeten und Bildhauer namens Kotaru Takamura. Er sagte, der Krieg sei ein Angriff auf eine sehr tiefe Stille.«
»Ich verstehe nicht, was das bedeutet.«
»Es ist der Grund, warum ich lieber hierher gehe, anstatt ins Teehaus.«
»Ich möchte verstehen, Shiina-san.«
»Genau wie die Architektur Stille schaffen kann«, sagte Shiina, »kann es auch die menschliche Psyche durch das Denken. Ohne Stille ist das Denken unmöglich. Ohne Denken kann keine Strategie aufgestellt werden. Häufig, Joji, sind Krieg und Strategie nicht miteinander vereinbar. Die Generäle, die sich selbst zu ihrer siegreichen Strategie beglückwünschen, machen sich höchstwahrscheinlich etwas vor. Wenn man nicht mitten im Krieg bewußt die Stille sucht - so wie ich inmitten der Kakophonie dieser glitzernden, modernen Weltstadt diesen Zufluchtsort aufsuche - hat man nicht gesiegt. Man hat nur überlebt.«
Joji bemühte sich zu verstehen.
»Sie stehen mitten in einem Krieg, Joji. Entweder werden Sie diesen Krieg gewinnen, oder Sie werden lediglich überleben. Das ist die Entscheidung, die Sie treffen müssen.«
»Ich glaube, ich habe mich schon entschieden«, sagte Joji. »Ich bin zu Ihnen gekommen.«
»Jetzt müssen Sie mir etwas erklären. Ich war der Feind Ihres Vaters. Wie kommt es, daß Sie von mir Hilfe erwarten?«
»Wenn Sie mir Rückendeckung geben, wenn Sie mir helfen, meine Strategie zu planen«, sagte Joji, und sein Herz klopfte wild vor Aufregung, »bekommen Sie an dem Tag, an dem man mich zum oyabun ausruft, die Hälfte des Taki-gumi.«
»Die Hälfte«, sagte Shiina nachdenklich.
Joji fragte sich, ob sein Angebot wohl großzügig genug war und fuhr hastig fort: »Das haben Sie doch immer gewollt, Shiina-san, nicht wahr? Und jetzt, durch mich, werden Sie es bekommen. Gemeinsam können wir Masashi besiegen, und dann bekommen wir beide das, was wir uns am meisten wünschen.«
Shiina schloß die Augen. »Lauschen Sie auf die Stille, Joji. Sie müssen

fähig sein, ihre vielen Bedeutungen zu interpretieren. Dann sind Sie auch fähig zu lernen. Wenn Sie nicht lernen können, sind Sie für mich nicht zu gebrauchen.«
»Ich gebe mir Mühe, Shiina-san.«
»So?« sagte Shiina. »Ein Regenwurm, der durch ein Erdbeben aus seinem unterirdischen Heim geschleudert wird, bemüht sich, sich im Licht zurechtzufinden. Aber das Licht ist nicht seine Heimat. Wenn er nicht den Weg zurück unter die Erde findet, geht er unweigerlich zugrunde.«
»Und so sehen Sie mich, Shiina-san?« fragte Joji steif.
»Sie«, sagte Shiina. »Und Ihren Bruder Masashi. Meiner Ansicht nach liegt das Problem darin, daß Ihr Bruder sich von der Vergangenheit abgeschnitten hat, und in der Vergangenheit, Joji, hat die Bedrohung für Japan begonnen. Mit der Invasion der Amerikaner. Mir scheint, daß Masashi die Zukunft etwa so sucht wie eine Fledermaus, die sich am hellen Mittag aus ihrer Höhle wagt. Er ist blind für die Naturkräfte, die vor Jahren in Bewegung geraten sind. Er glaubt, Geschichte sei etwas, was alte Männer nur bewundern, weil sie alt sind, versteinert, weil Geschichte alles ist, woran sie sich noch halten können.
Wie selbstgefällig! Wie sicher fühlt er sich in seiner Habgier! Und deshalb wird er benützt, von älteren, weiseren Leuten, die die Kraft der Geschichte auf ihrer Seite haben. Er will die Strömungen der Industrie, der Bürokratie und der Regierung mit seiner brutalen Kraft kontrollieren. Aber ohne das Wissen, das ihm die Geschichte geben kann, ist er nicht einmal in der Lage, diese Strömungen zu erkennen und kann erst recht nicht hoffen, sie zu seinem Vorteil zu beeinflussen.«
Joji beobachtete den unaufhaltsamen Vormarsch der Schatten über die Tempeldächer an den geschützten Bambushainen, den nackten Felsen, den Wirbeln der Sandgärten entlang und spürte jedes von Shiinas Worten wie einen Säuretropfen, der mitten auf seine Stirn fiel. »Erklären Sie das doch bitte genauer, Shiina-san«, bat er.
Kozo Shiina hatte die Augen vor der Nachmittagssonne geschlossen. »Es ist ganz einfach, Joji. Durch meine Verbindungen zur Regierung habe ich erfahren, daß ihr Bruder eine Reihe von Bündnissen mit einem Teil ziemlich, äh, radikaler Elemente innerhalb der verschiedenen Ministerien eingegangen ist.«
»Ja, ja«, sagte Joji. »Davon hat er mir einiges erzählt.«
»Tatsächlich?« Shiinas Augen klappten auf und durchbohrten Joji mit ihrem starren Blick.
»Ja«, fuhr Joji fort. »Masashi sucht Eingang in die Gesellschaft. Er will erreichen, was unserem Vater nicht gelang, er will ein wahres Mitglied der japanischen Gesellschaft werden. Er will sich mit allen Mit-

teln Respekt verschaffen. Und weil ihn die Leistungen Wataros wie ein Spuk verfolgen, ist er unvorsichtig geworden. Ich glaube, er wird den Taki-gumi verlieren, wenn er auf diesem Weg weitermacht.«
Eine Reihe von Priestern mit kahlgeschorenen Köpfen ging einen Weg entlang. Ein langsamer, gleichmäßiger Singsang erfüllte die Luft. Er störte die träge Stille des Kan'ei-ji nicht, sondern vertiefte sie eher noch.
Als der Singsang schließlich verstummte, sagte Shiina: »Dann verraten Sie mir, warum ich etwas unternehmen soll, um ihn aufzuhalten?«
Joji dachte: Jetzt habe ich ihn und sagte: »Wenn Sie mir helfen, wird Ihnen ein Teil des Taku-gumi gehören. Ist das nicht weitaus besser als zuzusehen, wie er zerstört wird?«
»Wenn Sie es so ausdrücken«, sagte Shiina, »weiß ich nicht, wie ich ablehnen soll.«
Joji runzelte die Stirn. »Ihr Eingreifen wird große Veränderungen für den Taki-gumi bedeuten«, erklärte er, als habe er sich dies jetzt zum erstenmal überlegt. Bisher war immer Michiko dagewesen und hatte ihm geholfen, komplizierte Angelegenheiten bis zum Ende durchzudenken.
»Seien Sie nicht traurig, Joji«, sagte Shiina wohlwollend. »Denken Sie an den Meiji Jinja. Der Schrein zu Ehren des ersten Meiji-Kaisers wurde 1921 errichtet. Während des Kriegs im Pazifik wurde er zerstört und 1958 wieder aufgebaut. Das gilt für sehr viele von unseren Institutionen. Ihre Geschichte ist eine Aneinanderreihung von Zerstörung und Wiederaufbau. Und so ist es auch mit den Yakuza-Clans.« Er lächelte. »Denken Sie nur daran, wieviel Gutes Sie tun können.«
»Im Augenblick kann ich nur daran denken, wie ich mit Masashi fertig werden soll«, sagte Joji.
»Hören Sie auf mich«, riet Shiina. »Hier, im Inneren dieses Tempels, können wir dem Krieg zusehen wie Götter. Indem wir beide Seiten betrachten, werden wir eine Strategie finden, der Ihr Bruder unterliegen wird. Aber ich warne Sie, wir haben wenig Zeit. Die Bündnisse, die Masashi eingegangen ist, festigen sich von Tag zu Tag. Wenn wir zu lange zögern, werde auch ich Ihnen nicht mehr helfen können.«
»Ich bin bereit, Shiina-san«, sagte Joji wie ein Samurai, der in den Kampf zieht.
Shiina stieß einen tiefen Seufzer der Zufriedenheit aus. »Das sehe ich, Joji. Und ich habe keinen Zweifel, daß Sie einen würdigen Streiter abgeben werden.«
»Hallo, Großmama.«
Paß auf, dachte Michiko. Du mußt dich zusammennehmen und zuhören. Aber ihr brach fast das Herz, und alles, woran sie denken konnte, war, daß ihre arme Tori wie ein Tier gefangengehalten wurde.

»Wie geht es dir, mein Liebling?«
»Ich vermisse dich«, sagte Tori. »Wann kann ich nach Hause kommen?«
»Bald, mein Kleines.«
»Aber ich möchte jetzt nach Hause.«
Diese klägliche, dünne Stimme. Michiko konnte sich das tränenverschmierte Gesicht vorstellen. Hör auf damit! befahl sie sich selbst. Du hilfst deiner Enkelin nicht, wenn du dich wie ein Schwächling benimmst. Michiko lauschte auf die Geräusche im Hintergrund, wie jedesmal, wenn Tori anrief. Manchmal hörte sie Männerstimmen. Manchmal verstand sie sogar Bruchstücke dessen, was sie sagten. Sie langweilten sich bei der Wache ebenso wie Tori.
Michiko erinnerte sich an eine Episode in einem Fernsehfilm, in der die Freundin des Helden gegen ihren Willen festgehalten wurde. Jedesmal, wenn die Entführer anriefen, um ihre Forderungen zu stellen, hörte der Held ein sonderbares Geräusch. Schließlich identifizierte er es als eine Pfahlramme, sah in den städtischen Unterlagen über Bauvorhaben nach und fand auf diese Weise sein Mädchen. Nun strengte sich Michiko an, um jede Nuance aufzufangen, die ihr einen Hinweis geben konnte, wo Masashi ihre Tori versteckt hielt.
Außer den Gesprächen gab es keine Geräusche, nichts, was sie identifizieren konnte. Sie wußte nicht einmal sicher, ob Tori sich in Tokio oder irgendwo außerhalb, auf dem Lande befand. Michiko biß sich auf die Unterlippe. Es war eine unlösbare Aufgabe. Nur im Kino konnte das Gute jedesmal über das Böse triumphieren. Dies hier war das wirkliche Leben, und im wirklichen Leben wußte man nie, wie etwas schließlich ausging.
»Ach, Großmama, ich möchte dich so gerne sehen. Ich möchte nach Hause.«
Michiko hatte gelobt, das Böse zu bekämpfen, aber als sie jetzt ihre Enkelin weinen hörte, fand sie den Preis, den sie dafür bezahlte, viel zu hoch. Tori war unschuldig. Daß sie in diesen Kampf hineingezogen wurde, war schrecklich und ungerecht.
»Paß mal auf, Kleines«, sagte Michiko und wagte einen letzten Versuch. »Tori, hörst du mich? Gut. Hören die Männer dir zu? Nein, sieh sie nicht an. Ich möchte, daß du mir sagst, was du vor dem Fenster des Zimmers sehen kannst, in dem du bist.«
»Ich kann gar nichts sehen, Großmama«, sagte Tori. »Es gibt kein Fenster.«
»Dann bist du unter ...«
»Wenn Sie so etwas noch einmal versuchen, Mrs. Yamamoto«, sagte eine barsche Stimme, die sie nicht erkannte, dicht an ihrem Ohr, »werde ich Ihrer Enkelin weh tun müssen.«

Michiko verlor die Beherrschung. »Wer sind Sie?« Es war zuviel: Die Drohung, die Vorstellung des grausamen Mannes hinter der barschen Stimme, die Bilder von Tori, wie sie geschlagen wurde. »Wo halten Sie sie fest? Warum lassen Sie sie nicht gehen?«
»Sie wissen, warum wir das nicht tun können, Mrs. Yamamoto. Wir sichern uns damit die Unterstützung Ihrer ganzen Familie. Zwingen Sie mich nicht, Sie noch einmal daran zu erinnern.«
»Lassen Sie mich mit meiner Enkelin sprechen. Ich möchte ...«
Sie hörte das Klicken, mit dem am anderen Ende der Leitung der Hörer aufgelegt wurde. Bei dem Geräusch verwandelte sich Michikos Blut in Eis.
»Hier herrscht Macht«, sagte Eliane. »Hier auf Maui, im lao Valley.« Im Halbdunkel waren nur ihre Augen zu sehen, leuchtende Stecknadelköpfe, die Augen eines Panthers in der Nacht. »Ich glaube, daß es auf der Welt Orte gibt, wo Macht herrscht. Stonehenge ist einer davon, die Pyramiden von Gizeh und Les Baux in der Provence gehören ebenfalls dazu. Als ich klein war dachte ich, es gäbe nur einen oder zwei dieser Orte. Aber je älter ich werde, desto länger wird die Liste.«
»Ich möchte wissen, was es mit dem Katei-Dokument auf sich hat«, sagte Michael. Er war aus seinem Schlafzimmer gekommen und hatte Eliane auf der Couch zusammengerollt gefunden, eine Tasse mit dampfendem Tee in den Händen: »Fat Boy Ichimada sagte, ich soll dich danach fragen.«
Es war schon fast Morgen. Irgendwo zwitscherte ein Vogel. Der Himmel hinter den Vulkanbergen schimmerte perlmuttfarben. Sie hatten ein paar Stunden geschlafen, aber trotz ihrer Erschöpfung hatte sie das überschüssige Adrenalin, das bei dem Kampf auf dem Besitz in Kahekili ausgeschüttet worden war, nicht zur Ruhe kommen lassen.
Michael trug ein Pflaster an der Nase. Das Fleisch war blau und geschwollen, aber der Knorpel war nicht gerissen.
»Aber von all den Orten der Macht, an denen ich gewesen bin«, sagte Eliane, »ist die Energie hier am stärksten. Die Hawaiianer sagen, hier in diesem Tal hätten sich ihre alten Götter versammelt. Hier liebten sich diese Götter, hier kämpften sie, schleuderten nach Belieben Blitz und Donner und gewaltige Wassermassen auf die Erde.«
Michael setzte sich neben sie auf die Couch, nahm ihr die Teetasse aus der Hand und veranlaßte sie, sich ihm zuzuwenden. »Eliane«, sagte er, »wer bist du? Wo hast du gelernt, wie ein sensei, wie ein Meister mit dem Schwert umzugehen?«
Ihre Augen fingen das erste bleiche Morgenlicht ein, ihre Wangen waren rosig. Sie machte sich von ihm los, stand auf und ging durch

das Zimmer zu einem Stuhl, über dem ein Paar verwaschene Jeans hingen und begann, sie anzuziehen.
»Glaubst du nicht, daß unsere Begegnung etwas zu bedeuten hat?«
Sie fuhr sich mit den Fingern durch das Haar und drehte sich, um sich in einem Spiegel an der Wand zu betrachten.
»Du kannst mir nicht erzählen, daß du sie für einen Zufall hältst«, fuhr Michael fort. »Ich bin hierhergekommen, um Fat Boy Ichimada zu suchen. Dein Freund hat für ihn gearbeitet...«
»Ich weiß, daß du die ganze Zeit in diesen Besitz eindringen wolltest. Um herauszufinden, wer deinen Vater getötet hat?«
»Ja.«
»Nachdem du dich entschlossen hast, allmählich mit der Wahrheit herauszurücken«, sagte sie, »will ich dir gestehen, daß auch ich in den Besitz eindringen wollte. Ich habe keinen Freund.« Sie kam zur Couch zurück und setzte sich.
Michael sah sie an. »Wer bist du, Eliane? Ichimada hat dich gekannt.«
»Ich bin eine Yakuza«, sagte sie. »Wenigstens stamme ich aus einer Yakuza-Familie. Meine Mutter ist die Tochter von Wataro Taki. Nun, eigentlich seine Stieftochter. Er hat sie vor langer Zeit, viele Jahre vor meiner Geburt, adoptiert.«
Michael beobachtete sie mit äußerster Genauigkeit. Sie muß wissen, wer ich bin, dachte er. Sie muß es die ganze Zeit über gewußt haben. »Hat Masashi dich geschickt?« fragte er.
»Ich arbeite nicht für Masashi«, antwortete sie. »Ich verabscheue ihn. Genau wie meine Mutter.«
»Aber du bist trotzdem hierhergekommen. Warum?«
»Ich bin gekommen, um das Katei-Dokument zu suchen. Ehe Masashis Leute es finden.«
»Ichimada sagte, mein Vater habe das Katei-Dokument Masashi gestohlen.«
»Das habe ich gehört. Ja.«
»Was ist das Katei-Dokument?«
»Es ist das Herz des Jiban, einer Clique von einflußreichen Leuten, die kurz nach dem Zweiten Weltkrieg gebildet wurde. Wataro Taki hatte es sich zum Ziel gesetzt, diese Clique zu vernichten. Der Jiban entwarf einen langfristigen Plan für die Zukunft Japans.«
»Was für einen Plan?«
»Das weiß niemand«, sagte Eliane, »außer den Mitgliedern des Jiban. Und jetzt vielleicht Masashi, denn er hat so etwas wie ein Abkommen mit dieser Gruppe getroffen.«
»Und was will dieser Jibanl«
»Unabhängigkeit für Japan. Sie wollen Freiheit von den erdölprodu-

zierenden Ländern. Aber vor allem wollen sie Freiheit von der Herrschaft Amerikas.«
In Michaels Kopf schrillte eine warnende Glocke, aber er konnte sich nicht denken, warum. Zuviel war auf einmal geschehen. Sein Kopf war voll von tausend unbeantworteten Fragen. Zum Beispiel die Botschaft seines Vaters: »Erinnerst du dich an den shintail« Und wo hatte er die rote Schnur schon gesehen, von der Ichimada gesprochen hatte?
»Warum bist du nach Maui gekommen?« fragte Eliane.
»Weil mein Vater Fat Boy Ichimada offenbar an dem Tag angerufen hat, an dem er getötet wurde.«
»Hat Ichimada davon kurz vor seinem Tod gesprochen?«
»Ich weiß es nicht«, sagte Michael nicht ganz wahrheitsgemäß. Er saß neben einer halbnackten Frau, die ihn, das wußte er jetzt, von Frieden und Stille umgeben, eingestehen, sehr anzog. Aber konnte er ihr vertrauen? Das war eine völlig andere Frage.
»Warum hast du mir nicht gleich gesagt, daß du eine Yakuza bist?« fragte er.
»Vielleicht aus dem gleichen Grund, aus dem du dich mir nicht anvertraut hast.« Sie beobachtete, wie das Sonnenlicht die Vulkane des lao Valley mit Streifen überzog, als wären sie die Leinwand eines göttlichen Malers. »Ich konnte dir nicht trauen. Deinen Motiven. Ich kann es immer noch nicht.«
Das war eine Art Beichte, aber Michael fühlte sich deshalb kein bißchen wohler. Der klügste deiner Feinde, hatte Tsuyo ihn gewarnt, wird zuerst danach streben, dein bester Freund zu werden. Mit der Freundschaft kommt die Sicherheit, das Vertrauen und ein Nachlassen der Wachsamkeit. Und dies sind die wirksamsten Verbündeten deines Feindes.
»Wie wurde dein Vater getötet?« fragte Eliane. »Das war eine schreckliche Geschichte.«
»Ich weiß es nicht«, antwortete Michael. »Um das herauszufinden, bin ich ja nach Hawaii gekommen. Ich hoffte, es von Fat Boy Ichimada zu erfahren. Jetzt muß ich Ude finden und ihn fragen.«
Wie kann ich mich vor diesem klugen Feind schützen, sensei?hatte Michael gefragt.
Auf die gleiche Weise, wie der Dachs sich schützt, war Tsuyos Antwort gewesen. Indem du ständig deine Umgebung prüfst. Prüfe auch jene, die dir am nächsten sein wollen. Andere Möglichkeiten gibt es nicht.
»Hast du ihn geliebt?« fragte Eliane. »Deinen Vater.«
»Ja«, sagte Michael. Und dann: »Ich wünschte, ich hätte mir die Zeit genommen, ihn besser kennenzulernen.«
»Warum hast du es nicht getan?«
Ich war zu sehr mit meiner komplizierten Ausbildung in Japan be-

schäftigt, dachte Michael. Er zuckte die Schultern. »In meiner Kindheit war er viel unterwegs.«
»Aber du hast ihn respektiert?«
Michael fragte sich, was er darauf antworten sollte. Es war alles so komplex. Philip Doss war nicht der Vizepräsident einer erfolgreichen Firma, auf den sein Sohn voll Stolz zeigen konnte. Andererseits war er sicherlich aus eigener Kraft zu dem geworden, was er war. »Die meiste Zeit in meinem Leben«, sagte er, »wußte ich gar nicht, was mein Vater machte. In dieser Hinsicht ist es also schwer, etwas zu sagen.« Die Berge lagen jetzt ganz im Licht, das Feuer eines neuen Tages entzündete die Wipfel der dichten Laubbäume. »Jetzt weiß ich es, aber es fällt mir noch immer schwer, es zu verstehen. Ich bewundere ihn. Er hatte sehr starke Überzeugungen.«
»Aber?« Sie hatte etwas aus seiner Stimme herausgehört.
»Ich bin nicht sicher, ob ich billige, was er getan hat.«
»Und was war das?«
»Was ist eigentlich mit deinem Vater?« fragte Michael, um das Thema zu wechseln.
Eliane hatte wieder nach der Tasse gegriffen und hielt sich daran fest wie an einem Rettungsring. »Ich respektiere ihn.«
»Aber?« Jetzt hörte er seinerseits etwas heraus.
»Aber nichts.« Eliane starrte vor sich hin.
»Schön«, sagte er. »Wenn du nicht darüber sprechen willst.«
Aber sie wollte, sogar dringend. Die Schwierigkeit war, daß sie nie jemanden gehabt hatte, dem sie es erzählen konnte. Bei ihrer Mutter hatte sie sich jedenfalls nie aussprechen können. »Mein Vater hat mir nie viel Beachtung geschenkt.«
Sie starrte in den Bodensatz ihres Tees. »Für mich war immer meine Mutter zuständig. Er mußte das Familienunternehmen leiten. Jedesmal, wenn sie den Mund aufmachte, störte es ihn. Er hat ihr nie zugetraut, daß sie eine Ahnung von geschäftlichen Dingen haben könnte. Aber sie versteht natürlich etwas davon, hat immer etwas davon verstanden.« Sie stellte die Tasse ab. »Ich habe nie viel Zeit mit ihm verbracht, erst als ich älter war.« Es fiel ihr schwer, stellte Eliane fest, schwerer als sie je geglaubt hätte. Aber sie brauchte es so dringend. Es schien, als habe sie ihr ganzes Leben lang nach jemandem gesucht, dem sie sich anvertrauen konnte. »Aber da gab es noch jemand. Einen Mann, einen Freund meiner Mutter. Er kam und besuchte mich. Ich dachte immer, meine Mutter hätte ihn darum gebeten, ich dachte, sie wolle es mir leichter machen. Aber allmählich begriff ich, daß er mich liebte, daß er aus eigenem Antrieb kam.« Eliane mußte die Augen schließen. Sie spürte, wie hinter ihren Lidern Tränen brannten und drängte sie zurück. »Meine Mutter wollte immer, daß ich an diesen Mann glaubte.«

»Warum?«
Eliane saß vornübergebeugt, die Arme eng an den Körper gepreßt. »Weil sie an ihn glaubte. Weil es nach dem Tod meines Großvaters so ungeheuer wichtig war, jemanden zu haben, an den man glauben konnte.« Im trägen Sonnenlicht, das in den Raum sickerte, sah er, daß Eliane lautlos weinte. »Ich will nicht mehr darüber sprechen.«
»Eliane ...«
»Nein«, flüsterte sie. »Laß mich.«
Eine seltsame Fremdheit hatte sich mit dem Sonnenlicht eingeschlichen und sie auseinandergedrängt. Eigenartigerweise war es, als hätten die Erinnerungen an ihre Väter sie voneinander entfernt, anstatt sie enger zusammenzuführen.
Das sollte nicht passieren, wenn man sich die Wahrheit erzählt, dachte Michael.
Yvgeny Karsk rauchte eine Zigarette. Während er darauf wartete, daß das Telefon klingelte, beobachtete er seine Frau. Sie packte seine Koffer mit der gleichen Präzision, mit der sie alles tat.
»Ich möchte, daß du in die Datscha ziehst, solange ich weg bin«, sagte er und blies den Rauch ins Schlafzimmer. »Es wird dir guttun, eine Weile von Moskau wegzukommen.«
»Es ist noch zu kalt, um aufs Land zu gehen«, wandte seine Frau ein. Sie war durchaus attraktiv: dunkelhaarig, schlank, sauber, geschmackvoll gekleidet. Und sie hatte ihm drei Söhne geboren. Er hatte eine gute Wahl getroffen.
Karsk drückte die Kippe aus und zündete sich sofort eine neue Zigarette an. »So? Und wozu hast du deinen Pelz?«
»Der Zobel«, sagte sie nüchtern und praktisch, »ist für die Oper oder das Ballett.«
Karsk knurrte etwas. Er genoß es, sich an ihrer Seite in der Öffentlichkeit zu zeigen. Besonders genoß er die eifersüchtigen Blicke der jüngeren Offiziere. Ja, entschied er, er hatte eine gute Wahl getroffen. »Mach, was du willst«, sagte er. »Das tust du schließlich immer. Ich dachte nur, es wäre ganz gut für dich, nachdem ich fort bin und die Jungen in der Schule sind. Die Winter in Moskau sind immer so öde. Und so lang.«
»Du bist es doch, der sich nach Europa sehnt, Yvgeny«, erklärte sie.
»Nicht ich.« Sie bürstete einen Anzug ab, ehe sie ihn in den Kleidersack hängte. »Ich bin hier vollkommen zufrieden.«
»Und ich nicht?« Klang das ein wenig ärgerlich? Oder eher verteidigend?
Seine Frau zog den Reißverschluß des Kleidersacks zu und drehte sich zu ihm um. »Weißt du was, Yvgeny? Du hast eine Affäre und weißt es nicht einmal.«

»Wie meinst du das?« Jetzt war er wirklich ärgerlich.
»Du hast eine Geliebte«, sagte seine Frau. »Und ihr Name ist Europa.« Sie trat näher und blieb vor ihm stehen. Dann lächelte sie und küßte ihn. »Du bist wie ein kleiner Junge«, sagte sie. »Ich glaube, das liegt daran, daß du ein Einzelkind bist. Die Psychologen sagen, Einzelkinder brauchen mehr Liebe als Kinder, die mit Geschwistern aufwachsen.«
»Das ist dummes Zeug.«
»Wenn man dich ansieht«, sagte sie, »trifft es genau zu.« Sie küßte ihn wieder, um ihm zu zeigen, daß sie ihre Worte ernst meinte. »Du brauchst wegen deiner Geliebten keine Schuldgefühle zu haben. Ich bin nicht eifersüchtig.«
Nachdem sie das Schlafzimmer verlassen hatte, stand er am großen Fenster und schaute hinaus auf die Moskwa, die durch die Stadt floß. Als einem der vier Vorsitzenden des KRO, der Abteilung für Spionageabwehr im ersten Hauptdirektorium des KGB, wurden Yvgeny Karsk viele Privilegien eingeräumt. Eines davon war die ziemlich große Wohnung in einem neuen Hochhaus mit Blick auf die Moskwa.
Die Aussicht auf die funkelnden Lichter und die goldgedeckten Zwiebelkuppeln war zwar imposant, aber er konnte sich nicht daran freuen. Auf dem Fluß schwamm immer noch Eis, obwohl es schon weit im April war. Der Winter hielt die Stadt in seinem Würgegriff und wollte seine Herrschaft auch jetzt noch nicht aufgeben, obwohl seine Zeit vorüber war.
Karsk steckte sich schon wieder eine neue Zigarette an, noch ehe die letzte ganz heruntergebrannt war. Sein Hals war wund und schmerzte, aber er schien nicht aufhören zu können. Das Rauchen ist eine Art Buße, dachte er. Aber wofür?
Weil er nicht an Gott glaubte. Seine Mutter hatte an Gott geglaubt, aber bei seiner Ausbildung für den KGB hatte er gelernt, Gott als Vorstellung der geistig Armen zu verlachen. Religion war Opium für die Massen, bestenfalls eine kurzlebige Idee, mit der eine kleine Gruppe - Priester - die vielen kontrollieren konnte. Organisierte Religion - jede Religion - war potentiell gefährlich und stand im Gegensatz zur wissenschaftlichen Dialektik, wie sie Marx und Lenin lehrten.
Mit Reformen war es das gleiche, überlegte er. Sie waren alle schön und gut - wo sie hingehörten. Niemand würde bestreiten, daß es notwendig war, die Sowjetwirtschaft leistungsfähiger zu machen. Oder den Mißbrauch von Vergünstigungen innerhalb der Regierung abzuschaffen. Aber man mußte die vielfältigen Auswirkungen jeder Reform sehr sorgfältig bedenken. Wenn man solch radikalen Vorstellungen die Tür auch nur einen Spaltbreit öffnete, wie es eben jetzt geschah, konnte man sie dann auch so festhalten? Würden die Reformen nicht ihrem Wesen nach dazu neigen, die Tür bis zum Anschlag aufzustoßen?

Und dann, fragte sich Karsk, wo stehen wir dann? Am Ende wird man Mühe haben, uns von den Vereinigten Staaten zu unterscheiden.
Karsk lehnte sich gegen den Fensterrahmen und spürte, wie die Kälte des kühlen Moskauer Frühlings in ihn eindrang. Er sehnte sich nach Europa.
Das Telefon klingelte. Er konnte seine Frau in der Küche hören, wie sie das Abendessen vorbereitete, und warf einen Blick auf seine Uhr. Das Telefon läutete weiter, sie würde nicht abheben. Sie war am anderen Ende der Wohnung und konnte das Gespräch nicht mithören. In der Küche begann Wasser zu rauschen. Er nahm den Hörer ab.
»Moshi moshi? Hallo?«
»Ich habe im Büro angerufen«, sagte Kozo Shiina. »Ihr diensthabender Offizier hat das Gespräch durchstellen lassen.«
Sergei ist sehr tüchtig, dachte Karsk. Er machte sich nie Sorgen, wenn er die alltäglichen Routinearbeiten im Büro Sergeis fähigen Händen überließ.
»Gibt es Neuigkeiten von Audrey Doss?« fragte Karsk.
»Bisher noch nicht«, sagte Shiina.
»Ich muß wissen, wo sie sich befindet«, erklärte Karsk, ärgerlich die Stirn runzelnd. »Das ist von höchster Wichtigkeit.«
»Ich tue, was ich kann«, versprach Shiina. »Ich werde Sie sofort informieren, wenn ich etwas höre. Haben Sie irgendwelche Informationen darüber, wer Philip Doss getötet hat?«
»Nein«, sagte Karsk. »Ich habe eine völlige Niete gezogen.«
»Hmm. Das beunruhigt mich«, sagte Shiina. »Wer hat ihn getötet? Ich mag keine unsichtbaren Mitspieler. Allzuoft stellt sich heraus, daß es Feinde sind.«
»Machen Sie sich keine Sorgen«, beschwichtigte Karsk. »Ganz gleich, wer es ist, er kann uns jetzt nicht mehr aufhalten.«
»Soll das heißen, wir können mit der planmäßigen Lieferung der Ware rechnen?« Keiner von ihnen hätte es gewagt, selbst auf einer sicheren Leitung wie dieser hier die Ware mit Namen zu nennen.
»Ja, in ein oder zwei Tagen«, sagte Karsk. »Sie wird gerade verladen. Sie verstehen, wie schwierig das unter den gegebenen Umständen ist.«
»Vollkommen.« Shiina war erleichtert, daß das letzte Stück seines Plans fertig war. »Und ich weiß Ihre Mühe zu schätzen.« Sie sprachen japanisch. Shiina mochte denken, das geschähe aus Höflichkeit ihm gegenüber, aber in Wirklichkeit ging es Karsk darum, jede Nuance des Gesprächs mitzubekommen. Er war ein glänzender Sprachenkenner und er glaubte, daß unweigerlich kostbare, geheime Informationen verlorengingen, wenn Verbindungsleute mündliche Berichte in einer zweiten - oder gar dritten - Sprache ablieferten. Folglich beherrschte Karsk zwölf Sprachen und doppelt so viele Dialekte fließend. »Verges-

sen Sie nur nicht, daß die Ware keinerlei russische Beschriftung und Numerierung aufweisen warf«, fuhr Shiina fort. »Ich möchte nicht, daß jemand erkennt, woher sie kommt.« Besonders Masashi nicht, dachte er, weil er sich erinnerte, wie sehr dieser die Russen haßte.
»Seien Sie unbesorgt«, versicherte Karsk. »Wir haben kein Interesse, gerade dieses Geheimnis bekanntwerden zu lassen.« Er mochte sich die katastrophalen Folgen in diesem Fall gar nicht ausmalen. »Und was ist mit dem Rest?«
»Die Zerstörung des Taki-gumi steht unmittelbar bevor«, sagte Shiina, und die Freude in seiner Stimme war nicht zu überhören. Es ist doch gut, dachte Karsk, wenn die Leute, die für einen arbeiten, ebenso denken wie man selbst. Besonders diejenigen, die gar nicht glaubten, daß sie für einen arbeiteten, weil man sie davon überzeugt hatte, sie stünden auf gleicher Stufe, sie seien Partner. Wie Kozo Shiina.
»Hiroshi Taki ist tot«, sagte Shiina gerade. »Auf meine Veranlassung hin und wie geplant hat Masashi den Befehl dazu gegeben. Jetzt habe ich, ebenfalls wie besprochen, die beiden noch verbliebenen Taki-Brüder, Joji und Masashi, gegeneinander gehetzt.«
»Manchmal frage ich mich«, sagte Karsk und beobachtete, wie die Eisschollen auf der Moskwa das matte Licht auf die Wagen zurückwarfen, die die Straße entlangfuhren, »ob Ihnen die künftige neue Stellung Ihres Landes in der Welt ebensoviel Freude bereiten wird wie die Zerstörung von Wataro Takis Schöpfung.«
»Ein seltsamer Gedanke«, meinte Kozo Shiina. »Ich hatte nämlich angenommen, Sie würden begreifen, daß beides untrennbar miteinander verknüpft ist. Zu Lebzeiten Wataros hätte der Jiban sein Ziel niemals erreicht: Japan hätte nie den ihm zustehenden Platz in der Welt bekommen. Und Sie könnten Amerika niemals in die Knie zwingen.«
»Mag sein«, sagte Karsk. »Aber wir hätten einen anderen Weg gefunden.«
»Nein, nein, Karsk. Denken Sie an Ihre Geschichte. Die einzige Möglichkeit, wie ihr Russen je ein anderes Land okkupieren könntet, ist die Rote Armee.«
»Wir wollen gar nicht in die Vereinigten Staaten einmarschieren«, sagte Karsk. »Bei einem solchen Unternehmen - selbst wenn wir Erfolg hätten, ohne dabei die ganze Erde zu verwüsten - würde Rußland schnell verbluten. Auch wenn Sie es vielleicht nicht glauben, ich habe mich mit Geschichte befaßt. Ich weiß, daß der Niedergang des Römischen Reiches darauf zurückzuführen war, daß es sich zu weit ausgebreitet hatte. Die Römer verstanden sich auf ihr Handwerk - die Kriegführung. Sie besiegten alle. Aber wie sich herausstellte, war das der einfachere Teil. Schwierig - der Geschichte nach unmöglich - war es, die ganzen Besitzungen unter Kontrolle zu halten. Zu viele Menschen,

zu viele vereinzelte Aufstände. Die Finanzierung des sich aufblähenden römischen Heeres hat das Reich schließlich in den Bankrott getrieben. Wir haben nicht vor, den gleichen Fehler zu begehen.«
»Was haben Sie dann mit Amerika vor?« fragte Shiina.
Karsk beobachtete, wie sich der Rauch seiner Zigarette vor der Fensterscheibe auflöste und sah, daß es angefangen hatte zu schneien. Seine Schulter schien von der Berührung mit dem Fensterrahmen, mit dem Moskauer Frühling, eingefroren zu sein. Er drückte seine Zigarette aus und fragte sich dabei, wieso er eigentlich nur rauchte, wenn er in Rußland war. »Etwas, was wir als Teil unseres schon lange bestehenden Abkommens von Ihnen erhalten, Shiina-san«, sagte er. »Die Zerstörung der amerikanischen Wirtschaft.«
Als Ude nach Hana zurückkehrte, blutete er. Er erinnerte sich an eine Vision, die er vor einiger Zeit gehabt hatte. Er war die Sonne, und er stand in Flammen. Das Licht, das er erzeugte, war gewaltig, unermeßlich. Er pulsierte vor Licht, vor Wärme, vor Leben. Bis er angefangen hatte zu bluten. Welch göttliches Blut verströmt ein Stern, wenn er verletzt ist? Plasma? Magma? Unwichtig. Ude, die Sonne, blutete. Und während er blutete spürte er, wie ihn sein Licht, seine Wärme, sein Leben verließen.
Er hatte zu schreien begonnen. Bis die Frau, die bei ihm war, ihm 25 cc Thorazin eingeflößt hatte.
Jetzt, in Fat Boy Ichimadas dunklem Haus in Hana, hinter geschlossenen Fensterläden, zogen Udes Finger an den Drahtfesseln, mit denen Audrey an ihren Stuhl gebunden war. Das Kinn fiel ihr auf die Brust, und er ohrfeigte sie mehrmals. »Hilf mir!« schrie er sie an. »Hilf mir! Ich blute!«
Audreys Augen öffneten sich. Sie wußte nicht, wo sie war, wußte nicht, wer sie da anschrie. Verhungert, ausgedörrt und voll Entsetzen schrie sie auf und verlor das Bewußtsein.
Ude beobachtete sie keuchend. Er dachte daran, wie er sie gefunden hatte, als er in das Haus eingebrochen war. Sie war nicht gefesselt gewesen, hatte friedlich geschlafen, neben ihrem Bett hatten Essen und Wasser gestanden und er hatte beides verzehrt, während er den unsignierten Zettel gelesen hatte, der unter dem Wasserkrug lag. »Audrey«, hatte darauf gestanden, »hab keine Angst. Ich habe Dich nach Hawaii gebracht, um Dich zu retten. Du bist in Sicherheit vor denen, die Dir schaden wollen. Bleib hier, bis ich Dich hole. Vertraue mir.«
Ude hatte den Zettel vernichtet. Er war es, der Audrey an den Stuhl gefesselt hatte, damit sie ihm nicht davonlief, während er sich mit anderen Dingen beschäftigte.
Jetzt kümmerte er sich um sein tröpfelndes Blut.

Audrey erwachte einige Zeit später vom Gesang der Vögel. Ein schlafender Gecko lag auf ihrer Brust. Als sie ihn sah schrie sie auf, ihre Hand zuckte nach vorn und schleuderte die kleine Echse von ihrem Körper.
Sie setzte sich auf. Wo bin ich? fragte sie sich. Ihr Kopf schmerzte so heftig, als stecke er in einem Schraubstock. Sie hatte einen seltsamen, beißenden Geschmack in der Kehle, ihr Mund war trocken und brannte vor Durst.
Ringsum standen Bäume, dicht und üppig, überwuchert. Sonnenlicht und Schatten spielten über ihren Körper. Sie war angekleidet - blaue Baumwollshorts, ein weißes T-Shirt, violette Plastiksandalen an den Füßen. Nichts davon war neu, nichts davon gehörte ihr. Auf dem T-Shirt war etwas aufgedruckt. Sie zog den Stoff von ihrem Körper weg, um die Aufschrift lesen zu können: KONAIRON MAN TRIATHLON 1985.
Kona? Wo war Kona? Sie zerbrach sich den Kopf. War das nicht auf Hawaii? Sie sah sich um, spürte den warmen Wind auf ihren bloßen Armen und Beinen. Hörte die Vögel singen, die Insekten summen.
Hier bin ich also? Auf Hawaii?
Und dann: Was ist geschehen?
Sie legte ihren hämmernden Kopf in die Hände und kniff vor dem grellen Sonnenlicht die Augen zu. Die Helligkeit verschlimmerte ihre Kopfschmerzen. O Gott, o Gott, bitte laß das Hämmern aufhören.
Jetzt erinnerte sie sich, daß sie zu Hause in Bellehaven gewesen war, daß sie Geräusche gehört hatte und die Treppe hinuntergegangen war. Sie hatte angenommen, es sei Michael, da unten, im Arbeitszimmer ihres Vaters. Statt dessen ...
Wer? Warum?
Fragen ohne Antworten jagten in ihrem Kopf herum wie aufgescheuchte Vögel. Die Kopfschmerzen wurden stärker. Stöhnend drehte sie sich zur Seite und übergab sich, meist trocken würgend, weil sie fast nichts im Magen hatte.
Benommen legte sie sich wieder ins Gras zurück. Allein das Atmen war schrecklich mühsam. Aber ihr Körper gab nicht auf und irgendwann begann sie, sich besser zu fühlen.
Sie drückte die Hände auf den Boden und stemmte sich hoch. Ihre Beine waren kraftlos wie nach langer Krankheit. Auf Händen und Knien, mit gesenktem Kopf, wurde ihr bewußt, daß sie wieder einen Augenblick lang weggewesen sein mußte.
Jetzt bekam sie Angst. Was war mit ihr geschehen? Dem Winkel nach zu urteilen, in dem das Licht durch die Baumwipfel fiel, war es später Nachmittag. Offenbar war sie lange bewußtlos gewesen.
Sie erinnerte sich, daß Michael ihren Namen gerufen hatte, daß er ins

Arbeitszimmer gekommen war. An das Aufblitzen seines katana. Das Klirren aufeinanderprallender Klingen. Immer und immer wieder ... Und dann?
Michael! Michael!
Den Tränen nahe hielt sie inne. Sie hörte die mahnende Stimme ihres Bruders: »Das hat keinen Sinn. Nimm dich zusammen, Aydee.«
Die Stimme in ihrem Kopf gab ihr Kraft und sie versuchte, ihrem Rat zu folgen.
In diesem Augenblick sah sie Ude. Sie bemerkte als erstes die »Irezumi«, die Tätowierungen auf seinem nackten Oberkörper. Dann seinen massiven Körperbau. Sie sah die Verbände an seiner linken Schulter. Den dunkelbraunen, verschmierten Streifen getrockneten Blutes. Der Mann war Orientale. Japaner oder Chinese? Das konnte sie nicht sagen. Michael wäre wütend auf sie gewesen.
»Wer sind Sie?« fragte sie. Es fiel ihr übermäßig schwer, auch nur diese paar Worte zu sprechen.
»Hier«, sagte Ude und goß aus einer Thermosflasche Wasser in einen Plastikbecher. »Trinken Sie.« Als sie das Wasser hinunterkippte und zu würgen begann, fügte er hinzu: »Langsam.«
Audrey spürte, wie ihr schwindlig wurde, und sie setzte sich ins hohe Gras. »Wo bin ich?« fragte sie. »Bin ich auf Hawaii?« Ihr Kopf fühlte sich an, als wäre er aus Blei. Sie legte ihn auf ihre verschränkten Unterarme, aber nicht lange, weil auch ihre geschwollenen Handgelenke schrecklich schmerzten.
»Es ist unwichtig, wo Sie sind«, sagte Ude. »Weil Sie nicht sehr lange hier sein werden.«
Audrey trank langsam weiter, obwohl ihr Körper vor Durst schrie. Ude füllte das Glas mehrere Male. Sie schaute ins Sonnenlicht: »Was geschieht mit mir?«
»Schön«, sagte Ude. »Das reicht.« Er nahm ihr das Glas aus der Hand und zog sie in die Höhe. Sie wäre in seinen Armen beinahe zusammengebrochen, und er mußte sie den steinigen Pfad halb hinuntertragen. Sie erhaschte einen kurzen Blick auf ein Haus - das Haus, in dem man sie gefesselt hatte? -, und dann wurde sie in einen Wagen gepackt.
Die nächsten paar Stunden waren verschwommene, ständig wechselnde Bilder. Obwohl sie sich alle Mühe gab, wach zu bleiben, sank sie wiederholt in Bewußtlosigkeit, nur um unter Schmerzen wieder hochzufahren, als sei ihr nicht einmal ein friedlicher Schlaf gegönnt.
Sie stellte fest, daß sie nur langsam vorwärts kamen, weil sich das Gelände als ziemlich bergig erwies. Auch wenn sie nicht direkt etwas davon sehen konnte merkte sie, wie steil der Boden abfiel. Gelegentlich mußte der Wagen an der Seite stehenbleiben. Sie hörte Motoren wie von entgegenkommenden Fahrzeugen, die vorbeifuhren.

Irgendwann wurde die Steigung weniger extrem und flachte sich schließlich ab. Jetzt wurde auch der Weg besser und sie sank schließlich, völlig erschöpft, in einen tiefen Schlummer.
Nobuo Yamamotos Handflächen waren schweißnaß. Vielleicht zum zehnten Mal in ebenso vielen Minuten wischte er sie an einem Leinentaschentuch ab, das schon grau war vom Schmutz der Stadt.
Es war ein ungewohntes Symptom für einen Mann seiner Stellung und seines Charakters. Er saß nach vorne gebeugt in seinem von einem Chauffeur gesteuerten Wagen, in verkrampfter Haltung, die Nerven zum Zerreißen gespannt.
Schon seit vielen Monaten hatte Nobuo nachts nicht mehr gut geschlafen. Wenn er schlief, dann träumte er, und seine Träume waren voll von Tod. Von dem schrecklichen, sengenden Tod, schnell und gleichzeitig qualvoll langsam, der auf den Blitz folgte. Blitz, so nannte Nobuo es. Nicht Explosion. Blitz, das war ein Ausdruck, mit dem er - gerade noch - leben konnte.
Da Nobuo Japaner war, kannte er die grauenvolle Gefahr besser als die meisten Leute. Hier hatte sie eine Geschichte. In Hiroshima und Nagasaki. Die Japaner verabscheuten alles, was mit Atomspaltung zu tun hatte, besonders, wenn es sich um Atomwaffen handelte.
Mein Gott, dachte er, wie bin ich da jemals hineingeraten? Aber er wußte es natürlich. Es war Michikos wegen. Durch sie war er mit Leib und Seele an die Takis gebunden. So hatten sein Vater und Wataro Taki - Wataros ursprünglichen Namen Zen Godo hatte Nobuo schon lange vergessen - es sich vorgestellt, als die beiden Männer diese Verbindung geplant hatten. Die Yakuza und das Industrie-Unternehmen, für alle Zeiten vermählt, sich gegenseitig stärkend.
Aber jetzt war Wataro Taki tot und Hiroshi ebenfalls. Masashi bekam alles, was er immer gewollt hatte. Masashi wurde oyabun des Takigumi, und Masashi war ein Wahnsinniger. Ein Wahnsinniger, an den Nobuo nun auf einzigartige Weise gefesselt war. Ich baue ihm alles, was er will, dachte Nobuo, und der Gedanke daran widerte ihn an, aber ich stemme mich bei jedem Schritt dagegen. Trotzdem, das Ende ist nahe, ich habe die Grenze der Verzögerungstaktik erreicht. Ich muß das Projekt fertigstellen. Was bleibt mir übrig, da das Leben meiner Enkelin in Gefahr ist?
Trotzdem hielten die Alpträume an. Immer noch verfolgten ihn in den Nächten die wandelnden Toten mit ihrem verfaulenden, stinkenden Fleisch und verwandelten seine Träume in ein Schlachthaus von Schuldgefühlen.
Das nächtliche Tokio leuchtete an einem Horizont, der von der Breite und Höhe seines Autofensters begrenzt wurde. Die großen Neonschil-

der und Reklametafeln spiegelten sich in jeder glatten Fläche, in jedem dunklen Fenster, auf jeder Wölbung, und davon gab es selbst in seinem begrenzten Blickfeld so viele, daß man sie unmöglich zählen konnte. Auf Tokio hinauszustarren war, als ob man in einen sternenübersäten Himmel blicken würde. Die sich vermischenden Eindrücke drangvoller Enge und riesiger Weite, vielleicht ein Symbol für Japans offenkundige Widersprüche, waren ebenso schwindelerregend wie erhebend. Denn sie bestätigten die wesentliche Fähigkeit dieser Kultur, sehr wenig in gewaltigen Überfluß zu verwandeln.
»Er ist da, Sir«, sagte Nobuos Fahrer.
Immer zu spät, dachte Nobuo bei sich. Ein nicht sehr feinfühliger Hinweis auf das Wesen unserer Beziehung.
Er beobachtete, wie Masashi aus dem Wagen stieg und in dem Theatereingang verschwand. Es wird Zeit, dachte er, wischte sich ein letztes Mal die Hände ab und verstaute das zerknüllte Taschentuch.
Im Inneren war das Theater nüchtern, streng, winzig. Es gab einen Bereich für die Zuschauer und einen für die Bühne, das war alles. Abgesehen von den Monitoren natürlich. Reihen von Fernsehschirmen - im Augenblick noch dunkel - zierten die beiden Seiten. Es mußten insgesamt mehr als hundertfünfzig sein, leere Fenster ins Nichts. Sie steigerten die Trostlosigkeit des Raumes um ein Vielfaches. Man hatte das Gefühl, einen Weltraumsektor zu betreten, in dem sogar die Sterne erloschen waren. Alle hie und da auf den Schirmen aufblitzenden Reflexe kamen von den Zuschauern selbst, die gerade ihre Plätze einnahmen.
Masashi wartete, wie es seine Gewohnheit war, in der Tür bis kurz vor Beginn der Vorstellung. Inzwischen war bis auf seinen Platz alles besetzt, aber, was noch wichtiger war, er hatte Gelegenheit gehabt, sich jeden Eintretenden genau anzusehen.
Jetzt ging er zu seinem Platz. Links von ihm saß eine junge Japanerin, die Kleidung im Schlabberlook in vielen ineinander verfließenden Grüntönen, die Wangen rot und violett geschminkt, mit glänzendem Lippenstift. Ihr bis auf die Stirnfransen kurzgeschnittenes Haar schien so steif, als hätte sie Klebstoff hineingebürstet. Rechts von ihm saß Nobuo.
Ohne Fanfaren oder sonstige Ankündigung begann die Vorstellung. Alle Monitore erwachten gleichzeitig zum Leben. Ein Wald phosphoreszierender Farben, die hüpfend und pulsierend elektronische Bilder formten.
In diesem Augenblick betraten die Tänzer die Bühne. Sie waren ganz oder halb nackt, viele mit weißer Körperschminke bedeckt. Das war Buto, eine Art moderner Urtanz, der aus der urbanisierten, verwestlichten Angst des nachatomaren Japan der späten fünfziger Jahre heraus entstanden war. Er war einerseits politisch subversiv und andererseits

kulturell reaktionär, da er sich auf mythologische Archetypen stützte. Buto war gleichzeitig starr und fließend und verwendete Muster, die ihn als körperliche und geistige Erfahrung kennzeichneten.
Im Zentrum der Bühne die Sonnengöttin, von der der Kaiser abstammte. Schmerzlich berührt von dem, was sie um sich sieht, zieht sie sich in eine Höhle zurück, und Dunkelheit stürzt über die Welt herein. Nur die Lustschreie der Zecher, nur der Anblick wilder, erotischer Tänze, die als primitive Riten dargestellt werden, können sie dazu verlocken, wieder hervorzutreten, mit ihr kommen Licht und Wärme, die ewigen Vorboten des Frühlings.
Während die Tänzer in stilisierter Form den uralten Mythos des Akkerbaus neu inszenierten, projezierten die Videomonitoren etwas, was nur eine Generalprobe des Tanzes gewesen sein konnte. Es begann gleich nach dem echten Tanz, so daß der ziemlich verblüffende Effekt eines visuellen Echos erzeugt wurde.
In der Pause erhob sich Masashi und ging, ohne mit jemandem ein Wort zu wechseln, in die äußere Vorhalle. Einen Augenblick später sah er Nobuo auf sich zukommen.
»Kannst du mit diesem Schund irgend etwas anfangen?« fragte Masashi, als Nobuo ihn erreicht hatte.
»Ich habe nicht aufgepaßt«, sagte Nobuo. »Waren die Tänzer gut?«
»Du meinst diese Verrenkungskünstler?« fragte Masashi. »Sie gehören in den Zirkus. Wenn das Kunst ist, dann ist das schöpferische Talent tot, und dies ist die Mordwaffe. Da ist keine Anmut, keine Stille, keine yugen.v. Das letztere, ein Begriff aus der Zeit des Tokugawa-Shogunats zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, bedeutete eine in ihrer äußeren Form so zurückgenommene Schönheit, daß sie das Innere durchscheinen ließ.
Nobuo war klug genug, nicht in die Falle zu gehen und sich auf eine Diskussion mit Masashi einzulassen. Das war ein Zeitvertreib, den Masashi genoß, weil Nobuo nicht gewinnen konnte.
»Die Lieferungen der Teile treffen nicht schnell genug ein.«
»Ich tue, was ich kann«, sagte Nobuo. »Man muß auch den Herstellungsprozeß berücksichtigen. Wir produzieren schließlich keine Autos. Alles muß auf höchste Widerstandsfähigkeit hin ausgerichtet sein.«
»Spar dir die Werbung für jemanden, der sie zu schätzen weiß«, sagte Masashi verächtlich.
»Es ist die Wahrheit«, sagte Nobuo steif. »Weißt du, wieviel Energie bei einer Atomexplosion freigesetzt wird?«
»Die Schwierigkeiten kümmern mich nicht«, sagte Masashi. »Ich muß meinen Zeitplan einhalten. In zwei Tagen müssen wir fertig sein.«
»Zum Teufel mit deinem Zeitplan«, gab Nobuo wütend zurück. »Mir geht es nur um meine Enkelin.«

»Wenn das wahr ist«, sagte Masashi, »dann wirst du fertig sein, wenn wir uns in zwei Tagen in deiner Fabrik treffen. Es ist zwingend notwendig. Das Schicksal Japans hängt von deinem technischen Können ab, Nobuo-san. Das Schicksal der ganzen Welt, um die Wahrheit zu sagen. Was bedeutet, verglichen damit, das Leben eines kleinen Mädchens?«
Nobuo erbleichte und Masashi lachte. »Beruhige dich, Nobuo-san. Ich habe nicht vor, Tori etwas anzutun. Ich habe dir mein Wort gegeben.«
»Und was ist das wert?«
Masashis Augen glitzerten. »Du solltest hoffen, daß es eine Menge wert ist.«
»Ich bin nicht in der Position, mich dazu zu äußern«, sagte Nobuo kurz. »Wende dich an den Geist deines toten Vaters. Er weiß es sicher.«
»Der Tod meines Vaters war karma, >neh<?«
»Und karma hat vermutlich auch Hiroshi getötet.« Nobuo schüttelte den Kopf. »Nein, du hast deinen ältesten Bruder umgebracht, auch wenn du es noch so sehr abstreitest. Und jetzt bist du oyabun, und ich bin mit dir im Bunde. Aber nicht der Mord an Hiroshi hat unser Bündnis zustande gebracht. Du weißt, wodurch es entstanden ist. Du hast meine Enkelin entführt, und dafür werde ich dich hassen bis an mein Lebensende.«
»Ich?« fragte Masashi unschuldig. »Was habe ich denn getan, außer eine äußerst leistungsfähige Maschine zusammenzubauen? Leistungsfähiger, als es sich selbst mein Vater hätte träumen lassen. Warum machst du ein so finsteres Gesicht, Nobuo? Du bist Teil der Geschichte. Mit dem, was du mir bauen hilfst, werden wir bald das neue Japan beherrschen.«
Oder, dachte Nobuo, wir werden zusammen mit jedem Mann, jeder Frau, jedem Kind in Japan vom Angesicht der Erde getilgt werden.
In der lichtüberfluteten Schneise sangen die Vögel. Goldene Strahlen, so dick wie Bretter, fielen schräg zwischen den Bäumen hindurch. Das Murmeln eines Baches, der sich einen sanften Abhang hinabschlängelte, das Summen von Insekten.
Und Eliane, die auf ihn zuging, nur ihn ansah. Sie lächelte. Kam auf ihn zu, langsam, bedächtig, vertrauensvoll.
Ein Krachen wie von einem Gewehrschuß, Michael schrie ihren Namen, sie verschwand zusammen mit der einstürzenden Bergwand, wurde in den schattigen Abgrund des Tales geschleudert.
Das Echo des zersplitternden Felsensimses polterte immer und immer weiter.
Michael erwachte und wußte, daß der Name, den er geschrien hatte, nicht Eliane war, sondern Seyoko.
Tiefe Niedergeschlagenheit überfiel ihn. Im Dunkeln hörte er ein

Rasseln, sein eigener Atem. Einen Augenblick lang wußte er nicht mehr, wo er war. In Elianes Haus? Er mußte den ganzen Tag geschlafen haben.
Er erhob sich und tapste ins Badezimmer, drehte den Hahn auf und trat unter die kalte Dusche. Drei Minuten später kam er wieder heraus und frottierte sich ab. Er machte kein Licht, sondern ging, das Handtuch um die Hüften gewickelt, auf die Lanai hinaus, die über die ganze Längsseite des Hauses führte.
Michael hörte den Wind durch die Palmwedel streichen. Kleine Lampen erleuchteten den Gartenweg, der so nahe war, daß er die Hand ausstrecken und das Laub berühren konnte. Dahinter erhoben sich, als ewige Wächter, die Berge. Die Nacht roch nach exotischen Blüten und Ananas.
Es ist schon morgen, dachte er. Wohin ist Ude geflüchtet? Er wußte es nicht, aber er wußte, wo er suchen mußte: in Tokio. In Tokio würde er auch Audrey finden, würde herausbekommen, wer seinen Vater getötet hatte und warum.
Das shuji shuriken.
Er hockte sich auf die Fersen und begann mit seinen langsamen Atemzügen. Seine Stimme flüsterte den Gesang: »U.« Sein. »Mu.« Nicht-Sein. »Suigetsu.« Mondlicht auf dem Wasser. »Jo.« Innere Aufrichtigkeit. »Shin.« Herr des Geistes. »Sen.« Denken kommt vor Handeln. »Shinmyoken.« Wo sich die Spitze des Schwertes niederläßt. »Kara.« Die Leere. »Zero.« Wo der Weg keine Macht hat.
Suigetsu. Mondlicht auf dem Wasser, das war eine Phrase, die Täuschung bedeutete. Alles, was du hier aufnimmst, hatte Tsuyo gesagt, gründet auf Täuschung. Im Shintoismus nennt man eine Täuschung, die Wahrheit wird, shimpo, Geheimnis. Man sagt, dieses shimpo veranlaßt die Menschen einfach dadurch, daß es verborgen ist, daran zu glauben. Im Weg des Kriegers kennt man shimpo als Strategie. Laß uns zum Beispiel annehmen, du täuschst vor, deinen rechte Seite sei verletzt, damit lockst du deinen Gegner aus der Reserve, du änderst seine eigene Strategie, und indem du das tust, besiegst du ihn. Kann man
dann nicht sagen, daß deine Täuschung Wahrheit geworden ist?
Wenn du die Art, wie dein Gegner seine Umgebung wahrnimmt, ändern kannst, hast du die Kunst der Strategie gemeistert.
Praktizierte Eliane shimpo! Gab sie sich absichtlich geheimnisvoll, oder war sie wirklich so rein und elementar, wie sie sich darstellte? Michael erinnerte sich wieder an die Abschlußprüfung in Tsuyos Schule. Wie leicht war es ihm damals erschienen, die Motive seines sensei zu erraten. Und später hatte ihm sein Vater gesagt: Zuerst mußt du das Böse erkennen. Dann mußt du es bekämpfen. Schließlich mußt du dich davor hüten, selber böse zu werden. Sich in solchen Dingen sicher zu sein, wird immer schwieriger, je älter man wird.

Das Haus schlief weiter, gab keine Antwort.
Der Weg ist die Wahrheit, dachte Michael. Er ist tendo.
Unvermittelt stand er auf und ging hinein. In der Küche trat er ans Telefon und wählte die Nummer des Flughafens in Kahalui. Er ließ sich einen Platz bei interlsland reservieren, dann rief er den internationalen Flughafen Honolulu an. Schließlich wählte er Jonas Privatnummer.
Jonas hob beim ersten Läuten ab.
»Onkel Sammy?«
»Michael. Wie geht es dir?«
Michael hatte Jonas sofort angerufen, als er und Eliane von Fat Boy Ichimadas Besitz zurückgekommen waren. Gestern erst? Er hatte Jonas alles erzählt, was sich seit seiner Landung auf Maui ereignet hatte.
»Gibt es etwas Neues von Audrey?« hatte er gefragt.
»Noch nicht. Aber gib die Hoffnung nicht auf. Wir tun, was wir können.« Und um Michael von seiner Schwester abzulenken, sagte Jonas: »Ich habe mich um die Bundesbehörde auf Maui gekümmert. Man wird dich nicht in eine Untersuchung über das Massaker bei Ichimada verwickeln.«
»Ich glaube, deine Vermutung, unsere eigene Untersuchung würde nach Japan zurückführen, bestätigt sich«, sagte Michael. »Ich nehme heute vormittag den ersten Flug nach Tokio.«
»Tu, was du tun mußt, mein Junge«, sagte Jonas. »Ich habe hier eine Krise, die so aussieht, als sei sie unmöglich zu bewältigen. Nachdem Japan mehr als ein Jahr lang mit den Vereinigten Staaten über ein beiderseitiges Import-Export-Abkommen verhandelt hat, ändert es jetzt seine Haltung. Der japanische Premierminister hat gestern dem Präsidenten mitgeteilt, alle schon bestehenden einzelnen Handelsabkommen zwischen uns und Japan würden außer Kraft gesetzt. Für diese Maßnahme wurde keine Erklärung abgegeben. Und es scheint keinerlei Hoffnung auf Wiederaufnahme der Gespräche zu bestehen.
Ich war die ganze Nacht am Capitol Hill. Der Kongreß hat zurückgeschlagen und ein Exportzollgesetz ähnlich der Smoot-Hawley-Vorlage vor Jahrzehnten erlassen. Ich sage dir, mein Junge, vor zehn Jahren hätte Amerika einem solchen Schlag vielleicht standhalten können. Aber nicht heute. Niemand hier scheint sich den Teufel um die schwere Wirtschaftskrise zu kümmern, die aus dieser protektionistischen Handelspolitik resultieren wird.«
»Hört sich so an, als hättest du alle Hände voll zu tun«, sagte Michael.
»Und als ob das noch nicht genug wäre«, sagte Jonas, »besteht auch noch die Möglichkeit, daß BITE endgültig aufgelöst wird.« Er erzählte Michael von dem Bericht, den Lillian ihm gezeigt hatte, und erklärte, was er bedeutete.

»Onkel Sammy«, sagte Michael, weil er in der Stimme des anderen etwas zu hören glaubte. »Alles in Ordnung mit dir?«
»Um ehrlich zu sein, mein Junge«, sagte Jonas, »ich beginne zum erstenmal zu fürchten, daß wir diesmal nicht gewinnen werden.«
Als Michael den Hörer auflegte, war er beunruhigter denn je. Er kehrte auf die Lanai zurück. Hier im lao Valley stand man wie auf dem Bergfried einer gewaltigen Burg.
Er hörte ein Geräusch und drehte sich um. Eliane war aus der Glastür getreten, die zu ihrem Schlafzimmer führte, und sah ihn im Mondlicht an. Sie trug Jeans und ein langärmeliges Herrenhemd.
»Ich habe dich da draußen gehört«, sagte sie.
»Ich wollte dich nicht wecken.«
»Ich war schon auf.« Sie drehte den Kopf und schaute über das Tal hinaus. »Die Nächte sind hier so wunderbar«, sagte sie und ging die Lanai entlang. »Noch schöner als die Tage, wenn das überhaupt möglich ist.«
»Bei dem Vollmond«, sagte Michael, »kann man jeden Fußbreit des Tales sehen.«
»Nicht ganz«, widersprach sie. »Da unten gibt es Stellen, die seit Jahrhunderten niemand mehr betreten hat.«
»Weil sie so zugewachsen sind?«
»Nein. Weil niemand dort hingehen will. Es sind heilige Orte, Kontaktpunkte in Zeit und Raum. Die alten Götter bewohnen diese Orte immer noch, jedenfalls glauben das die Hawaiianer.«
Er sah, daß es ihr ganz ernst war. Er war kein großer Skeptiker. Tsuyo hatte gesagt: Die Physiker behaupten, daß die Schwerkraft - oder das Fehlen der Schwerkraft — das Universum beherrscht. Aber der Glaube beherrscht den Geist. Jedenfalls gibt es sicher Orte, wo der Glaube herrscht und nicht die Naturgesetze. Solche Orte wirst du im Laufe der Zeit finden, entweder mit meiner Hilfe, oder alleine.
»Zeig mir einen dieser Orte«, bat er jetzt, »wo die Götter von Hawaii immer noch leben.« Er beobachtete ihr Gesicht, wußte, daß sie überlegte, ob er sich über sie lustig machte oder nicht.
»Na schön«, sagte sie nach einer Weile. »Aber die Stelle ist hoch oben. Es ist eine lange Kletterei.«
Michael zögerte. Er erinnerte sich an seinen Traum, erinnerte sich, wie Eliane im Abgrund verschwunden war und wie er Seyokos Namen gerufen hatte. Dadurch wurde alles ein wenig unheimlich.
»Das macht mir nichts aus«, sagte er, nicht ganz wahrheitsgemäß. Aber er erkannte in ihren flattrigen Bewegungen ein Element seiner eigenen Rastlosigkeit wieder. Es würde noch Stunden dauern, bis er in das Flugzeug nach Honolulu steigen konnte.

War es Schicksal, daß sie sich auf diese Wanderung begaben? fragte er sich. War es ihm vom Schicksal bestimmt, sie auf die gleiche Weise sterben zu sehen wie Seyoko? Was für ein idiotischer Gedanke, schalt er sich selbst.
Sie folgte ihm ins Haus und sah zu, wie er sich Jeans und ein Sweatshirt anzog. Sternenlicht sickerte in den Raum wie eine Milliarde unerfüllter Wünsche. Eliane ging im Zimmer umher, als fühle sie sich eingeengt und unbehaglich.
»Hier«, sagte sie und reichte ihm einen starken Feldstecher. »Die Aussicht ist da, wo wir hingehen, sensationell, sogar bei Nacht.«
Sie führte ihn aus dem Haus und einen gewundenen Pfad hinunter, der sich schnell zwischen Felsen und Laubwerk im Gras verlor. Die Zikaden schrillten. Eine Symphonie winzigster Geräusche war zu hören. Sie durchquerten das Tal. Eliane hatte eine Taschenlampe mitgenommen, aber dank des Mondscheins und der Sterne war es so hell, daß sie sie nicht brauchten. Dann stiegen sie in die Berge, die sich Jahrhunderte zuvor in einem wahnsinnigen Ausbruch vom Meeresboden aufgebäumt hatten.
Hundertfünfzig Meter höher rasteten sie. Michael holte den Feldstecher heraus und sah sich um. Im Sternenschein war die Welt kahl, flach, hart wie Granit, aber deshalb nicht weniger schön. Ja, das Gefühl des Staunens steigerte sich, man wurde sich langsam des Zeitunterschiedes zwischen der Lebensspanne eines Menschen und der der Erde bewußt. Jetzt, ohne Farbe und Tiefe, ohne Ablenkung durch irgendwelche Tiere, dachte Michael, konnte man nicht entfliehen, man stand der Größe der Welt demütig von Angesicht zu Angesicht gegenüber.
»Was siehst du?« fragte Eliane.
»Mich selbst«, antwortete er.
»Wenn uns Spiegel nur sagen könnten, was wir über uns wissen sollten«, antwortete sie.
Sie starrte ihn lange mit sonderbarer Intensität an. Es war, dachte er, als wolle sie sein Wesen in sich aufnehmen, seinen Geist in sich einsaugen. Endlich sagte sie: »Als ich noch klein war, sprach ich jeden Abend vor dem Einschlafen ein Gebet. Jemand hatte es mir beigebracht, als ich noch ein kleines Kind war, ein Freund meiner Mutter. Er sagte mir, ich solle es nur sprechen, wenn ich alleine sei, und niemandem verraten, daß ich es kenne. Nicht einmal meiner Mutter. Es ging so: Ja ist ein Wunsch. Nein ist ein Traum. Ich habe kein anderes Mittel, um durch dieses Leben zu gehen, also muß ich Ja und Nein verwenden. Laß mich den Wunsch und den Traum verborgen halten, damit ich eines Tages stark genug sein möge, auf beides zu verzichten.«
Das Mondlicht umgab sie mit silbernem Schein. Das kühle, blaue

Licht strömte über die kräftigen Züge ihres Gesichts. Es entzog ihm gleichzeitig seine natürliche Farbe und verlieh ihm eine Energie, wie es nur eine so konzentrierte Beleuchtung vermochte.
»Michael«, sagte sie. »Ich habe in meinem Leben schreckliche Dinge getan.«
»Wir haben alle Dinge getan, auf die wir nicht gerade stolz sind, Eliane.« Er legte das Fernglas beiseite.
»Nicht so etwas.«
Er rückte dicht an sie heran. »Warum hast du sie dann getan?«
»Weil«, sagte sie, »ich Angst hatte, sie nicht zu tun. Ich fürchtete, wenn ich nichts täte, würde die Anarchie - weißt du noch, die schwarze Leinwand? - mich überwältigen. Ich hatte Angst, ich würde nichts sein.«
»Du bist intelligent«, sagte er. »Du bist klug, geschickt, stark.« Er lächelte. »Und du bist schön.«
Ihr Gesicht blieb unbewegt. Er hatte sie zum Lächeln bringen wollen.
»Mit einem Wort«, sagte sie, »ich bin vollkommen.«
»Das habe ich nicht gesagt.«
»O doch. Und du stehst damit nicht allein. Solange ich denken kann, hat man mir erzählt, ich sei vollkommen. Man hat von mir verlangt, vollkommen zu sein. Ich hatte keine Wahl. Ich konnte die durch diese Vollkommenheit entstandene Verantwortung ebensowenig abschütteln, wie ich darauf verzichten konnte, eine Frau zu sein. Diese schreckliche Verantwortung hat mir meine Kindheit geraubt. Ich war mein ganzes Leben lang erwachsen, Michael, denn ich wußte, wenn ich das nicht war, würde alles auseinanderfallen.«
Er beobachtete sie, und eine Mischung aus Traurigkeit und Zorn stieg wieder in ihm auf, das eine Gefühl galt ihr, das andere den Menschen, die ihr die Lüge aufgezwungen hatten. »Hast du das wirklich geglaubt?«
Sie nickte. »Ich glaube es noch immer. Denn schließlich wurde diese starre Verantwortung das eine, einzige, was meine Existenz definierte. Was war ich, wenn ich dies nicht war? Nichts. Wieder die Anarchie. Eine Anarchie, der ich mich nicht stellen konnte.«
Er schüttelte den Kopf. »Aber du bist etwas.« Er streckte ihr die Hand hin. »Komm. Laß uns gehen.«
Es kam ihm vor, als dauere es sehr lange, bis ihre Finger die seinen berührten.
»Dieser Dummkopf von Ichimada«, sagte Ude am Ende seines Berichts. Er stand in einer Telefonzelle außerhalb von Wailuku. Seine Haut war mit Vulkanstaub bedeckt. »Er hatte große Pläne, und Sie waren nicht mit einbezoeen.« Alle paar Sekunden blickte er zu dem Wagen hinüber,

in dem Audrey, gefesselt und geknebelt, hinter den Sitzen auf dem Boden lag. »Er hatte sich ein paar Einheimische angeheuert, die nach dem Katei-Dokument suchen sollten. Ich habe sie gefunden, sie hatten es nicht und wußten auch nicht, wer es hatte. Aber ich habe ihnen etwas abgenommen, was Philip Doss seinem Sohn hinterlassen wollte. Es war ein Stück dunkelrote geflochtene Schnur. Sagt Ihnen das etwas?«
Masashi überlegte einen Augenblick. »Nein«, antwortete er dann.
»Gier geht in Dummheit über wie Essen in Scheiße«, sagte Ude. »Ichimadas Dummheit hat ihn angreifbar werden lassen. Nicht nur für mich - der Gesichtsverlust wäre schon schlimm genug gewesen. Aber auch für einen itekil« Damit meinte er einen Barbaren - einen aus dem Westen. Michael Doss. »Dieser iteki hat sich in Ichimadas vielgerühmten Besitz eingeschlichen.«
»Ist dir je in den Sinn gekommen«, fragte Masashi, »daß Fat Boy Ichimada Michael Doss vielleicht treffen wollte? Was glaubst du, woher er wußte, wohin er die Hawaiianer schicken mußte, um nach der geflochtenen Schnur zu suchen? Philip Doss muß ihn angerufen haben.«
»Daran hatte ich nicht gedacht«, gestand Ude.
»Weißt du, wo Michael Doss jetzt ist?«
»Ja. Er ist mit Eliane Yamamoto zusammen.«
»Tatsächlich?« fragte Masashi gelassen. Ude hätte gerne gewußt, warum sich Masashi für diese unglaubliche Neuigkeit nicht zu interessieren schien. »Ich möchte, daß du seine Schwester Audrey hierher zu mir nach Japan schickst.«
»Das wird nicht leicht sein«, sagte Ude. »Schließlich treibt sich Michael Doss hier herum, und die Leute von der Bundesbehörde sind wegen der Ichimada-Geschichte in heller Aufregung. Das macht alles viel schwieriger.«
»Keine Sorge. Ich schicke dir meinen Privatjet. Am Flughafen wird alles für dich bereit sein. Sie geht in einer Kiste mit Maschinenteilen raus. Du kennst das Verfahren, hast es schon dutzendmal angewendet. Aber es wird etwa acht Stunden dauern, bis ich das Flugzeug nach Maui kriege.«
»Die Zeit brauche ich für die Vorbereitungen.«
»Richtig. Ich mache jetzt ein paar Anrufe, führe dich bei einigen von meinen Leuten dort ein. Gibt es einen Ort, wo sie dich erreichen können?«
Ude nannte Masashi den Namen der Bar, in der er gewesen war, als er den Hawaiianern folgte. »Das ist in Wailuku«, sagte er. »Ihre Leute kennen es sicher. Jetzt ist noch nicht geöffnet, sagen Sie ihnen also, ich warte im Wagen auf der anderen Straßenseite.« Ude überlegte

einen Augenblick. »Sagen Sie ihnen auch, daß ich ein paar Waffen brauche.«
»Sie können dir alles besorgen, was du willst«, versicherte Masashi.
»Hast du herausgefunden, wer Philip Doss getötet hat?«
»Ichimada war es nicht.«
»Danach habe ich nicht gefragt«, sagte Masashi.
»Ich habe keine Antwort«, sagte Ude. »Was soll ich mit Michael Doss anfangen?«
»Michael Doss ist nur in bezug auf das Katei-Dokument wichtig«, erklärte Masashi. »Ich will, daß er die rote Schnur bekommt. Um uns zu zeigen, wie wichtig sie ist. Es ist wohl klar, daß Michael Doss uns als einziger zum Katei-Dokument führen kann.«
»Ich halte das für Zeitverschwendung«, meinte Ude. »Ich glaube, das Katei-Dokument ist mit Philip Doss bei dem Autounfall verbrannt.«
»Ich bezahle dich nicht fürs Denken«, fauchte Masashi. »Tu du nur, was man dir sagt.«
»Das Katei-Dokument ist jetzt das wichtigste, nicht wahr?« fragte Ude. »Ich höre, wie ungeduldig Ihre Stimme klingt. Aber es ist nicht Ihre Ungeduld, sondern die von Kozo Shiina. Das Katei-Dokument ist das Heiligtum des Jiban, nicht das Ihre. Offenbar ist Kozo Shiina schon der neue oyabun des Taki-gumi.«
»Schweig!« schrie Masashi. »Du hast wieder deine Pilze gegessen und glaubst, du bist sechs Meter groß.«
»Nein«, sagte Ude ein wenig traurig, denn er sah jetzt, daß er nur einen Weg nehmen konnte. »Aber ich sehe klarer als Sie oder Kozo Shiina. Ich kann das Katei-Dokument vergessen, kann davon ausgehen, daß es für immer verschwunden ist. Ich sehe Michael Doss als die eigentliche Bedrohung für Sie und den Taki-gumi an. Er ist in die Fußstapfen seines Vaters getreten. Philip Doss ist es gelungen, Sie von der Macht fernzuhalten, solange Ihr Vater noch lebte. Er hätte Sie vernichtet, wenn er lange genug gelebt hätte.«
»Oder ich ihn.«
»Glauben Sie nicht, daß Michael Doss versuchen wird zu vollenden, was sein Vater begonnen hat?«
»Das Tao«, sagte Masashi, »lehrt uns, der weise Mann stellt sich hinter alle anderen und entdeckt dabei, daß er in der überragenden Position ist.«
»Was hat das Tao mit mir zu tun?« fragte Ude mit unverhohlener Verachtung. »Das Tao ist etwas für alte Männer, die für das Leben um sich herum blind und taub sind.«
»Das Tao ist Universalgesetz«, erinnerte ihn Masashi.
»Das Tao ist tot.«
Nein, dachte Masashi, dein Geist ist es, der tot ist. »Du bist immer

noch Angehöriger meines Clans«, sagte er zornig. »Du wirst deinem oyabun gehorchen.«
Die Frage ist nur, dachte Ude, als er den Hörer auflegte, wer ist mein oyabunl
Nun wurde der Weg wirklich steil. Michael war sich der gewaltigen Leere in seinem Rücken bewußt und bewegte sich mit großer Vorsicht. Sie waren stellenweise von so dichten Büschen umgeben, daß sie in keine Richtung mehr als einen Schritt weit sehen konnten. Trotzdem ging Eliane schnell und sicher voran. Sie hatte recht gehabt, es war ein langer Aufstieg, und Michael bedauerte schon fast, daß er mitgekommen war. Seine Rastlosigkeit war verflogen, er war müde und seine Muskeln schmerzten.
Endlich blieb Eliane stehen. Sie wandte sich ihm zu und streckte die Hand aus. Ein Stück weiter oben sah er einen schmalen Hohlweg, als habe ein großes Messer in die Felswand des Berges geschnitten. Der Paß wurde von zwei riesigen Felsblöcken bewacht. Sie waren aus dem gleichen Vulkangestein, das vor so vielen Jahrhunderten aus dem Grund des Meeres heraufgeschleudert worden war; die erdgeschichtliche Katastrophe seiner Entstehung hatte ihm für immer tiefe Furchen eingegraben.
Michael fuhr auf, als er die Form der Felsblöcke registrierte. Waren es wirklich zwei zusammengekauerte Krieger? Er ging näher heran, um zu sehen, ob der Fels behauen war, sah aber, daß dies nicht der Fall war. Die natürliche Gesteinsformation - noch verstärkt durch die Erosion aufgrund von Wind und Wetter - hatte bewirkt, daß sie menschlichen Gestalten ähnelten.
»Der Korridor der Götter«, flüsterte Eliane. Aber als er den Hohlweg betreten wollte, hielt sie ihn zurück. »Warte«, sagte sie und trat zwischen die Bäume. Als sie zurückkam, brachte sie etwas mit, das aussah wie zwei Girlanden. Eine davon hängte sie ihm um, die andere legte sie sich selbst um den Hals. »Ti-Blätter«, sagte sie. »Die Pflanze ist den Hawaiianern heilig, weil sie von den alten Göttern sehr geliebt wurde. Das tragen die kahunas, wenn sie hierher kommen. Die Ti-Blätter werden uns beschützen.«
»Wovor?« fragte Michael.
Aber Eliane ging schon an den seltsamen steinernen Wächtern vorbei, in den Korridor der Götter hinein.
»Ich glaube, das wichtigste ist das, was am tiefsten verborgen wurde«, sagte Ude ins Telefon. »Was hat Eliane Yamamoto auf Maui und bei Michael Doss zu suchen?«
Kozo Shiina schwieg und dachte nach. Eliane war Michikos Toch-

ter, und er konnte sich nicht vorstellen, was Michikos Tochter an Michael Doss Seite verloren hatte. Shiina gefiel der Gedanke nicht, daß auf Maui etwas ohne sein Wissen geschah.
»Wie schätzt du die Situation ein?« fragte er jetzt.
»Ich traue Masashi nicht«, sagte Ude sofort. Und Shiina wußte nicht, ob er dieser Antwort trauen konnte, wieviel davon von Gefühlen und nicht von vernünftigen Überlegungen bestimmt war. Shiina hielt nichts von Gefühlen. Sie färbten alles wie ein Filter über einer Kameralinse. »Als ich Masashi von Elianes Anwesenheit erzählte, hat er eigenartig reagiert«, fuhr Ude fort. »Er hat es ganz beiläufig aufgenommen, als könne er gar nicht erwarten, von dem Thema wegzukommen, als wüßte er schon, daß sie dort ist.«
Masashi, dachte Kozo Shiina jetzt, was führst du im Schilde?
»Hast du herausgefunden, wer Philip Doss getötet hat?« fragte er.
»Noch nicht.«
»Bleib dran«, sagte Shiina. »Was Michael Doss angeht, so tu, was Masashi dir sagt. Laß ihm die rote Schnur zukommen. Ich glaube, Masashi hat recht, der itekivfird uns zum Katei-Dokument führen.«
Also, dachte Ude, erkennt auch Shiina nicht, welche Bedrohung Michael Doss darstellt. Aber schließlich, erinnerte er sich selbst, haben weder er noch Masashi Michael Doss in Aktion erlebt. Für sie ist er immer noch der iteki, der Ausländer.
Ude wußte jedoch, was er in diesem Fall zu tun hatte. Michael Doss war viel zu gefährlich, als daß man ihn sicher an der Leine halten konnte. Er war gerissen und unberechenbar. Er kannte die Bedeutung von shimpo, der Strategie der Täuschung.
Ude kam zu einem Entschluß. Er würde weder Kozo Shiina noch Masashi gehorchen. Hier draußen an der Front mußte man seine eigenen Entscheidungen treffen. Es waren Entscheidungen auf Leben und Tod, und was Michael Doss anging, so hatte Ude sich entschieden. Er würde ihn töten müssen.
Sie kamen aus völliger Dunkelheit in blitzendes Sternenlicht. Alles war kahl, zweidimensional, von einer messerscharfen, atemberaubenden Klarheit.
Ein Nachtvogel raschelte über ihnen in einem Baum, rauschte auf mächtigen Schwingen davon. Michael erblickte kurz einen seltsamen Kopf, weißglühende Augen: Eine Eule?
»Sei vorsichtig«, mahnte Eliane, »damit du nicht abrutschst.« Sie zeigte auf eine kahle Stelle an der Wand, die ausgehöhlt und von Furchen durchzogen war. »Bei nassem Wetter ist das ein Wasserfall. In trockenen Zeiten, so wie jetzt, wird die Stelle tückisch, weil der Fels so glatt ist.«

Michael kauerte sich nieder und fuhr mit der Hand über den kahlen Fels. »Was ist hier geschehen?« fragte er.
»Das kommt darauf an, was man glauben will«, sagte Eliane. »Die Hawaiianer behaupten, hier wurde eine große Schlacht ausgetragen. An ihrem Ende warfen die Sieger ihre Feinde über diese Klippe.«
Michael reckte den Hals und schaute hinunter, so weit er konnte. Dann trat er vom ausgetrockneten Bett des Wasserfalls zurück.
»In jener Zeit«, sagte Eliane, »so erzählen die Hawaiianer, entstand der Wasserfall, und er war rot vom Blut der Krieger.«
»Und daran glaubst du?« fragte Michael.
»Ich weiß es nicht. Dies ist nicht mein Land. Aber ich spüre die Macht hier. Jeder spürt sie. Sie ist nicht zu leugnen.«
Der Sternenschein warf Schatten über ihr Gesicht. Sie bogen sich wie Finger, glitten über ihre Wangen, ihren Hals hinab. Das gleiche kühle Licht ließ ihre schwarzen Augen funkeln und sie erschreckend groß erscheinen. Der Wind verfing sich in ihrem langen Haar und machte daraus einen Rabenflügel, der nie stillstand.
Als Michael sie beobachtete, war es ihm, als habe er sie bis zu diesem Augenblick noch gar nicht richtig gesehen, als habe er nur ein Bild von ihr erblickt oder ein Gemälde, und als enthülle ihm nun diese mit ungezählten Sternen erfüllte Nacht, dieser Ort der Macht die wahre Eliane.
Er berührte sie und spürte ihren Herzschlag. Es war, als wäre ihr Puls auch der seine, als seien sie durch einen Strom verbunden, als würden sie miteinander verschmelzen. Michael fühlte, wie sich sein Herz öffnete, wie die Schale der Bitterkeit, die es umgeben hatte, abgestreift wurde wie die tote Haut eines Reptils.
»Eliane«, sagte er, aber sie unterbrach die Verbindung, zog ihre Hand aus der seinen, rückte von ihm ab.
»Nein«, flüsterte sie. »Du willst mich nicht. Nicht wirklich.« Die Schatten eines überhängenden Felsens hüllten sie in tiefe Dunkelheit und völlige Stille.
»Wie kannst du wissen, was ich will?«
Er spürte ihr ironisches Lächeln mehr, als daß er es sah. »Glaube mir, wenn ich es dir sage, Michael. Du willst mich nicht - oder würdest mich sehr bald nicht mehr wollen. Niemand würde mich wollen.«
»Warum nicht? Was ist so schrecklich an dir?«
Sie regte sich. »Ich bin häßlich.«
»Nein. Du bist schön.«
Die Stille, in der sie standen, schien überwältigend. »Ich erinnere mich an den Tag«, sagte sie, »an dem mir bewußt wurde, daß meine Mutter und mein Vater nie ein freundliches Wort miteinander sprachen. Und ich erinnere mich an die Nacht, in der ich entdeckte, daß

sie niemals miteinander schliefen. Nicht lange danach verstand ich, daß sie sich nicht liebten, und ich fragte mich, ob sie mich lieben konnten.«
Sie seufzte. »Ich entschied, daß sie es nicht konnten, daß keiner von ihnen fähig war, Liebe zu empfinden. Und dann wurde mir klar, daß alles von mir abhing. Was immer meine Familie sein würde, es würde nur ein Abglanz von mir sein. Weißt du noch, was ich dir vorhin über Verantwortung erzählt habe? Ich tat, was ich tun mußte, um meine Familie zusammenzuhalten. Meine Eltern hatten so wenig Achtung voreinander, daß ich ständig in der Furcht lebte, einer von ihnen würde fortgehen, die Familie würde zerbrechen. Was sollte dann aus mir werden? Ich konnte es mir nicht vorstellen. Wenn ich mir in meinen Alpträumen so etwas vorstellte, dann war ich zutiefst verängstigt. So wuchs ich auf, lebte nur, um die Familie zu kontrollieren, sie zusammenzuhalten. Ich wurde ein Kontrollfanatiker. Mir blieb keine andere Wahl. Jahrelang litt ich unter Bulimie. Weißt du, was Bulimie ist? Freßgier! Dann war ich magersüchtig. Es war eine Art von Wahnsinn. Aber ich brauchte diesen Wahnsinn, um am Leben zu bleiben. Die letzte Kontrolle lag bei mir - und solange das so war wußte ich, daß alles gutgehen würde. Mein Vater würde uns nicht verlassen, meine Mutter würde mich nicht fortbringen. Alles würde in Ordnung sein.« Sie stieß ein ironisches Lachen aus, bei dem Michael fröstelte. »War alles in Ordnung? Ja und nein. Ich habe überlebt, die Familie blieb intakt. Aber ich war völlig verrückt.«
»Und jetzt?« Michael hatte endlich die Sprache wiedergefunden. »Ist das jetzt nicht alles vorüber?«
»Ja«, sagte sie. »Es ist alles vorüber. Ich bin nicht mehr verrückt.«
»Nichts, was du gesagt hast, konnte meine Meinung über dich ändern«, sagte er.
»Ich bin innerlich tot.«
»Das verstehe ich nicht.«
»Das, was ich getan habe - komm nicht näher Michael -, was ich getan habe, hat in mir etwas verdorben. Was immer dort war, es ist nicht mehr da. Ich bin leer, hohl. Ich schaue in mich hinein und sehe nur ein klaffendes Loch.«
»Was immer du getan hast, hast du getan, um dich selbst zu schützen. Das kann dir niemand zum Vorwurf machen.«
»Ich habe Menschen getötet!«
Ihr Schrei hallte von den Felswänden wider.
»Mein Vater hat auch Menschen getötet«, sagte er. »Ich habe gesehen, wozu man fähig ist, wenn man sich wehren muß.«
»Man hat mich ausgeschickt, um Menschen zu töten, Menschen, die ich nicht kannte, die mir nie etwas getan haben.«

»Wenn du Schuldgefühle hast, wenn du Reue verspürst für das, was du getan hast, dann kannst du innerlich nicht tot sein.«
»Ich bin eine Aussätzige«, fuhr sie in normalerem Tonfall fort. Trotzdem konnte Michael den Schauder in ihren Worten hören. »Ich bin kein Mensch mehr. Ich bin etwas Mechanisches. Ein schreckliches Schwert. Eine Ziffer.«
»Aber du hast immer noch Wünsche«, sagte er leise. »Und du mußt Träume haben.«
»Für beides bin ich zu stark geworden«, entgegnete sie mit unendlicher Traurigkeit in der Stimme. »Oder zu hart. Ich habe vergessen, wie man das macht - zu träumen -, aber manchmal glaube ich, ich habe es nie gekonnt.«
»Eliane.« Michael konnte nicht in die tiefe Finsternis unter dem Überhang sehen, aber er wußte, daß er dort hin wollte. Er trat in die Schatten.
»Michael, bitte nicht.«
»Halte mich auf, wenn du willst.«
Er war nur eine Handbreit von ihr entfernt.
»Oh, bitte, ich flehe dich an.« Jetzt weinte sie.
»Sag mir, ich soll aufhören.« Ganz dicht bei ihr. Er konnte ihre Wärme spüren und ihr Zittern. »Du brauchst mich nur wegzustoßen.«
Statt dessen öffneten sich ihre Lippen, ihre Zunge begegnete der seinen. Er spürte, wie sie in seinen Mund hineinstöhnte.
»Michael.« Ihr Körper preßte sich an ihn, als seien sie von den Schultern bis zu den Füßen aneinander befestigt. Er spürte ihr Gewicht, ihre geschmeidigen Bewegungen, die Kraft ihrer Muskeln. Er spürte noch mehr, er spürte die Kraft ihre hara, jener inneren Energie, die im Unterbauch angesiedelt ist und den Geist bestimmt. »Ich verzehre mich nach dir.«
Elianes hara griff aus und umfing ihn. Und es war so, wie sie gesagt hatte: zäh wie Leder, hart wie Stein, ausgedörrt wie eine Wüste. Aber er spürte auch, was sie nicht wußte: jenen strahlend hellen Kern unter der Kruste, die sie selbst geschaffen hatte, einen Schmelzfluß unerfüllter Bedürfnisse.
Sie war nach außen hin, was sie auch innerlich war. Ihr Mund ergriff kampflustig von ihm Besitz, ihre Arme umschlangen ihn fest. Dann öffneten sich ihre Beine, sie zog sich an der Außenseite seiner Schenkel nach oben. Ihre Bewegungen waren unmißverständlich, was ihr Körper verlangte, war Aggression und immer noch mehr Aggression.
Aber Begehren und Bedürfnis befinden sich an entgegengesetzten Polen. Daß die menschliche Psyche beides oft verwechselt, führt zu mehr Mißverständnissen zwischen den Geschlechtern als alles andere. Michael spürte - nein, wußte -, daß das, was sie begehrte, nicht das

war, was sie brauchte. Eliane selbst verstand nicht, was sie brauchte, denn es gibt Zeiten, da ist das Bedürfnis unerträglich stark und wird daher in eine dunkle Ecke des Geistes abgedrängt.
Michael wußte, wenn er ihrem Drängen nachgab und so reagierte, wie sie es verlangte - wie er selbst es wünschte -, würde er sie für immer verlieren.
Sanft, dachte er. Ganz sanft. Und er löste ihre Arme von seinem Körper und ging auf die Knie.
Er war sich der Nacht ringsum deutlich bewußt. Er spürte ihren Atem, hörte die Nachtvögel in den Bäumen, wie sie ihre schlafenden Jungen hüteten, die verborgenen Raubtiere, die sich ihrer Beute näherten. Er fühlte, wie der Wind über seine Wangen strich, wie Elianes langes, gelöstes Haar über seine Schulter flutete.
Dann roch er, durch die Jeans auf ihren Hüften hindurch, den Duft ihres Fleisches und drückte seinen Kopf zwischen ihre Schenkel.
Sanft, dachte er. Ganz sanft. Obwohl das Begehren, das sie in ihm geweckt hatte, schon gefährlich angestiegen war. Obwohl er wünschte, sie genau so zu besitzen, wie sie es ersehnte.
Seine Hände streichelten sie sanft, seine Zunge glitt sanft über sie hin. Denn letztlich verlangte es ihn danach, sie auf jede nur denkbare Weise zu besitzen. Er wollte sie.
Nach dem Bad im Sternenlicht waren sie jetzt in die absolute Dunkelheit zurückgekehrt. Michael drängte nach innen, zum Kern von Elianes Wesen, während sie sich über ihn beugte und ihre harten Brüste sich gegen die schwellenden Muskeln seiner Schultern drückten. Ihre Fingernägel fuhren ihm über den Rücken und sagten ihm, wie sehr sie seine Berührungen genoß. Durch das Zittern ihrer Schenkel drückte sie ihr Entzücken aus.
Sie keuchte auf, als seine Zunge auf und ab glitt. Sie war von unbeschreiblicher Hitze erfüllt, hatte ein Gefühl, als liege sie in warmem Öl. Sie spürte ein Kribbeln bis in die Fingerspitzen. Ihre Hüften preßten sich gegen sein Gesicht, so daß seine Bartstoppeln über das zarte Fleisch an den Innenseiten ihrer Schenkel rieben. Sie schauderte, zuckte wieder und wieder nach oben, während die Hitze in ihr explodierte und sie keinen zusammenhängenden Gedanken mehr fassen konnte.
Sie öffnete die Augen, spürte seinen Atem auf ihrem Gesicht, sah seine Augen über sich glänzen.
Sie stellte sich vor, sie beide wären zwei Wölfe, die in der Wildnis aufeinandertrafen, um sich zu paaren, er in Hitze, sie Moschusgeruch verströmend.
Außer sich vor Leidenschaft griff sie hinunter, um ihn zu umfangen, merkte, daß das nicht genug war, rutschte an seinem nackten Körper hinab, näherte sich ihm mit ihrem Mund, stöhnte auf, spürte selbst wie-

der Erregung, berührte sich staunend und verzückt zwischen den Schenkeln und entdeckte, daß sie kurz vor einem weiteren Orgasmus stand.
Sie spürte, wie bereit er war, glitt nach oben, führte ihn. Einen langen, köstlichen Augenblick lang bewegte sie sich nicht, hielt ihn mit der Hand. Sie berührten sich, aber nicht mehr. Für diesen Augenblick war es genug - mehr als genug, es war vollkommen, das Gefühl war erregend, die Vorfreude auf das Kommende berauschend.
Dann konnte sie sich nicht länger zurückhalten, schob sich stöhnend, nach Atem ringend, ganz auf ihn, ihr Kopf rollte auf seiner schweißnassen Brust hin und her.
Michael, mit ihr verbunden, spürte, wie sie rings um ihn pulsierte. Er brauchte sich nicht zu bewegen, so ausgeprägt waren ihre Zuckungen. Ihr Duft umgab sie beide wie eine Wolke, vermischte sich mit dem eigentümlichen Geruch der Ti-Blätter, die sie um den Hals trugen, er fühlte sich losgelöst von Zeit und Raum.
Er spürte ihre Bewegungen am ganzen Körper, so als seien sie überall verbunden, nicht nur an einer Stelle. Er spürte, wie seine Erregung wuchs, versuchte sich zurückzuhalten, den Augenblick hinauszuzögern, aber ihr Verlangen, ein eigenes lebendes Wesen jetzt, ließ sich nicht länger beherrschen.
Er stöhnte auf, ließ sich gehen und hörte in der Leere außerhalb ihrer dunklen Nische eine Bewegung. Eine Art Licht war da, und ein dumpfes, primitives Geräusch, wie Trommeln oder Gesang oder beides. Er drehte den Kopf zur Seite, um hinzusehen, aber Eliane bäumte sich auf, preßte ihre Brüste gegen seine Lippen, und er war wieder ganz auf sie fixiert, als das Ende kam, so langgezogen und ekstatisch, wie es das Vorspiel gewesen war.
Joji Taki betrat Shozos Zimmer.
Shozo blickte von dem großen Bildschirm auf, den Marion Brandos Gesicht in der Maske des »Paten« beherrschte. Die graugeschminkten Wangen waren ausgepolstert und ließen den Schauspieler zwanzig Jahre älter erscheinen. »Wo wäre Michael Corleone, wenn der Geist seines Vaters nicht über ihn wachte?« fragte Shozo.
Er sah zu, wie Don Corleone mit seinem Enkel in seinem sonnigen Garten spielte und ein Stück Orangenschale in den Mund steckte. Wie er schwerfällig hinter dem Kind herlief, das in gespieltem Entsetzen voll Entzücken schrie, wie er kleine Grunzlaute ausstieß.
»Jetzt passiert es, oyabun«, sagte Shozo. »Bitte, sehen Sie hin.«
Das Grunzen veränderte sich, Don Corleone stolperte und kippte vornüber. Das Kind begriff nicht, was geschehen war und fuhr fort mit dem Spiel, zu dem es sein Großvater animiert hatte.

»Armer Kleiner«, sagte Shozo mit Tränen in den Augen. »Wie kann er wissen, daß sein Großvater eben gestorben ist?«
»Shozo«, sagte Joji leise.
Shozo drückte auf einen Knopf der Fernbedienung. Er sah Jojis Gesicht und sagte: »Ich hole mein katana.«
»Nein«, wehrte Joji ab. »Das Schwert ist bei weitem nicht genug.«
Shozo nickte, ging zu einer Schranktür und schob sie auf. Er zog einen schwarzen Nylonregenmantel an, der bis auf den Boden reichte, dann drehte er sich um und sah Joji an. »Wie ist es damit?« fragte er. Seine rechte Hand erschien mit einer Schrotflinte, die Shozo eigenhändig abgesägt hatte. »Ist das genug?«
Joji nickte. »Das ist genug.«
Der Verkehr war wie gewöhnlich dicht. Es war, als könne die Stadt nicht existieren, wenn sie leer war. Die Hitze auf der Fahrbahn schien sich Hochofentemperaturen zu nähern.
»Wo fahren wir hin?« fragte Shozo.
»Zum Takashiba-Pier.«
Nachdem sie mit frustrierendem Stehenbleiben und wieder Anfahren zwei Blocks hinter sich gebracht hatten, bog Shozo in eine Seitenstraße ein und raste um eine Ecke. Dann legte er richtig los.
»Warum fahren wir nach Takashiba?« fragte er.
»Es ist«, sagte Joji, »wichtig genug, um dich von Corleone wegzuholen.«
Sie fuhren mitten durch die Stadt. Das Sonnenlicht flirrte auf den Myriaden dahinschleichender Autos und schickte blendende Lichtreflexe die Straßen entlang. Sie fuhren nach Norden, auf Chiyoda-ku und den Kaiserlichen Palast zu. In Shinbashi bog Shozo nach Süden ab und hielt sich parallel zum Hafen von Tokio. Sie passierten den Verladehafen von Shodome. Das Tuten der Schleppkähne war über den Verkehrslärm hinweg zu hören.
»In Takashiba hat Ihr Bruder Masashi ein Unternehmen, nehl« fragte Shozo.
»Richtig.« Joji schaute geradeaus, betrachtete die Sonnenspiegelung auf der Motorhaube des Wagens.
»Sie sollten oyabun des Taki-gumi sein«, sagte Shozo. »Das ist Ihr Recht.«
Joji antwortete nicht.
»Vielleicht«, sagte Shozo, »werden Sie es nach dem heutigen Tag.«
Jetzt waren sie in Hammatsucho. Shozo bog nach links in eine Seitenstraße ein. Sie befanden sich in der Gegend der Lagerhäuser, die den Hafen entlang vor den Piers lagen.
Joji überprüfte seine Pistole und schraubte einen Schalldämpfer auf die Mündung. Sie sperrten den Wagen ab, gingen über den übelrie-

chenden Gehsteig. Shozo ließ die Hand in der tiefen Tasche seines Regenmantels, während sie die Straße entlangeilten. Sie drückten sich in den Eingang eines Lagerhauses. Kein Schild, kein Hinweis verriet, in welches Firmengebäude diese Tür führte.
Im Halbdunkel sahen sie, daß es keinen Vorraum gab, nur eine fast senkrecht nach oben führende Holztreppe. Überall stank es nach Fisch und Dieselöl. Joji zog seine Waffe, und sie stiegen die Treppe hinauf. Sie setzten die Füße an den Außenkanten auf, damit die alten Bretter unter ihrem Gewicht nicht knarrten.
Am Ende der Treppe erwartete sie eine leere Wand. Nach rechts führte ein Gang, den sie sich vorsichtig entlangbewegten. Vor ihnen war es hell genug, daß sie eine große Öffnung erkennen konnten.
Joji blieb unvermittelt stehen, als ein Schatten die Öffnung ausfüllte. Shozo wich an die rechte Mauer zurück.
Daizo stand völlig reglos. Aus der Nähe gesehen war er ein massiger Mann. Mit diesem Körperbau hätte er sich sicher in der Tracht eines sumo wohler gefühlt als in dem konservativen dunklen Nadelstreifenanzug, der seine schwellenden Muskeln umgab.
»Was wollen Sie hier?« fragte Daizo. »Sie gehören nicht mehr zum Taki-gumi. Sie haben hier nichts zu suchen.«
»Ich soll meinen Bruder hier treffen«, log Joji. Unter seinem Blick knöpfte Daizo langsam seine Jacke auf, seine rechte Hand blieb in der Höhe seiner Rippen liegen.
»Ich glaube nicht, daß das sehr klug ist«, sagte Joji und bewegte die Pistole gerade so weit, daß das Licht sich auf ihrem Lauf spiegelte.
»Wonach riecht es hier?« fragte Daizo niemand Bestimmten.
Joji sagte nichts, aber er dachte: Das sollte mir gehören. Alles.
Daizo schnüffelte wie ein Hund. »Ich glaube, ich erkenne den Geruch.«
»Laß mich vorbei.«
Daizo sah Joji unverwandt an. »Es riecht nach Tod.«
Dann bewegte er sich sehr schnell. Er duckte sich, zog die mächtigen Schultern hoch, die kurzen, kräftigen Beine wirbelten ihn auf Joji zu, gerade als dieser den ersten Schuß abgab.
Shozo zog die Hände unter dem Regenmantel hervor und richtete die abgesägte Schrotflinte auf Daizo. Aber der war Joji schon an die Kehle gefahren.
Joji ächzte schwer, als sein Hinterkopf auf dem rauhen Holzboden aufschlug. Er spürte, wie sich ein Ellbogen in seinen Solarplexus rammte, sofort darauf folgte ein Schulterhaken, und dann hatte er kein Gefühl mehr in der rechten Hand.
Er hustete, bemühte sich verzweifelt, Luft in seine keuchenden Lungen zu zwingen. Aus dem Augenwinkel sah er Daizo nach der Pistole

greifen, die er fallengelassen hatte. Der große Mann packte sie, und Joji sah wie in Zeitlupe, wie die dicken Finger der linken Hand den Griff umfaßten, wie der Zeigefinger sich mühsam durch den Abzugsbügel schob. Die Pistole beschrieb einen Bogen durch die Luft, bewegte sich unerbittlich auf einen Punkt mitten auf seiner Stirn zu.
Joji konzentrierte sich, hieb Daizo die Handkante gegen die Halsseite und machte gleichzeitig einen Ausfall. Er verdrehte Daizo das Handgelenk, hörte das Knacken und fast gleichzeitig Daizos scharf eingezogenen Atem. Die Pistole hing an dem gebrochenen Finger, der so dick war, daß er sich nicht aus dem Abzugsbügel lösen konnte.
Daizo trat um sich und wollte sich von Joji losreißen. Joji blockte den Schlag ab, so gut er konnte. Daizo holte unter seiner Jacke ein tanto, ein Langmesser hervor. Die unbrauchbare Hand mit der nutzlosen Pistole hing schwankend herab und bot einen grotesken Anblick.
Shozo sah eine Bewegung hinter den beiden Gegnern, hob den Lauf seiner Schrotflinte und zog den Abzug durch. Zwei Yakuza wurden rückwärts in den riesigen Raum geschleudert. Shozo bewegte sich direkt an der Wand entlang, bis er an Joji und Daizo vorbei war. Er duckte sich, als eine Kugel dicht über seinem Kopf die Wand streifte, dann feuerte er, sich unaufhaltsam weiterbewegend, den zweiten Lauf ab. Er lud nach, schob sich, geduckt, im Krebsgang, in die Öffnung.
Daizo hatte sich schon umgedreht und mit einem kurzen, bösartigen Überhandstich zum Angriff angesetzt. Joji machte einen langen Schritt auf ihn zu und streckte dabei sein linkes Bein aus. Gleichzeitig brachte er den rechten Handballen unter Daizos Kiefer, hob den Kopf an, umfaßte mit der Linken das rechte Handgelenk. Jetzt brauchte er nur noch zu drehen und Daizos eigenen Schwung gegen ihn einzusetzen.
Aber er blieb mit dem Absatz an einem alten Nagel hängen, seine Knie blockierten, sein Griff lockerte sich, er fiel zu Boden.
Daizo machte sich den Vorteil schnell zunutze, war schon über ihm, und die Klinge des tanto näherte sich Jojis Halsschlagader. Selbst ein ungenauer Schnitt wäre das Ende gewesen.
Joji packte Daizos linke Hand mit seiner Rechten.
Eine gedämpfte Explosion, Daizos Augen öffneten sich weit.
Joji hatte Daizos gebrochenen Finger gepackt und ihn gegen den Abzugshahn gedrückt. Die Pistole war losgegangen und hatte Daizo eine Kugel in die Brust gejagt.
Blut schoß heraus, und Joji rief nach Shozo.
Der andere kam gelaufen. »Was ist geschehen?«
»Er hätte mich fast umgebracht«, sagte Joji. »Das ist geschehen.«
»Ist er tot?« fragte Shozo mißtrauisch.

»So tot wie der letzte Aal, den du gegessen hast«, sagte Joji. Er hörte ein Geräusch, streckte den Kopf um die Ecke und sah eine Tür aufflie-gen, ein weiterer Yakuza spähte vorsichtig heraus.
»Was ist los?« hörte Joji jemand rufen.
»Ich weiß nicht«, sagte der Mann. »Ich habe Schüsse gehört. Ich kann nichts sehen, da unten ist es dunkel.«
Aber in dem Raum, in dem sich die beiden Yakuza befanden, war es nicht dunkel. Jojis Augen wurden groß und er dachte: O Buddha! Er erinnerte sich an die ihm unbekannten Männer, die jedesmal bei Mi-chiko waren, wenn er sie sah, und er erinnerte sich, wie unruhig sie in letzter Zeit gewesen war. Jetzt wußte er, was das alles zu bedeuten hatte. Denn versteckt in diesem fensterlosen Raum in Takashiba sah er Tori, Michikos heißgeliebte Enkelin. Ein Yakuza hielt ihr eine Pistole an den Kopf, er war sehr nervös, und Joji zog schnell den Kopf zurück, um nicht gesehen zu werden.
»Denk nicht mehr an deinen Bruder Masashi«, hatte Michiko ver-langt. »Ich bitte dich«, hatte Joji gefragt, »warum willst du mir nicht ge-gen ihn beistehen?« Und sie hatte geantwortet: »Ich kann nicht eingrei-fen, ich kann nichts tun.«
Und seine eigenen Sorgen hatten ihn so sehr beschäftigt, daß er die Qual in ihrer Stimme nicht gehört hatte.
Joji wäre am liebsten sofort in diesen Raum - nicht mehr als eine kahle Zelle - gestürzt und hätte ihnen Tori abgenommen, aber er sah, daß der zweite Yakuza das Kind festhielt und ihm die Mündung seiner Pistole an die Schläfe drückte. Joji wußte, daß er im Augenblick keine Chance hatte, Tori zu retten. Sie durften nicht erfahren, daß er das Kind gesehen hatte. Das Überraschungsmoment war jetzt sein einziger Ver-bündeter in dieser feindlichen Welt seines Bruders.
»Schnell«, sagte er. »Laß die Schrotflinte hier. Aber wische sie vorher gründlich ab.« Er tat das gleiche mit seiner Pistole. Die Waffen trugen keine Seriennummern, sie konnten nicht identifiziert werden.
Draußen gingen sie in normalem Tempo zum Wagen und stiegen ein. »Fahr los«, sagte Joji.
Und Shozo gehorchte.
Lillian Doss wurde am Flughafen Charles de Gaulle in Paris von einem Angestellten des >Plaza Athenee< abgeholt. »Bonjour, Madame«, sagte er, als sie durch die Schranke kam.
»Francois.«
Er nahm ihr lächelnd die Gepäckscheine ab. »Schön, Sie wiederzuse-hen, Madame.«
»Es ist schön, wieder hier zu sein«, antwortete sie in fließendem Französisch. Sie trug ein sommerliches Kattunkleid mit mauve- und

fliederfarbenen Mustern. Ihr Haar war an den Seiten mit kristallbesetzten Spangen zurückgehalten. Um den Hals trug sie einen Smaragdanhänger an einer Goldkette.
Sie stand gelassen da und betrachtete all die vorübereilenden, gerö-teten Gesichter. Während sie auf ihr Gepäck wartete, spielte sie ein Spiel mit sich selbst. Sie versuchte, jedes Gesicht, das sie sah, einzuordnen. War es amerikanisch? Europäisch? Wenn europäisch, welches Land? Frankreich, England, Italien, Deutschland? Wie viele Osteuropäer konnte sie finden? Konnte sie die Polen von den Jugoslawen, die Rumänen von den Russen unterscheiden?
Das letztere war wirklich schwierig. Man brauchte ein scharfes Auge und nicht wenig Erfahrung dazu. Mit der Zeit lernte man, sich eher von der Kleidung als vom Gesicht beeinflussen zu lassen. Sie richtete ihre Aufmerksamkeit auf die Nächststehenden. Als Francois ihr gesamtes Gepäck beisammen hatte war sie sicher, daß sie alle richtig identifiziert hatte.
»Der Wagen steht gleich dort drüben, Madame«, sagte Francois.
Es war ein sonniger Tag. Dicke weiße Wolken trieben wie schlafende Putten über der Silhouette der Stadt dahin. Die Luft war frisch und trug die köstlichen Düfte eben aufgebrochener Knospen und Blüten mit sich. Im Herbst, das wußte Lillian, würden die Tage von jenem eigentümlich beißenden Geruch nach brennenden Blättern erfüllt sein, der ihr immer zu Kopf gestiegen war. In beiden Jahreszeiten hatte sie mit jedem Atemzug das Gefühl, den Duft eines guten alten Weines in sich aufzunehmen. Es war gut zu wissen, daß es auch der modernen Welt nicht gelungen war, jene Lebensart, auf der die Kultur Frankreichs basierte, auszulaugen. Paris zu atmen heißt, seine Seele zu retten, dachte sie. Wer hatte das geschrieben? Victor Hugo?
Lillian drehte den Kopf hierhin und dorthin, um alles aufzunehmen. Als sie sich in die Peripherique einschleusten, gab es ihr zum erstenmal einen echten Ruck, als habe sie bis jetzt nicht geglaubt, tatsächlich in Frankreich zu sein. An der Porte Maillot verließ Francois mit einem Tempo die Schnellstraße, bei dem ihr schwindlig wurde.
Im Hotel nahm sie ein langes, dampfend heißes Bad, trocknete ihr Haar und öffnete, in einen Frotteebademantel gehüllt, die Balkontüren. Sie wohnte im sechsten Stock, in einem der vier mit einem Balkon gesegneten Zimmer. Inzwischen hatte der Zimmerservice schon Kaffee und Croissants gebracht. Für den Champagner, den ihr die Geschäftsleitung aufs Zimmer gestellt hatte, war es noch zu früh. Er wartete in einem Metallkühler auf sie.
Lillian setzte sich in die Sonne, nippte an dem starken schwarzen Kaffee und lauschte dem Flattern und Gurren der Vögel. Unten im Garten konnte sie hören, wie die Kellner zum Lunch deckten. Die kleinen

melodischen Geräusche wehten zu ihr herauf. Sie ließ sich Schenkel und Rücken von der Sonne wärmen.
Dann nahm sie die »International Herald Tribüne« und blätterte sie schnell und geübt durch. Mit einigem Interesse las sie den Nachdruck eines Aufsatzes des früheren deutschen Kanzlers Helmut Schmidt mit dem Titel: »Japan hat keinen wahren Freund in der Welt.« Es gab mehrere Kommentare dazu. In einem wurde ein Artikel des United Press Syndicate zitiert, in dem von einer vor kurzem bei koreanischen Führern und Intellektuellen durchgeführten Umfrage berichtet wurde, wonach eine Mehrheit den Eindruck hatte, Japan bedrohe gegenwärtig den Frieden in der Region und in der ganzen Welt. Andererseits, so wurde festgestellt, fertigten die Japaner die Motoren für den Hyundai, den neuen, so überaus erfolgreichen südkoreanischen Wagen.
»Alle wollen das Geld der Japaner«, wurde ein prominenter Akademiker aus Singapur zitiert. »Es herrscht jedoch das Gefühl vor: Gott verhüte, daß wir morgen den Japanern auf Gedeih und Verderb ausgeliefert sind. Die Amerikaner kommen und gehen. Wenn die Japaner kommen, dann bleiben sie auch.«
Lillian trank ihren Kaffee und las weiter. In einem zweiten Kommentar wurden weitere prominente Staatsmänner aus Südostasien zitiert, die alle eine Heidenangst vor Japans großen technologischen Fortschritten zu haben schienen. Alle glaubten, es sei nur eine Frage der Zeit, bis Japans gigantische Forschungskapazitäten dazu eingesetzt würden, die Waffen des einundzwanzigsten Jahrhunderts zu entwikkeln.
Zum Beispiel erwähnten viele den neuen japanischen FAX-Düsenjäger von Yamamoto, der im Augenblick entworfen wurde und irgendwann die amerikanischen Flugzeughersteller Boeing und MacDonnel-Douglas aus dem Geschäft drängen sollte.
Lillian sah auch den Rest der Zeitung durch, fand aber nichts mehr von Interesse. An den Innenwänden des Hofes blühten Blumen und setzten bunte Farbtupfer auf das verschnörkelte Schmiedeeisen. Lebhaftere Stimmen. Sie blickte hinunter und sah, daß die erste Gästewelle die Tische füllte.
Sie erinnerte sich an eine Zeit vor vielen Jahren, als Jonas sie zu einer der zahllosen gesellschaftlichen Veranstaltungen mitgenommen hatte, die nicht mehr waren als eine weitere fade Facette der politischen Welt, in der er seine Erfolge hatte. Philip war verreist, nach Bangkok oder Bangladesh, Gott wußte wohin. Lillian konnte sich nicht erinnern, schon einmal so viele Ordensbänder, Medaillen oder Tressen auf der Brust so vieler Männeranzüge aufgenäht, angesteckt oder angeheftet gesehen zu haben.
Sie hing an Jonas Arm und lächelte so perfekt, so bewußt wie eine

Stewardeß, während Jonas von einem zum anderen ging. Sie war sich vorgekommen wie in einer Falle. Die unwahrscheinlich schönen Frauen, die an ihr vorüberglitten, sahen aus wie Mannequins in einem Warenhaus. Weder von den Prüfungen des Lebens noch von den Spuren der Zeit berührt, verbrachten sie ihre Tage in Genuß und Glanz - das Haar geschnitten, getönt, mit Strähnchen durchzogen, die Nägel an Fingern und Zehen zugefeilt, grundiert und lackiert, die Gesichter mit Dampf aufgeweicht, gereinigt, eingecremt, massiert, die Körper in Schlammpackungen gewickelt und geölt. Zwischen Kosmetikerinnen und Einkaufsverabredungen schafften sie es, sich mit anderen Komiteemitgliedern der gerade aktuellen Wohltätigkeitseinrichtungen zu treffen. Auf diese Weise konnten sie sich in dem Glauben wiegen, ihre Existenz habe auch nur einen Funken Bedeutung.
Wie konnte ich mir jemals einbilden, ich würde hierherpassen? hatte Lillian gedacht. Ich muß verrückt gewesen sein, als ich Jonas Einladung annahm. Sie hatte sich geschämt, als wäre sie unter falschen Voraussetzungen hier. Jeden Augenblick, so stellte sie sich vor, wird Mme. Pierre Croix de Guerre-St. Estophe da drüben feststellen, daß ich gar nicht hierher gehöre. In ihrem knappen, exakten Englisch, das sie zweifellos an der Cöte d'Azur gelernt hat, wird sie die uniformierten Wachen rufen und die werden mich vor aller Augen aus dem Saal geleiten.
»Was? Sie hat keinen Doppelnamen? Aus was für einer Familie kommt sie denn? Die Tochter eines Generals? Eine Armeegöre? Gütiger Himmel. Tatsächlich? Wie ist es ihr denn überhaupt gelungen, sich hier einzuschleichen? Sie gehört doch offensichtlich nicht in unsere Kreise.«
Sie war zusammengeschaudert. Die Worte - die Worte, die sie in ihrer Phantasie geschaffen hatte - hinterließen einen bitteren Geschmack in ihrem Mund. Als wäre der Champagner, den sie getrunken hatte, sauer.
Irgendwann hatte Jonas einen Witz erzählt - dem jungen, ehrgeizigen Adjutanten des australischen Botschafters -, des Inhalts, daß sich in Amerika die Männer nach Macht sehnen und die Frauen nach dem, was an zweiter Stelle steht, einem erigierten Penis.
Die beiden Männer hatten gelacht, und Lillian war sich noch deplacierter vorgekommen. Der Witz ging auf Kosten der Frauen, und sie stand dabei, selbst eine Frau - wie jeder, der nur halb bei Verstand war, deutlich sehen konnte -, und wurde behandelt, als existiere sie gar nicht. Nicht nur, daß Jonas gar nicht auf die Idee hätte kommen dürfen, diesen Witz in ihrer Gegenwart zu erzählen, er hatte sich nicht einmal an sie gewandt, um zu sagen: »Anwesende natürlich ausgenommen.« Sie war nur eine Erweiterung von ihm, der letzte Pinselstrich an seinem Image.

Lillian erinnerte sich, wie sich in ihrem Magen ein Eisklumpen gebildet hatte. Wie sie sich in dem in Pastellfarben und Gold gehaltenen Raum mit seinen fünfzehn Fuß hohen, mit kräftig gemusterten französischen Stoffen verhängten Fenstern umgesehen hatte. Feierlich gekleidete Kellnerinnen mit weißen Handschuhen - Kellner hier nicht zugelassen! - machten die Runde und erfüllten die Wünsche der bebänderten, medaillenbehängten, betreßten Männer.
Der Australier sprach weiter direkt mit Jonas, ohne sie zu beachten. Ein amerikanischer Brigadegeneral, Attache des Pentagon, näherte sich ihr, aber es war, als spräche er eine fremde Sprache. Als sie, von Panik ergriffen, den Mund aufmachte, um ihm zu antworten, glaubte sie nur ein unverständliches Quieken zu hören.
Ihre Wangen brannten. Und dann bekam sie auch noch mit, wie der australische Adjutant zu Jonas sagte: »Der kleine Lockenkopf ist wirklich ein hübsches Tierchen, was?« Sie wäre am liebsten gestorben, als der Schock so weit abgeklungen war, daß sie begriff, daß er damit sie meinte.
Sie riß sich von Jonas Arm los und begab sich auf die Damentoilette. Es schien ihr gräßlich unfair, daß dies der einzige Ort sein sollte, wo sie in einer von Männern beherrschten Welt Zuflucht finden konnte.
Sie hatte sich im Spiegel angestarrt. Jetzt, wo sie alleine war, erkannte sie, daß der Eisklumpen in ihrem Magen nichts als getarnte Wut war. Ihr Zorn richtete sich nicht gegen den Australier, der ein Schwein zwar - ihr nichts bedeutete. Nicht einmal gegen Jonas - der klüger hätte sein müssen, es aber nicht war. Man konnte von einem Hund vernünftigerweise erwarten, daß er apportierte, aber nicht, daß er redete.
In der Schutzzone der Damentoilette hatte sie mit einer Hemmungslosigkeit geweint, die sie sich nicht einmal in ihrem eigenen privaten Schlafzimmer jemals gestattete. Schließlich war es auch Philips Schlafzimmer.
Wie hatte sie Philip in diesem Moment gehaßt, weil er sie im Stich gelassen hatte, weil er sie diesem anscheinend endlosen Fegefeuer des Alleinseins auslieferte, weil er sie mit Liebe an ein Leben band, das sie verabscheute.
Als es Morgen wurde, waren ihre Körper immer noch ineinander verschlungen. Die Ti-Blätter, die sie bedeckt hatten, wurden allmählich braun, ihr Duft war verflogen.
Michael regte sich, öffnete die Augen. Ein Käfer krabbelte über seinen Unterarm, verschwand in der Laubschicht unter dem Felsüberhang. Michael berührte Eliane, und sie fuhr mit einem Ruck aus dem Schlaf hoch. Ihre weit geöffneten Augen starrten ihn an und er schauderte, weil er keinerlei Gefühl darin sah. Es war, als sei ein kalter Wind

zwischen ihnen durchgezogen. Einen Augenblick später war es vorüber, Eliane war zurückgekehrt von jenem unheimlichen Ort, an dem sie geweilt hatte.
»Guten Morgen«, sagte er und küßte sie auf die Lippen.
Sie hob die Hand und fuhr mit einer Fingerspitze seine Kinnlinie nach.
»Hast du gut geschlafen?« fragte er.
Sie nickte. »Ich habe nicht geträumt. Das ist mir seit vielen Jahren nicht passiert.«
»Ich habe die ganze Nacht geträumt«, meinte Michael. »Von Kämpfen und Kriegern mit kreisrunden Schilden, die aus den Panzern von Riesenmeeresschildkröten gemacht waren.«
Er begann sich anzuziehen und wollte dabei die getrocknete Ti-Blatt-Girlande abnehmen.
»Laß sie an.« Ihre Hand gebot ihm Einhalt. »Bis wir zu Hause sind.«
Er sah sie an und sie schenkte ihm ein flüchtiges Lächeln. Er erinnerte sich an die Geräusche im Dunkel der Nacht, an die Bewegung, die er gleich außerhalb ihres Zufluchtsortes zu sehen geglaubt hatte.
»Eliane«, sagte er. »Ich habe letzte Nacht etwas gehört. Ich dachte sogar, ich hätte etwas gesehen, das sich bewegte. Was war da draußen los« - er deutete mit einer Hand hin - »während wir uns liebten?«
»Ich weiß es nicht. Nichts. Vielleicht ein Nachttier. Hier in der Wildnis gibt es überall Wildschweine und Mungos.«
»Wildschweine und Mungos sind tagaktiv«, sagte Michael. »Sie würden nachts nicht herumstreifen. Außerdem hast du mir den Kopf weggedreht.«
Sie stand auf. »Was immer es war, es ist nicht wichtig.« Sie begann sich anzuziehen.
Michael hob die Ti-Blatt-Girlande an, die um seinen Hals lag. »Du hast gesagt, wir müßten die zu unserem Schutz tragen. Wovor sollten sie uns schützen?«
Sie zuckte die Schultern. »Das hängt davon ab, was du glaubst. Die kahunas sagen, die Götter - die alten Krieger, die vor Jahrhunderten an diesem Ort kämpften, bluteten und vielleicht starben - gehen hier immer noch um.«
»Willst du behaupten, daß es das war, was ich gesehen habe?«
Sie zuckte wieder die Schultern. »Warum nicht? Ihre Geister sind überall auf dieser Insel.«
»Eine Macht zu spüren ist eine Sache, Geister zu sehen wieder etwas anderes.«
»Wenn du nicht daran glaubst«, sagte sie, »dann ist es nicht geschehen. Aber eines will ich dir sagen: Die Götter, die hier kämpften, haben sich mit den Schalen von Riesenmeeresschildkröten geschützt.«

Michael war nicht sicher, ob sie sich über ihn lustig machte. Sie beugte sich vor und küßte ihn auf die Lippen. »Mach kein so spöttisches Gesicht, es ist die Wahrheit. Du kannst es in jeder Geschichte Mauis nachlesen.«
Michael dachte darüber nach, während er sich fertig anzog. »Träume existieren nicht selbst«, sagte er. »Sie beziehen ihre Gestalt von dem, was sich im Unterbewußtsein befindet, nicht von dem, was rings um einen geschieht.«
»Der menschliche Geist ist nicht rational, Michael. Das müßtest du wissen. Und doch erwartest du, daß ein viereckiger Pflock in ein rundes Loch paßt. Er geht nicht hinein, ganz gleich, wie stark du auch drückst.«
»Die Geisterwelt ist etwas, was dich fasziniert, nicht wahr? Aber du weißt, daß sie kein Ersatz für das wirkliche Leben ist.«
»Was willst du damit sagen?«
»Nur, daß diese fixe Idee vielleicht auch bloß eine Flucht vor der Realität ist.«
»Wie die Bulimie und die Magersucht?«
Er hob die Schultern. »Du bist die einzige, die das wissen kann.«
»Ich weiß gar nichts«, sagte sie traurig. »Denn die einzige Lektion, die ich jemals gelernt habe, lautet, daß man niemals zu etwas Vertrauen haben darf.« Sie machte sich an den langen, steilen Abstieg ins Tal.
»Nicht einmal zu dir selbst?« fragte Michael, während er ihr nachkletterte.
»Ganz besonders nicht zu mir selbst«, antwortete Eliane.
Michiko kniete vor dem Schrein der Fuchsgöttin, als ihr bewußt wurde, daß jemand hinter ihr stand.
»Michiko?«
Jojis Stimme.
»Ja, mein Bruder.« Sie hielt den Kopf weiter im Gebet gesenkt. »Wie geht es dir?«
»Ich muß dich sprechen.«
»Wenn ich mit meinen Gebeten fertig bin«, sagte sie, »können wir einen Spaziergang durch den Garten machen.«
Joji warf einen verstohlenen Blick auf die Wachen, die ungemütlich nahe waren und Michiko und auch ihn beobachteten. Er sagte: »Nein. Ich muß unter vier Augen mit dir reden.« Er hatte den Kopf zur Seite gedreht, damit ihm die Wachen die Worte nicht von den Lippen ablesen konnten.
»Wenn es um Masashi geht, ist meine Antwort die gleiche wie zuvor.«
»Michiko, ich flehe dich an. Ich weiß, wer diese Wachen sind. Ich muß dich alleine sprechen.«

Als sie die Verzweiflung in seiner Stimme hörte, entgegnete sie: »Na schön«, und überlegte, welche Möglichkeiten es dafür gab. »Zur Stunde meines Bades«, meinte sie schließlich. »Um sechs Uhr. Kannst du dich an den Teil des Zaunes erinnern, der beschädigt war?«
»Die Stelle, wo immer die Füchse hereinkamen?«
»Ja«, sagte sie. »Ich habe dort Purpurwinden angepflanzt, anstatt ihn reparieren zu lassen. Es ist wichtig, daß die Füchse hier sind. Das ist ein heiliger Ort für sie.« Sie lächelte, um bei den Wachen nicht den Anschein zu erwecken, als sprächen sie über ernsthafte Dinge. »Das Loch ist groß genug für dich. Komm kurz vor sechs an den Kücheneingang. Ich werde dafür sorgen, daß die Köchin dich einläßt.«
Um Viertel vor sechs schlüpfte Joji durch das gezackte Loch, das die Füchse in den Bambuszaun gemacht hatten, und schlich sich zum Kücheneingang des Hauses seiner Stiefschwester.
Wie vereinbart öffnete die Köchin, eine alte Frau, die seit Jahren bei den Yamamotos angestellt war, die Tür und ließ ihn ein. Sie führte ihn schweigend durch das Haus. Endlich kniete sie vor einer Schiebetür nieder und klopfte ganz leise. Offenbar hörte sie von innen eine Bestätigung, denn sie winkte Joji, er solle eintreten.
Er rutschte auf den Knien durch die Tür. Der Raum bestand ganz aus Stein, weißer Dampf wirbelte herum, und er begann sofort zu schwitzen. Er konnte Michikos bloßen Rücken sehen, sie saß aufrecht in der gekachelten Wanne.
»Ich habe die Mädchen hinausgeschickt«, sagte Michiko. »Was immer du mir zu sagen hast, Joji, mach schnell. Wir haben wenig Zeit.«
»Ich weiß, wo Masashi Tori festhält.«
Einen Augenblick lang glaubte Joji, sie habe ihn nicht gehört. Dann stieß Michiko einen erstickten Schrei aus. »Wo?« flüsterte sie. »Oh, wo ist meine Enkelin?«
»Im Lagerhaus in Takashiba. Kennst du es?«
Michiko nickte. »Natürlich kenne ich es. Es gehört zur Hälfte der Yamamoto-Schwerindustrie.« Sie drehte sich zu ihm um, und er konnte sehen, wie blaß sie war. »Aber wie hast du das herausgefunden, Joji-chan?«
Er erzählte ihr, wie er versucht hatte, die Unterstützung von Kai Chosa zu gewinnen, wie er schließlich zu Kozo Shiina gegangen war, was Shiina ihm geraten hatte und was im Lagerhaus in Takashiba vorgefallen war, als er und Shozo dort eingedrungen waren.
Michiko ließ den Kopf hängen. »Ach du dummer, dummer Junge«, seufzte sie.
»Das wäre alles nicht passiert«, erklärte er, »wenn du bereit gewesen wärst, mir gegen Masashi zu helfen. Aber als ich Tori sah, habe ich alles verstanden. Ich wußte, warum du mir die Hilfe abschlagen mußtest.«

»O Joji«, sagte sie traurig, »du verstehst gar nichts. Ich hatte gehofft, dir das alles ersparen zu können. Ich hatte gehofft, wenigstens einer aus der ganzen Familie würde nicht mit hineingezogen und in Gefahr gebracht werden.«
Joji starrte sie an. »Was willst du damit sagen?«
»Dein Bruder Masashi hat schon vor Monaten ein Abkommen mit Shiina getroffen.«
»Was!«
»Dämpfe deine Stimme, Joji-chan, und hör mir zu. Wenn Shiina sagt, er sei dein Verbündeter gegen Masashi, und wenn er Masashi sagt, er sei dessen Verbündeter, dann muß er etwas im Schilde führen. Aber was?« Sie überlegte einen Augenblick. »Buddha!« sagte sie dann. »War es Shiinas Idee, daß du in das Lagerhaus in Takashiba eindringen solltest?«
Joji nickte.
»Masashi wird es natürlich erfahren. Vielleicht weiß er es schon. Er wird hinter dir her sein. Und das muß es sein, was Shiina will. Wenn Masashi dich tötet, ist nur noch ein Taki-Bruder übrig. Wie ich Shiina kenne, hat er sich schon eine Methode ausgedacht, wie er auch Masashi aus dem Weg räumen kann. Dann hat er das, was er die ganze Zeit über gewollt hat: Die Zerstörung des Taki-gumi.«
»O nein!«
»Schnell!« sagte Michiko und erhob sich, »gib mir mein Handtuch. Du mußt mich ins Lagerhaus bringen, wir müssen Tori retten. Sobald ich sie in Sicherheit weiß, können wir vielleicht mit Kozo Shiina auf seine eigene Weise abrechnen.« Sie lächelte, als Joji sie abtrocknete.
»Ja«, sagte sie, »das käme mir sehr gelegen. Kozo Shiina hat eine Menge Sünden abzubüßen.«
»Meine Zeit hier ist um«, sagte Michael. Sie waren schweigend zu Elianes Haus zurückgekehrt. Sobald sie es betreten hatten trennten sie sich, um zu duschen und die Kleider zu wechseln. Jetzt trafen sie sich in der Küche wieder, es war kurz vor acht Uhr morgens. »Ich fliege in zwei Stunden nach Tokio.«
Eliane preßte frischen Saft aus. »Du wirst auf dem Flughafen einige Schwierigkeiten haben«, sagte sie und schob ihm die Morgenausgabe des »Honolulu Advertiser« hin. Balkendicke Überschriften berichteten von dem MASSAKER IN DEN WESTLICHEN BERGEN VON MAUI, wie die Zeitung den Kampf bei Fat Boy Ichimada getauft hatte. »Auf ganz Maui wird es von einheimischen Polizisten wimmeln, ganz zu schweigen von allen verfügbaren Agenten des amerikanischen Immigration and Naturalization Service. Der INS ist die Bundesbehörde, die sich am meisten dafür einsetzt, daß gegen die Yakuza-Aktivitäten auf

den Inseln hart durchgegriffen wird. An der Einwanderungsbehörde kommst du nie vorbei.«
»Da gibt es keine Probleme«, sagte Michael. »Ich habe heute morgen mit meinem Verbindungsmann in Washington gesprochen. Er hat mit der Bundesbehörde alles geklärt. Man wird uns in Ruhe lassen, soviel kann ich garantieren. Jedenfalls bin ich in Tokio eher am richtigen Platz. Das ist für mich vertrauter Boden, ich kann meine dortigen Verbindungsleute auf Ude ansetzen. Er muß doch inzwischen längst fort sein.«
»Vielleicht«, sagte Eliane. Sie schnitt eine Papaya auf und schabte die dunklen, bitteren Samen heraus, die wie Kaviar aussahen. Dann reichte sie ihm eine halbe Frucht und einen Löffel.
»Danke.«
»Vielleicht auch nicht«, fuhr sie fort. »Es besteht die Möglichkeit, daß er sich noch auf der Insel aufhält, und wenn das so ist, dann glaube ich zu wissen, wo er sein könnte.«
»Viel Hoffnung habe ich da nicht«, sagte Michael und stellte die Papaya beiseite. »Aber wenn es überhaupt eine Chance gibt, werden wir sie nützen.«
Später im Jeep sagte er dann: »Warum hast du diese Möglichkeit nicht schon früher erwähnt?«
Eliane saß am Steuer und raste die schmale Straße entlang. Sie überholte einen mit japanischen Touristen beladenen Reisebus als sie sagte: »Wenn ich ehrlich sein soll, ist es mir eben erst eingefallen. Als du erwähntest, deine Leute hätten sich mit der Bundesbehörde arrangiert und wir würden nicht in die Ichimada-Untersuchung hineingezogen, ist es mir klargeworden. Ude konnte in der Nacht des Kampfes bei Fat Boy Maui nicht mehr verlassen, dazu war es viel zu spät. Und gestern hat es auf dem Flughafen bestimmt von INS-Agenten gewimmelt, die ihn auf den ersten Blick erkannt hätten. Die Yakuza hier haben gute Beziehungen zur örtlichen Polizei, aber vor dem INS haben sie einen Heidenrespekt.
»Selbst wenn das stimmt«, sagte Michael, »woher willst du wissen, wo Ude sich verstecken würde?«
»Das ist nicht so schwer herauszubekommen: Nach IchimadasTod ist die Familie sicher in Auflösung begriffen. Fat Boy hat sich geweigert, jemanden heranzuziehen, der irgendwann einmal seinen Platz einnehmen könnte. Er glaubte an katamichi, die Methode, die die Yakuza-Bosse in alten Zeiten verwendeten, und ließ seine Unterführer untereinander um ihre Stellung kämpfen. >Möge der Beste gewinnen !< pflegte Fat Boy zu sagen. Und dann kickte er, bildlich gesprochen, demjenigen, der übrig blieb, die Füße weg.«
Sie hatten jetzt lao Valley verlassen und fuhren im Bogen auf Wailuku und die Ostseite von Maui zu.

»Aber es gibt einen Mann namens Ome«, fuhr Eliane fort. »Er befindet sich im Zentrum - das heißt, sein Einflußbereich ist der Flughafen und dessen Umgebung. Seine Leute haben diese Zone - Import und Export - für Ichimada betreut. Man kann logischerweise davon ausgehen, daß Ude sich an Ome wenden würde, besonders wenn er mit Masashi Kontakt aufgenommen hat. Ome ist Masashis Mann.«
Sie waren durch die verwahrlosten Stadtteile gefahren und befanden sich nun auf der Straße, auf der sie sich an jenem ersten Tag getroffen hatten. Eliane fuhr langsamer und suchte nach etwas. Offenbar hatte sie es gefunden, denn sie fuhr seitlich von der Fahrbahn herunter und hielt an.
»Da.« Sie zeigte hin. »Nimm das Fernglas.«
Michael konnte eine gepflasterte Straße erkennen, die sich durch die Berge schlängelte. Wenn man sie in nördlicher Richtung fuhr, gelangte man nach Kahakuola. Er sah die Gebäude in dem kahlen bläulichen Licht glänzen, den alten Friedhof, an dem Eliane und er bei ihrer ersten Begegnung auf dem Weg von Kahakuola herunter vorbeigekommen waren.
Dann erblickte er eine Gruppe von Bäumen, und als er das Fernglas nach oben bewegte sah er auch das Haus, das an die Bergflanke gebaut war. Im stark vergrößerten Blickfeld des Feldstechers schien es nicht mehr als zwölf Meter entfernt zu sein. Davor parkte ein Wagen. Um das Haus herum bewegte sich nichts, aber es war unmöglich, ins Innere zu sehen.
Michael wollte gerade aussteigen, um sich das Haus genauer anzusehen, als die Eingangstür aufging. Zwei Yakuza kamen heraus. Sie machten sich an dem Wagen zu schaffen und untersuchten ihn innen und außen. Michael behielt sie im Blick.
Nach ein paar Minuten ging einer der beiden ins Haus zurück. Von einem zweiten Mann begleitet kam er wieder, der mit verschiedenen Dingen beladen war, die er im Kofferraum des Wagens verstaute. Michael sah, daß der zweite Mann Japaner war und auf der rechten Wange eine lange Narbe hatte. Er beschrieb ihn Eliane und die sagte: »Das ist Ome. Siehst du Ude irgendwo?«
»Nein«, antwortete Michael. Und dann: »Warte, da steht jemand im Hauseingang.« Einen Augenblick später kam eine Gestalt heraus und schleppte eine Frau mit, die an Händen und Füßen gefesselt war. Der Mann drehte sich in Michaels Richtung, als er sich bückte, um die Fesseln an den Knöcheln der Frau zu lösen. Dabei wurde sein Gesicht erkennbar.
»Ist es Ude?« fragte Eliane.
»Ja«, antwortete Michael. Jetzt preßten sich seine Finger krampfhaft um das Fernglas. »Er trägt jemanden. Eine Frau, glaube ich.«

»Eine Frau?« fragte Eliane. »Das kann nicht sein. Ude ist alleine hergekommen.«
»Nun, jetzt ist er nicht mehr alleine«, sagte Michael. »Das macht es uns leichter. Er muß sich noch um jemand anderen kümmern, wenn wir...«, als er sah, wie Ude das Haar vom Gesicht der Frau streifte, stieß er einen erstickten Schrei aus. Seine Kopfhaut kribbelte.
»Es ist Audrey«, flüsterte Michael heiser. »Der Bastard hat meine Schwester!«
Ohne ein Wort riß ihm Eliane das Fernglas aus den Händen und hielt es sich an die Augen. Während sie durchsah, hockte sich Audrey am Straßenrand nieder, um zu urinieren, ihr Kopf schwankte kraftlos hin und her. Sobald sie fertig war, fesselte ihr Ude die Knöchel wieder, dann schwang er sie auf seine Schulter und legte sie hinten in den Wagen. Schließlich stieg er selbst ein.
»Du lieber Gott!« sagte Eliane.
»Was ist?« fragte Michael. »Um Himmels willen, Eliane, was geht hier eigentlich vor?«
Eliane sagte nichts, sie starrte nur Audrey an. Ihr Gesicht war bleich. Michael schob sie vom Fahrersitz und stieg selbst ein. Ehe sie Zeit hatte, sich auf dem Beifahrersitz niederzulassen, war er schon auf die Straße gefahren und verfolgte den schnell entschwindenden Wagen.
»Ich will wissen, was gespielt wird«, sagte er. »Eliane, was ist los?«
»Ich weiß nicht, wie es passiert ist«, sagte sie. Es kam so plötzlich wie ein Dammbruch. Ihr Gesicht hatte sich verfinstert. »Alles ist zusammengebrochen!«
»Was?«
»Michael, ich war es, die deine Schwester entführt hat.«
»Was?«
»Ich habe es getan, um sie zu schützen. Masashi wollte sie schon einmal in seine Gewalt bringen, und ich wollte verhindern, daß er es noch einmal versuchte.«
»Aber warum sollte er? Mein Vater ist tot, er kann sie nicht mehr als Druckmittel verwenden.«
»Philip hat ihr doch etwas geschickt, nicht wahr?«
Ich hatte also recht, dachte Michael. Was Dad an Audrey geschickt hat, ist von höchster Wichtigkeit. »Dann habe ich also im Arbeitszimmer meines Vaters gegen dich gekämpft!« Natürlich, dachte er jetzt.
»Es tut mir leid, daß es dazu gekommen ist«, sagte Eliane. »Deine Anwesenheit war nicht eingeplant, ich hatte keine andere Wahl.«
»Du hättest mir sagen können, wozu du gekommen warst. Wir hätten uns gemeinsam etwas überlegen, vielleicht die Entführung vortäur sehen können.«
Eliane schüttelte den Kopf: »Hättest du mir geglaubt? Ich zweifle

daran. Auf jeden Fall konnte ich das Risiko nicht eingehen. Außerdem mußte es echt aussehen. Wenn ich Masashi verwirren wollte, konnte ich es nicht wagen, eine fingierte Entführung zu inszenieren. Und ich wollte dich auf keine Weise mit hineinziehen.«
»Aber du hast das katana mitgenommen, das mein Vater mir geschenkt hat. Wo ist es?«
»Ich habe es nicht mehr«, sagte Eliane. »Dein Vater hat es vor Jahren einem Mann namen Kozo Shiina gestohlen. Er ist der Führer des Jiban. Das Schwert wurde vor Jahrhunderten für Prinz Yamato Takeru geschmiedet und ist, zusammen mit dem Katei-Dokument, eines der heiligen Symbole des Jiban. Es heißt, wenn Shiina das Schwert das nächstemal zieht, hat der Jiban sein Ziel erreicht. Ich glaube, es ist wieder in Shiinas Besitz.«
»Du hast es ihm gegeben?« fragte Michael ungläubig.
»Nein«, antwortete Eliane traurig. »Man hat es mir gewaltsam abgenommen.«
Das katana war eine Sache, aber ihm ging Audrey nicht aus dem Kopf: »Wenn du Audrey entführt hast, um sie in Sicherheit zu bringen«, fragte er, »wie kommt es dann, daß sie jetzt in Udes Gewalt ist?«
»Ich weiß es nicht«, gestand Eliane. »Ich habe sie hierher nach Maui gebracht und sie in Fat Boy Ichimadas Haus in Hana versteckt. Ich wußte, daß er das Haus nicht benützte, und es war der letzte Ort, wo jemand nach ihr suchen würde. Besonders Masashi. Jedenfalls dachte ich das.«
Und jetzt die schwierigste Frage, dachte Michael. »Weiß Masashi von der Postkarte, die mein Vater an Audrey geschickt hat?«
»Er muß wohl davon wissen«, sagte Eliane. »Ich weiß, daß er den Brief abgefangen hat, den dein Vater dir geschrieben hat.«
»Aber ich habe den Brief bekommen«, wunderte sich Michael.
»Das überrascht mich nicht«, sagte sie. »Es bedeutet, daß Masashi weiß, warum du hier bist. Er verwendet dich als Spürhund. Du wirst das Katei-Dokument finden, aber du wirst es für ihn finden. Du kannst wetten, daß er dich überwachen läßt und daß er am Ende dastehen wird, um es dir abzunehmen, wenn du das Versteck deines Vaters entdeckt hast.«
Oder, dachte Michael, du bist Masashis Agentin. Gibt es denn einen besseren Weg, mich im Auge zu behalten? Einen besseren Weg, am Ende dabeizusein, wenn und falls ich das Katei-Dokument tatsächlich finde? Und wie kann ich die Wahrheit herausbekommen? Du hast mich immer wieder belogen, auf so viele Arten, daß ich die Wahrheit nie werde herauslösen können.
»Das ist jetzt auch mein Kampf«, sagte Eliane. »Michael, ich bin für die Sicherheit deiner Schwester verantwortlich. Meinetwegen ist sie

jetzt in Gefahr. Ude ist auf dem Weg zum Flughafen. Zweifellos ist dafür gesorgt, daß er Audrey aus Hawaii hinausschmuggeln kann. Masashi wird wissen wollen, was dein Vater ihr geschickt hat. Und wenn sie es ihm erzählt, und sie wird es tun, dann hat er keine Verwendung mehr für sie. Wenn wir Ude hier nicht aufhalten, sehen wir Audrey vielleicht niemals lebend wieder.«
Michael hörte nur mit halbem Ohr zu, das heißt, er fragte sich, ob er ihr vertrauen konnte und wenn ja, wie weit. Er erinnerte sich an die Worte seines Vaters, daß es immer schwerer wird, die Wahrheit zu erkennen, je älter man wird. Vielleicht stimmte das. Aber Michael besaß tendo, den Weg des Himmels. Der Weg des Himmels, hatte Tsuyo gesagt, ist die Wahrheit.
»Keine Sorge«, sagte er, »wir werden Ude hier aufhalten.«
Als Michael den Auftrag von Jonas angenommen hatte, herauszufinden, wer Philip Doss getötet hatte und warum, hatte er sich dieser Aufgabe für den Rest seines Lebens gewidmet, das wußte er. Und er würde jetzt nicht aufgeben.
Es gibt nur eine Möglichkeit, mit Sicherheit festzustellen, auf welcher Seite Eliane steht, dachte er und jagte den Motor hoch. Ich muß das Spiel zu Ende spielen.
Wenige Augenblicke, nachdem Ude seinen Wagen abgestellt hatte, fuhren Michael und Eliane ein Stück entfernt auf das Gelände des Flughafens von Kahului. Gerade wurden Ude und der Yakuza, den Ome ihm zur Verfügung gestellt hatte, von einem Angestellten des Flughafens in Empfang genommen, der zu ihnen in den Wagen stieg. Ude startete und fuhr durch den Frachteingang. Zehn Minuten später erschienen er und der Yakuza, in die Overalls des Wartungspersonals der Fluggesellschaft gekleidet, auf einem motorisierten Gepäckkarren auf dem Rollfeld. Auf der Ladefläche stand eine große Holzkiste mit der Aufschrift: YAMAMOTO SCHWERINDUSTRIE • AUTOMOBILTEILE • ZERBRECHLICH.
Privatflugzeuge wurden ein Stück von der eigentlichen Landebahn entfernt eingewiesen, die die direkt von San Francisco kommenden DC-$_{10}$ und die 707 der häufiger fliegenden interlsland Airlines benützten.
Masashis Flugzeug, eine kleine DC-$_{9}$, war schon gelandet. Gerade als Ude und der Yakuza durch das Frachttor und auf die Rollbahn hinausfuhren, wurde von zwei uniformierten Angestellten eine Gangway herangerollt.
Im Hintergrund sah Ude eine viel größere DC-$_{10}$ Linienmaschine, aus der gerade die letzten Nachzügler ausstiegen. Kein Wunder, daß hier so viele Leute waren.

Während er zusah, verließ einer der Angestellten die Gangway und öffnete den Laderaum der DC-9. Ein uniformierter Wächter saß an einem Tor in dem Drahtzaun, das auf das Rollfeld hinausführte. Ude musterte die Menge vom Frachteingang aus.
Der erste Uniformierte hatte die Gangway eingerastet und ging nun zu seinem Kollegen, um ihm zu helfen, die unteren Türen der Gepäck- und Wartungsräume zu öffnen. Warum taten sie das, anstatt die Treppe hinaufzusteigen und der Flugzeugbesatzung behilflich zu sein? Ohne sich dessen bewußt zu werden, bewegte sich Ude ein wenig, so daß er einen kurzen Blick auf das Gesicht des Mannes werfen konnte. Er sah ein Pflaster über dem Nasenrücken.
»Buddha!« hauchte er. Es war Michael Doss! »Bring diese Kiste an Bord, ganz gleich, was geschieht«, befahl er dem Yakuza und sprang vom Gepäckwagen.
»He!« schrie er dem Wächter zu und machte ihm Zeichen. Er lief jetzt in vollem Tempo auf die DC-g zu. »Diese Leute gehören nicht zum Flugpersonal!«
Der Wächter verließ seinen Posten und begann, mit der Hand nach seiner im Halfter steckenden Waffe tastend, auf Masashis Flugzeug zuzulaufen.
Michael spurtete über das Rollfeld, ohne Elianes Protestschrei zu beachten. Die Auspuffgase nahmen ihm den Atem, verwandelten die Luft in etwas Schmutzigblaues, nicht Atembares, die Atmosphäre eines fremden Planeten. Seine Augen tränten, sein Blick trübte sich. Ein heißer Wind stieß ihn zurück und übertönte die Schreie des Wächters. Er duckte sich unter den Flügel der DC-9, rutschte auf einem schillernden Ölflecken aus und schlitterte in die fahrbare Treppe hinein.
Er schüttelte sich, als Ude gegen ihn prallte. Michael ging zu Boden, die Hände erhoben, um die Klinge eines tanto, eines japanischen Messers abzuwehren, die ihn aufschlitzen wollte.
Michael versuchte einen Leberhaken und sah die Stahlklinge auf seinen Unterleib zukommen. Ude blockte den Hieb mit dem Heft des tanto ab, dann wirbelte er im Uhrzeigersinn herum, holte sich Energie aus der Bewegung von Michaels Körper und verstärkte damit seinen eigenen Schwung.
Michael wurde sich bewußt, daß er Angst hatte. Angst um Audrey. Der Gedanke, sie bei diesem Vieh zu wissen, war ihm unerträglich. Er biß sich auf die Unterlippe und kämpfte den Zorn zurück, der ihn zu überwältigen drohte.
Solange die Angst da ist, hatte Tsuyo gesagt, wird man unterliegen. Haß, Zorn, Verwirrung, Furcht, sie alle sind Aspekte einer Haltung, der Angst. Je mehr ein Krieger loslassen kann, desto mehr behält er. Das ist für jeden Schüler schwer zu begreifen, denn seine Aufgabe hier ist, möglichst viel in sich aufzunehmen.

Wenn du nur an Rache denkst, wird dein Körper von deiner Zwangsvorstellung geschwächt. Du hast keine Möglichkeit mehr offen, bis schließlich alle Strategie verschwunden ist und nur eines zurückbleibt: der Gedanke an Rache. Aber Michael konnte an nichts anderes denken als an Rache für das, was Ude Audrey angetan hatte. Ohne zu überlegen packte er Udes rechtes Handgelenk mit seiner Linken, führte dessen kreisförmige Bewegung fort, wollte sie gegen ihn verwenden und ihn damit in einen weiteren Hieb hineinziehen. Ude war jedoch darauf gefaßt, tänzelte zur Seite und es gelang ihm, der Hauptwucht des Schlages auszuweichen. Dabei krachte er jedoch gegen das Geländer der engen Treppenplattform. In diesem Augenblick setzte Michael seine Beine wieder ein, brachte seine Knöchel in Scherenstellung und klemmte damit Udes Waden ein. Ude ging zu Boden. Sirenen heulten auf, Michael drehte sich um und sah den Yakuza, der bei Ude gewesen war, in Schußposition hinknien. Er sprang hinter die Gangway, als eine Kugel neben seinem Ohr ins Metall schlug. Er saß fest, und Ude schüttelte sich, bereit, das tanto in Michaels Brust zu schleudern. Michael wollte weglaufen, aber der Yakuza hatte ihn im Visier.

Dann sah er Eliane von der anderen Seite der DC-p auftauchen. Sie warf ein kleines Gepäckstück nach dem Soldaten. Es traf ihn seitlich am Kopf, er ging zu Boden, seine Pistole klapperte über den Asphalt. Michael drehte sich um und rannte los. Er dachte an muto. Muto, sagte Tsuyo, bedeutet ohne Schwert. Wenn alles, was du vermagst, von deinem Können als Schwertkämpfer abhängt, dann wirst du bei sehr vielen Gelegenheiten deutlich im Nachteil sein. Der moderne Krieger muß fähig sein, alles - und nichts - zu verwenden, um einen Sieg im Kampf herbeizuführen.

Das bedeutete muto.

Eliane hatte muto eingesetzt. Und für ihn bedeutete das eines: Leben. Audrey, dachte er im Laufen. Wo bist du?

Hinter ihm taumelte Ude benommen hoch und machte sich daran, ihn zu verfolgen. Michael sah Eliane unter dem Flügel der DC-g auftauchen, in einem Winkel, der den Abstand verkürzte, so daß sie schon an seiner Seite war.

Jenseits des Rollfeldes die einzige Zuflucht, die ihnen offenstand: die eben gelandete DC-io. Sie stürmten die Gangway hinauf. Oben schnappte sich Michael eine Flugbegleiterin und stieß sie hart ins Innere der Maschine zurück. »Schließen Sie die Tür!« rief er den beiden Stewardessen zu, die ihn verständnislos anglotzten. Dabei hatte er ein Auge auf den Kapitän und den Kopiloten, die sich halb von ihren Plätzen erhoben hatten.

Michael sah Ude die Gangway heraufrasen, er hielt einen kleinen

Jungen als Schild vor die Brust gedrückt. Hinter ihm lief die junge Mutter und beschwor ihn unter Tränen, ihr das Kind zurückzugeben.
Michael schrie die Besatzung an: »Um Christi willen, tun Sie, was ich Ihnen sage!«
Aber sie waren vor Angst wie gelähmt, und nur Eliane rettete ihn. Sie sprang auf die Tür zu und zog sie nach innen.
Er hörte das beruhigende Schmatzen, mit dem sich die schwere Luke schloß und einrastete.
In Sicherheit!
Jonas war zu Hause und brütete über den Arbeitsberichten von BITE. Zuerst hatte er sich diejenigen vorgenommen, die über die letzten sechs Jahre zurückreichten - der Zeitraum, in dem der Akte von General Hadley zufolge die Serie der undichten Stellen im Sicherheitssystem von BITE begonnen hatte. Aber dann war ihm in einem der frühesten Berichte etwas aufgefallen - hatte ihn an etwas erinnert, was ein Jahr zuvor geschehen war, und von da an war er noch weiter zurückgegangen.
Jetzt hatte sich eine Art Muster ergeben und er sah, daß sie seit mindestens fünfzehn Jahren den Sowjets gegenüber an Boden verloren hatten. Nichts Fortlaufendes: eine Initiative hier, ein Agent dort. Und dazwischen kleine Vorstöße gegen die Russen. Ein Geben und Nehmen: die Norm. Jetzt, da er die Berichte vor sich hatte sah er aber, daß es keineswegs die Norm war.
Eine Phalanx von Pappbechern mit unterschiedlichen Mengen kalten Kaffees war neben seinen Papieren aufgereiht. Er war schon zu lange damit beschäftigt und wußte gar nicht mehr, wann er zuletzt gegessen hatte, von Schlafen ganz zu schweigen. Er rieb sich die Augen, kramte dann in einer Schublade, schraubte eine Flasche mit Gelusil-Tabletten auf und schluckte mehrere davon.
Er klopfte seinen Befund ab. Nach allem, was er hier ausgegraben hatte, war Hadleys Akte falsch: die undichten Stellen, durch die Informationen zu den Sowjets durchsickerten, reichten viel weiter zurück als sechs Jahre. Nicht nur das. Das Tempo, in dem die Informationen weitergegeben wurden, hatte sich im vergangenen Jahr gesteigert. Etwa im gleichen Rhythmus, wie sich die wirtschaftliche Aggressivität der Japaner verlagert hatte. Sonderbar, daß das beides gleichzeitig passierte, dachte Jonas müde.
Das rote Telefon auf seinem Schreibtisch läutete, und er riß sofort den Hörer hoch. Es war kurz nach zwei Uhr morgens - eine Zeit für schlechte Nachrichten.
»Sie sollten sofort kommen«, sagte der diensthabende Offizier bei BITE. »Ich habe das Büro von General Hadley informiert. Wir haben Alarmstufe Blau.«

Alarmstufe Blau: höchste Priorität.
Jonas brauchte weniger als vierzehn Minuten, um das BITE-Gebäude zu erreichen, ein Rekord. Einmal hatte er den Tacho bis zum Anschlag hochgejagt.
Vom Wagen aus hatte er seine Assistenten angerufen, und sie waren schon unterwegs. Er hatte die Wache passiert und das Gelände betreten. Im Gebäude war es ruhig, alles funktionierte reibungslos. Der diensthabende Offizier erwartete ihn in der Halle. Jonas sah überall Sicherheitsbeamte.
»Niemand geht rein oder raus«, sagte der Diensthabende, »bis Sie Entwarnung geben.«
Jonas nannte den Sicherheitsbeamten die Namen seiner Assistenten, damit sie durchgelassen würden, sobald sie eintrafen.
Oben im achten Stock hörte er das Gemurmel der Nachtüberwachung der asiatischen und osteuropäischen Sender. BITE war nie geschlossen, irgendwo auf der Welt war es immer Tag.
Der Diensthabende führte Jonas den Gang entlang. In Jonas Büro schaltete er den Computer ein und rief die Zentraldatei auf. Sofort erschien eine Schrift, von orangefarbenen Streifen eingerahmt. STAMMDATEN GELÖSCHT blitzte es über den ganzen Schirm.
Jonas setzte sich an seinen Schreibtisch und begann Codes einzugeben, arbeitete sich tiefer und tiefer in den Kern des Zentralspeichers von BITE vor.
»O Gott«, sagte er wenig später und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. Sein Kopf schmerzte, und das Atmen bereitete ihm Mühe. Dann kehrte er an das Keybord zurück und ging die ganze Routine noch einmal durch. Mit dem gleichen Ergebnis.
Inzwischen waren seine Assistenten eingetroffen. Jonas blickte auf.
»Es geht um unser russisches Netz. Jemand hat alle Stammdaten abgerufen: Namen, Daten, Kontaktpersonen, Schläfer, einfach alles. Und sie dann aus der Zentraldatei gelöscht.«
»Wir haben keine Ausdrucke«, sagte einer von Jonas Assistenten.
»Und keinerlei Sicherheitskopien. Wenn wir nicht einen Mitarbeiter mit absolutem Gedächtnis haben, sind unsere ganzen Stammdaten über jedes Netz, jeden Einsatz und jedes Devisenkonto die Sowjetunion betreffend verloren.«
In diesem Augenblick summte das Interkom auf Jonas Schreibtisch.
»Ja?« fragte Jonas und drückt auf einen Knopf.
»Da ist jemand unten, der heraufkommen möchte.« Jonas erkannte die Stimme eines der Sicherheitsbeamten unten in der Halle.
»Wer ist es?«
»General Hadley, Sir.«
Jonas Eingeweide verkrampften sich, und er sagte: »Schicken Sie ihn

rauf.« Dann befahl er dem Diensthabenden, Hadley am Fahrstuhl abzuholen und schickte alle anderen aus seinem Büro. Himmel, dachte er, Hadley sollte doch erst in zwei Tagen zurückkommen.
Der diensthabende Offizier führte den General herein, dann ging er und schloß die Tür hinter sich.
»Wie geht's, Jonas?« fragte Hadley. »Wir haben uns schon lange nicht mehr gesehen.«
Sam Hadley sah immer noch gut aus, obwohl er über Achtzig war. Sein Haar war jetzt weiß, tiefe Falten durchzogen sein Ledergesicht, und auf seinen Handrücken waren dunkle Leberflecken entstanden. Aber seiner körperlichen Energie, der Intelligenz und Schlauheit in seinen Augen hatte das Alter nichts anhaben können.
Er setzte sich in einen Stuhl. »Wie lange kennen wir uns nun schon, Jonas?«
»Sehr lange«, antwortete Jonas.
»Schon seit den ersten Anfängen, nicht wahr? Seit Tokio, als BITE noch gar nicht entstanden war.« Hadley schüttelte den Kopf und stieß einen Seufzer aus. »Was ist hier geschehen, Jonas?«
»Sie meinen, heute nacht?«
»Es geht nicht nur um heute nacht«, sagte Hadley. »Heute nacht ist eine Katastrophe, die sich leider seit sechs Jahren vorbereitet hat.« Jonas dachte: O Gott, er hat den Bericht gesehen. »Wie schlimm ist es genau?«
Jonas sagte ihm alles, was er wußte.
»Gütiger Himmel«, stöhnte Hadley. »Wenn die Russen diese Informationen haben, wirft das unseren Nachrichtendienst um wieviel - ein Jahrzehnt, vielleicht sogar mehr zurück.« Er schüttelte den Kopf. »Sogar die Schläfer? O Gott.«
Er stand auf und begann, hin und her zu gehen. »Wer ist der Maulwurf, Jonas? Nur jemand innerhalb von BITE kannte die erforderlichen Geheimcodes, um die Zentraldatei aufrufen und dann die Daten löschen zu können.«
»Da kommen nur ein paar Leute in Frage«, sagte Jonas. »Selbst die meisten der höchsten Angestellten kennen die Löschcodes nicht.«
Hadley runzelte die Stirn. »Warum wollte man die Daten überhaupt löschen? Warum sie nicht einfach nur stehlen? Der Computer hätte nicht so schnell Alarm geschlagen wie bei der Löschung von Stammdaten.«
»Vielleicht«, überlegte Jonas, »ist das der springende Punkt. Vielleicht will der Maulwurf, wer immer es ist, daß wir wissen, was er getan hat. Das würde bedeuten, daß er sich schon aus dem Staub gemacht hat. Ich kümmere mich sofort darum. Höchste Priorität.« Er wollte nach dem Telefon greifen, aber Hadley winkte ab.

»Das ist nicht nötig.«
»Was soll das heißen?«
»Wir sind Landsleute«, sagte Hadley. »Mehr noch, wir sind alte Freunde. Vielleicht ist es weniger hart, wenn es von mir kommt.« Er hörte mit dem Hin-und-her-Gehen auf und blieb vor Jonas stehen, als wolle er ihn nach seinem letzten Wunsch fragen. »Das ist das Ende, Jonas.« In seinen Augen stand Trauer. »Ich hole neue Leute rein. Frisches Blut. BITE ist überaltert, verbraucht, es wurde unterwandert. Seine Zeit ist vorüber.«
Jonas fühlte sich schwindlig, in seinen Ohren summte es, ihm war zumute, als stünde er kurz vor einem Herzanfall. »Sir, Sie können nicht...«
»Es tut mir aufrichtig leid«, sagte Hadley, »aber die Befehle sind schon ergangen und ausgeführt. Der Präsident wurde informiert, meine Männer riegeln das Gebäude bereits ab. Meine Ermittlungsbeamten werden jeden Augenblick hier sein. Sie sehen also, Sie können sich Ruhe gönnen. Es gibt nichts mehr für Sie zu tun. Von diesem Augenblick an hat BITE aufgehört zu existieren.«
Kreidebleich kippte Jonas in seinem Stuhl vornüber.
Ude hielt den Jungen weiterhin an seine Brust gedrückt und zog den stählernen shaken aus einer Innentasche seines Overalls. Er befand sich am Fuß der fahrbaren Treppe. Die Menge hatte sich in einen kreischenden, ziellos wogenden Mob verwandelt. Ude roch Hysterie in der Luft wie ein stechendes Parfüm, das ihn erregte.
Der bewaffnete Wächter, der hinter Michael und Eliane hergejagt war, war ziemlich nahe. Udes Handgelenk machte eine schnelle Drehung, und die Augen des Mannes öffneten sich weit, als der Wurfstern sich in seine Brust grub. Er fiel auf die Knie, streckte die Hände aus, um sich abzustützen, und fiel zur Seite.
Ude lief zu ihm und hob die heruntergefallene Pistole auf. Er prüfte das Magazin nach und ersetzte die abgeschossenen Patronen aus der Reservemunition im Gürtel des Wächters.
Drei weitere Wächter - vielleicht auch Polizisten - kamen durch das Tor gelaufen. Ude zielte, zog den Abzug durch, und sie fielen, eins, zwei, drei, wie Schießbudenfiguren um. Er konnte nicht zulassen, daß sie sich einmischten, aber er zählte sorgfältig die abgefeuerten Kugeln mit.
Er kroch unter das Fahrgestell der DC-io. Man war hier auf Maui und er wußte, daß es einige Zeit dauern würde, bis weitere Polizisten auftauchten. Trotzdem war die zur Verfügung stehende Zeit begrenzt, er mußte zusehen, daß er vorankam.
Auf der anderen Seite des Düsenflugzeugs fand er die Türen der

Wartungs- und Gepäckräume offen. Er stieß den Jungen auf das Rollfeld und zog sich ächzend hinauf in den dunklen, kühlen Gepäckraum. Dort steckte er die Pistole in seinen Overall, tastete mit den Fingerspitzen die Decke ab und suchte nach den Fugen um die Platte, durch die er in den Passagierraum gelangen konnte. Das Schott war wie in allen derartigen Flugzeugen aus Aluminium gefertigt, alle zehn oder fünfzehn Zoll stützten senkrechte Streben die dünnen, verschweißten Bleche. Er fand die Platte und begann, sie mit den Fingerspitzen zu untersuchen. Er spürte die kleinen runden Erhebungen, die ihm verrieten, daß es keine Möglichkeit gab, sie mit herkömmlichen Mitteln zu öffnen, sie war von der anderen Seite festgeschraubt.
Ude kramte in seinem Overall und fand, was er von Omes Leuten bekommen hatte, die ihn früh am Morgen vor der Bar in Wailuku abgeholt hatten. Mit dieser Methode hatte er vorgehabt, in das Haus im lao Valley einzudringen. Ude hatte durch seine hiesigen Verbindungsleute herausgefunden, wo Eliane Yamamoto ein Haus gemietet hatte, und dort hatte er Michael töten wollen. Nachdem sich Michael nun in der DC-io verschanzt hatte, würde sich die gleiche Methode gut eignen - zum gleichen Zweck.
Schnell zog er eine Rolle heraus, die wie dickes Heftpiaster aussah. Sie war einen Viertelzoll breit, von mattem Weiß und hatte die Konsistenz von Plastilin. Während er das Primacord abwickelte, drückte er es dicht neben den Verstrebungen der Platte an, die sich im Inneren des Frachtraumes deutlich abzeichneten.
Als das Primacord an Ort und Stelle war, schnitt er das Ende mit einem Taschenmesser ab und ließ die Rolle fallen. Dann suchte er, bis er eine Kiste fand, die er direkt unter die Platte zog. Obendrauf klemmte er noch zwei Samsonite Koffer, und damit war das Werk vollendet. Durch diese improvisierte Mauer wurde das Primacord gleichzeitig gestützt und abgedeckt. Explosionen neigten, wie alle Naturgewalten, dazu, den Weg des geringsten Widerstandes zu nehmen. Hätte sich Ude nicht die Mühe gemacht, den Plastiksprengstoff abzudämmen, dann wäre der größte Teil der Wirkung in den Laderaum gegangen und hätte ihn wahrscheinlich getötet.
Ude kauerte sich hinter der Kiste nieder und zündete ein Streichholz an. Dann hielt er es an den Plastiksprengstoff.
Wumm!
Die DC-1o erbebte, und schon war Ude dabei, auf die Kiste zu klettern. Die Hitze des Metalls fürchtete er nicht, denn der Wärmekoeffizient von Aluminium war so hoch, daß es sofort alles abstrahlte. Dann zog er sich durch das zackige Loch, das an der Stelle der Einstiegsplatte entstanden war.
Als zwei der Besatzungsmitglieder auf ihn zugelaufen kamen, gab er

zwei Schüsse ab. Die Leute brachen zusammen, und er rannte an ihnen vorbei. Jetzt konnte er seine beiden Gegner sehen, sie wandten sich gerade dem hinteren Teil der Hauptkabine zu, wo die Explosion stattgefunden hatte.
Michael: das Ziel.
Der Fabrikkomplex von Yamamoto-Schwerindustrie nahm sechs quadratische Blocks am Rand der Hafenstadt Kobe gleich südlich von Tokio ein. Die Ausdehnung des Mischkonzerns war so riesig, daß ein Netz von planmäßig verkehrenden Pendelfahrzeugen - selbstverständlich von Yamamoto hergestellt - erforderlich war, um das Personal von einer Abteilung zur anderen zu befördern.
Als Masashi eintraf, wurde sein Gesicht anhand einer Fotokartei von einem uniformierten Sicherheitsbeamten überprüft, und man wies ihn an, auf dem Hauptparkplatz zu parken. Sobald er dort angelangt war, fand er ein blau kodiertes Fahrzeug vor, das ihn zur Raumfahrtabteilung bringen sollte.
Yamamoto-Raumfahrt befand sich im südöstlichen Quadranten des Komplexes. Das Gebäude aus Stahlbeton ragte zwölf Stockwerke hoch in die smogerfüllte Luft. Während jedoch andere Sektoren von Yama~moto-Schwerindustrie in kirchturmähnlichen Konstruktionen erbaut waren, hatte man die Raumfahrtabteilung - oder kobun - in einer Reihe riesiger horizontaler Gebäude untergebracht.
Das Fahrzeug setzte Masashi am Eingang ab, wo seine Identität erneut überprüft wurde. Man gab ihm einen Wächter mit, der ihn zu seinem Ziel führen und ihn gleichzeitig im Auge behalten sollte. Das war das übliche Verfahren in der Firma, und Masashi konnte die strengen internen Sicherheitsvorschriften des Konzerns nur bewundern.
Der Wächter führte Masashi in ein Gebäude, das auf den ersten Blick wie das größte - und leerste - Lagerhaus der Welt aussah. Sobald sich Masashis Augen an die schwache Beleuchtung gewöhnt hatten - es gab kein einziges Fenster -, erkannte er, was es wirklich war, ein Flugzeughangar.
Nobuo Yamamoto stand in der Mitte des leeren Raumes. Neben und über ihm zeichnete sich ein großer, verhüllter Gegenstand ab. Sofort begann Masashis Puls zu jagen. Das ist es, dachte er. Das ist das Werkzeug der Zerstörung, das große geflügelte Roß, das Japan den Ruhm bringen wird.
Als Masashi auf Nobuo zuging sah er, daß das massive Ding mit Segeltuch bedeckt war. Nobuos Gesicht war in den Schatten verborgen, die es warf.
»Ist er das?« fragte Masashi. »Ist er fertig?«
Nobuo nickte knapp: »Wir sind bereit für den Testflug. Den ersten

und einzigen. Jedes Bauteil wurde für sich ausgiebig getestet, ehe es ein Teil des Ganzen wurde, und hinterher noch einmal.«
Masashis Augen glänzten. »Ich möchte ihn sehen«, sagte er mit gepreßter Stimme, wie ein Mann, der den nackten Körper seiner Geliebten zu sehen begehrt.
Nobuo beobachtete Masashis Reaktionen und empfand nichts als Abscheu. Vor diesem Mann, dessen Gier anscheinend grenzenlos war und vor sich selbst, weil er schwach genug war, Masashi dieses Werkzeug für eine globale Katastrophe zu liefern. Denn, dachte Nobuo, dies wird sicher die Folge sein, wenn Masashis wahnsinniger Plan sich verwirklicht.
Aber was soll ich tun? Er hat meine Enkelin. Soll ich ihr junges Leben opfern, um einen Wahnsinnigen zu besiegen? Würde ihre Mutter es verstehen, wenn ich entscheide, daß das Kind sein Leben für sein Land hingeben muß?
Nobuo schwankte in qualvoller Unschlüssigkeit. Krampfhaft umschlossen seine Finger eine Schnur, die von einer Ecke der Segeltuchhülle herabhing. Er zog daran.
Und die glatte, futuristische Gestalt des Yamamoto-FAX-Düsenjägers wurde sichtbar. Der Rumpf war gedrungen, verjüngte sich zur Nase hin und lief hinten, wo eine Traube von Zylindern die quadratischen Auspuffrohre umgab, stumpf und häßlich aus. Auch die Tragflächen hatten eine ungewöhnliche Form: sie waren breit und unwahrscheinlich kurz und bogen sich an den Spitzen in scharfem Winkel nach unten.
»Ist er fertig?« wiederholte Masashi.
»Das werden wir jetzt sehen«, sagte Nobuo. Sein Herz war von einer Eisschicht umgeben, seine Glieder waren taub und er hatte den Eindruck, als spräche jemand anderer. Als die Bodencrew des FAX mit den Startvorbereitungen begann, sagte er: »Die Reisegeschwindigkeit beträgt Mach vier, aber bei kurzen Schüben kommt er bis über Mach sechs.«
Man half dem Piloten ins Cockpit, die Kabinenhaube glitt zu, und sobald niemand mehr im Weg war, sprangen die Triebwerke an.
»Aber es ist nicht allein die Geschwindigkeit, die diesen Jet zu etwas Besonderem macht«, erklärte Nobuo weiter. »Keineswegs.«
Die andere Seite des Hangars glitt auf, und man sah eine Betonpiste. Der FAX rollte hinaus, kam in Position und zögerte. Man konnte hören, wie seine Düsen aufjaulten, um die erforderliche Drehzahl zu erreichen. Blauschwarzer Rauch schoß heraus, und die Luft dahinter waberte von Hitze.
Nobuo führte Masashi zu einem improvisierten Kommandostand.
Sie stellten sich vor einen Radarschirm, den man auf dem Rollfeld auf-

gebaut hatte. »Wir sind bereit«, sagte Nobuo und nickte einem Mann mit Kopfhörern zu, der daraufhin in sein Mikrophon sprach.
Der FAX machte einen Satz nach vorne und raste mit enormer Geschwindigkeit die Piste entlang. In einem Augenblick sauste er noch auf dem Rollfeld dahin, im nächsten war er schon in der Luft.
Masashi konnte den Blick nicht losreißen. »Wann?« fragte er atemlos.
»In fünfzehn Sekunden aktiviert der Pilot die Abschirmung«, antwortete Nobuo. »Sobald das Flugzeug genügend Höhe gewonnen hat, um vom Radar erfaßt zu werden.« Er beobachtete den Schirm, sah den Leuchtpunkt termingemäß aufleuchten. »Da ist es.« Er merkte, daß ihn trotz seiner tiefsitzenden Ängste eine erwartungsvolle Vorfreude durchlief. Der FAX war schließlich sein Geschöpf.
»... vier, drei, zwei, eins«, sagte er und verfolgte die Flugbahn des FAX auf dem Radarschirm.
Und in diesem Augenblick verschwand die Maschine vom Schirm.
»Buddha!« hauchte Masashi.
Die beiden Männer starrten den Bildschirm an, auf dem kein Blip mehr zu sehen war. Die Abschirmung funktioniert, dachte Nobuo. Kein Radargerät kann den FAX erfassen, aber das Flugzeug ist da. Jetzt wird Masashi damit seine atomare Fracht auf China abwerfen können, und niemand kann ihn daran hindern, ehe es zu spät ist.
Als die Explosion krachte, sah sich Eliane gerade Michaels zerschlagene Nase an. Sie hatte während des Kampfes mit Ude wieder zu bluten angefangen.
»Michael!« sagte sie. »Du hast genug. Du bist ihm nicht gewachsen ...«
Dann sprengte das angezündete Primacord die Einstiegsplatte zum hinteren Frachtraum auf. Weißes Rauschen, Weißglut, weißer Rauch verbreiteten sich fast gleichzeitig in der Kabine der DC-io.
»Was ...!« sagte Michael. Sein ganzer Körper tat weh, in seinem Kopf drehte sich alles. Er mußte sich sehr zusammennehmen, um sich nicht von den Schmerzen überwältigen zu lassen.
»Ude!« schrie Eliane.
Er hörte die Schüsse, sah zwei der uniformierten Besatzungsmitglieder zu Boden gehen. Eliane faßte den Kapitän am Arm, der mit dem Sanitätskasten, um den sie ihn gebeten hatte, um Michaels Wunden versorgen zu können, aus der Pilotenkabine kam. »Starten Sie die Triebwerke!« befahl sie.
Der Kapitän starrte sie an wie vom Blitz getroffen. »Was war das ...?«
»Gehen Sie ins Cockpit zurück und starten Sie!« forderte Eliane ihn auf.
»Aber der Treibstoff ist knapp«, protestierte der Kapitän.

»Reicht er noch, um uns vom Boden wegzubringen und zu kreisen?«
»Ja, aber mit den offenen Frachtraumtüren ...«
»Dann fliegen Sie tief«, sagte sie. »Aber tun Sie es! Sofort!« Sie stieß Michael auf einen Sitz und lief weg.
Der Kapitän rannte ins Cockpit, setzte sich und begann, Schalter umzulegen. Das tiefe Jaulen der startenden Triebwerke ertönte.
Michael kauerte unter Schmerzen hinter einer Sitzlehne. Er konnte Eliane nicht sehen. Die DC-io bewegte sich, und er raffte sich auf und stürzte durch den Gang der Hauptkabine nach vorne. Udes Kopf tauchte auf. Die Pistolenmündung klaffte wie ein gähnender schwarzer Schlund, als er sie auf Michael richtete.
Michael hechtete zur Seite, als er schon das helle Aufblitzen sah. Die Kugel prallte - »Zinggg!« - vom Metallrahmen der Sitzlehne ab, hinter die sich Michael geworfen hatte.
Der Jet rollte jetzt. Flüchtig fragte sich Michael, wie der Kapitän wohl dem Tower diesen außerplanmäßigen Start erklären würde. Eine weitere DC-1o vom Festland würde bald landen wollen, und die Maschinen von interlsland flogen so gut wie ständig.
Wieder ein Schuß von Ude, Michael duckte sich hinter eine andere Rückenlehne. Wieder torkelte er in den Mittelgang, wieder pfiffen Querschläger durch die Kabine. Aber Michael hatte die Hälfte des Weges zurückgelegt, und als er sich wieder bewegte hörte er, wie der Schlagbolzen der Pistole leer klickte. Kein Schuß! Udes Waffe war leer.
Michael sprintete schon. Er verringerte den Abstand zu Ude - und hörte Elianes Warnung zu spät. Plötzlich sah er in Udes Hand etwas Scharfes, Metallisches blinken. Der Arm wurde abgewinkelt, der shaken, der stählerne Wurfstern, flog schon durch die Luft.
Verzweifelt versuchte Michael, seine Vorwärtsbewegung zu stoppen. Es gelang ihm, sich vor dem heranschwirrenden shaken zur Seite zu werfen, aber dabei krachte er gegen eine Ecke des Schotts.
Er mußte einen Augenblick lang das Bewußtsein verloren haben, denn plötzlich merkte er, daß Ude ihn in die Öffnung hinabzog, die die Explosion in den Kabinenboden gesprengt hatte.
Er raffte seine letzten Energiereserven zusammen. Dann schwankte die DC-io nach links, und er wurde ganz in den hinteren Gepäckraum hinuntergezerrt.
Als er auf die Kante einer Kiste fiel, schrie er auf. Hier war wenig Licht, aber von der offenen Tür, die hinaus auf das verschwommen vorbeirasende Rollfeld führte, drang genug Helligkeit herein, daß er den zusammengekauerten Ude sehen konnte. Er schwang eine Metallkette mit zwei Holzgriffen daran.
Michael sah, daß Ude die Zähne fletschte, eine Grimasse, die gleichzeitig ein Lächeln und die Reaktion auf Schmerz und Schock war. »Jetzt

werden wir sehen«, sagte Ude, »wer der sensei ist.« Dabei wirbelte er die Kette mit einer Hand vor sich herum. In der anderen hielt er mit wildem Grinsen eine dunkelrote, geflochtene Schnur hoch. »Kannst du nicht aufstehen? Hier ist das, was dein Vater dir hinterlassen hat! Komm und hol es dir! Wenn ich dich getötet habe, kannst du nicht mehr viel damit anfangen!«
Michael hatte keine Kraft mehr. Er bereitete sich auf seinen Tod vor. Dann fuhr Ude herum, sein Ausdruck hatte sich vollständig verändert. Eliane stand vor ihm. Sie war durch den Riß im Fußboden heruntergeklettert und stellte sich nun dem großen Mann.
»Du«, sagte Ude. »Nun, ich bin einverstanden. Ich werde zuerst dich töten und dann zu Ende bringen, was ich begonnen habe.«
Eliane reagierte nicht. Sie sprach nicht, bewegte sich nicht. Es war, als sei sie aus Stein. Aber ihr Geist war lebendig. Er konzentrierte sich auf iro. Normalerweise bedeutet iro Farbe, aber im Kampf bezeichnet es die Absichten des Gegners, die Farbe seines Geistes. Als Eliane sich nun darauf konzentrierte, erriet sie, was Ude wollte. Und als sie wußte, was dies war, bereitete sie sich darauf vor.
Ude war fest entschlossen, Eliane zu erdrosseln. Er ließ die geflochtene Schnur vor seine Füße fallen. Die Geste sollte seine Verachtung für seine Gegnerin zeigen und sie ablenken. Er stürmte vor, hielt die Kette niedrig und gerade ausgestreckt. Eliane tat nichts. Sie hatte nicht die Angriffsstellung eingenommen, nicht die Fäuste gehoben, und Ude schwelgte schon im Triumph seines Sieges; er sah im Geiste Eliane zuckend zu seinen Füßen liegen, während ihr die Kette die Luft abschnürte.
Im letzten Augenblick wirbelte Eliane herum und schlug nach der Kette, so daß sie in der Mitte heruntergedrückt wurde und den Boden berührte. In diesem Moment setzte sie den Fuß darauf, die Kette wurde Ude aus den Händen gerissen. Eliane machte einen Schritt nach vorne und setzte ihrerseits zum tödlichen Hieb an.
Die DC-1o hatte die Grenze ihrer Bodengeschwindigkeit erreicht, die im Jet wirkenden Kräfte veränderten sich, die beiden Gegner gerieten aus dem Gleichgewicht.
Eliane stieß sich den Kopf an der Ecke einer Kiste. Ude faßte sich wieder, packte Eliane an der Bluse, warf sie auf den Rücken und stieß sie nach vorne.
Jetzt waren Elianes Kopf und ihre Schultern außerhalb der geöffneten Luke. Die DC-io hob vom Boden ab. Halb betäubt spürte Eliane, wie sie aus dem Jet gestoßen werden sollte. Der Weg nach unten war weit, tödlich weit.
Nur ihre Hüften und Beine waren jetzt noch im Gepäckraum. Der Wind peitschte grausam auf sie ein, als der Jet an Schnelligkeit gewann,

Sehen und Atmen wurden gleichermaßen schwierig. Doch sie trat aus und traf Udes Knie.
Ude drehte sich um, nahm die Kette auf und warf sie mit einem haßerfüllten Schrei um Elianes Hals. Aber im gleichen Augenblick setzte Eliane zu einer Spirale an, einem atemi, einem Stoßschlag. Blind in seiner Mordgier sah Ude ihn erst kommen, als es zu spät war.
Sein eigener Schwung verstärkte Elianes verzweifelten Hieb, ihre Handkante traf ihn senkrecht direkt über dem Herzen. Er hörte eine Rippe brechen, dann versank er in einem Meer von Schmerz.
Sofort packte Eliane die Kette und wand sich aus seinem Griff. Sie trat zu, und mit einem schrecklichen Schrei wurde Ude aus der Luke geschleudert.
Wie ein erloschenes Schlackestück fiel er auf den Asphalt der Piste.

FRÜHLING 1947 - HERBST 1948
Tokio

Durch den Tod von Colonel Silvers - durch die gewaltsamen Umstände dieses Todes - wurde General Hadley direkt in die Aktivitäten der Central Intelligence Group im Fernen Osten hineingezogen. MacArthur, der die Berufung vornahm, betrachtete sie als eine Art Buße. Die CIG war im großen und ganzen Hadleys Schöpfung. Sie war direkt aus der OSS heraus entstanden, dem amerikanischen Spionagenetz in Kriegszeiten, das sich als so erfolgreich erwiesen hatte.
Aber die Zeiten hatten sich geändert. Präsident Truman vertrat die Ansicht, für eine solche Organisation sei im Frieden kein Platz. Hätte sich General Hadley, dem der Präsident größten Respekt entgegenbrachte, nicht lange und wortreich für die Einrichtung der CIG eingesetzt, es wäre nie dazu gekommen.
Hadley hatte darauf hingewiesen, daß die CIG - in der Vorlage, die Präsident Truman in Erwägung zog, war sie personell und finanziell nur unzureichend ausgestattet - die einzige Organisation sein würde, die zwischen den Vereinigten Staaten und einer massiven Unterwanderung durch Sowjetagenten auf allen Ebenen der amerikanischen Regierung, der Industrie und sogar der Nachrichtendienste wie dem FBI, stehen würde.
Das Chaos des Weltkrieges hatte es praktisch unmöglich gemacht, sagte Hadley, die Herkunft der Tausenden von Repatriierten zurückzuverfolgen, die in Krankenhäusern und Flüchtlingslagern auftauchten. Außerdem verstand sich der sowjetische NKWD mittlerweile äußerst gut darauf, überzeugende Lebensläufe für seine Agenten zu schaffen, die einer flüchtigen Überprüfung, dem äußersten, was die amerikanische Regierung gegenwärtig durchführen konnte, mühelos standhielten. Es war Hadley auch völlig ernst gewesen, als er von einer Schule für Geheimagenten in der Sowjetunion erzählte, die unter dem Namen Little Chicago bekannt war. Dort stand dem NKWD für seine Elite eine authentische Nachbildung einer amerikanischen Stadt zur Verfügung, die dafür berühmt war, daß sie ihren Bewohnern eine absolut naturgetreue Umgebung bot.
Obwohl der Präsident, wie er sich ausdrückte, nicht glauben wollte, daß »unter jedem Bett in Amerika ein kommunistischer Agent steckte«, hatte Hadley ihn überzeugt und so viele Belege geliefert, daß Truman ihm grünes Licht für den Aufbau der CIG gegeben hatte.

Daher war es nur recht und billig, daß Hadley jetzt, Monate später, den Saustall ausmisten mußte, den der Verräter in der Station Tokio der CIG hinterlassen hatte. Dieser Außenposten der Spionageorganisation im Fernen Osten hatte gewaltig an Bedeutung gewonnen, weil Japan so nahe an der sowjetischen Grenze lag.
Da Silvers einen hohen Rang in der Organisation bekleidet hatte, wurden in der ganzen CIG umfassende Veränderungen vorgenommen. Codebücher wurden verbrannt, die Verfahrensweisen für tote Briefkästen und sichere Häuser wurden geändert, Agenten wurden von ihren Unterwanderungseinsätzen abgezogen, weil man befürchtete, daß sie dem Feind schon bekannt sein könnten.
Aber das war erst der Anfang. Ganze Spionagenetze mußten abgebaut werden. Das Ausmaß des Schadens, den Silvers angerichtet hatte, war nach Hadleys eigenen Worten »nicht abzuschätzen«.
Während der ersten paar Monate nach Silvers Tod übernahm Hadley persönlich das Ruder in der Station Tokio der CIG. Aber nachdem es so viel aufzuräumen gab, übertrug er Turner kommissarisch die Abwicklung des alltäglich Bürobetriebs.
Mit David Turners zuverlässiger Unterstützung brachte Jonas die Organisation wieder auf die Beine und sie lief so reibungslos, daß Hadley ihn auf Dauer berief. Gleichzeitig wurde Jonas zum Oberstleutnant befördert.
David Turner wiederum erbot sich freiwillig, seine in unregelmäßigen Abständen stattfindenden Treffen mit Silvers Verbindungsmann innerhalb des Jiban fortzusetzen. Er vertrat die Ansicht, es könne nur von Vorteil sein, weiterhin Informationen vom Jiban zu bekommen. Aber jetzt arbeitete er mit dem Wissen, daß die Clique der japanischen Minister über ihre Feinde Legenden - erfundene Geschichten - produzierten und diese Personen dann als Kriegsverbrecher ausgab.
Jonas und Hadley hatten ihre Zweifel an Turners Plan. Ihrer Theorie nach hatte der Jiban Silvers ermorden lassen, weil der Wind bekommen hatte, daß Philip ihm auf der Spur war. Diese Befürchtung hatte er dem Jiban mitgeteilt und darauf vertraut, daß man dort einen Weg finden würde, ihn aus seiner mißlichen Lage zu befreien. Statt dessen hatte man ihn getötet.
In diesem Fall mußte der Jiban wissen, daß das darauffolgende Großreinemachen in der CIG stattfand, weil seine Unterwanderung aufgeflogen war.
»Und wenn wir nun durchsickern ließen, daß das Großreinemachen aus ganz anderen Gründen erfolgt ist?« schlug David Turner vor. »Aus Gründen, die in keinerlei Beziehung zum Jiban stehen?«
»Wir haben bei zwei Netzen im Norden vor kurzem gravierende Rückschläge erlitten«, sagte Jonas. Er wandte sich an Hadley. »Was

nieinen Sie, Sir? Es wäre ein Positivum, wenn wir den Draht zum Jiban weiter aufrechterhalten könnten. Je mehr Informationen wir über diese Leute zusammentragen können, desto eher wird es uns gelingen, ihre Identität zu lüften.«
Hadley wandte sich an Philip. »Was hältst du davon, Sohn? Du bist unser Hausexperte für japanische Denkweise.«
»Jonas hat recht«, sagte Philip. »Je mehr Namen wir durch die Informationen des Jiban bekommen, desto besser sind unsere Chancen, uns zurückzutasten und seine Zusammensetzung aufzudecken.« Durch Wataro Taki kannte Philip die Namen einiger Angehöriger des Jiban, aber er war nicht in der Lage - oder nicht bereit - seinen Gesprächspartnern zu erklären, wie er in den Besitz dieser Namen gelangt war. »Wir dürfen nicht vergessen, jeder Name, den der Jiban uns gibt, ist der eines Feindes von ihm. Durch unsere Verbindungsleute in den Kreisen japanischer Politiker wird es möglich sein, die Auswahl der Minister, die zu diesem Geheimbund gehören, wenigstens einzuschränken.«
»Dann lohnt sich das Risiko«, entschied Hadley. »Ich kann irgendein überzeugendes Gerücht ausstreuen, warum wir hier Hausputz halten. Der Jiban mit seinen Verbindungen wird es sicher zu hören bekommen. Es besteht jedoch die Chance, daß sie nicht daran glauben werden, und dann ist Turner in Gefahr. Sein nächstes Treffen mit dem Verbindungsmann des Jiban wäre sicher auch sein letztes.«
»Das Risiko gehe ich ein, General«, sagte Turner. »Außerdem liegt es im Interesse des Jiban, die Geschichte zu glauben. Man hat dort immer noch Feinde, die man gerne loswerden möchte.«
»Das ist eine andere Sache«, meinte Hadley. »Wir müssen den Jiban glauben machen, daß wir die Männer, die er uns in seinen Informationen nennt, weiterhin erledigen.«
»Ohne es wirklich zu tun«, fügte Philip hinzu.
»Warum bringen wir diese Minister nicht in unserem sicheren Haus unter?« schlug Turner vor. »Wir haben dort allen häuslichen Komfort, und sie sind aus dem Verkehr gezogen, während wir die Geschichte Ihres >Todes< verbreiten.«
»Gute Idee«, sagte Jonas.
»Dann sind wir uns also einig?« Hadley sah sich im Zimmer um. Alle nickten. »Gut. Aber es darf keine Patzer geben. Wir stehen beim Präsidenten ohnehin schon auf unsicherem Boden. Er will keinerlei negative Publicity mehr.«
So kam man überein, Turner seine Zusammenkünfte mit dem Jiban weiterhin zu gestatten, in der Hoffnung, irgendwann genügend Material zusammenzubekommen, um alle Mitglieder identifizieren zu können.

»Was ist los?« Michiko legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Du hast seit Stunden kein Wort mehr gesagt.«
Philip starrte das Blatt Papier an, auf das er mit Bleistift Kreise gekritzelt hatte. Sie spiegelten seine Überlegungen zu dem Mord an Silvers wider. Er wurde das Gefühl nicht los, daß ihm etwas Wesentliches entgangen war. Obwohl General Hadley, Jonas und David eindeutig der Meinung waren, man solle die Sache am besten auf sich beruhen lassen, kam Philip nicht davon weg.
Wer hatte Colonel Harold Morten Silvers getötet? Hadley hatte gesagt, die Tür sei unversperrt, aber geschlossen gewesen, als er eintraf. Das war um dreiundzwanzig Uhr gewesen. Silvers war schon tot. Aber wenn die Tür nicht versperrt war, dann hieß das, daß Silvers seinen Mörder gekannt haben mußte, weil er ihn eingelassen hatte. Der Colonel hätte zu dieser Stunde niemals einem Fremden die Tür geöffnet.
Die anderen hatten den Verdacht, daß Silvers Verbindungsmann im Jiban für seinen Mord verantwortlich war, aber das paßte einfach nicht. Philip war sicher, daß kein Japaner Silvers mit dem katana zerhackt hatte. Es sah also so aus, als wolle jemand dem Jiban den Mord an Silvers anhängen. Wer?
Was war nach Silvers Tod geschehen? fragte sich Philip. General Hadley hatte, wenigstens vorübergehend, das Kommando über die Station Tokio der CIG übernommen. Jonas war befördert worden, Turner war immer noch am selben Platz. Hatte irgendeine dieser Veränderungen etwas Wesentliches bewirkt? Hadley war direkt in den Fernostbereich der CIG eingeschaltet worden, Turners Stellung war unverändert. Jonas war natürlich schneller aufgestiegen, als irgend jemand es vor Silvers Tod vernünftigerweise hätte voraussehen können. Aber die Vermutung, Jonas habe den kommandierenden Offizier ermordet, um befördert zu werden, war unsinnig.
Was habe ich also übersehen? fragte sich Philip zum tausendsten Mal. Er schaute jetzt in Michikos besorgtes Gesicht hinauf und lächelte schwach. »Hast du jemals das Gefühl gehabt, daß es dich irgendwo juckt, wo du dich nicht kratzen kannst? Ich sitze hier mit einem Haufen Tatsachen, den Mord an Colonel Silvers betreffend, und kann offenbar nichts Vernünftiges damit anfangen.«
»Gegen diese Mauer rennst du nun schon seit Monaten an«, sagte Michiko. »In einer Woche kommt mein Vater von Kiuschu zurück, und wir haben noch viel zu tun, um ihm den Weg zu bereiten.«
»Mir will das nicht aus dem Kopf«, beharrte Philip und starrte die Kreise an, die er gezeichnet hatte. Allmählich wurde ihm schwindlig davon.
»Du mußt unbedingt eine Weile aus dem Haus.« Sie warf ihm seinen Mantel zu und zog den ihren an.

»Wo wollen wir hin?«
»Aufs Land«, lächelte sie. »Du wirst schon sehen.«
Als sie abfuhren, sagte sie: »Halt dich fest.« Sie fuhr mit dem Wagen durch enge Straßen und Gäßchen, um etwaige Verfolger abzuschütteln. Das war etwas, woran keiner von ihnen erinnert zu werden brauchte, es ging ganz automatisch.
Sie fuhr dann nach Norden, in die Ausläufer der japanischen Berge, die sich wie ein buckliger Wall über die Insel zogen. Hier war es noch kalt, die Straßen waren vereist, und hie und da sah man glänzende Schneeflecken wie Oblaten auf der gelbbraunen Erde liegen.
Als sie in größere Höhen kamen, mehrte sich der Schnee, bis er in zusammenhängenden Wehen eine Landschaft bedeckte, die sich der Frühlingsschmelze widersetzte. Weite Felder, die sich weiß in der Nachmittagssonne spiegelten, wechselten mit Kiefern- und Zedern-gruppen ab. Männer und Frauen arbeiteten gebückt neben der Straße und achteten nicht auf die vorübersausenden Wagen.
Irgendwann bog Michiko nach rechts auf einen unbefestigten Weg ein. Es war kein Wegweiser dagewesen, aber rechts von der Haupt-straße stand ein altes Tor aus Bambus und Holz offen. Sie polterten die-sen Pfad entlang, wurden von Furchen, Steinen und schlüpfrigen Eis-brocken durchgeschüttelt. Endlich hielt Michiko an.
Sie traten aus dem dichten Schatten der Fichten und gingen über das verschneite Feld. Der Himmel leuchtete ihnen weiß in die Augen, wo die Sonne hing und vergeblich versuchte, das Land zu erwärmen. Ihr Atem schickte Wolken in die Luft, ihre Schuhe durchbrachen knir-schend die dünne Eisschicht, die sich über dem Schnee gebildet hatte. Auf dem Feld herrschte eine Stille, die Philip ganz ungewohnt war, als hätten die sich in der Ferne abzeichnenden violetten Berge alle Geräu-sche eingesammelt und weit weggeschleudert.
Endlich kamen sie an einen Felsschrein. Davor waren Haufen aus kleinen Steinen errichtet. Michiko ging voran auf den Schrein zu und sank auf die Knie. Sie nahm ein /oss-Stäbchen aus der Tasche, steckte es neben einen der Steinhaufen und zündete es an. Ein dünner Weih-rauchfaden schwebte in die Höhe, aber der Wind trug ihn von Philip weg, so daß er nur die Landluft roch.
»Wo sind wir hier?« fragte er.
»Das ist der Schrein von Megami Kitsune, der Fuchsgöttin.« Michiko kniete immer noch. Sie schien ein Gebet zu flüstern.
»Wer ist das?«
Michiko hob die Arme. »Megami Kitsune ist sehr mächtig. Sie herrscht über alles, was du hier siehst.«
Philip spürte, wie ihn ein kleiner Schauder durchlief. War er nicht der Jäger des roten Fuchses? Hatte er nicht als Junge in Pennsylvania

einen Rotfuchs getötet? War es nicht sogar der Rotfuchs gewesen, der ihn hierhergeführt hatte? Er schüttelte sich wie ein Hund, der die Kälte loswerden möchte.
»Willst du damit sagen, sie ist die Göttin der Felder?« fragte er.
Michiko erhob sich, sie hatte ihre Gebete beendet. Jetzt kam sie zu ihm zurück. Ihr Gesicht wirkte ungewöhnlich bleich, als wäre es ein Spiegel, der die Weiße des Schnees ringsum reflektierte.
»Du verstehst nicht.« Sie hakte sich bei ihm ein. »Megami Kitsune beherrscht die Handlungen von Männern und Frauen, von Liebenden.«
»Wie uns?«
Michiko hob den Kopf und küßte ihn fest auf die Lippen. Er spürte, wie ihr Mund ein wenig zitterte, schlang die Arme um sie und drückte sie an sich.
Ein Schwärm Gänse, schwarz vor dem weißen, dunstigen Himmel, kam auf das Schneefeld zu. Sie schienen aus den Schatten der nahe gelegenen Bergkette gekommen zu sein. Einen Augenblick später konnte Philip ihre Schreie hören.
»Während eines Sommers, vor sehr langer Zeit«, begann Michiko leise zu erzählen, »lebte in einem Dorf nicht weit von hier ein Mädchen. Sie war das einzige Kind eines Steinmetzen, dessen Frau im Kindbett gestorben war. Das Mädchen war eigensinnig und dickköpfig. Das war nicht verwunderlich, denn der Steinmetz behandelte sie, als sei sie das Licht seines Lebens. Obwohl er sie oft gerne wegen ihrer Ungezogenheiten bestraft hätte, konnte er es nicht. Ihr Leben war ohnehin traurig genug, pflegte er zu denken, und dann ließ er ihr ihren Willen.
Eines Tages kam ein alter, blinder Mann in das Dorf. Der Mann war an einem Fieber erkrankt und konnte nicht gehen. Deshalb trug ihn ein hübscher junger Mann auf seinem Rücken.
Nun geschah es, daß der Steinmetz gerade nach Hause zurückkehrte, als der alte Mann auf dem Rücken des Jungen die Straße entlang kam. Da der Steinmetz ein gutes Herz hatte, bot er den beiden an, so lange in seinem Haus zu wohnen, bis der alte Mann wieder zu Kräften käme. Der Junge dankte dem Steinmetz überschwenglich. Als er den alten Mann ins Haus brachte, warf das Mädchen einen Blick auf den Jungen und verliebte sich wahnsinnig in ihn. Obwohl der Vater sie nach dem Dorfarzt schickte, obwohl der Arzt ihr genaue Anweisungen gab, wie sie den alten Mann pflegen sollte, hatte sie von da an nur noch Augen für den Jungen. Bei Tag folgte sie mit Gedanken und Blicken jeder seiner Bewegungen, bei Nacht erfüllte seine männliche Gegenwart ihre Träume.
Der Steinmetz ging zu seinem Nachbarn und Freund, dem Holzfäller, und vereinbarte mit ihm, daß der Junge Arbeit im Dorf bekäme, denn er und der alte Mann hatten kein Geld, und der Junge ließ sich

nicht davon abbringen, den Steinmetz und den Arzt für die geleisteten Dienste zu bezahlen. Zwar tat das Mädchen viele der Dinge für den alten, blinden Mann, die ihr der Arzt aufgetragen hatte, aber andererseits verbrachte sie auch Stunden damit, aus dem Fenster zu lehnen und den kräftigen Rücken des Jungen zu betrachten, während der, nackt bis zur Taille, für die Dorfbewohner Holz hackte.
Dieser Sommer war der heißeste, an den sich irgend jemand im Dorf erinnern konnte. Vielleicht trug auch die drückende Hitze dazu bei, daß der alte Mann schließlich starb. Jedoch war auch das Mädchen sicher nicht schuldlos. Sie vergaß, dem alten Mann einige der Tränke zu geben, die ihm der Arzt verordnet hatte, und sie versäumte es, ihn in regelmäßigen Abständen mit einem kühlen Tuch abzureiben.
Und doch konnte das Mädchen sogar beim Begräbnis, das der Junge und ihr Vater zusammen mit dem Dorfpriester ausrichteten, nur an eines denken: an den Jungen. Sie beobachtete seinen Hinterkopf, wenn er sich von ihr abwandte, und sein kühn geschnittenes Profil, wenn ihn der Priester in einigen der Riten unterwies.
Am nächsten Tag nahm der Holzfäller den Jungen mit in den Wald. Keiner von beiden kehrte zurück. Von Südosten war ein Sturm aufgekommen, und er schreckte einen Suchtrupp ab, sich in die Nacht hinauszuwagen. Aber er hinderte das Mädchen nicht daran, aus dem Fenster zu schauen. Als die Nachricht, daß die beiden vermißt wurden, durch das Dorf flog, verwandelte sich ihr Herz in Stein. Aber sie dachte nur an den Jungen, nicht an den Holzfäller, den sie seit ihrer Geburt kannte und der ihr zu jedem Geburtstag Geschenke gebracht und geschworen hatte, für sie zu sorgen, sollte ihr eigener Vater jemals ein zu frühes Ende finden.
Lange nachdem ihr Vater sich schlafen gelegt hatte, hing das Mädchen, vom windgepeitschten Regen bis auf die Haut durchnäßt, immer noch aus ihrem Fenster und hoffte, den Jungen zu entdecken. Sie hatte in ihrem Zimmer eine Laterne aufgestellt, die man durch das offene Fenster sicher sehen konnte.
Zur Stunde der Ratte - irgendwann zwischen Mitternacht und zwei Uhr morgens - fuhr sie auf. Sie hatte eine Stimme gehört. Vielleicht war es nur der Wind gewesen? Aber nein! Sie vernahm sie wieder. Es war die Stimme des Jungen, und er rief nach ihr!
Ohne zu überlegen rannte sie aus dem Haus. Der Sturm schlug auf sie ein, aber sie achtete nicht darauf. Sie hörte die Stimme des Jungen und folgte ihr, durch die Straßen der Stadt und hinaus aufs freie Land. Der Sturm war auf seinem Höhepunkt, der Wind heulte, der Regen kam in Strömen herunter. Der Boden hatte sich in schlüpfrigen Morast verwandelt. Mehr als einmal glitt das Mädchen aus und fiel mit dem Gesicht in den Schlamm. Immer wieder raffte sie sich auf und eilte wei-

ter, wenn sie den Ruf hörte. Tiefer und tiefer rannte sie in den Wald, bis sie nicht mehr wußte, wo sie war. Es war ihr auch gleichgültig geworden. Der Gedanke an ein Leben ohne den Jungen war ihr unerträglich. Endlich öffnete sich im Wald eine Lichtung. Dort sah sie eine schattenhafte Gestalt und rief freudig den Namen des Jungen.
Die Gestalt drehte sich um. In der Tat, es war der junge Mann. Sie rannte auf die Lichtung und schlang die Arme um ihn.
Und dann stolperte sie mit einem entsetzten, ungläubigen Aufschrei zurück und sah in das Gesicht des Jungen. Es stimmte, sagten ihr ihre Augen, aber sie kniff sich in den Arm, um sich zu vergewissern, daß sie nicht träumte. Das Gesicht des Jungen war weiß wie eine Eisscholle und ebenso glänzend und kalt. Ja, als sie mit zitternden Fingern die Hand ausstreckte, entdeckte sie, daß es eine Eisscholle war.
So unmöglich es auch schien, der Junge war steinhart gefroren.
Dem Mädchen brach das Herz. Sie rief ein letztes Mal verzweifelt den Namen des Jungen, dann warf sie sich auf ihn und kratzte mit solcher Heftigkeit an dem Eis, daß er umkippte.
Zusammen stürzten sie auf den Waldboden, und zu ihrem Erstaunen zerbrach das Eis und überschüttete sie mit kalten Bruchstücken.
Schluchzend, auf Händen und Knien suchte das Mädchen in den Eissplittern nach dem Jungen. Aber da war nichts. Und bald hatte der windgepeitschte Regen das ganze Eis weggeschmolzen.
Irgendwann kam sie taumelnd auf die Füße. Sie fühlte sich selbst wie erfroren. Ihr Herz war von Eis umgeben. Sie bewegte sich mit schlurfenden, unsicheren Schritten auf den Rand der Lichtung zu. Dort warf sie haltsuchend die Arme um einen Baumstamm.
Sie drehte sich um und wollte einen letzten Blick auf den Platz werfen, wo der Mann, der ihr Geliebter hätte werden sollen, zerbrochen war - und keuchte auf.
Denn genau an dieser Stelle wirbelte jetzt grauer Rauch, und während sie noch zusah, wurde er erst durchsichtig, dann durchscheinend und schließlich fest. In fester Form gewann er Gestalt. Und das Mädchen erkannte ein reizvolles Gesicht, hohe Backenknochen, längliche Augen und wallendes Haar, gefleckt von einem Licht, das von allen Seiten herzuströmen schien.
Eine tiefe Angst erfaßte und schüttelte sie, als habe ein wildes Tier sie gepackt. Aber ihre Verzweiflung gewann schnell die Oberhand über ihr Entsetzen. >Der Junge!< rief sie aus. >Was hast du mit ihm gemacht?<
Die Gestalt drehte sich um und grinste so grauenvoll, daß das Mädchen aufschrie und sich den Arm vor die Augen halten mußte. >Der Junge<, drang eine Stimme, schneidend wie ein Messer, zu ihr. >Es gibt keinen Jungen. Es gab nie einen Jungen. Und auch keinen alten, blinden Mann.<

Jetzt konnte das Mädchen sehen, daß die Gestalt mit Schnee überkrustet war. Auf Schultern, Armen und Beinen glitzerte reiner Schnee, so leuchtend und strahlend weiß, daß das Mädchen einen Augenblick lang geblendet war.
>Es gab nur mich, die ich nur ewige Traurigkeit und Verzweiflung kenne. Ich bin gekommen, um dir deine Belohnung zu geben.<
Dann war das schmerzhafte Licht verschwunden. Das Mädchen blinzelte, die Lichtung war verlassen. Sie kehrte nach Hause zurück, aber dort erkannte sie niemand, nicht einmal ihr Vater, der um seine im Sturm verlorene Tochter weinte.
Erst als sie in einen Spiegel sah, begriff sie, und Entsetzen erfüllte sie. Ihr weißes Gesicht hatte das faltige, schlaffe Aussehen, wie es nur die Zeit hervorbringt. Innerhalb eines Herzschlags war sie aus einem Mädchen in der Blüte der Jugend zu einer alten Frau geworden.
Sie verließ das Dorf am nächsten Morgen, denn sie konnte die Gegenwart von Menschen, die sie gekannt hatte und die sie nun nicht mehr erkannten, nicht länger ertragen. Irgendwann kam sie an einen Gebirgspaß, der häufig von Reisenden auf dem Weg von Tokio nach Kioto begangen wurde. Dort ließ sie sich in einem seit langem verlassenen anjitsu, einem schlichten Gebäude nieder, wie es die Wanderpriester benützten. Dort verbrachte sie den Rest ihrer Tage und verteilte Essen, Hilfe und Trost an die müden Reisenden, die auf der Gebirgsstraße vorüberkamen.
Aber die gräßliche, schneebedeckte Gestalt auf der Waldlichtung in jener sturmdurchtosten Nacht vergaß sie nie: Megami Kitsune, die Fuchsgöttin.«
Die Gänse waren auf dem schneebedeckten Feld niedergegangen, ihre schwermütigen Schreie erfüllten die Luft. Ihr Watschelgang wirkte plump und komisch, verglichen mit ihrem anmutigen Flug.
Philip hatte den Arm um Michiko gelegt und fragte: »Ist es die Fuchsgöttin, vor der du Angst hast?«
Sie sah ihn traurig an und nickte stumm. Sie verließen den Schrein, das letzte ;oss-Stäbchen war verbrannt. Die Gänse hatten sich beruhigt, und jetzt trug nur eine gelegentliche Windbö, die in der Nähe durch die Aste rauschte, ein Geräusch an ihre Ohren. Ein Kaninchen, aufgeschreckt von ihrer Gegenwart, hoppelte mit hüpfendem weißem Schwanz davon.
»Wovor ich Angst habe ...« Michiko brach ab und drehte den Kopf zur Seite, als müsse sie ihren Mut zusammennehmen. »Ich fürchte, daß ich nicht anders bin als dieses junge Mädchen. Ich bin selbstsüchtig. Ich will dich. Und doch bist du verheiratet, ebenso wie ich. Manchmal Hege ich nachts wach, und das Grauen vor meiner Sünde läßt mich erstarren.«

»Es ist auch meine Sünde«, erklärte er.
Sie warf ihm ein trostloses Lächeln zu, reagierte aber nicht, als er sie an sich zog.
Wie Michiko gesagt hatte, gab es viel zu tun, während ihr Vater Wataro Taki sich in Kiuschu um die Orangenhaine kümmerte. Er hatte schon Akten mit Informationsmaterial über die drei wichtigsten Yakuza-Familien in Tokio vorbereitet, aber sie enthielten nur allgemeine Dinge. Obwohl sie nützlich waren, blieb es doch Philip und Michiko überlassen, die gegenwärtigen Aktivitäten, Tendenzen und langfristigen Ziele dieser drei Familien - oder gumi, wie man sie in der Yakuza-Gesellschaft nannte - herauszufinden.
Eine der drei Familien war unter dem Namen taki-gumi bekannt, und daher war es Philip klar, daß Wataro die Organisation dieses Clans übernehmen wollte. Wie er Philip erklärt hatte, hatte die überragende Macht des Jiban sowohl in unternehmerischen wie in bürokratischen Kreisen Wataro Taki gezwungen, den einzigen Weg zur Macht einzuschlagen, der ihm offenstand: die Unterwelt der Yakuza. Hier, außerhalb der Grenzen von Japans strenger Kastengesellschaft, sah Wataro eine Möglichkeit, sich innerhalb des Landes eines Machtbasis aufzubauen.
Als oyabun, als Boß der Taki-gumi, würde ihm in den kommenden Jahrzehnten der Zugang zum Geschäftsleben, zur Bürokratie, sogar zur Regierung offenstehen. Denn Wataro, der Visionär, begriff, was nur wenige andere sahen, daß die Yakuza noch in den Kinderschuhen steckten. Unter seiner Führung und Anleitung konnte er Kräfte gegen den Jiban mobilisieren. Die Yakuza besaßen seiner Meinung nach enorme positive Entwicklungsmöglichkeiten, wenn sie in die richtige Richtung geführt wurden. Schon sah er den kommunistischen Einfluß bei den Arbeiteraufständen in den Docks. Wenn er beispielsweise mit Hilfe des Taki-gumi diese Aufstände niederschlagen konnte, bei denen Dutzende von japanischen Polizisten getötet worden waren, stand die Regierung sehr in seiner Schuld.
Auch das war ein Teil seiner Strategie, denn er sah die Yakuza auch als die beste Basis, um in legale Unternehmungen, in die Regierung und mit der Zeit sogar in die Bürokratie vorzustoßen, die Hochburg des Jiban. Erst dann, wenn er genügend Macht besaß, würde er zuschlagen und den Jiban besiegen.
Aber diese Strategie, so warnte er, erforderte viel Geduld und Disziplin. Wie der Plan des Jiban, so brauchte auch Wataros Plan Jahrzehnte Zeit, bis er verwirklicht werden konnte. Und der erste Schritt war die Schaffung einer Machtbasis auf der Grundlage des Taki-gumi. Weniger klar war, wie er die beiden anderen Familien behandeln wollte.

Obwohl es sicher zwischen allen dreien Rivalitäten gab, wurde es immer deutlicher, daß die Nachwehen des Krieges und der Besetzung des Landes die Clans in einem grundlegenden Sinne geeint hatten - wenn die Einigkeit auch vorübergehend und ein wenig schwankend war. Sie hatten begonnen, gegenüber allem, was sie als Einmischung von außen betrachteten, die Reihen zu schließen: die amerikanische Besatzungsarmee fing schon an, ernsthaft gegen die Yakuza-Kriminalität vorzugehen.

Vielleicht lag es an der intensiven Beschäftigung mit den verwickelten, offenen und geheimen, Bündnisverhältnissen, Rivalitäten und Konkurrenzgeschäften der Familien, daß Philip nicht bemerkte, welche Veränderungen in seinem eigenen Haus stattfanden. Vielleicht bewirkte auch seine anhaltende Gereiztheit darüber, daß er das Rätsel um den Mord an Colonel Silvers nicht lösen konnte, daß er außergewöhnlich zerstreut war. Möglicherweise war es auch seine zunehmende Leidenschaft für Michiko. Wenn Philip bei ihr war, hatte er das Gefühl, immer tiefer und tiefer in den Kontinent Asien einzudringen, in ein mythisches Reich jenseits der Grenzen, die einem normalen Sterblichen gesetzt waren. Er hatte einmal She von Henry Rider Haggard gelesen und fühlte sich jetzt immer mehr wie der Held jenes Romans, der über eine von einer außergewöhnlich schönen, mächtigen Göttin beherrschte, verlorene Zivilisation stolpert.

Auf jeden Fall begann Philip erst viele Jahre später, auf Maui, auf der Flucht vor seinen Verfolgern, die einzelnen Teile zusammenzusetzen. Erst dann hatte er erkannt, wie gewaltig das Rätsel war, dessen Lösung ihn seit Jahrzehnten beschäftigte.

Er hörte also kaum zu, als Lillian ihm erzählte, sie habe eine Stelle bei der amerikanischen Botschaft in Tokio gefunden. David Turner habe sie empfohlen. Der Botschafter sei so angetan von ihrer Arbeit, daß sie schon nach sechs Wochen in seinen persönlichen Stab befördert worden sei.

Lillian begann in rascher Folge die Bücher zu lesen, die David Turner ihr ans Herz legte: The Octopus von Frank Norris, USA von John Dos Passos, The Goose-Step und World's End von Upton Sinclair. Gelegentlich waren auch Bücher über die Scottboro Boys und die Haymarket-Unruhen darunter. Es war eine stark zum Sozialismus tendierende Sammlung philosophischen Gedankenguts, aber Lillian war zu sehr in die Erfahrung des Lernens vertieft, um das zu bemerken.

Die Welt, die früher durch die unverrückbaren Grenzen definiert gewesen war, die ihr Vater gesetzt hatte, öffnete sich ihr jetzt. Wenn sie mit David Turner dinierte und die von ihm empfohlenen Bücher las, ging sie in einem sehr realen Sinn wieder zur Schule. In eine Schule, die von dem für sie faszinierendsten Professor der Welt geleitet wurde.

Sie wurde zuerst mit allen Wirtschaftssystemen der Welt bekannt gemacht, dann mit den komplizierteren geopolitischen Gruppierungen. Sie erfuhr durch die großen Schriftsteller ihres Landes - Norris, Dos Passos und Sinclair-von dessen Geschichte. Diese großen Geister enthüllten ihr die andere Seite des Kapitalismus, die dunklere Seite, bei der General Hadley, ihr Vater, dafür gesorgt hatte, daß sie sie nie zu sehen bekam.
Sie las auch über die Französische Revolution, die russische Revolution und den spanischen Bürgerkrieg, so daß sie allmählich, als ginge nach einer langen Polarnacht die Sonne auf, die ganze Palette revolutionärer Triebkräfte in weltweitem Rahmen kennenlernte.
Ihr wurde bewußt, wie der Kapitalismus in ihrem eigenen Land die Menschen ausbeutete - hauptsächlich die Arbeiter, die eigentlich von diesem System profitieren sollten. Sie sah, wie eine Handvoll habgieriger Kapitalisten über Leben und Schicksal von Millionen Menschen in ganz Amerika bestimmten. Sie begriff endlich, daß die Unterdrückten sich ihrer schrecklichen Unterdrückung gar nicht bewußt waren - daß ihnen dieses Wissen von derselben Handvoll habgieriger Kapitalisten systematisch vorenthalten wurde - ebenso wie ihr Vater ihr dieses Wissen vorenthalten hatte!
Und schließlich war sie einer Meinung mit jenem Kader rechtlich denkender Intellektueller (der moralischen Vorhut, wie David Turner sie nannte), deren Absicht es war, eine Revolution zur Befreiung der Massen von dieser unsichtbaren, heimtückischen Sklaverei herbeizuführen - und sympathisierte mit ihrem Anliegen.
Obwohl Philip die Veränderungen, die sich in ihr vollzogen, nur langsam wahrnahm, kam die Erkenntnis schließlich doch.
Der Streit begann sehr profan. Er war wie üblich spät nach Hause gekommen und anstatt Lillian schlafend im Bett vorzufinden, sah er, daß in ihrem Schlafzimmer Licht brannte. Lillian saß noch wach im Bett und las eine Illustrierte. Turner hatte ihr streng verboten, die Bücher, die er ihr gab, mit nach Hause zu nehmen. Seine allem Anschein nach vollkommen vernünftige Erklärung lautete, er wolle nicht, daß Philip sie darüber ausfragte, mit wem sie sich träfe und warum.
»Schließlich«, sagte Turner grinsend, »könnte dein Mann glauben, wir hätten eine Liebesaffäre.«
»Wo bist du gewesen?« fragte sie und legte die Illustrierte zur Seite.
Darauf war er vorbereitet, ja, es überraschte ihn sogar, daß es so lange gedauert hatte, bis sie das Thema anschnitt. »Ich habe gearbeitet.«
»Wohl kaum«, sagte Lillian und starrte ihn an. »Ich habe Jonas angerufen.«
Darauf war er nicht gefaßt. »Du hast mir nachspioniert? Warum?«
»Weil es so aussieht, als hättest du es nötig, daß man dir nachspio-

niert.« Sie verschränkte die Arme über der Brust. »Ich möchte wissen, wohin du gehst und was du treibst, nachdem du nie zu Hause bist.«
»Da du plötzlich mit Jonas so dick befreundet bist«, sagte Philip und begann sich auszuziehen, »kannst du dir ja meinen Terminplan von ihm geben lassen.«
»Das klang genau wie mein Vater.« Hörte er da einen Ton des Triumphs in ihrer Stimme? »Er hat es immer sehr geschickt verstanden, die wirkliche Welt auf Armeslänge von mir fernzuhalten. Ich war für ihn wie ein Paradepferd, dem er jedesmal, wenn er es ins Freie führte, Scheuklappen anlegen mußte.«
Philip sah sie an. War das wirklich die Frau, die er vor etwas mehr als einem Jahr geheiratet hatte? fragte er sich. Was ist geschehen? »Ich bin nicht dein Vater«, sagte er dann, hängte seine Jacke auf und nahm seine Krawatte ab.
»Ich habe gesagt, du bist wie mein Vater.«
»Soll das eine Debatte werden?« Er glaubte nicht, daß sie überhaupt wußte, was eine Debatte war.
»Wenn du es so nennen willst«, gab sie zurück.
Jetzt hätte er stutzig werden müssen. Diese Art von Wortgefechten war viel zu raffiniert für die Frau, die er geheiratet hatte. Das einzige Gebiet, auf dem Lillian früher Raffinesse gezeigt hatte, war die Mode. In anderen Bereichen war sie eher wie ein Mädchen vom Lande, einfach und gradlinig in ihrer Persönlichkeit. Wenigstens hatte Philip sie bisher so gesehen, und zum Teil hatte ihn das angezogen. Aber nachdem er sich gefühlsmäßig von ihr entfernt hatte, war es kaum verwunderlich, daß er die Veränderungen, die in ihr stattfanden, nur langsam bemerkte.
»Ich will gar nichts«, sagte er. Er kam zu ihr, setzte sich auf ihre Bettkante und nahm ihre Hand. »Lillian, ich habe in den letzten Monaten sehr viel gearbeitet. Der Tod von Silvers hat uns alle Nerven gekostet.«
»Das hat nichts mit Silvers Tod zu tun«, sagte sie. Sie durchforschte sein Gesicht so aufmerksam wie ein Archäologe, der nach Spuren von Leben gräbt. »Was ist mit dir geschehen, Phil?« fragte sie. »Es ist, als wären wir nicht länger Mann und Frau. Wir gehen nie aus, wir schlafen nie mehr miteinander.«
»Ich weiß«, sagte er und streichelte ihren Handrücken. »Ich lasse dich zu viel allein.«
»Das ist es nicht«, sagte sie in sonderbarem Tonfall. »Schließlich habe ich meine Arbeit in der Botschaft, und man überträgt mir von Tag zu Tag mehr Verantwortung. Ich bin jetzt mit der Verteilung aller Geheimkorrespondenz einschließlich der meines Vaters betraut. Und wenn du nicht zum Dinner nach Hause kommst, schlage ich mich eben allein durch.«

Jetzt erkannte Philip diesen sonderbaren Tonfall. Wo war das kleine Mädchen voller Weichheit und Anmut, in das er sich verliebt hatte? Irgendwann, als er nicht hingesehen hatte, war es in einen harten, selbständigen, scharfzüngigen Menschen verwandelt worden. Hörte er in ihrer Stimme jetzt Selbstsicherheit? Unmöglich. Das würde bedeuten, daß sie sich radikaler verändert hatte, als er es sich vorstellen konnte.
»Was soll das heißen, du schlägst dich alleine durch?«
»Hat man dir diesen Trick bei der CIG beigebracht?« erkundigte sie sich. »Die Fragen einfach zurückzugeben? Ich habe dich gefragt, wo du warst.«
»Mit wem triffst du dich, Lil?« fragte er leise. »Ist es Jonas?«
»Das ist doch idiotisch.«
Aber was immer sie sonst aufgeschnappt hatte, sie hatte noch nicht gelernt, überzeugend zu lügen.
»Ich will die Wahrheit wissen«, sagte er und fragte sich gleichzeitig, warum ihm das eigentlich so wichtig war. Er hatte eine Affäre, warum also nicht auch sie? Aber er wußte, warum. Irgendwie betrachtete er seine Beziehung zu Michiko nicht als Affäre. Sie war weit entfernt vom Seitensprung eines unbefriedigten Ehemannes. Was war es dann? fragte er sich. Er fand keine klare Antwort.
»Die Wahrheit«, sagte Lillian. »Du willst die Wahrheit wissen? Warum? Ich glaube, du würdest die Wahrheit nicht einmal erkennen. Du steckst viel zu tief in deinen Geheimnissen, Phil, sie haben dich völlig in ihrer Gewalt.«
»Du übertreibst.«
»Tatsächlich? Sieh dich doch nur an«, sagte sie. »Du sprichst mit mir, ohne irgend etwas zu sagen. Du willst nicht auf meine Fragen antworten ...«
»Auf deine Schnüffeleien eingehen, willst du wohl sagen.«
»Du willst meine Fragen nicht beantworten«, beharrte sie. »Du willst keine Rechenschaft über deine Zeit ablegen, obwohl du Dinge tust, die offenbar nicht mit deiner Arbeit in Verbindung stehen. Was soll ich davon halten? Was würdest du davon halten, wenn die Rollen vertauscht wären?«
»Willst du wissen, wo die Schwierigkeit wirklich liegt, Lil?« fragte Philip. »Du willst, daß ich jemand bin, der ich offensichtlich nicht sein kann.«
»Es ist sehr praktisch, alle Schuld mir zuzuschieben«, sagte sie. »Beruhigt das dein Gewissen? Nun, vergiß es. Damit kommst du nicht durch. Du bist die Hälfte dieser Ehe, die Schuld liegt mindestens zur Hälfte bei dir.«
»Die Schuld woran?«
Lillian schloß die Augen. »Ich liebe dich, Phil«, flüsterte sie verzwei-

feit. »Gott helfe mir, aber es ist die Wahrheit.« Sie riß plötzlich die Augen auf. »Wenn du mich betrügst, ich glaube, ich könnte es dir nicht verzeihen. Aber ich könnte dich auch nicht verlassen. Du bist immer noch der Mann, den ich will, den ich brauche.«
»Vielleicht brauchst du zu viel von mir«, sagte er. »Es gibt einen Teil, den du nie verstehen wirst.«
»Weil ich es nicht kann?« fragte sie. »Oder weil du mich nicht läßt?«
Er antwortete nicht. Die Wahrheit war, daß er sich vor einer Antwort fürchtete.
Lillian schüttelte traurig den Kopf. »Das ist es, was zwischen uns nicht stimmt, Philip. Siehst du es nicht? Es herrscht nicht genug Verständnis zwischen uns, wir versuchen gar nicht einander kennenzulernen. Und weil wir es nicht versuchen, werden wir auch niemals erfahren, wozu wir gemeinsam fähig sind.«
»Das ist nicht richtig«, protestierte er.
»Doch, das ist es.« Da war er wieder, dieser sonderbar selbstsichere Tonfall. »Dir wäre es viel lieber, unergründlich zu bleiben. Das spricht deinen Sinn für Geheimhaltung an. Du und Jonas, ihr steckt die Köpfe zusammen und schmiedet eure Pläne. Mir scheint, ihr beiden genießt es, alle diese Geheimnisse auszubrüten und sie dann für euch zu behalten.«
»Das gehört zum Beruf. Ich glaube, du nimmst das viel zu persönlich, Lillian.«
»Nein, das ist nicht wahr«, beharrte sie. »Das ist nichts Berufliches für dich. Du liebst es, und ich muß um deine Zeit kämpfen. Aber wogegen kämpfen? Gegen Schatten. Und dabei weiß ich, wenn du die Wahl zwischen Schatten und Licht hast, Philip, wirst du immer die Schatten wählen.«
»Und warum kannst du das nicht akzeptieren?«
»Weil es falsch ist«, sagte sie. »So kann man sein Leben nicht führen. Du bist wie manche Erscheinungsformen des Kapitalismus - die brutalen, machthungrigen, kriegslüsternen Aspekte - die wir nicht zu genau betrachten sollen - und die manche Leute verborgen halten wollen.«
»Welche Leute?«
Lillian zuckte die Schultern. »Leute wie mein Vater.«
Er stand auf. »Damit bin wohl auch ich gemeint«, sagte er, gegen seinen Willen wütend. »Schließlich behauptest du, ich sei wie dein Vater.«
»Und dabei wünschte ich mir so, daß es nicht so wäre«, entgegnete sie.
»Ich bin nicht so, Lil«, meinte er. »Ich wollte, ich könnte dich davon überzeugen.«
»Aber siehst du denn nicht, wie ähnlich ihr euch wirklich seid? Beide seid ihr versessen auf Geheimnisse, ihr blüht dabei richtig auf. Ich glaube nicht, daß ihr ohne sie leben könntet. Und wenn du in einer aus Geheimnissen bestehenden Welt lebst, bin ich ausgeschlossen.«

»Das ist nicht wahr.«
»Notwendigerweise ist es so, Phil.« Ihre Worte waren genau berechnet, kontrolliert. »Die erste Frage, die ich dir gestellt habe, als du gekommen bist, lautete: Wo bist du gewesen?«
»Lil...«
Sie hob die Hand. »Schon gut. Ich habe keine Antwort erwartet. Ich hatte gehofft, du würdest es mir erzählen, du würdest alles zwischen uns in Ordnung bringen wollen.« Sie zögerte, und er hörte in ihrem Schweigen, wie sie ihn drängte, ihr das Gegenteil zu beweisen. Irgendwann nickte sie dann nur. »Aber eigentlich habe ich gar nichts erwartet.«
Philip bereitete Wataro Takis Rückkehr von Kiuschu vor. Die Schwierigkeit lag darin, daß die offizielle Strategie der amerikanischen Besatzungsmacht, die Yakuza zu spalten, die drei Yakuza-Familien veranlaßt hatte, untereinander Bündnisse einzugehen. Das war bei ihnen nicht die Regel.
Ein Feind mit Verbündeten war weitaus gefährlicher als ein alleinstehender Feind.
Folglich hatten Philip und Michiko einen Plan ausgearbeitet, die Bündnisse zu zerbrechen, indem man die drei Familien gegeneinander ausspielte. Obwohl damit bei allen drei Familien beträchtliche Verluste an Menschenleben verbunden waren, würde es hinterher relativ einfach sein, dem Taki-gumi mit einem Minimum an weiterem Blutvergießen eine Vormachtsstellung zu verschaffen.
Sie legten Wataro Taki bei seiner Rückkehr von Kiuschu den komplizierten Plan vor. Taki sah gesund und kräftig aus, aber seine Gesichtszüge waren so verändert, daß Philip erst als Wataro Taki sprach sicher war, denselben Mann vor sich zu haben.
»Guten Morgen, Doss-san.«
Philip fuhr fort, ihn forschend zu mustern. War das wirklich Zen Godo? »Was ist mit Ihnen geschehen?« fragte er.
Wataro Taki lachte. »Es ist gut, daß Sie mich nicht erkennen. Michiko hat mich gestern abend auch nicht erkannt, als sie mich abholte. Ich habe sie gebeten, Ihnen nichts zu sagen, damit ich Ihre ehrliche Reaktion sehen konnte.« Sein Lächeln verblaßte. »Offen gestanden, habe ich mir wegen meines Gesichts in meinem neuen Leben Sorgen gemacht. Deshalb habe ich während meiner Abwesenheit nicht nur Orangen gepflückt, sondern ließ einen neuen Menschen aus mir machen.« Er legte die Fingerspitzen an die Backenknochen. »Die Ärzte haben die Knochen gebrochen und umgeformt, hie und da Fleisch weggeschnitten und Fettgewebe entfernt.«
Sein Gesicht war von Sonne und Wind während der langen Stunden

in den Orangenhainen kupferbraun gegerbt, und man mußte schon sehr dicht vor ihm stehen, um das Netz feiner Narben zu erkennen, die noch nicht ganz verheilt waren.
»In einem Monat«, sagte er, »wird jede Spur der Narben verschwunden sein.«
Ebenso eindrucksvoll wie sein neues Gesicht waren jedoch die Veränderungen an seinem Körper. Er wirkte größer, breiter und sicher muskulöser. Kurz, er schien in jeder Hinsicht jünger und kräftiger zu sein als der Mann namens Zen Godo, der etwa acht Monate zuvor abgereist war.
»Auch Michikos wegen mache ich mir Sorgen. Sie ist schließlich immer noch Zen Godos Tochter, auch wenn sie durch ihre Heirat eine Yamamoto geworden ist. Ich werde sie daher fest bei mir anstellen, und nachdem ich oyabun des Taki-gumi geworden bin, werde ich sie adoptieren und in die Taki-Familie aufnehmen. Wenn jemand mich nach meiner engen Beziehung zu ihr fragt, nun, schließlich ist sie mit Nobuo Yamamoto verheiratet, nehl Und das ist schließlich ein sehr mächtiger Geschäftsmann, der die Machtbasis meines Clans erweitern und ihm Zugang zur legalen Geschäftswelt verschaffen kann.«
Wataro Taki hörte sich ihren Vorschlag genau an, als sie in dem neuen Haus, das sie für ihn gekauft hatten, Tee tranken. Michiko hatte mehr als zwei Monate gebraucht, um die Erträge aus dem Verkauf des Familiensitzes der Godo zu »waschen«, so daß niemand die Herkunft des Geldes zurückverfolgen konnte, als sie dieses Haus bezahlte.
Schließlich verwarf er den Plan. »Zuviel Blutvergießen«, sagte er ernst. »Nicht, daß ich in meinem Herzen eine weiche Stelle für diese Banditen hätte, die ihre Brüder aussaugen. Aber es ist unrationell, auch nur einen Teil dessen zu zerstören, was man sich aneignen möchte. - Ich habe in den vergangenen Wochen, seit ihr mir die letzten detaillierten Unterlagen über die drei Familien zugeschickt habt, lange und scharf nachgedacht, und ich glaube, eine Methode gefunden zu haben, wie ich den Taki-gumi an mich bringen kann, ohne ein einziges Menschenleben zu zerstören. - Gen Taki, der gegenwärtige oyabun, der Boß des Taki-gumi, hat sich den Ruf erworben, eine geniale Verteidigungstaktik zu besitzen. Diese wohlbekannte - und gefürchtete - Taktik ist es, die ihn zur beherrschenden Kraft in dieser wackeligen Yakuza-Trias macht. Nun ist, euren Informationen zufolge, Gen Taki nicht, wie allgemein angenommen, der Urheber dieser Strategien. Das ist vielmehr sein Berater Kenji Harigami, der insgeheim den Taki-gumi leitet. Kenji Harigami ist Gen Takis kostbarster Besitz. Ohne ihn wird Gen Taki bleich vor Angst sein, und wir bekommen alles von ihm, was wir wollen. Daher müssen wir die schwache Stelle von Harigami-san finden.«
»Ich glaube nicht, daß er eine hat«, sagte Philip. »Er ist der perfekte

Familienvater, verheiratet, zwei Kinder. Nach allem, was wir festgestellt haben, ist ihm seine Frau völlig ergeben.«
Wataro Taki knurrte etwas. Dann nickte er, und Michiko füllte seine Tasse nach. »Doss-san«, fuhr er fort, »sie werden bald begreifen, daß Familienväter in Japan - alle Familienväter - noch ein zweites Leben führen. Manchmal im verborgenen, manchmal auch nicht. Aber es ist immer vorhanden. Wir müssen in Erfahrung bringen, worin das geheime Leben von Kenji Harigami besteht.«
Philip hatte allmählich den Verdacht, daß sie alle einen schrecklichen Fehler gemacht hatten. Es begann mit einem Alptraum, der ihn aus unruhigem Schlaf riß. Er war wieder ein Junge in Latrobe, Pennsylvania, und hatte das .22er-Gewehr seines Vaters bei sich. Es war Nacht, und er verfolgte seine Beute - durch rauhreifbedeckte Felder, in einen Wald voll nächtlicher Geräusche, hinab in ein Flußbett, das im Licht des Vollmondes silbern glänzte. Das Wasser gluckerte, die Blätter in den Bäumen raschelten, eine Eule schrie.
Er wußte, daß er sich seiner Beute näherte und steigerte sein Tempo, das Gewehr schußbereit. Er watete durch den seichten Fluß, spürte durch die Stiefel hindurch, wie die Kälte in seine Knöchel biß. Er keuchte, sein Atem kam in schnellen, dampfenden Stößen.
Dann hatte er seine Beute gesichtet und erkannte verblüfft, daß es ein Mensch war und nicht, wie er angenommen hatte, ein Tier.
Er ließ sich auf ein Knie nieder, hob das Gewehr an die Schulter und zielte. Ehe er Gelegenheit zum Abdrücken bekam, fuhr sich seine Beute mit den Krallen in das eigene Gesicht. Das Gesicht löste sich auf, und Philip sah ein zweites darunter, das ihm quälend bekannt vorkam. Gerade als er zu wissen glaubte, wessen Gesicht es war, verschwand es wieder und ein neues erschien. Verängstigt zog Philip den Abzug durch. Das Geschoß schlug in das Gesicht der Beute, aber, kaum möglich bei dem kleinen Kaliber, zerschmetterte es. Nur um darunter ein anderes Gesicht freizulegen.
Philip erwachte schweißgebadet. Einen Augenblick lang wußte er nicht, wo er war. Dann drehte er sich zur Seite und sah Lillian schlafend neben sich liegen.
Und in diesem Augenblick verstand Philip seinen Traum.
Am nächsten Morgen schnappte er sich Ed Porter, den CIG-Adjutanten, den Silvers ihm und Jonas zugewiesen hatte, als sie zum erstenmal nach Japan gekommen waren.
»Ich möchte, daß Sie etwas für mich tun, Ed«, sagte er.
»Sicher.« Porter trug gerade einen Aktenstapel von einem Büro in ein anderes.

Philip führte ihn in einen Lagerraum und schaltete das Licht an. Dann betrachtete er den Aktenstapel, den Porter in den Händen hielt.
»Viel Arbeit?«
»Nichts als Mist!« sagte Porter verächtlich. »Turner läßt mich als seinen Botenjungen hin und her flitzen. Ich muß dafür sorgen, daß all die neuen Minister, die vom Jiban auf die Abschußliste gesetzt wurden, in unser sicheres Haus geschafft werden. Ich muß dafür sorgen, daß die Berichte über ihren >Tod< glaubwürdig sind und an die Presse verteilt werden. Ich muß mich um die trauernden Familien kümmern. Alles nur, damit wir dem Jiban weiterhin weismachen können, wir seien ihm nicht auf die Schliche gekommen.«
»Nicht so wie in alten Zeiten, was?«
»Wirklich nicht«, sagte Porter. »Colonel Silvers hat mich draußen eingesetzt. Ich weiß, wie man Informationen sammelt, aber seit er tot ist, will mir hier keiner mehr eine Chance geben.«
»Das ist wegen Silvers«, sagte Philip. »Niemand will an den faulen Apfel erinnert werden.«
»Das ist auch so eine Sache«, sagte Porter. »Colonel Silvers war kein Doppelagent.«
»Nicht?« Philip legte den Kopf schief. »Wie kommen Sie darauf? Die Beweise...«
»Die Beweise waren ein Ammenmärchen.« Porter legte seinen Pakken ab und zündete sich eine Zigarette an. »Glauben Sie mir, Lieutenant, wenn Sie mir einen halben Tag Zeit geben, kann ich es so hindrehen, als hätten Sie Ihre Mutter ermordet. Ich weiß bestimmt, daß der Colonel sauber war - wegen all der Informationen, die ich an ihn weitergegeben habe. Ich hätte es gewußt, wenn er meine Sachen an den Jiban oder sonst jemand verraten hätte. Das hat er nicht getan. Aufgrund der Informationen, die ich ihm gegeben habe, wurden immer die richtigen Schritte unternommen, da bin ich ganz sicher.«
Ein ahnungsvoller Schauder durchlief Philip, und der Angsttraum der letzten Nacht kam ihn in den Sinn. »Haben Sie das jemandem erzählt?« fragte er.
»Sicher. Turner. Er hat alles aufgeschrieben und gesagt, er würde es schon durch die richtigen Kanäle weiterleiten.«
»Verstehe.« Warum war Porter damit nicht zu ihm gekommen? fragte er sich. Dann begriff er, daß er selbst Porter hätte ansprechen müssen. Aber er war zu bereit gewesen, die Beweise zu akzeptieren. Sicher. Warum auch nicht? Man hatte sie ihm wie auf dem silbernen Tablett überreicht. Wütend auf sich selbst, weil er ein solcher Narr gewesen war, tippte er sich mit dem Zeigefinger gegen die Lippen. »Hören Sie mal, Porter, was würden Sie dazu sagen, wenn Sie wieder rauskämen?«
Porters Augen leuchteten auf. »Da brauchten Sie mich nicht zweimal

zu fragen, Lieutenant. Für Turner den Lastesel zu spielen ist kein Vergnügen. Außerdem fehlt es mir.«
»Gut«, sagte Philip. »Wie sind Sie im Beschatten?«
»Ich könnte Orpheus in die Hölle folgen, ohne daß er es merkt.« Porter grinste. »Außerdem kenne ich Tokio wie meine Hosentasche. Jeden Winkel.« Er drückte seine Zigarette aus. »Geben Sie mir nur Namen und Beschreibung der Zielperson, den Rest erledige ich.«
»Sie brauchen nur den Namen«, sagte Philip.
Etwas in seiner Stimme ließ Porter ernst werden. »Wie meinen Sie das?«
»Ich meine«, sagte Philip, »Sie sollen meiner Frau folgen, auf Schritt und Tritt.«
Philip war es schließlich, der den Zugang zum Taki-gumi fand. In einem der wöchentlichen Feldberichte der CIG über eine Razzia der US-Army bei einem Glücksspielsyndikat der Yakuza in den nördlichen Vororten von Tokio stieß er auf einen bekannten Namen: Kenji Harigami, der Chef-Berater des Taki-gumi.
Die CIG interessierte sich für einen der Besitzer des Syndikats, den man der illegalen Einfuhr von Handfeuerwaffen verdächtigte. Kenji Harigami war einer der bei der Razzia verhafteten Spieler. Dem Bericht zufolge hatte er sich jedoch freigekauft und war niemals angeklagt worden.
Philip dachte eine Weile nach. Vielleicht bedeutete die Information gar nichts. Viele Yakuza waren eingefleischte Spieler. Aber er stellte einige Nachforschungen über Kenji Harigami an und fand heraus, daß der Mann häufig eine Reihe unabhängiger Spielsalons von Syndikaten besuchte, die nicht von den Yakuza kontrolliert wurden. Das schien schon bedeutsamer zu sein, und er gab die Information an Wataro Taki weiter.
Taki verfolgte zwei Wochen lang Kenji Harigamis Schritte. Interessanterweise war dessen bevorzugter Spielsalon ganz abgelegen und so klein, daß er der anwachsenden Präsenz der Yakuza zwangsläufig noch einige Zeit, vielleicht auch für immer entgehen würde.
»Er spielt um große Summen«, erzählte Wataro Taki Philip und Michiko bei einem ihrer regelmäßigen Treffen. »Und er verliert alles.«
»Wieviel?« fragte Michiko.
Als ihr Vater die Summe genannt hatte, fragte Philip: »Wo hat er so viel Bargeld her?«
Wataro Taki lächelte. »Wenn wir das herausbekommen können, Doss-san«, sagte er, »dann haben wir den Hebel gefunden, der uns den Taki-gumi öffnet.«

Einige Tage später traf Ed Porter Philip in den Gängen des CIG-Hauptquartiers. »Schon beim Lunch gewesen, Lieutenant?«
Philip sah ihn an. »Wie war's mit dem Park?«
Die ersten Kirschblüten erfüllten die Luft mit einem Glanz und einem Duft, wie er nur in Japan möglich war. Kinder liefen lachend unter den weißrosa Wolken herum.
»Was haben Sie für mich, Porter?«
»Nichts, was Ihnen gefallen wird, Lieutenant.«
Philip beobachtete einen kleinen Jungen, der einen Drachen in Gestalt eines blau-weiß-roten Karpfens an der Schnur hielt. »Sagen Sie es mir trotzdem.«
»Na schön.« Porter schien unangemessen nervös. »David Turner hat mir Ihrer Frau was laufen, Lieutenant. Tut mir leid.«
Also war es doch nicht Jonas, dachte Philip. Das erleichterte ihn, machte ihn aber auch ziemlich wütend. Er hatte zu seiner großen Überraschung entdeckt, daß Lillian immer noch ein Teil seines Lebens war und daß er sie nicht aufgeben wollte. »Was hat er mit ihr laufen?« fragte er.
Der Karpfen hüpfte und zitterte im Wind, und der Junge führte ihn geschickt und hielt ihn von den Kirschbäumen fern.
»Ja, das ist das Komische daran«, sagte Porter. »Da komme ich nicht dahinter. Sie leben nicht zusammen oder so was.«
Philip sah ihn an, zum erstenmal, seit sie in den Park gekommen waren. »Sind Sie sicher?«
»Natürlich bin ich sicher. Sie treffen sich immer in der Öffentlichkeit. In einem Restaurant oder einem Nachtklub. Der Offiziersklub ist einer ihrer Lieblingsplätze.«
»Und hinterher?«
»Das ist sonderbar, Lieutenant. Hinterher bringt Turner Ihre Frau nach Hause. Punkt.«
»Sie geht nie mit ihm in seine Wohnung?« fragte Philip.
»Nein. Auch nicht in ein Hotel, wenn Sie das meinen.«
»Was ist mit meiner Wohnung?«
»Himmel, Lieutenant«, sagte Porter. »Er bleibt nie. Er begleitet sie nur hinauf, dann geht er. Der perfekte Gentleman.«
Der Wind frischte auf, und der Junge holte den Drachen ein, um ihn in den wirbelnden Böen besser unter Kontrolle halten zu können.
»War das alles?« fragte Philip nach einer Weile.
»So in etwa«, antwortete Porter. »Ach ja, das hätte ich beinahe vergessen. Zweimal in der Woche, pünktlich wie ein Uhrwerk, geht Turner nach dem Lunch mit Ihrer Frau an einen bestimmten Ort. In ein/wra, ein öffentliches Heißbad.« Er zuckte die Schultern. »Aber was soll's? Auch dort passiert nichts.«

»Wo ist das furol«
Porter erklärte es ihm. »Aber das wird Ihnen nichts nützen, Lieutenant. Sie können da nicht reingehen, ebensowenig wie ich. Turner würde Sie sofort sehen. Es wird meistens von Japanern frequentiert, aber auch ein paar Ausländer kommen regelmäßig hin.«
»Ausländer?«
»Ja«, sagte Porter. »Sie wissen schon. Diplomaten. Sie würden sie besser kennen als ich. Die Sorte, die Ihr Schwiegervater, General Hadley, gelegentlich einlädt.«
»Wenn ich mit dir zusammen bin«, sagte Michiko, »bin ich ein ganzer Mensch.«
Philip drückte sie fest an sich.
»Wenn du mich ansiehst«, sagte sie, »dann schaust du nicht durch mich hindurch.«
Seltsamerweise hatte sie, wenn er die Augen geschlossen hielt, etwas von Lillian an sich. Von der neuen Lillian. Viele Jahre später konnte er es als Kraft identifizieren. Das war seltsam. Lillian war in so vielen Punkten schwach, in so vielen anderen kämpfte sie mit sich. Michiko dagegen kämpfte überhaupt nicht. Jedenfalls nicht nach außen hin. Dann wußte er es. Tief in Michiko verbarg sich eine fundamentale Unsicherheit, weil sie eine Frau war. Tief in Lillian verbarg sich die Kraft eines samurai.
»Ich weiß«, sagte sie, »wenn du in mich eindringst, suchst du nach etwas. Nach etwas, was ich dir geben will. Von dem ich niemals wußte, daß ich es besaß - oder besitzen konnte.«
Sie saßen sich auf dem tatami gegenüber. Michiko trug einen lachsfarbenen Kimono, der an der Vorderseite offenstand. Zarte Schatten zeichneten die herrlichen Rundungen ihres makellosen Körpers nach. Ihr dünner, feuerroter Unterkimono bedeckte ihre Brüste, ihre Knie, ihre Füße. Auf der Innenseite ihrer bloßen, gerundeten Schenkel lagen dunkle Schatten. Er roch ihren besonderen Duft. In alle Ewigkeit würde er in seinem Geist untrennbar mit dem frischen, heuähnlichen Geruch der Schilfmatten verbunden sein.
»Wenn ich so spreche, während wir uns lieben«, sagte sie, »kann ich so oft kommen, wie ich will. Bis ich nur noch dich sehe, bis ich nur noch dich spüre.« Sie begann, sich an ihm zu reiben, bis sein Mund sich öffnete und er keuchte und sie selbst berauscht war von dem Verlangen, das sie in ihm erweckte.
Er streckte die Hand aus, zog den feuerroten Unterkimono von ihren Brüsten und senkte den Kopf drüber. Als seine Lippen eine Spitze umfaßten, schob sie die Hüften nach vorne und nahm ihn zur Hälfte in sich auf.

Sie spürte, wie sein Atem stoßweise über ihre empfindliche Brustwarze strich und streichelte ihn. Er kam näher, ihre Schenkel öffneten sich ganz, bis sich ihre beiden Körper berührten.
»Danach suchst du«, seufzte sie. Sie kam mit einem Schauder, spürte, wie er anschwoll, in ihrem Innersten pulsierte. Sie wußte, daß sie es nicht ertragen könnte, wenn es jetzt aufhörte. »Wenn ich dich erforsche«, flüsterte sie, »entdecke ich mich selbst. Ich habe einen geheimen Kontinent gefunden, den ich bereise, und dabei finde ich die verborgenen Städte in mir.« Bewegung, Bewegung, Schwanken, als tanzten sie nach einem langsamen, sinnlichen Rhythmus. »Du beobachtest mich, und unter deinem Blick werde ich wirklich. Und wenn ich wirklich bin, bin ich anders. Ich bin nicht mehr damit zufrieden, die Rollen meines Lebens zu spielen, die japanische Frau, die japanische Mutter, die japanische Geliebte.« Sie keuchte, krampfte sich noch einmal zusammen und stöhnte lustvoll in sein Ohr.
Dann beschleunigte sie die Bewegung ihrer Lenden und spürte, wie ihn die unwiderrufliche Gier nach Erlösung packte.
»Du hast mir gezeigt, daß meine Kraft in meinem Herzen liegt. Und das hast du für immer geändert.« Als sie sein tiefes Stöhnen hörte, seufzte sie noch: »Auch du liebst mich. O ja!« und gab sich dann gleichfalls der Ekstase der Entspannung hin.
»Ich habe den Kauf des Glücksspielsyndikats perfekt gemacht, in dem Kenji Harigami Stammgast ist«, erklärte Wataro Taki Philip und Michiko eine Woche später. Er lachte, als er ihre Gesichter sah. »Es war eigentlich ganz einfach.« Seine Augen funkelten. »Tatsache ist, daß Kenji Harigami schon ziemlich viele Schulden bei dem Syndikat angehäuft hat und sich weigert, sie zu bezahlen. Statt dessen spielt er mit Bargeld weiter. Das Syndikat wagt es natürlich nicht, ihm irgendwie in die Quere zu kommen, denn sein Zorn würde es sicherlich in die Sphäre des Taki-gumi bringen, und der würde es sich sofort einverleiben.« Er lachte wieder. »Sie waren über mein großzügiges Angebot wirklich sehr erfreut. Jetzt haben wir unsere Chance und müssen das Beste daraus machen.«
Als Kenji Harigami drei Tage später den Spielsalon betrat, fand er denselben verqualmten Raum, das gleiche schielende, säuerlich riechende Publikum vor wie gewohnt. Eine schöne Frau stellte die Spielsteine auf, und ein Weißer saß neben ihr und half ihr dabei. Er hatte keinen von den beiden je gesehen, aber das war ihm ziemlich egal. Er war hier, um seiner unersättlichen Leidenschaft zu frönen und interessierte sich nur für die Spielsteine und für nichts sonst.
Der Abend wurde zur Nacht, die Nacht zum frühen Morgen, das Ergebnis war das übliche. Das dicke Geldbündel, das Kenji Harigami

mitgebracht hatte, war fast aufgebraucht. Viele der Spieler waren schon gegangen, nur die eingefleischten Dickköpfe machten noch weiter.
Kenji Harigami brachte es nicht fertig, bei einem Spiel zuzusehen, ohne sich daran zu beteiligen. Er legte den Rest seines Geldes auf den Tisch, die Steine fielen, er hatte verloren.
Es war die letzte Runde. Die noch verbliebenen Spieler standen auf und verließen, einer nach dem anderen, den Raum. Kanji Harigami wollte noch nicht aufhören, aber es war schon spät und die Spielsteine wurden weggepackt.
Kenji erhob sich, streckte sich und wandte sich zum Gehen. Ganz plötzlich stand der Weiße neben ihm. »Der Besitzer möchte Sie gerne sprechen«, sagte der Mann in perfektem Japanisch.
Kenji verbarg seine Überraschung, so gut er konnte. Ein verächtlicher Ausdruck trat in sein Gesicht. Diese kleinen Fische sind alle gleich, dachte er. Sie glauben, ihnen gehört die Welt. »Wenn es um meine Schulden geht, darüber habe ich mit den Besitzern schon gesprochen«, sagte er schroff. »Ich habe Kredit.«
»Es ist ein neuer Besitzer«, sagte der Weiße. »Sie müssen es ihm selbst sagen.«
»Wissen Sie, wer...«, Kenji brach ab, als er den Schmerz spürte.
»Was machen Sie da!« schrie er und versuchte, sich aus dem Griff des Weißen zu befreien.
»Kommen sie mit«, sagte der Mann Kenji ins Ohr.
»Es wäre klüger, wenn Sie tun, was er sagt«, warnte eine weibliche Stimme.
Kenji wandte den Kopf. Die Frau, die die Steine weggeräumt hatte, schwang jetzt ein katana. »Wer sind Sie?« fragte er und schaute von einem zum anderen.
»Die neuen Besitzer«, sagte die Frau.
Philip und Michiko führten Kenji durch die hinteren Räume in ein winziges Büro. Hinter dem kleinen Schreibtisch, in eine Ecke gedrängt, saß Wataro Taki. Er trug einen Straßenanzug im westlichen Stil.
»Guten Abend, Harigami-san«, sagte Wataro Taki. »Ich freue mich, daß Sie so gütig waren, meine elende Einladung anzunehmen.« Seine Hände bewegten sich über die Tischplatte. »Tee?«
»Was soll das alles?« fragte Kenji wütend.
Wataro breitete ein Bündel Quittungen aus. »Darum geht es, Harigami-san«, sagte er. »Um Ihre Schulden. Ich fürchte, die Summe ist so hoch, daß ich Sie bitten muß, den vollen Betrag plus fünfundzwanzig Prozent Zinsen sofort zu begleichen. Das beläuft sich dann auf, mal sehen ...« Er präsentierte ihm eine Zahl.

Kenji lachte. »Lächerlich«, sagte er. »Solche Summen trage ich nicht bei mir. Ich habe heute abend alles verloren.«
»Trotzdem«, sagte Wataro Taki, »muß ich auf unverzüglicher Begleichung bestehen.«
Kenji beugte sich vor, so daß seine Fäuste auf dem Schreibtisch lagen. Er grinste brutal. »Sie sind entweder naiv, oder Sie sind ein Narr. Ich bin der Chefberater des Taki-gumi. Ein Yakuza.« Sein Tonfall machte deutlich, daß er diesen Namen zu verwenden pflegte, um Leute einzuschüchtern, die er seinen Wünschen gefügig machen wollte. »Im Augenblick nimmt mein Clan von diesem Fliegendreck von einem Lokal noch keine Notiz. Aber ein Wort von mir, und die volle Kraft seines Zornes wird auf Sie herabkommen. Man wird diese stinkende Hütte dem Erdboden gleichmachen, und Sie gleich mit dazu.« Er stand auf, um seine Drohung zu vollenden. »An ihrer Stelle wäre ich vorsichtig, wen ich belästige.«
»Setzen Sie sich, Harigami-san«, sagte Wataro Taki ungerührt.
»Ich habe Ihnen gesagt, was passieren wird, wenn ...«
»Ich sagte, Sie sollen sich setzen.«
Philip trat Kenji die Beine unter dem Leib weg, und der schlug hart auf dem Boden auf. Der Raum war so klein, daß er sich dabei an der Schreibtischecke die Stirn anstieß. Philip hob ihn hoch und schob ihn auf den einzigen Stuhl, der in dem Büro Platz hatte.
»Nun«, sagte Wataro Taki, »werde ich Ihnen erklären, wie Ihre Lage ist. Ich habe keine Angst vor den Yakuza. Ich fürchte auch den Taki-gumi nicht. Und am allerwenigsten, Harigami, fürchte ich Sie. - Wie ich es sehe, stecken Sie in der Klemme. Sie sind mir viel Geld schuldig, und ich will dieses Geld jetzt - oder eine Entschädigung in irgendeiner Form. Nun gibt es mehrere Möglichkeiten. Ich könnte Ihnen zum Beispiel das Leben nehmen. Eine ganze Reihe der Stammkunden wissen, wieviel Sie mir schulden. Wenn ich bei Ihnen nachsichtig bin, wollen sie alle die gleiche Behandlung, und das kann ich nicht zulassen. Also käme mir Ihr Tod ganz gelegen.«
»Sie sind wahnsinnig!« sagte Kenji, aber der Schweiß an seinem Haaransatz verriet seine Furcht.
Wataro Taki beachtete ihn nicht. »Ich will mein Geld, Harigami, und ich will es jetzt.«
»Aber ich habe Ihnen doch erklärt, daß ich es nicht habe. Sie können aus einem trockenen Schwamm kein Wasser herauspressen.«
»Dann schlagen Sie mir eine angemessene Entschädigung vor.«
»Zum Beispiel?«
»Verraten Sie mir die Schwächen Ihres oyabun.«
Kenji fielen fast die Augen aus dem Kopf. »Jetzt weiß ich, daß Sie verrückt sind. Innerhalb von Stunden wäre ich ein toter Mann.«

»Ich werde Sie beschützen«, sagte Wataro Taki leise.
Kenji lachte. »Vor Gen Taki? Das ist unmöglich. Jeder, der das versucht hat, ist schon bei seinen Ahnen.«
Wataro Taki zuckte die Schultern. »Dann lassen Sie mir keine Wahl. Wenn Sie kein Geld haben, um es mir zurückzubezahlen und nicht bereit sind, mir die Entschädigung zu geben, die ich verlange, werde ich Sie töten.« Er nickte Michiko zu, und die hob ihr Langschwert über Kenjis Kopf.
Kenji drehte den Hals so schnell, daß sie es alle knacken hörten. »Sie sind alle verrückt!« sagte er mit weit aufgerissenen Augen.
»Ich kann Ihnen versichern«, sagte Wataro Taki, »daß es mir vollkommen ernst ist.«
Kenji wischte sich mit einem Taschentuch über die Stirn. »Das sehe ich«, sagte er. Seine Hand zitterte. »Lassen Sie mir einen Augenblick Zeit, ich muß nachdenken.«
Wataro Taki nickte, und Michiko senkte ihr katana.
»Schön«, sagte Kenji. »Ich kann Ihnen das Geld beschaffen. Alles, einschließlich der Wucherzinsen. Aber ich brauche zwei Tage.«
»Zwölf Stunden, mehr bekommen Sie nicht«, sagte Wataro Taki.
»Dann einen Tag.«
»Zwölf Stunden, Harigami. Das ist alles.«
Kenji nickte und gab sich geschlagen. »Sie werden Ihr Geld bekommen.« Er stand auf und wollte gehen.
Wataro Taki wartete die angemessene Zeit ab. Er wollte, daß der Mann sich in dem Glauben wiegte, sie getäuscht zu haben. Wataro Taki hatte den Verdacht, daß Kenji keineswegs beabsichtigte, das Geld zu beschaffen. Unmittelbar nachdem er das Haus verlassen hatte, würde er zu Gen Taki gehen und seine Drohung, das Gebäude des Glücksspielsyndikats und seine neuen Besitzer zu vernichten, wahrmachen.
»Einen Augenblick noch«, sagte Wataro Taki. »Mir fällt gerade ein, daß es vielleicht naiv wäre, wenn ich Sie nur auf Ihr Wort hin gehen ließe. Nicht, daß ich einen Augenblick lang an Ihrer Ehrenhaftigkeit zweifeln würde, Harigami-san. Aber schließlich kenne ich Sie überhaupt nicht.«
»Ich versichere Ihnen«, sagte Kenji, »daß Sie innerhalb von zwölf Stunden Ihr Geld in Händen haben.«
Wataro Taki lächelte. »Ach, daran zweifle ich gar nicht«, sagte er.
Philip war wenige Augenblicke zuvor hinausgeschlüpft. Jetzt kehrte er zurück und brachte jemanden mit. »Und zwar, weil ich geeignete Vorsichtsmaßnahmen getroffen habe.«
Kenji wirbelte herum. »Hana!«
»Ja«, bestätigte Wataro Taki. »Es ist Ihre Tochter Hana. Sie wird bis zu Ihrer Rückkehr bei uns bleiben.«

»Bastard!« Kenji zitterte vor Wut.
»Nur vorsichtig«, berichtigte Wataro Taki. »Ich wußte, daß Sie versuchen würden, uns zu vernichten, sobald Sie dieses Haus verlassen hatten.« Er lächelte. »Sie sehen, Harigami-san, ich bin weder naiv, noch ein Narr.«
Während sie Kenji mit dem Wagen folgten, erzählte Philip Michiko von dem Auftrag, den er Ed Porter erteilt hatte, und was Porter dann über David Turner herausgefunden hatte. Philip wollte damit hauptsächlich die Zeit totschlagen und seine eigenen Theorien von Michiko prüfen lassen.
»Ich glaube, Turner war die ganze Zeit unser Mann«, sagte er, während er Kenjis Wagen durch das »Klick-Klack« der Scheibenwischer hindurch beobachtete. Ein leichter Frühlingsregen fiel, aber der Himmel sah nicht bedrohlich aus. »Ich glaube, Turner hat Silvers als faulen Apfel aufgebaut.«
»Vielleicht hast du recht«, sagte Michiko. »Wenn ja, dann müssen wir es sobald wie möglich herausfinden. Denn das heißt, daß Turner alle eure Informationen an den Jiban weitergibt, und dann weiß man dort schon, daß die Minister, die die CIG beiseite schaffen sollte, nicht wirklich getötet wurden.«
»Das Problem ist das furo, das Badehaus«, sagte Philip. »Ich kann nicht hingehen, und auch kein anderer CIG-Agent. Turner würde sie bestimmt erkennen. Aber das furo ist der Schlüssel, da bin ich ganz sicher. Er muß es als Treffpunkt verwenden. Wir müssen hinein, um zu sehen, mit wem er dort regelmäßig zusammenkommt.«
»Das kann ich machen«, sagte Michiko.
»Aber du wirst es nicht machen, es ist viel zu gefährlich.«
Vor ihnen war Kenjis Wagen an den Straßenrand gefahren. Sie beobachteten, wie der Mann ausstieg und in einen pachinko-Salon eilte. Es war einer der Salons auf der Schutzliste des Taki-gumi, was bedeutete, daß der Yakuza-Clan das Unternehmen zu monatlichen Zahlungen zwang.
Philip und Michiko sahen sich an. Sie folgten Kenji noch in einen zweiten Salon und dann in einen dritten und vierten.
»Daher bekommt er also sein Geld für das Glücksspiel«, sagte Philip. »Er sahnt vorher ab. Er unterschlägt es seinem eigenen Arbeitgeber.«
Michiko grinste. »Gen Taki wird das sehr interessieren.«
»Wie ich deinen Vater kenne«, brummte Philip, »wird Gen Taki das nie erfahren. Er wird diese Information dazu verwenden, Kenji Harigami mit Leib und Seele an sich zu binden.«
Er startete den Wagen und sie fuhren zu dem Glücksspielsyndikat zurück, wo Wataro Taki mit Kenjis Tochter wartete.

Aber Philip war mit seinen Gedanken weit weg. Er überlegte, wie er in das Badehaus gelangen und herausfinden konnte, was David Turner dort trieb.
»Mein Liebling«, las Philip, »ich habe getan, was Du vorgeschlagen hast. Der Hinweis war vielversprechend, und wenn man ihm nachgehen wollte, mußte ich es tun. Ich bin in das furo gegangen und habe festgestellt, mit wem sich David Turner dort trifft. Das allein ist schon überraschend genug, aber ich glaube, es steckt noch mehr dahinter. Viel mehr. Ich habe Ed Porter mitgenommen. Ich glaube, wenn du das liest, haben wir die Sache schon erfolgreich abgeschlossen. Bitte, komm um elf zu mir ins SHmo-Stadion.«
Philip warf einen Blick auf seine Uhr. Es war schon nach zehn. Die Nachricht war ihm durch einen von Wataro Takis Männern überbracht worden. Philip löcherte ihn mit Fragen, sobald er den Zettel gelesen hatte, aber der Mann wußte nur, daß Michiko ihm das versiegelte Blatt kurz nach fünf Uhr nachmittags übergeben und ihn angewiesen hatte, es um zehn Uhr an diesem Abend bei Philip abzuliefern.
Philip fuhr nach Nordosten, nach Ryogoku. Zum sumo-Siadion.
Er saß im Wagen und trommelte mit den Fingern auf das Lenkrad.
Die Situation gefiel ihm überhaupt nicht. Er kam sich vor wie eine Marionette. Es nieselte leicht, als er aus dem Wagen stieg. Große Gingko-Bäume ragten in den Himmel, sie sahen aus, als weinten sie.
Was, dachte er, hatte Michiko über David Turner herausgefunden? Und was wollte sie jetzt im sz/mo-Stadion?
Niemand war unterwegs, kein Verkehr. Er fühlte sich allein und schrecklich schutzlos, als er die verlassene Straße überquerte. Er trat in die Schatten des Stadions, ging einmal herum, fand eine angelehnte Tür.
Er steckte den Kopf hinein und zog ihn schnell wieder zurück. In dem Betonflur brannte ein Licht. Nichts sonst.
Er merkte, daß sein Puls schneller ging, daß Angst in ihm hochstieg.
Jahre später würde er sich noch an diesen Augenblick erinnern, wenn er darüber nachdachte, wie unglaublich töricht es gewesen war, Michiko bedenkenlos zu erzählen, was er dachte. Sie hatte ihn beim Wort genommen. Er wußte jetzt, daß sie geglaubt hatte, er erteile ihr den Befehl, sich in das Badehaus einzuschleichen.
Obwohl er später sagen würde: »Ich habe sie nie darum gebeten«, würde er sich für diese Worte schämen. Natürlich hatte er sie darum gebeten. Nach Art der Japaner hatte er ihr zu verstehen gegeben, wie unheilvoll die Situation war und wie groß wahrscheinlich der Gewinn sein würde, und er hatte sie darauf hingewiesen, daß er in diesem Fall selbst nicht tätig werden konnte.

Ganz bewußt hatte er ihr diesen schwachen Hoffnungsschimmer gezeigt. Er brauchte sie, weil sie im Gegensatz zu ihm in das fiiro gehen konnte, und so hatte er es verstanden, sie, ungeachtet der schrecklichen Gefahren, die dort lauerten, auf diesen schwankenden Pfad zu schicken. Aber das würde erst später kommen. Im Augenblick wußte Philip nur, daß er in das swmo-Stadion ging, weil Michiko und Porter dort waren.
Drinnen roch es nach Stroh und Schweiß, beide Gerüche waren so abgestanden, als sei das, was immer sich hier abgespielt hatte, viele Jahre her. Es gab noch weitere Anzeichen, die verrieten, daß das Gebäude nicht mehr benützt wurde. Ein verlassenes Gebäude vermittelt ein bestimmtes Gefühl, das verwandt ist mit der eigentümlichen - unendlich geringfügigen - Veränderung im Läuten eines Telefons, wenn am anderen Ende der Leitung niemand zu Hause ist.
Was immer es war, Philip spürte es jetzt, als er in die hohe Arena hinaustrat. Ansteigende Bankreihen, schwach erkennbar in der schlechten Beleuchtung, die die nackten Glühbirnen in den Fassungen im Rundgang spendeten. Im Zentrum der dohyo, der traditionelle swmo-Ring, zwei Fuß über dem Boden. Philip ging darauf zu. Früher hatte man den fünfzehn Fuß großen Ring errichtet, indem man sechzehn Reisballen aneinanderstellte. Jetzt wurden natürlich modernere Methoden verwendet.
Philip hörte ein Geräusch und blickte auf. Das Zentrum des dohyo wurde von einem Lichtstrahl getroffen. Philip fuhr zusammen. Dort kauerte ein riesiger samo-Ringer. Im Licht, das ihn überflutete, sah man seine kunstvolle Frisur. Dieses ichomagewar das Zeichen eines Großmeisters, der höchste Rang in der Welt des sumo.
Während Philip ihn beobachtete, nahm der sumo eine große Schale mit Wasser und trank daraus. Das war das misu-sakazuki, der Wasserritus, eine der Reinigungszeremonien, die einem Kampf vorausgingen. In alten Zeiten wurde die Wasserschale zwischen den Kämpfern ausgetauscht, und jeder trank, ehe sie in den Kampf eintraten, auf den Mut seines Gegners, wohl wissend, daß es das letztemal sein mochte.
Der sumo stellte die Schale ab und hockte sich nieder. Sein Gewicht ruhte auf den Fersen, seine Hände lagen, zu Fäusten geballt, auf der Matte. Das war shikiri, die Position der Bereitschaft.
Und dann starrte der sumo Philip direkt in die Augen. Die Herausforderung war nicht mißzuverstehen.
Philip wandte sich der Tür zu, durch die er die Arena betreten hatte. Ein zweiter Lichtstrahl erfaßte eine zweite Gestalt, die ein Schwert schwang. Der Schwertträger, der traditionell den Großmeister begleitete. Was kam ihm an der Haltung dieser Gestalt so bekannt vor? An ihrer Silhouette? Er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken.
Philip floh in die entgegengesetzte Richtung und nahm dabei mehrere

Bewegungen wahr. Der Schwertkämpfer rannte hinter ihm her, der sumo war dabei, in den Gang hinabzusteigen, der Philip am nächsten lag.
Philip lief schneller, sprang über Bankreihen nach unten, auf einen anderen Ausgang zu und warf sich dagegen. Versperrt. Er rannte weiter, probierte eine Tür nach der anderen, während die beiden Japaner immer näher kamen.
Endlich gab eine Tür nach. Er stieß sie auf und stürzte hindurch.
Als er zu Boden ging, packte ihn Verzweiflung. Er schlug auf dem Beton auf, rollte ab, sein Nacken schmerzte und er spürte ein Kribbeln in einem Arm.
Er schüttelte ihn und trat gleichzeitig zu, hörte ein Grunzen und wiederholte den Tritt. Diesmal wurde sein Fuß gepackt und schmerzhaft herumgedreht. Er holte mit dem anderen Bein aus, und sein Angreifer stürzte krachend auf ihn.
Philip setzte die Techniken des Kampfjudo ein, wie man es ihm beigebracht hatte, zwei kurze, scharfe Schläge, die dem anderen die Rippen brachen. Dann zog er die dünne Klinge heraus, die er verborgen an der Innenseite seines linken Arms trug, und stach zu.
Er hörte Geräusche, die unvermittelt lauter wurden und rappelte sich auf. Im Weiterlaufen schüttelte er seine halb gefühllose Hand. Einige der Glühbirnen in diesem Teil des Korridors waren ausgebrannt, er konnte schlecht sehen. Einmal stolperte er über eine Kiste oder einen umgefallenen Stuhl, richtete sich aber auf und stürmte weiter.
Endlich bog er um eine Ecke und erblickte die Tür, durch die er das Stadion betreten hatte. Ihm war, als käme er nach Hause.
Und so sah er den seltsamen Schatten erst, als er schon ganz nahe war. Zuerst bemerkte er die Bewegung und hielt plötzlich an. Etwas schwang wie ein Pendel hin und her, in einem kurzen, sich drehenden Bogen.
Keuchend trat Philip näher. Grauen erfaßte ihn.
»O mein Gott«, flüsterte er. Sein Atem kreischte wie eine Säge, seine Zunge fühlte sich an wie Watte. »O mein Gott.«
Er starrte hinauf in die Schatten, ein Gesicht ohne Züge, die Zunge grotesk zwischen den schlaffen Lippen heraushängend. Die Schlinge eng um den Hals.
Wie ein Pendel über den Fußboden schwingend.
Hin und her. Hin und her.
»Michiko!«
Ein Schrei, der Tote hätte erwecken können.
»Hier, Philip-san.« Die Stimme wie Wasser, wie Luft. »Hier bin ich.«
Es hallte in den verlassenen Korridoren des Stadions wider.
Mit einem unartikulierten Aufschrei drehte er den Körper ins Licht.

Es war ein Mann. Taumelnd, angewidert erkannte er das aufgequollene, blutleere Gesicht Ed Porters.
Er zuckte vor dem gräßlichen Leichnam zurück, sah im schwachen Licht Michiko in einer Ecke kauern. Ihre Handgelenke und ihre Knöchel waren mit Drähten gefesselt. Wo sie versucht hatte, sich zu befreien, war die Haut aufgerissen und blutete. Das Fleisch war schon schwärzlichblau und wulstig aufgeschwollen.
»Michiko!« Er nahm ihren Kopf in die Hände. »Gott sei Dank, du lebst!« Er weinte vor Erleichterung, küßte sie auf die Wange, spürte Feuchtigkeit, einen salzigen Geschmack auf der Zunge.
Er drehte ihren Kopf voll ins Licht, und sie stieß einen leisen Schmerzensschrei aus.
»Michiko! Was ist geschehen?«
Sie wollte oder konnte nicht antworten.
Ihr Kopf zitterte, auf ihrem Gesicht war Blut.
In aufsteigender Panik begann Philip, es abzuwischen. Es sickerte immer weiter.
»Mein Liebling, was haben sie dir angetan?« Aber dann blieb ihm fast das Herz stehen, er begriff, Angst kroch eiskalt in ihm hoch. Er erinnerte sich an die Fabel von Megami Kitsune, der Fuchsgöttin, und an Michikos Angst vor Strafe für ihre sündige Liebe zu ihm.
»Nichts«, flüsterte sie. »Nichts.« Und dann sank ihr Kopf gegen seine Brust, sie brach zusammen und schluchzte wie ein Kind. »O Philip-san, sie haben mir das Augenlicht genommen! Ich bin blind!«
»Aufgrund der Informationen, die Michiko mir gegeben hat«, sagte Wataro Taki, »habe ich herausgefunden, wer David Turner wirklich ist.«
»Aber Michiko ...«
»Ich möchte nicht von ihr sprechen.« Wataro Taki schenkte Tee nach. Sie saßen einander in einer Teestube in Tokio gegenüber. Es war einen Tag nach dem Vorfall im swwo-Stadion. Philip hatte von Michiko nichts mehr gesehen - oder gehört - seit er sie ihrem Vater übergeben hatte.
»Geht es ihr gut?« beharrte Philip.
Wataro Taki starrte in den Bodensatz seines Tees. »Nein«, sagte er schließlich, »es geht ihr nicht gut. Ihre Wunden werden mit der Zeit verheilen«, sagte er hastig, als er den Schrecken in Philips Gesicht bemerkte. »In diesem Punkt brauchen Sie keine Sorgen zu haben.«
»Aber ihr Augenlicht. . .« Erbrachte es nicht über sich, weiterzusprechen.
»Ihr Augenlicht, Doss-san, wird sie nicht wiederbekommen. Damit müssen wir uns jetzt alle abfinden.«
»Meinetwegen ist sie in dasfuro gegangen, und das hat sie ins sumo-Stadion geführt.«

»Diese Angelegenheit ist erledigt«, sagte Wataro Taki. »Sind Sie nicht meiner Ansicht?« In seinen Worten schwang ein warnender Ton mit.
Philip nickte verzweifelt.
»Daher«, sagte Wataro Taki, »wollen wir uns nun mit David Turner beschäftigen. Ihr Verdacht war leider sehr begründet.«
»Wer ist er?« fragte Philip. »In Wirklichkeit?«
»Sein Name ist Yvgeny Karsk«, sagte Wataro Taki. »Er ist Oberst im sowjetischen NKWD. In diesem furohat er sich mit dem Ersten Attache der Sowjets getroffen. Offenbar wurde Karsk in Rußland beigebracht, ebenso amerikanisch zu erscheinen wie Sie, Doss-san.«
»Jesus.« Ein heftiger Atemstoß. Philip schüttelte den Kopf. »Dann hatte ich also recht - und Ed Porter ebenfalls. Turner-Karsk war das Bindeglied zum Jiban. Immer. Er hat mir die falschen Beweise unterschoben, die Silvers belasteten.«
»Er wußte, daß Sie wegen der Informationen, die er der CIG vom Jiban brachte, allmählich mißtrauisch wurden, und daß Sie die Motive des Jiban mit Argwohn betrachteten«, sagte Wataro Taki. »Turner-Karsk hat geschickt ein geeignetes Opfer beschafft.«
»Silvers wurde ermordet, ehe er die falschen Beweise widerlegen konnte«, sagte Philip. Ihm fiel wieder ein, daß General Hadley ihm erzählt hatte, er habe Jonas und Turner über das für Silvers belastende Material unterrichtet, das Philip gefunden hatte. Das war am Abend vor dem Mord gewesen. Daher wußte Turner, was geschehen würde, und hatte Zeit, etwas dagegen zu unternehmen.
Wataro Taki nickte. »Es scheint jetzt klar zu sein, daß Turner...«
»Nennen Sie ihn nicht so!«
»Daß Karsk Ihren Colonel Silvers ermordet hat.«
»Aber ich verstehe nicht«, sagte Philip, »warum Kozo Shiina, der Führer des Jiban, einer radikal-reaktionären Clique hochrangiger, japanischer Minister, sich mit einem russischen Agenten zusammentun sollte.«
»Nichts einfacher als das«, erklärte Wataro Taki. »Kozo Shiina ist das Herz und die Seele des Jiban, dieses Bündnis war seine Idee. Shiina hat um sich herum eine Art philosophischen Kult aufgebaut. Er sieht den Kapitalismus - die amerikanische Ausprägung des Kapitalismus mit ihrer Betonung auf dem freien Unternehmertum zum Zwecke des Profits für den einzelnen - als besonders verderblich für die japanische Lebensart an. Schließlich kämpfen wir hier in Japan als Nation gemeinsam für das Wohl der Nation - und des Kaisers. Das Individuum ist nichts. - Jedenfalls momentan ist die sowjetische Denkweise der von Shiina ähnlich genug, um ihm zu gestatten, sich die Hilfe Rußlands zu sichern. Die Russen können mächtige Verbündete sei.«

»Und gefährliche Feinde«, sagte Philip und sah im Geiste das asketische Profil von David Turner, von Yvgeny Karsk vor sich. »Karsk ist ein Mörder, wer weiß, wozu er sonst noch fähig ist?« Dann fiel ihm blitzartig die Silhouette im swmo-Stadion ein. »Mein Gott, Karsk war in dieser Nacht dort!«
»Und jetzt sind sowohl Karsk als auch Shiina Ihre erbitterten Feinde«, sagte Wataro Taki.
»Warum?« fragte Philip. »Karsk kennt mich vielleicht, aber Shiina nicht.«
»Das war bis letzte Nacht so«, sagte Wataro Taki. »Der Kampf im s«‹0-Stadion hat alles verändert. Der junge Mann, den Sie bei dem Kampf im Stadion getötet haben, Philip-san, war nämlich Kozo Shiinas Sohn.«
»Jesus!« Philip atmete heftig aus.
»Es ist schon ein Glück, daß Zen Godo tot ist, nehl Sonst wäre Michiko jetzt tot, davon bin ich überzeugt. Aber soweit es Shiina - und alle anderen außer Ihnen und Michiko - betrifft, gibt es keine Verbindung zwischen Zen Godo und Wataro Taki. - Kozo Shiina ist seit Jahren mein Todfeind. Jetzt ist er auch der Ihre, Doss-san, nehl Shiina allein macht uns schon genügend Sorgen. Und jetzt hat ein neuer Feind die Arena betreten, Yvgeny Karsk. Es ist klar, daß Karsk und Shiina gemeinsam die ganze Geschichte ausgeheckt haben, um die CIG auf Dauer lahmzulegen. Mir scheint, Doss-san, daß wir mit Yvgeny Karsk einen sehr mächtigen und gefährlichen Feind vor uns haben.«
»Nur so lange«, sagte Philip, »bis ich ihn erwische und ihm eine Kugel zwischen die Augen jage.«
»Wenn ich ihn aufgeben muß, nehme ich mir das Leben.«
»Du redest Unsinn.«
»Ich meine es ernst«, warnte Michiko. Wie hatte ihr Vater nur herausgefunden, daß sie mit Philip eine Affäre hatte? fragte sie sich. Sie waren doch so vorsichtig gewesen.
Wataro Taki schüttelte den Kopf. »Dann bist du ein sehr, sehr törichtes Mädchen.«
»Es ist nicht töricht, zu wissen, was ich will, was ich brauche.«
Er starrte sie verständnislos an. »Was du willst. Was du brauchst. Das ist völlig unwichtig.« Er trug einen Straßenanzug im westlichen Stil, seine Hände waren manikürt, sein Haar mit Pomade eingerieben. Er war ein Vertreter der neuen Wohlstandsära, in die er und Japan seiner Überzeugung nach bald eintreten würden. »Deine einzige Sorge sollte sein, was diese Familie braucht.«
»Er würde meinetwegen seine Frau verlassen«, sagte Michiko. »Ich weiß es.«

»Was Philip Doss tun würde oder nicht, ist nicht von Belang«, sagte Wataro Taki scharf. Als er ihr blindes, mit Verbänden bedecktes Gesicht ansah, hätte er am liebsten geweint. Aber das wäre ein Fehler gewesen. Er mußte stark sein, damit auch sie stark blieb. Er wußte, daß sie vollkommen zusammenbrechen würde, wenn er sich seine Gefühle irgendwie anmerken ließ. Es ist viel besser, dachte er, wenn sie von Anfang an lernt, damit fertig zu werden. »Hast du deine eigenen Gelübde vergessen? Was ist mit Nobuo? Hast du an ihn gedacht? Schlimm genug, daß du so viel Zeit fern von deinem Gatten verbringen mußt. Jetzt willst du ihn auch noch völlig entehren.«
»Ich habe Nobuo nie geliebt, Vater. Das hast du gewußt, als du die Heirat mit den Yamamotos vereinbart hast.«
»Es hat sich herausgestellt, daß dies die beste Entscheidung war, die ich jemals getroffen habe«, sagte er. »Die Yamamotos waren während der schlimmsten Zeiten meine zuverlässigsten Verbündeten. Sie haben mir ihre Treue immer wieder bewiesen, und das ist mehr, als ich von der kindlichen Ehrfurcht meiner eigenen Tochter behaupten kann. Was hätte deine Mutter von dieser Aufsässigkeit gehalten? Ich bin froh, daß sie das nicht mehr erleben muß.«
»Wie praktisch«, schrie Michiko, »daß du die Erinnerung an meine Mutter nur heraufbeschwörst, wenn du sie brauchst!«
Zorn und Pflichtgefühl meldeten sich gleichzeitig in ihm zu Wort. Seine einzige Tochter blind zu sehen, brach ihm das Herz. Der Drang, sich an denen zu rächen, die sie verstümmelt hatten, schrie in seinem Inneren wie etwas Lebendiges, Pulsierendes nach Befreiung. Aber er wußte, daß er auf sandigem Boden stand, wie sein Vater zu sagen pflegte. Ein gefährlicher Untergrund, denn er schien trügerisch sicher zu sein. Doch jeden Augenblick konnte eine Welle hochschwappen und einem den Sand unter den Füßen wegspülen.
Wataro Taki wußte - wenn er jetzt etwas gegen Kozo Shiina oder sonst jemanden vom Jiban unternahm, würde er Verdacht erregen. Wer war dieser Mann, der da gegen sie vorging? Wofür wollte er sich rächen? Sie würden zu wühlen anfangen, und bei den unbegrenzten Möglichkeiten, die ihnen zur Verfügung standen, würde er in Gefahr sein, enttarnt zu werden.
Er dachte an Philip Doss. Von ihm war die Anregung gekommen, Michiko solle David Turner folgen. Philip Doss trug in gewissem Sinne mit die Schuld an dieser Tragödie. Er würde Wataro Takis Strohmann, das Schwert der Rache gegen Kozo Shiina und den Jiban werden.
Nachdem das entschieden war, sagte er: »Ich verbiete dir, diese Liaison mit Philip Doss fortzusetzen.« Es war jetzt viel zu gefährlich, wenn Michiko in Doss Nähe war. Wataro Takis Feinde hatten sie schon geblendet. Er wollte nicht, daß sie getötet wurde.

»Das kannst du nicht verlangen«, flüsterte Michiko. »Bitte, Vater. O bitte! Ich flehe dich an.«
Er ging nicht darauf ein. »Du mußt das in Ordnung bringen. Verabschiede dich von deinem Geliebten und kehre dann zu deinem Gatten zurück.«
Michiko senkte den Kopf. »Jetzt habe ich nichts mehr. Du hast mich zu einem Leben in Staub und Asche verdammt.«
»Das hättest du dir selbst zuzuschreiben«, sagte Wataro Taki. »Bedenke deine Sünden und büße deine Strafe ab. Diese Liaison mit Doss-san hat zu deiner Blindheit geführt. Trotzdem bist du meine Tochter, und ich weiß, daß du mir gehorchen wirst. Deine erste - und einzige Pflicht ist die gegenüber deiner Familie. Ich verlasse mich darauf, daß du das niemals vergessen wirst, Michiko.« Er rückte seine Krawatte zurecht und drückte mit den Handflächen gegen das glänzende Haar. »Nobuo weiß nichts, und er wird auch nichts erfahren, dafür werde ich sorgen. Was Philip Doss angeht, so wirst du deine persönlichen Gefühle beiseite schieben. Von diesem Augenblick an ist das vorbei.«
Er konnte natürlich nicht wissen, wie sehr er sich irrte. Er würde nie erfahren, daß Michiko durch ihren Ungehorsam eines Tages seine Träume retten würde.
Jonas rief an, Philip war eben nach Hause gekommen. Er hörte Lillian im Schlafzimmer rufen und sagte: »Ich nehme ab.«
Er wußte sofort, daß etwas schiefgelaufen war. »Wo zum Teufel bist du gewesen? Seit einer halben Stunde versuche ich, dich zu erreichen.« Jonas war sehr aufgeregt. »Es ist passiert, Kumpel«, sagte er atemlos. »Der schlimmste Alptraum, den du dir vorstellen kannst.«
»Was?«
Es war eine sichere Leitung, deshalb konnten sie offen sprechen.
»In das sichere Haus, in dem wir die Minister auf der Abschußliste des Jiban untergebracht haben, ist eingebrochen worden.«
»Jesus! Was ist passiert?«
»Sie sind alle tot, Phil«, sagte Jonas. »Jeder einzelne Minister. Jemand ist eingedrungen und hat ein halbes Dutzend Granaten geworfen. Du kannst nur noch die Reste von den Teppichen abkratzen.«
»Wo ist Turner?«
»Was?«
»Turner!« Philip schrie jetzt. »Wo ist David Turner?«
»Leitet die Voruntersuchung. Er ist im sicheren Haus.«
»Ich fahre hin«, sagte Philip.
»Dort ist alles abgeriegelt«, sagte Jonas. »Ich rufe gleich an, damit man dich durchläßt. Ich bin ohnehin schon unterwegs.«

»Nein«, wehrte Philip ab. »Ich möchte, daß du in Turners Wohnung fährst.«
»Wozu?«
»Wir haben jetzt keine Zeit«, sagte Philip ungeduldig. »Turner ist ein russischer Spion, Jonas. Er hat Silvers getötet, und ich wette, daß er auch hinter dem Einbruch in das sichere Haus steckt. Tu, was ich dir sage. Und sei um Gottes willen vorsichtig.«
Philip überprüfte seinen Dienstrevolver, ehe er die Stufen zum sicheren Haus hinaufstieg. Wie Jonas gesagt hatte, wimmelte es überall von Soldaten und CIG-Personal. Feuerwehrautos parkten halb auf dem Gehsteig, und durch die Eingangstür schlängelten sich Schläuche.
Er zeigte seine Ausweise, aber es war trotzdem schwierig durchzukommen. Im Inneren des sicheren Hauses hielt ihn ein Sergeant mit einer wie aus Stein gemeißelten Kinnlade in der Eingangshalle auf, ließ ihn von seinen Männern festhalten und machte sich auf die Suche nach Turner. Ein tüchtiges Spurensicherungsteam war an der Arbeit. Es roch wie in einer Leichenhalle. Irgendwo brannten noch die Reste eines Feuers, und Philip sah mehrere Feuerwehrleute dorthin stürmen.
Der Sergeant kam mit erstauntem Gesicht zurück. »Das ist komisch«, sagte er. »Vor einer Minute war Lieutenant Turner noch hier. Ich war dabei, als er ein Telefongespräch entgegengenommen hat.«
»Wie lange ist das her?« blaffte Philip ihn an.
»Können nicht mehr als fünf oder zehn Minuten gewesen sein«, antwortete der Sergeant erschrocken.
»Wissen Sie, mit wem er gesprochen hat?«
Der Sergeant zuckte die Schultern, aber Philip rannte schon zu seinem Wagen.
Er näherte sich Turners Wohnung zu Fuß. Es gab nur einen einzigen Eingang und, wie bei japanischen Wohnhäusern üblich, keine Feuertreppen. Ein Eingang, ein Ausgang.
Offensichtlich hatte jemand Turner gewarnt, daß Philip hinter ihm her war. Das bedeutete zweierlei: seine Telefonleitung war doch nicht sicher, und Turner hatte einen Komplizen im CIG-Hauptquartier, denn von dort hatte Jonas ihn angerufen. Philip nahm diese Information zur späteren Verwendung zu den Akten.
Jetzt mußte er sich um Turner-Karsk kümmern. Karsk, der ihm Silvers als Verdächtigen untergeschoben hatte. Karsk, der Silvers ermordet hatte. Karsk, der Ed Porter ermordet und Michiko geblendet hatte. Karsk, der vier hochrangige Minister im sicheren Haus der CIG in die Luft gejagt hatte.
Philip trat mit gezogenem Revolver durch die Eingangstür. Die kleine, düstere und kühle Vorhalle lag leer vor ihm. Turner-Karsk wohnte im vierten Stock. Der Fahrstuhl war unten und stand offen.

Philip fand einen Besen und verkeilte ihn in der Tür, damit sie offenblieb und niemand den Fahrstuhl benutzen konnte. Dann nahm er die Treppe.
Durch das offene Treppenhaus hallten Geräusche, keines war identifizierbar. Philip hielt sich an der inneren Wand. Er erreichte den Treppenabsatz des vierten Stocks. Geduckt schaute er erst in die eine, dann in die andere Richtung. Der Flur war frei.
Er ging auf Turner-Karsks Wohnung zu. Die Tür war verschlossen.
Er trat zurück und schoß das Schloß heraus. Dann trat er sofort die Tür ein und warf sich zur Seite.
Aber es wurde nicht zurückgeschossen. Philip stand auf und hastete seitlich in die Wohnung, den Revolver mit zwei Händen vor sich ausgestreckt.
Die Fenster waren offen, Vorhänge wurden nach innen geweht. Das Bett war ungemacht, überall lagen Papiere verstreut, einige wirbelten wie überdimensionales Konfetti in der Zugluft herum, die entstanden war, als Philip die Eingangstür geöffnet hatte.
Er hörte ein Geräusch aus dem winzigen Badezimmer und warf sich der Länge nach über die Schwelle.
Jonas war da drin und hielt sich die Schulter, neben seiner Hand quoll Blut heraus. Sein Gesicht war käsig bleich.
»Bist du okay?«
Jonas nickte. »Der Bastard hat auf mich geschossen und ist dann aus dem Fenster gestiegen.«
Philip wollte Karsk auf dem gleichen Weg folgen, aber Jonas sagte: »Vergiß es. Er ist wie eine höllische Fledermaus über die Dächer geflitzt. Den findest du nie.«
Philip stieg aus dem Fenster. Die Wohnung lag nur wenig höher als die Dächer der Nachbarhäuser. Nach allen Seiten erstreckten sich asphaltierte Dachflächen. Jonas hatte recht. Karsk war verschwunden, als hätte er sich in Luft aufgelöst.
»Ich habe etwas für dich.«
»Was?«
Michiko kam lautlos durch den Raum und kniete auf dem tatami nieder. Die Verbände waren abgenommen worden, und man mußte schon sehr dicht bei ihr sein, um die Narben zu sehen. Sie stellte einen geschnitzten Kasten aus Kyokiholz auf den niedrigen Tisch zwischen ihnen.
»Ein Geschenk.«
»Michiko . . .«
Aber ihre Stimme wehrte ab. »Zuerst den Tee«, sagte sie.
Er beobachtete, wie sie mit langsamen, anmutigen, scheinbar mühe-

losen Bewegungen den grünen Tee aufgoß. Mit dem Schneebesen schlug sie den hellen Schaum auf der Oberfläche und drehte dabei die Tasse immer wieder. Jetzt ließ sie sich von ihren Fingern leiten, so unmerklich, daß man, wenn man nicht genau hinsah, nicht auf die Idee gekommen wäre, sie sei blind.
Endlich hielt sie ihm die Tasse hin. Sie hatte immer gerne zugesehen, wenn er den Tee trank, den sie für ihn gemacht hatte. Jetzt lauschte sie, als er den ersten Schluck nahm.
Erst als er die Tasse geleert und sie ihr zurückgegeben hatte, bereitete sie die zweite Kanne vor. Diesmal für beide. »Werden wir uns heute lieben?« fragte sie, als sie tranken.
»Wir lieben uns immer, wenn wir zusammen sind«, sagte er. »Neben vielen anderen Dingen.« Er hob den Kopf, spürte vielleicht etwas. »Ist es heute anders?«
»Ich bin anders.« Ihre Lider waren gesenkt.
Von draußen drang der Verkehrslärm herein wie ein fernes Gewitter, ein Vorbote großer Veränderungen, die aber noch nicht nahe genug waren, um sie zu betreffen.
»Der Tee ist köstlich.«
»Domo.« Danke.
»Nichts an dir ist anders.« Er stellte die Tasse ab, sie hörte es und legte den Kopf zur Seite.
»Michiko«, begann er, »was im swmo-Stadion geschehen ist...«
»Ich verstehe«, unterbrach sie. »Du hast mit Ed Porter einen guten Freund und Landsmann verloren.«
»Das ist wahr«, sagte er, »aber ich wollte von dir sprechen.«
»Aha.« Sie lächelte so reizend, daß er entwaffnet war. »Aber es gibt nichts zu sagen. Ich habe Glück gehabt, rieh! Ich bin hier. Ich bin am Leben.«
»Aber wenn ich dir nicht von demfuro erzählt hätte ...«
»Dann hätten wir nie entdeckt, daß David Turner ein russischer NKWD-Agent ist.«
Philip senkte den Kopf und gab nach. Er war klug genug, nicht weiter auf diesem Punkt zu beharren. Seine Schuldgefühle waren ohnehin ein Ausdruck seiner westlichen Mentalität; hier waren sie nicht am Platz.
Er brauchte einen Augenblick, bis er seine Gefühle so weit unter Kontrolle hatte, daß er sprechen konnte. »Der Taki-gumi hat deinen Vater akzeptiert«, sagte er. »Nicht einmal sein fanatischster Feind würde jemals vermuten, daß Wataro Taki und Zen Godo ein und derselbe Mann sind.«
»Mein Vater hat sich eine Frau genommen«, sagte Michiko. »Sie wollen in einem Monat heiraten.«
Er sah sie an und wußte, daß sie etwas auf dem Herzen hatte. »Ist das

verwunderlich? Dein Vater war praktisch immer allein, seit deine Mutter vor einigen Jahren starb. Bist du eifersüchtig auf seine neue Frau?«
»Sie ist schwanger, glaube ich.« Michiko hielt den Blick ständig gesenkt. Nur daran war zu erkennen, daß mit ihren Augen etwas nicht in Ordnung war.
»Wollen sie deshalb heiraten?« Er wollte ihrem Unbehagen auf den Grund gehen.
»Ich glaube nicht. Nein.« Sie kam ihm unnatürlich ruhig vor. »Verständlicherweise möchte mein Vater Söhne haben. Seine Söhne werden eines Tages verwalten, was er geschaffen hat.«
»Nicht du, seine Tochter?« Es war wie auf einem Fischzug.
»Ich habe nicht den Wunsch, in seine Fußstapfen zu treten«, fuhr sie auf. »Wie kommst du denn auf diese Idee?«
»Michiko«, fragte er leise, »was ist los?«
»Ich möchte dich haben«, sagte sie. »Jetzt.«
Sie war wild, fast brutal. Es war, als habe das, was in ihr war, alle Zärtlichkeit aus ihr herausgesogen, so daß sie ihn nun mit jeder Faser ihres Wesens verschlang.
Völlig erschöpft schliefen sie eng umschlungen ein. Als Philip erwachte, war sie schon dabei, den Tee zu bereiten. Er erhob sich und setzte sich ihr gegenüber. Sie hatte ihren Kimono nicht angezogen, nicht einmal ihren Unterkimono, und das war ungewöhnlich.
»Michiko?«
»Trink jetzt.« Sie hielt ihm eine Tasse hin. Es war nicht die, die er vorher benützt hatte. Diese hier war viel leichter, viel feiner, ein blasses Grün. Auf der Seite war ein goldschnäbliger Reiher abgebildet. In seinem Schnabel zappelte ein schwarzer Fisch, und seine Flügel begannen sich gerade zu spreizen. Es war die Tasse, die er in Zen Godos angeblicher Todesnacht beinahe zerbrochen hätte, das vereinbarte Signal, das ihr, die sich in einem anderen Raum befand, seine Anwesenheit in dem dunklen Haus mitgeteilt hatte.
Er sah, daß der Kasten aus Kyokiholz geöffnet war. War dies sein Inhalt, sein Geschenk? Er sah sie fragend an.
»Trink«, forderte sie ihn auf. »Die Hälfte.«
Er gehorchte.
Sie wartete, bis er die Tasse in ihre zusammengelegten Hände zurücklegte. Dann trank sie den Rest, wischte die Tasse sorgfältig mit einem Seidentuch aus, tastete nach dem Kasten aus Kyokiholz und legte sie hinein. Er hatte recht gehabt, es war ihr Geschenk. Aber warum?
Sie schloß den Deckel und schob ihm den Kasten zu. »Das soll dich an mich erinnern«, sagte sie leise. Ihr Gesicht war bleich wie ein geisterhaftes, undeutliches Bild in einem Spiegel.

»Was soll das heißen?«
»Ich gehe fort«, sagte sie. »Zurück zu meinem Gatten.«
»Aber warum? Hat das dein Vater befohlen? Weiß er über uns Bescheid?«
Sie schüttelte den Kopf. »Es ist mein Entschluß. Ganz allein meiner. Wir sind beide verheiratet. Es gibt Gelübde -wichtige, heilige Gelübde -, die gewahrt werden müssen. Wir haben sie für einige Zeit vergessen, aber nicht für immer.«
»Nicht für immer«, sagte er und ihm sank der Mut. »Aber warum ...«
»Es ist unmöglich.«
»Michiko ...«
»Warum mußt du es noch schwerer machen? Du mußt akzeptieren ...«
»Ich kann nicht!«
»Aber du mußt!« Ihre Stimme zitterte, sie war den Tränen nahe. »Wenn ich dir etwas bedeute, dann ziehst du dich jetzt an und gehst. Sofort. Ohne ein weiteres Wort, ohne mich noch einmal anzusehen.«
Er war wie vor den Kopf geschlagen. »Bin ich verrückt? War denn alles ein Traum? War nichts zwischen uns?«
»Es muß sein, weil etwas zwischen uns war.«
»Ich verstehe nicht.«
Sie hatte sich vorgebeugt, ihr Haar strömte über ihr Gesicht und den Kasten aus Kyokiholz. Sie schwieg.
Einen Augenblick später erhob er sich und ging ins Badezimmer. Er starrte in den Spiegel und fragte sich, was er dort sah. Wessen Gesicht war das? Was hatte diese Person in seiner Abwesenheit getan? Er wußte es nicht. Oder, genauer vielleicht, er wollte sich nicht daran erinnern. Plötzlich war ihm so kalt, daß er zu zittern begann.
Als er herauskam, war er angekleidet. Das Zittern war vergangen, wie ein Fieber. Michiko hatte sich nicht bewegt. Er ging zum Tisch und hob den Kasten auf. Er schien ihm leichter als Luft zu sein.
Dann tat er, worum sie ihn gebeten hatte. Er sagte nichts. Und er sah sie nicht mehr an.

Viertes Buch

———

ZERO
Geist der Beständigkeit

ging zu Ungaro, aber dort fand sie alles ein wenig zu ausgefallen, und schließlich landete sie bei Dior. Sie fühlte sich blendend. Seit sie aus dem dumpfen Einerlei des Washingtoner Lebens ausgebrochen war, kam sie sich so schwerelos vor, als sei es ihr gelungen, aus dem Fegefeuer zu entkommen. Wenn ich nur wüßte, daß Audrey in Sicherheit ist, dachte sie.

Dior war ihr immer das liebste Modehaus gewesen. Die Entwürfe waren stets tres chic- niemals outre. Die Eleganz der Linienführung war zeitlos, was ihrem Geschmack voll entgegenkam.

Das Modehaus befand sich an der Avenue Montaigne, nur ein paar Schritte vom Plaza Athenee entfernt. Während sie die Reihe herrlicher Kleidungsstücke musterte, spürte sie wieder jenes prickelnde Entzükken darüber, daß sie weit, weit weg von ihrem selbstgeschaffenen Gefängnis war.

Sie kaufte sich eine paillettenbesetzte Abendrobe und bat, man möge sie ihr ins Hotel schicken, nachdem sie geändert worden war; dann erstand sie noch ein elegantes, aber dezentes Nachmittagskleid, das ihr wie angegossen paßte und das sie gleich anzog.

Wieder auf der Avenue Montaigne, konnte sie sich zuerst nicht entscheiden, welche Richtung sie einschlagen sollte. Sie konnte die Rue Francois hinunter zum Cours de la Reine gehen, der an der Seine entlangführte. Dabei würde sie nahe am Grand Palais und der Universite vorüberkommen. Wie ihre Kinder liebte sie das Wasser, und die Seine war keine Ausnahme. Aber dann fiel ihr ein, daß sie auch an der Bafe«ztr-Station vorüber mußte und sehen würde, wie all die fröhlichen Touristen sich auf das Schiff drängten, um dort während der Fahrt den Fluß hinauf eine mittelmäßige Mahlzeit einzunehmen. Diese Vorstellung war ihr unerträglich, also strebte sie dem Rond Point zu.

Auf der Champs-Elysees drehte sie sich um und schaute zur Place Charles de Gaulle. Der Are de Triomphe schimmerte in kühlem Weiß. Obwohl der Verkehr ihn auf allen Seiten umbrandete, oder vielleicht gerade deshalb, erschien er ihr jetzt noch großartiger als damals, als sie ihn zum erstenmal gesehen hatte. Aber schließlich schien ganz Paris diese Wirkung auf sie auszuüben. Jedesmal, wenn sie es besuchte, wurde es noch schöner, noch begehrenswerter. Das war seine liebenswerteste Eigenschaft. Jede Weltstadt hatte eine Fassade, die sie ihren

Besuchern vorführte und die sie aufregend machte. Aber je öfter man wiederkam, desto deutlicher sah man die Risse, desto fleckiger wurde die Fassade. Bis sich Schein und Wirklichkeit voneinander lösten und man sich den Ort nie wieder so vorstellen konnte wie beim erstenmal. Das würde hier niemals geschehen, dachte Lillian, als sie die Champs-Elysees hinunterging. Hier deutete die Fassade nur an, welche Freuden sich dahinter verbargen. Je öfter man nach Paris kam, desto besser gefiel es einem.
Sie sah den Obelisken auf dem Place de la Concorde nicht weit vor sich aufragen. Während sie unter den alten Kastanienbäumen die breite Prachtstraße hinunterschlenderte, spürte sie den Atem der Jahrhunderte über sich hinwegstreichen. Sie holte tief Luft und seufzte. Man spürte den Geist der Geschichte - und mit ihm den Geist des Ortes - mit dem alles in Einklang stand. Sie hörte das leise Tuten der Bateaux. Nur einen Augenblick lang fühlte sie sich in die vollkommene Zufriedenheit mit hineingenommen, die hier herrschte, so als habe sie eine Familie besucht, deren Mitglieder sich nach außen hin abweisend gaben, in Wirklichkeit aber warmherzig und großzügig waren.
Über der Place de la Concorde hing ein bläulicher Schleier von den Dieselabgasen der Reisebusse, die wie Zinnsoldaten aufgereiht standen, während ihre Fahrgäste zur Rue Royale und Ste. Marie Madeleine ausschwärmten.
Lillian ging schnell weiter, an der Orangerie vorbei, in die Tuilerien. An den Bäumen lehnende Männer taten so, als sähen sie einer Gruppe von Jungen zu, die auf einem großen, kahlen Fleck Boule spielten. In Wirklichkeit musterten sie die eleganten Pariserinnen, die vorbeistökkelten. Lillian war froh, daß sie das Kleid von Dior trug. In Washington, wo die einzige Leidenschaft der ganzen Stadt die Macht schien, war das Talent, sich im pariserischen Sinne gut anzuziehen, verkümmert. Vielleicht lag das am Pioniergeist der Neuen Welt, vielleicht auch an Amerikas nationaler Begeisterung für Wegwerfprodukte.
Jedenfalls brauchte man hier nur durch die Straßen zu gehen, um zu sehen, wie Menschen sich anziehen sollten. Sogar die Älteren waren chic, nicht nur in ihrer Kleidung, sondern auch in bezug auf Frisuren und Make-up. Häufig konnte man zwischen einer Fünfundsechzigjährigen und einer Vierzigjährigen keinen Unterschied feststellen. Auch das war ein Punkt, in dem die Stadt zeitlos blieb. Es gab keine Spur von der Verlegenheit des Alterns. Die Pariser hätten über eine solche Vorstellung nur gelacht.
Lillian setzte sich auf eine Bank und sah den Kindern zu. Sie waren sehr vertieft in ihr Spiel und sie fragte sich, welche Bedeutung ein Sieg in ihrem Leben wohl haben würde.
Das ganze Leben ist ein Spiel, hatte Philip einmal zu ihr gesagt. Das

war ziemlich zu Anfang ihrer Beziehung gewesen, noch in Tokio, und sie hatte nicht verstanden, was er damit meinte. Als er sich weigerte, es ihr zu erklären, hatte sie sich nur über ihre eigene Unwissenheit geärgert. Jetzt war es ihr natürlich vollkommen klar. Sie erinnerte sich, wie sie die Antwort entdeckt hatte und wie dies, in einem tieferen Sinn, auch die Antwort auf ihren eigenen Charakter gewesen war. Sie hatte sich immer für einen halben Menschen gehalten, hatte geglaubt, wenn sie sich verliebte, würde sie in ihrem Partner die fehlende Hälfte finden. Aber ihre Ehe mit Philip hatte eher bewirkt, daß ihre eigenen Unzulänglichkeiten, von denen sie, ehe sie ihm begegnet war, keine Ahnung gehabt hatte, noch deutlicher hervortraten. Mit Philip verheiratet zu sein, hatte ihr die Grenzen der Welt, in der sie lebte, sichtbar gemacht, und dafür sollte sie ihm vermutlich immer dankbar sein.

Aber was Philip anging, so gab es noch sehr viel mehr in Betracht zu ziehen. Zum Beispiel ihre erste - und einzige - Reise hierher. Natürlich war sie auf ihr Drängen hin erfolgt. Sein Widerwille, irgendeinen Teil der Alten Welt kennenzulernen, hing an ihnen beiden wie ein Mühlstein. Seine Vorstellungen von einer Urlaubsreise hatten wahrscheinlich in einem zweiwöchigen Aufenthalt im Hinterland von Burma oder im Hindukusch bestanden.

Für den letzten Abend in der romantischsten Stadt der Welt hatten sie eine Fahrt mit Abendessen auf einem Bateau-Mouche gebucht, das Philip, sehr zur Belustigung des Kellners, fälschlicherweise als Barquette bezeichnet hatte.

Sie sprach damals schon fließend französisch, und seine mangelnden Sprachkenntnisse verdrossen ihn. (Wenn sie tatsächlich nach Burma oder in den Hindukusch gefahren wären, hätte er sicher jeden Dialekt gesprochen, dem man dort begegnen konnte.) Das hatte ihn natürlich geärgert, beziehungsweise seinen Ärger noch gesteigert, denn er war ohnehin schon wütend, weil er sich überhaupt dazu hatte überreden lassen, nach Paris zu kommen. Nirgendwo in Europa gab es so etwas wie Kultur, hatte er ihr sehr deutlich erklärt. Ein Europäer - besonders ein Franzose - hatte gar keine Ahnung, was wahre Kultur bedeutete.

Vielleicht, hatte Lillian ihn zu beschwichtigen versucht, um den Rest ihrer Reise zu retten, waren die Franzosen nur unfähig, das einzusehen.

Da hatte er Rot gesehen. Ein Franzose konnte nur eines zugeben, hatte er hitzig gesagt, daß er nämlich ein Gottesgeschenk für das schöne Geschlecht sei. Und das wäre so offensichtlich töricht, daß er nicht weiter darüber sprechen wolle.

So hatte sie in der rosigen Abenddämmerung lange Zeit alleine an

ihrem weißgedeckten Tisch gesessen und das rechte oder das linke Ufer an sich vorbeiziehen lassen. Als sie merkte, daß sie Hinterköpfe beobachtete, während das Schiff langsam an Notre Dame vorüberglitt, war sie aufgestanden und hatte sich auf die Suche nach Philip gemacht.
»Du siehst aus wie eine aufgewärmte Leiche«, sagte Eliane. »Hast du im Flugzeug überhaupt nicht geschlafen?«
Michael steuerte den Leih-Nissan durch den vielspurigen Verkehr. »Wie konnte ich?« fragte er. »Ich mußte ständig an Audrey denken.«
In Tokio war es später Abend. Gab es irgendeine Tages- oder Nachtzeit, zu der die Zufahrtsstraßen vom Flughafen Narita nicht verstopft waren? »Wie hat dieser Bastard Ude sie in diese DC-g gebracht? Und wie sind sie ohne Freigabe vom Tower vom Boden weggekommen?«
Sie ließ ihn nicht aus den Augen. »Wie fühlst du dich?«
»Nicht schlecht.« Er beugte seinen Oberkörper vor, soweit es der Sicherheitsgurt zuließ, und sah dabei im Spiegel kurz seine dick verbundene Nase und die Oberlippe an. »Ich habe mich schon wohler gefühlt«, gab er zu. Er grübelte über Jonas nach. Wie deprimiert er sich angehört hatte, als wäre er krank. Aber Michael konnte sich nicht erinnern, daß Onkel Sammy in seinem ganzen Leben jemals einen Tag krank gewesen wäre. Und das machte die ganze Sache noch beängstigender.
In Onkel Sammys Wohnung hatte sich niemand gemeldet. Der Stationschef von BITE war von Honolulu herübergeflogen, um beim Immigration and Naturalization Service alle Hürden zu beseitigen. Was für ein Durcheinander - aber das war sein Problem. Michael und Eliane hatten Hawaii schnell verlassen müssen, um der DC-g mit Audrey an Bord zu folgen.
Die Scheibenwischer flogen hin und her und verschmierten die Lichter des Gegenverkehrs, während sie die Nieselnässe beseitigten, die inzwischen eingesetzt hatte. Ein Regen, als ob der Himmel tatsächlich weinte. Michael war von einer Verzweiflung erfüllt, die er nur schwer abschütteln konnte.
»Ich merke doch, daß du Schmerzen hast«, sagte Eliane. »Bist du sicher, daß dir nichts Ernstliches fehlt? Du hast kein Wort gesprochen, seit wir Maui verlassen haben.«
»Laß mich in Ruhe«, fauchte er. »Und hör auf damit, ständig etwas in mich hineinzulesen. Was immer du zu spüren glaubst, es stimmt nicht.«
»Warum bist du böse auf mich?«
»Ich bin nicht böse«, sagte er und wußte, daß er es doch war. »Ich habe nur genug von deinem Glauben an die Geisterwelt. Wenn wir

das nächstemal irgendwo auf heiligem Boden stehen, dann läßt du mich aus der Sache raus, okay?«
»Derart dumme Bemerkungen bestätigen mir, daß ich recht habe«, sagte sie.
»Was soll das heißen?« Er fragte sich, warum er plötzlich einen solchen Zorn auf sie empfand. Dann wurde ihm schlagartig klar, daß er während des ganzen Fluges wütend auf sie gewesen war.
»Als du mir in Kahakuola das Leben gerettet hast, war das in Ordnung, weil du ein Mann bist«, sagte Eliane. »Von dir erwartet man, daß du dich wie ein Held benimmst. Aber wenn die Rollen vertauscht sind - wenn ich dir das Leben rette, dann ist das schwer zu verkraften, nicht wahr?«
»Das ist doch lächerlich«, sagte er, spürte aber selbst, wie wenig überzeugend es klang.
Sie fuhren schweigend weiter. Das »Quiek-Quiek« der Scheibenwischer zählte die Sekunden ab.
»Es tut mir leid«, sagte Michael nach langer Pause. »Du hast recht, aber nur in einer Hinsicht. Ich glaube, ich bin eher wütend auf mich selbst. Ich habe mich in dem Flugzeug wie ein verdammter Amateur benommen.«
»Aber Michael«, sagte sie und legte ihm die Hand auf den Oberschenkel. »Genau das bist du doch auch - ein Amateur. Deshalb brauchst du dich doch nicht zu schämen.«
»Tsuyo, mein sensei, wäre nie so nachsichtig gewesen. Ohne dich wäre ich jetzt tot.«
»Es ist töricht, sich Gedanken zu machen, was hätte sein können«, entgegnete sie leise. »Findest du nicht?«
Er nickte. Innerlich war er verwirrter denn je. Eliane hatte ihm das Leben gerettet, indem sie dazwischentrat, als Ude im Begriff war, ihn zu töten. Bedeutete das, daß sie auf seiner Seite stand? Vielleicht. Aber wenn sie für Masashi arbeitete, mußte sie ihn lebend haben, wenigstens so lange, bis das Rätsel, wo sein Vater das Katei-Dokument versteckt hatte, gelöst war. Aber arbeitete nicht auch Ude angeblich für Masashi? Warum sollte er Michael dann töten wollen?
Die strahlenden Lichter von Tokio leuchteten mit solcher Intensität durch Regen und Nebel, daß die Nacht ihrem Schein widerwillig weichen mußte. Michael fuhr weiter, seine Gedanken jagten so lange in seinem Kopf hin und her, bis ihm schwindlig wurde. Und im Hintergrund hielt sich immer noch der bohrende Verdacht, daß er etwas Wesentliches übersah, das direkt vor seiner Nase lag.
»Wohin fahren wir?« fragte Eliane. »Du hast im >Okura< Zimmer reservieren lassen, aber das ist nicht der Weg zum Hotel.«
»Wir fahren nicht ins Hotel«, sagte Michael. »Masashi hat bestimmt

Männer postiert, die mich überwachen sollen. Vielleicht finden sie meinen Namen im >Okura< und vergeuden einige Zeit damit, dort zu warten, bis ich auftauche.«
Sie beobachtete ihn und sah die silbrigen Reflexe der Regentropfen über sein Gesicht gleiten. »Vielleicht bist du gar kein so großer Amateur.«
Er grinste sie an. »Doch«, sagte er dann, »ich lerne nur schnell.«
Lillian fand ihn ...
Vielmehr sah sie ihn und das, was er gefunden hatte. Eine hochgewachsene, schlanke Japanerin mit schmalem Patrizierkopf und so ausgeprägten Lidfalten, daß ihre Augen kaum mehr als Schlitze waren. Lillian konnte an dieser Frau nichts Reizvolles finden. Aber schließlich war ihr Herz schon seit einiger Zeit gegenüber allen Orientalen fest verschlossen. Sie sah jedoch in den geschmeidigen Bewegungen der Japanerin eine sexuelle Ausstrahlung, die sie nur als bedrohlich bezeichnen konnte. Nicht nur, weil sie sich auf ihren Gatten richtete, sondern weil die Japanerin eine Eigenschaft zu besitzen schien, die ihr völlig unbekannt und daher unbegreiflich war. Etwas, was jenseits der Grenzen ihrer Welt lag und daher nicht nur fremd, sondern ihrer Ansicht nach auch gefährlich sein konnte.
Und das war natürlich der Grund, hatte sie sich gesagt, warum ihr Mann davon angezogen wurde. Philips erklärte Vorliebe für die orientalische Mentalität war ihr voll bewußt- es konnte kaum anders sein. Aber das bedeutete nicht unbedingt, daß sie ihm auch glaubte. Es war doch viel einfacher - und sicherer! - sich einzureden, seine Reaktion sei der ihren ähnlich. Er liebte die Gefahr, daraus hatte er nie ein Geheimnis gemacht. Er sehnte sich richtiggehend danach, wie ein Alkoholiker, der seinen Stoff braucht. Dagegen war nichts einzuwenden, solange es sich auf seine Arbeit beschränkte. Aber Lillian hatte den Verdacht, daß dem nicht so war.
Als sie jetzt ihren Mann zusammen mit der Japanerin beobachtete, brach ihr ganzes Mißtrauen auf wie eine Wunde. Sie standen so dicht beieinander, daß ihre Körper sich berührten. Sie küßten sich nicht, aber sie hätten es ebensogut tun können. Eine sonderbare Vertrautheit war da zu spüren, die sie erschauern ließ, obwohl die Abendluft warm genug war.
Sie schliefen nicht miteinander, aber sie hätten es ebensogut tun können. Was war es, hatte sich Lillian verzweifelt gefragt, was zwischen ihnen vorging? Sie war sicher, daß sie es nie erfahren würde. Sie war nicht einmal überzeugt, daß sie es verstehen würde, wenn man es ihr erklärte. Das Gefühl der Unzulänglichkeit, das über sie hereinbrach, war so überwältigend, daß ihr schwindlig wurde. In seinem Gefolge erfüllte sie

tiefe Hoffnungslosigkeit, so als wäre sie ein kleines Mädchen, das zwei Erwachsene in einer Erwachsenenwelt, der es nicht angehörte, handeln und reagieren sah. Denn sie war es, die verlassen wurde, und das Gefühl, dies sei unvermeidlich - es mußte ja so kommen, es war eine Folge ihrer eigenen Unzulänglichkeit - war erdrückend.
Sie kämpfte gegen die Tränen des Schmerzes an. Das hatte sie jedenfalls damals geglaubt. Jahre später würde sie über die Gründe für ihren eigenen Verrat nachdenken, und dabei würde ihr aufgehen, daß es auch Tränen des Zorns gewesen waren.
Masashi und Shiina auf dem hölzernen Laufsteg über dem riesigen Kellergeschoß des Lagerhauses in Takashiba.
»Ich muß gestehen«, sagte Masashi gerade, »daß ich mich in Joji getäuscht habe. Ich habe ihm nicht zugetraut, daß er mir die Macht über den Clan streitig machen würde.«
»Ich habe damals geschwiegen«, sagte Shiina, »weil Sie meinen Rat nicht gesucht haben. Schließlich ist es Ihre Familie. Joji ist Ihr Bruder. Ich hatte aber damals schon das Gefühl, daß er es nicht hinnehmen würde, von dem einzigen Erbe, das Ihr Vater hinterlassen hat, ausgeschlossen zu werden.«
Sie sahen zu, wie unter ihnen eine große Kiste in den Raum gefahren wurde. Die Männer, die um die Kiste herumstanden, trugen lose sitzende Anzüge, die sie von den Knöcheln bis über den Kopf verhüllten, und Stiefel mit dicken Sohlen. Das Klicken ihrer Handgeigerzähler war durch die Akustik des leeren Raumes verstärkt zu hören.
»Vermutlich«, sagte Masashi widerwillig, »ist mein Bruder nicht ganz der geprügelte Hund, für den ich ihn immer gehalten habe.«
»Keineswegs«, sagte Shiina. »Sie kennen Daizos Tapferkeit. Es war sicher nicht leicht, ihn zu besiegen.«
»Joji war schon immer ein guter Schüler«, sagte Masashi. »Und das gilt auch für die Ausbildung in den Kampftechniken. Ich habe nur nie geglaubt, daß er ohne Michiko, seine wichtigste Verbündete gegen mich, den Mut für einen persönlichen Krieg aufbringen würde.«
»Und jetzt sehen Sie Ihren Fehler«, sagte Shiina. »Und er hat sich als kostspielig herausgestellt.«
»Daizo werde ich schnell ersetzen können.«
»Ich dachte nicht an Daizo«, sagte Shiina. »Ich dachte an den Gesichtsverlust bei Ihren Leuten.« Sein altes Gesicht glänzte im harten Neonlicht. »Sie müssen Joji töten.«
Jetzt hatten die Männer die Kiste geöffnet und hoben den Inhalt vorsichtig auf einen massiven Handwagen mit Bleideckel.
»Ich habe schon einen Bruder auf dem Gewissen«, sagte Masashi. »Ich möchte nicht noch einen töten.«

»Was bleibt Ihnen denn für eine andere Wahl?« fragte Shiina. »Wenn Sie die Schande, die man Ihnen angetan hat, nicht rächen, ist Ihre Macht als oyabun des Taki-gumi bald untergraben.«
Shiina wußte genau, auf welche Knöpfe er drücken, an welchen Drähten er ziehen mußte. Oyabun zu sein war im Leben von Masashi von größter Wichtigkeit. Er hatte sein ganzes Leben lang im Schatten seines Vaters gestanden, und diese Last wollte er nun nicht mehr tragen. Shiina konnte ihn verstehen. Männer, die zu tüchtig waren, als daß man sie mit einem Schwert hätte umstimmen können, waren oft mit etwas zu manipulieren, das, wie ihm lange Jahre der Erfahrung gezeigt hatten, weitaus mächtiger war: mit dem menschlichen Geist.
Es war ein Fehler, wenn man sich zu sehr auf seinen Körper konzentrierte, das hatte Shiina gelernt. Man sah Kraft immer nur im Handeln. Seit sein eigener Körper allmählich verfiel, verließ sich Shiina immer mehr auf seinen Geist. Und allmählich hatte sich seine Vorstellung von Kraft geändert. Er hatte die Wahrheit erkannt: Kraft war Hingabe an ein Ziel.
»Ich habe die Berichte über den Testflug des FAX gelesen«, sagte er. »Sehr eindrucksvoll.«
»Sie hätten ihn sehen sollen«, sagte Masashi. »Er kann alles, was Nobuo versprochen hat.«
»Gut. Hat er für diese ziemlich einmalige Fracht den Rumpf verändert?«
»Das ist alles erledigt.«
Jetzt an die schwierigere Aufgabe, dachte Shiina. Obwohl er die Antwort kannte, fragte er: »Hat Ude Audrey Doss schon hierhergebracht?«
»Ude ist tot«, sagte Masashi. »Am Flughafen hat es Schwierigkeiten gegeben. Michael Doss ist offenbar hinter Udes Plan gekommen und hat versucht zu verhindern, daß er uns Audrey Doss schickte. Das Wichtigste ist, daß Michael Doss immer noch dem Katei-Dokument auf der Spur ist, das mir sein Vater gestohlen hat. Wir werden ihn nicht aus den Augen lassen.«
»Hat Ude herausgefunden, wer Philip Doss getötet hat?«
»Nein. Es gab offenbar keinerlei Anhaltspunkte. Dann ist er über Audrey Doss gestolpert, und sie hatte Vorrang.«
Shiina hätte gerne gewußt, was Masashi mit Eliane Yamamoto vorhatte und fragte daher: »Wie wollen Sie sicherstellen, daß Michael Doss Sie auch wirklich zum Katei-Dokument führt?« Er war wütend über Udes Tod. Ude war nützlich für ihn gewesen, schade, daß es ihn nicht mehr gab.
»Ich sollte sie töten«, sagte Masashi, immer noch mit Audrey Doss beschäftigt, »wegen all den Schwierigkeiten, die ihr Vater mir machte.«
»Töten Sie sie oder lassen Sie sie am Leben«, sagte Shiina. »Wo liegt

der Unterschied? Es ist nur ein Leben. Wichtig ist für uns beide das Katei-Dokument.« Er wiederholte seine Frage.
»Michael Doss wird mir nicht entschlüpfen, ich habe ihn fest an der Leine«, sagte Masashi. »Und wenn das Katei-Dokument wieder in meinem Besitz ist, wird ihm diese Leine um den Hals gewickelt und er wird sich daran erdrosseln.«
Shiina überlegte. Die Leine, an der Masashi Michael Doss hatte, mußte Eliane Yamamoto sein. Warum sollte sie sich sonst mit ihm zusammen auf Maui aufhalten? Aber warum tat Eliane, was Masashi ihr befahl? Sie haßte ihn. Dann erinnerte sich Shiina an ein früheres Gespräch mit Masashi: »Ich würde mir Michikos wegen keine Sorgen machen«, hatte Masashi gesagt. »Ich habe schon einen Plan in die Wege geleitet, der sie wirkungsvoll neutralisieren wird.« Wenn dieser Plan Michiko neutralisierte, fragte sich Shiina, würde er dann auch ihre Tochter Eliane zwingen, für Masashi zu arbeiten? Es sah fast so aus.
Shiina durchschaute jetzt alles. Masashi benützte Eliane, um an Michael Doss heranzukommen, sie sollte seine Gefährtin - sogar seine Mitverschwörerin - bei der Suche nach dem Katei-Dokument werden. Eliare konnte Doss zum richtigen Zeitpunkt gewisse Informationen zuspielen. Und wenn das Dokument gefunden war, würde ihr Nutzen sogar noch größer sein. Sie würde dann Michael Doss töten. Aber das konnte Shiina nicht zulassen. Philip Doss hatte vor vielen Jahren Shiinas Sohn ermordet. Shiina wollte Michael Doss selbst töten. So gehörte es sich: ein Sohn für einen Sohn.
»Mir sind Informationen zugegangen«, sagte Shiina, »die den Tod von Ude betreffen.«
Masashi drehte sich um. »Sie haben von seinem Tod gewußt?«
In diesem Augenblick empfand Shiina beinahe Mitleid für ihn. Er war so jung, viel zu jung, um die gewaltige Machtfülle zu bewältigen, die Wataro Taki hinterlassen hatte. Masashi hatte sich seine Überraschung anmerken lassen. Ein wahrer oyabun hätte weder Freund noch Feind irgendwelche Gefühle gezeigt. Gefühle waren ein Nachteil, sobald sie offenbar wurden. Es würde noch viele Jahre dauern, vermutete Shiina, bis Masashi diese lebenswichtige Lektion gelernt hatte, und bis dahin würde es zu spät für ihn sein.
»Ich wußte es«, sagte Shiina. »Und ich weiß auch, daß es nicht Michael Doss war, der Ude tötete, sondern Eliane Yamamoto.«
»Eliane? Das kann ich nicht glauben! Woher haben Sie diese Information?«
»Ich habe einen Verbindungsmann, der einen ziemlich hohen Rang im US Immigration and Naturalization Service auf Hawaii bekleidet. Er hat ein paar Stunden nach Beendigung der Voruntersuchungen mit mir Kontakt aufgenommen.«

»Aber das ist unmöglich! Unvorstellbar!«
»Warum? Weil Eliane Yamamoto für Sie arbeitet?« Shiina lachte. »Ihr Gesicht verrät Sie, Masashi. Ich habe es erraten. Ebenso wie ich erraten habe, daß Sie Eliane und Michiko mit irgendwelchen Mitteln unter Druck gesetzt haben. Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer Geschicklichkeit, aber ich möchte Ihnen doch empfehlen, Miß Yamamoto so schnell wie möglich hierherzuholen, um festzustellen, was sie im Schilde führt. Vielleicht ist sie verschlagener, als Sie erwartet haben, wie? Vielleicht möchte sie das Katei-Dokument für sich selbst.«
Masashi überlegte einen Augenblick. Er war verärgert, weil Shiina einen Teil seines Planes kannte, den er ihm keineswegs hatte mitteilen wollen. Aber noch wütender war er auf Eliane. Wie kam sie dazu, sich da einzumischen? Und warum hatte sie, wenn Shiinas Informationen zutrafen, Ude getötet?
Widerwillig nickte er. »Ich lasse sie herbringen«, sagte er.
Die Männer in den weiten Anzügen hatten den Inhalt der Kiste fertig ausgepackt. »Sehen Sie«, sagte Shiina und zeigte hinunter, »jetzt ist er endlich da. Der Anfang unserer Träume von einem schöneren Japan.«
Die beiden starrten auf den Atomsprengkopf hinab.
»Wie haben Sie ihn bekommen?« fragte Masashi. Er war unwillkürlich ein wenig beeindruckt.
»Der Jiban hat weitreichende Verbindungen«, sagte Shiina. »Wir haben viele Freunde, die unserer Sache wohlwollend gegenüberstehen.«
»Er ist so klein«, sagte Masashi, als die Männer in den Strahlenschutzanzügen den Sprengkopf in die unterirdischen Laboratorien unterhalb der Galerie fuhren.
»Deshalb ist er ja so schön«, sagte Shiina, »und so begehrenswert. Aber Sie dürfen Größe nicht mit Kraft verwechseln. Dieser Sprengkörper wird beim Aufschlag ein Drittel von Peking dem Erdboden gleichmachen. Die übrigen Einwohner werden innerhalb von mehreren Tagen sterben, bei denen in den äußeren Vororten wird es vielleicht bis zu einer Woche dauern.«
»Aber lange vorher«, sagte Masashi, »wird das, was von der chinesischen Regierung noch übrig ist, kapituliert haben und auf unsere Forderungen eingegangen sein. Japan wird endlich soviel Raum für seine Menschen haben, wie es braucht.«
Er dachte an Hiroshima und Nagasaki, an die Städte, die in ihre Bestandteile zerrissen wurden. An das Loch im Gewebe des Kosmos, das entstehen würde, wenn die Atombombe, die sie abwerfen wollten, über Peking detonierte. Von diesem Augenblick an, dessen war er sicher, würde sich die Geschichte an ihn, Masashi, erinnern und nicht an seinen Vater, den Gott Wataro Taki.

Die Jungen hatten ihr Boule-Spiel beinahe beendet. Die Männer, die sich am Rand des Kreises herumgedrückt hatten, zerstreuten sich allmählich. Bis auf einen. Dieser Mann wartete bis ganz zum Schluß, dann schlenderte er zu Lillians Bank hinüber und setzte sich. Er sah gut aus, war offensichtlich Franzose. Er gönnte ihr keinen Blick, sondern schlug eine aktuelle Ausgabe des »International Herald Tribüne« auf und begann zu lesen.
Lillian sah den Jungen zu, die lachten und sich gutmütig herumschubsten. Sie hatten von der Anstrengung rote Backen bekommen und wirbelten bei jedem Schritt Staubwolken hoch. Wieder fiel ihr auf, wie sehr sie sich hier zu Hause fühlte. Und wie weit der Weg war, den sie zurückgelegt hatte, seit sie am Flughafen Dulles auf den Abflug wartete.
Es war jetzt Spätnachmittag, und das Licht war von ganz eigener Beschaffenheit. Es hatte sich rings um sie verdichtet, als sei sie Teil eines pointillistischen Gemäldes. Der Schein am sich verdüsternden Himmel kam von einer Sonne, die schon jenseits des westlichen Viertels stand. Es wehte eine kühle Brise. Ein letztes, schallendes Lachen von den Jungen, als sie sich entfernten, ein einsamer Ballon hoch oben am zunehmend abendlichen Himmel.
Der Mann auf ihrer Bank faltete raschelnd seine Zeitung zusammen und steckte sich eine Zigarette an. Als er sie zu Ende geraucht hatte, stand er auf und ging in Richtung der Rue de Rivoli davon.
Augenblicke später erhob sich auch Lillian. Sie schlenderte über die Champs-Elysees zurück. Die Verkäufer schlössen ihre Stände, Liebespaare gingen Arm in Arm. Eine melancholische Stimmung herrschte, die ein junger Mann mit schulterlangen Haaren auf seiner spanischen Gitarre einfing. Lillian ließ fünf Francs in seinen Hut fallen, und er lächelte sie an und bildete mit den Lippen ein lautloses Merci, madame. Wieder im Hotel angelangt, begab sie sich in die Bar und bestellte sich einen Drink. Sie streckte die Beine aus und genoß einen Augenblick lang die anerkennenden Blicke der Frauen wie der Männer. Sie schlüpfte aus ihren hochhackigen Schuhen und schwelgte in dem Luxus, barfuß sein zu können. Ihr Drink kam, und sie nippte daran. Ihr fiel ein, daß sie gleich jetzt zum Portier gehen und sich einen Tisch in einem renommierten Restaurant reservieren lassen konnte. Morgen würde sie dann vielleicht nach Hause fahren, nach Washington. Bellehaven. Wenn sie dort zu Hause war. War sie es je gewesen? fragte sie sich. Das kam wohl darauf an, was man als Zuhause definierte.
Einen Augenblick lang gab sie sich der Vorstellung hin, sie würde das tatsächlich tun, aber sie spürte nur ein Gefühl der Leere. Warum, fragte sie sich, sollte jemand freiwillig ins Fegefeuer zurückkehren? Sie konnte sich keine Antwort denken.
Statt dessen nahm sie die Ausgabe des »International Herald Tribüne«

zur Hand, die der Mann auf der Parkbank hatte liegenlassen und die sie mitgenommen hatte. Jetzt hatte sie das Gefühl, gleich würde alles rasend schnell gehen, als säße sie auf einem Pferd, das eben zu galoppieren begonnen hatte. Sie verspürte nicht den Wunsch, aus dem Sattel zu steigen.
Sie öffnete die Zeitung auf der richtigen Seite und las, während sie weiter an ihrem Glas nippte, die Botschaft, die nur für sie bestimmt war.
»Hallo«, sagte Stick Haruma. Er verneigte sich, dann streckte er seine Hand aus.
Eliane schüttelte sie überrascht.
»Kommt rein, draußen gießt es.« Er trug Jeans, Turnschuhe von La Gear und ein übergroßes Sweatshirt mit der Aufschrift OHIO STATE BUCKEYES im Siebdruckverfahren quer über der Brust. Sein Gesicht wäre nichtssagend gewesen, hätte er nicht eine so unbändige innere Energie ausgestrahlt. Eliane fand seine quirlige Lebhaftigkeit ansteckend. »Hey, Mike.« Stick Harumas Grinsen verblaßte, als er die Verbände, die Schnittwunden und die Prellungen Michaels sah. »Wer wollte dir denn das Gesicht ausradieren?«
»Das ist eine lange Geschichte«, sagte Michael. Er schlug Stick auf den Rücken. »Wir haben uns mehr als fünf Jahre nicht gesehen«, erklärte er, als er Eliane den hochgewachsenen, dünnen Japaner vorstellte. »Wir haben uns vor vielen Jahren hier kennengelernt. Stick und ich wurden im selben dojo in den Kampftechniken ausgebildet.«
»Ja, damals waren wir richtige Clowns«, sagte Stick Haruma.
»Kommt rein. Mi casa es su casa, wie man in den USA sagt.«
Stick Harumas Appartement bestand im wesentlichen aus einem L-förmigen Wohnzimmer mit einer Galerie, die ihm als Schlafraum diente. Neben dem Wohnzimmer gab es ein Arbeitszimmer, eine Küche und ein Bad. Alle Räume waren für amerikanische Verhältnisse winzig, für den japanischen Lebensstil jedoch mehr als ausreichend.
»Ich hab' mich wirklich gefreut, deine Stimme zu hören, als du vom Flughafen aus angerufen hast«, sagte Stick. »Du kommst nicht so oft hierher, wie du eigentlich solltest.« Er verlor kein Wort über den erbärmlichen Zustand ihrer Kleidung oder die Tatsache, daß sie völlig ohne Gepäck angekommen waren. Stick konnte nichts überraschen.
»Was kann ich euch anbieten, Leute? Seid ihr hungrig? Wie war's mit was zu trinken?«
Michael mußte lachen, als er Elianes Gesicht sah. »Du mußt dich wohl oder übel an seine Redeweise gewöhnen. Stick treibt sich in jeder freien Minute bei den Amerikanern in Shinjuku herum.«
»Ich liebe alles, was amerikanisch ist«, sagte Stick Haruma. »Mein

sehnlichster Wunsch ist es, eine igöier Corvette zu besitzen. Am liebsten weiß mit roten Lederpolstern. Damit würde ich über die Ginza fahren und mir einen Big Mac mit Pommes und eine Cola reinziehen.«
Eliane lachte ungläubig.
»Er arbeitet bei der amerikanischen Botschaft und macht Übersetzungen für die Diplomaten«, erklärte Michael.
»Ein Scheißjob«, sagte Stick Haruma, »aber jemand muß es ja machen. Außerdem gefällt es den Leuten, daß ich immer die neuesten Sprüche auf Lager habe.«
Er führte sie zum Sofa. »Also, was darf's sein? Bier, Cola? Mike, dein Gesicht sieht entsetzlich aus, das muß ganz ordentlich brennen. Wenn du mich fragst, nimmst du am besten 'nen Scotch gegen die Schmerzen.«
»Das wäre nicht schlecht«, sagte Michael. »Was dagegen, wenn ich ein Ferngespräch führe?«
»Nimm das Telefon da oben«, sagte Stick Haruma und deutete zur Galerie hinauf.
Michael stieg die Holzleiter hoch und setzte sich an den Rand von Sticks Couch. Er wählte die Nummer von Jonas. Als er vorsichtig seinen Backenknochen betastete, zuckte er leicht zusammen.
»Hallo?«
»Ist Jonas da?«
»Wer spricht?«
»Michael Doss. Ich rufe aus Tokio an. Könnte ich bitte mit meinem Onkel sprechen?«
»Michael, hier ist dein Großvater Sam«, sagte General Hadley aus Jonas Arbeitszimmer. Er war sofort hierhergekommen, nachdem seine Ermittlungsbeamten in den Räumen von BITE eingetroffen waren. Inzwischen war auch schon der Krankenwagen gekommen und die Sanitäter hatten alles versucht, um Jonas wiederzubeleben. »Tut mir leid, Mike, ich habe schlechte Nachrichten. Jonas ist tot. Er hatte vor etwa einer Stunde einen tödlichen Herzanfall. Ich bin jetzt in seinem Haus und sehe gerade seine Papiere durch.«
Michael schloß die Augen, aber die Tränen ließen sich nicht zurückhalten. Was soll ich ohne Onkel Sammy anfangen? dachte er. Was hätten die Darlings ohne Nana gemacht?
»Mike?«
»Ja.«
»Alles in Ordnung?« fragte General Hadley. »Du hast so lange nichts gesagt. Ich weiß, daß das ein ziemlicher Schock für dich sein muß.«
»Ich habe nur nachgedacht.«
»Über Jonas, ich weiß.« Er räusperte sich. »Mike, ich habe eine Menge Arbeit vor mir. Was immer du Jonas sagen wolltest, kannst du auch mir erzählen.«

Michael erinnerte sich, daß Jonas ihm gesagt hatte, BITE solle geschlossen werden. Aber was bedeutete das jetzt noch? Jonas war tot.
»Mike, wenn du etwas Besonderes hast, so ist jetzt der richtige Zeitpunkt dafür.«
Michael erzählte seinem Großvater alles, was bis zu diesem Augenblick geschehen war, einschließlich der Existens des Katei-Dokuments. Als er fertig war, schwieg Hadley lange.
Als er wieder sprach, klang seine Stimme ernst. »Was ist mit Audrey? Hast du sie schon gefunden?«
»Nein«, sagte Michael. »Aber ich bin ihr bis hierher nach Japan gefolgt. Ich werde nicht ruhen, bis ich sie gefunden habe. Ich bringe sie zurück, Sam, keine Sorge.«
»Ich weiß, daß du dein Bestes tun wirst«, sagte Hadley. »Ich habe mir Jonas Notizen über deine Mission schon angesehen.« Er machte eine Pause und räusperte sich. »Ich möchte wissen, Mike ..., nein, streiche das. Ich muß wissen, ob du weitermachen willst. Ich weiß, daß du kein Agent bist. Ich weiß, daß ich als dein Großvater kein Recht habe, von dir zu verlangen, daß du dich weiterhin in Gefahr begibst. Aber dein Vater ist tot, und Jonas jetzt auch. Du bist unsere einzige Hoffnung. Wenn du dieses Katei-Dokument an dich bringen könntest... Es ist unerhört wichtig. Wenn es das alles enthält, was du sagst, können wir zweifellos einen Handel abschließen, wenn es in unserer Hand ist.«
Michael war verwirrt. »Was meinst du damit? Was für einen Handel?«
»Mit den Japanern natürlich«, erklärte Hadley. »Dann haben wir wenigstens etwas, das ihnen einen gewaltigen Gesichtsverlust einbringen kann, und damit haben wir ein unglaubliches Druckmittel. Es wird sie an den Verhandlungstisch zurückbringen, wird sie zwingen, in diesem schrecklich gefährlichen Handelskrieg eine Einigung mit uns zu suchen. Jonas hätte das getan, und ich werde es auch tun. Hör zu, Mike, wir haben sehr wenig Zeit. Ich bin die Berichte von BITE durchgegangen. Von hier aus sind laufend auf höchster Ebene Informationen an die Sowjets weitergegeben worden. Alles weist jetzt eindeutig auf einen verdeckten russischen Agenten innerhalb von BITE selbst hin. Das ist einer der Gründe, warum ich mich entschlossen habe, den Betrieb zu schließen. - Aber erst seit ich in Jonas Haus bin, begreife ich, wovon er eigentlich sprach. Der Bericht, den ich in Auftrag gegeben habe, setzt den Beginn der undichten Stelle vor sechs Jahren an. Nach allem, was Jonas kurz vor seinem Tod entdeckt hat, gehen die Verluste aber viel weiter zurück. - Ich glaube, Jonas hatte schon einen ersten Verdacht, wer der Maulwurf war. Schade, daß er tot ist.«
»Wenn Jonas die Anhaltspunkte gefunden hat«, sagte Michael, »dann kannst du es auch. Du läßt die Sache doch nicht fallen, oder?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob es sinnvoll ist, sie weiterzuverfolgen, sagte Hadley. »Wenigstens auf diese Weise. Weißt du, der Maulwurf hat sich einen letzten dicken Brocken von Informationen geholt - alle Daten über unser sowjetisches Netz einschließlich aktiver Agenten, einheimischer Informanten und Schläfer. Es ist von höchster Wichtigkeit, daß wir diese Informationen zurückbekommen. Außerdem sieht es so aus, als habe sich der Maulwurf mit den Informationen aus dem Staub gemacht. Höchstwahrscheinlich ist er schon auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs.«
»Und das ist alles?« Michael konnte es nicht glauben.
»Was soll ich denn noch machen, Junge, die Armee mobilisieren? Manchmal muß man eben die Prügel einstecken, aus seinen Fehlern lernen und einfach weitermachen. Dies scheint einer von diesen Fällen zu sein.« General Hadley räusperte sich. »Der einzige Hoffnungsschimmer in diesem Chaos ist, daß du dem Katei-Dokument auf der Spur bist. Also, Mike, beschaffe es mir, ja? Ich kann dir gar nicht sagen, was es für uns bedeuten würde. Es könnte unsere Rettung sein.«
Takashiba-Pier. Grelle Scheinwerfer, in die sich aschgraue Motten in selbstmörderischer Hemmungslosigkeit hineinstürzten, beleuchteten das schillernde Hafenwasser. Das Licht prallte von den flachen Wellen ab und ließ das Wasser so schwarz und undurchsichtig aussehen wie Obsidian. Es wirkte so fest, als könne man darauf gehen.
Bleiche Nebelfetzen krochen über den Boden und ließen die ölbefleckten Betonplatten weicher erscheinen. Hier wie in der ganzen Stadt polterten Lastwagen und Sattelschlepper durch die Straßen, denn in Tokio durften gewerbliche Transporte nur bei Nacht durchgeführt werden. Draußen auf dem Wasser lagen strahlend hell erleuchtete, verschrammte Tanker und tiefliegende Schiffe, die Mannschaften entluden Öl und andere Produkte für Tokios verschiedene Großhandelsunternehmen, wo man sie beim ersten Tageslicht weiterverkaufen würde.
Es war nicht schwer gewesen, Masashis Wachen zu täuschen. Im Badezimmer ihres Hauses hatte Michiko die Mädchen wieder hereingerufen, einer von ihnen ihre Gewänder angezogen und sie in Begleitung der zweiten hinausgeschickt.
»Geh in meine Wohnung«, hatte sie zu dem Mädchen gesagt. Masashis Wachen betraten ihre Privaträume nie, sondern hielten draußen Wache. »Leg dich ins Bett, als wärest du ich, und bleib dort, bis ich zurückkomme.« Und das, so hatte sie zu Joji gesagt, mußte vor dem Frühstück der Fall sein, denn dann schickten die Wachen eines der Mädchen hinein, um sie zu wecken.

Fast im gleichen Augenblick, als Joji und Michiko den Wagen verließen, begann es zu gießen. Er schlug den Kragen seines Regenmantels hoch und führte sie mit festem Griff schnell über das Pflaster. Er hatte Michiko fast fünfzehn Minuten lang im Wagen festgehalten, während er den nächtlichen Verkehr in der Gegend studierte. Aber dann hatte sie ihre Unruhe nicht mehr unterdrücken können, und schließlich hatte er die Beobachtung abgebrochen.
Niemand war auf der Straße. Mehrere Lastwagen rumpelten vorüber, aber sie wurden weder langsamer, noch hielten sie an, und Joji konzentrierte sich auf das Gebäude, wo er und Shozo mit Daizo aneinandergeraten waren. Es sah genauso aus wie damals.
Er ging zur Tür, öffnete sie langsam und trat als erster ein, die Pistole schußbereit. Sie standen völlig reglos.
Joji atmete die gleichen Fisch- und Ölgerüche ein wie damals, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. »Hörst du etwas?« flüsterte er. Michiko war zwar blind, aber er wußte, daß ihre übrigen Sinne viel schärfer waren als bei ihm. Sie schüttelte den Kopf.
Der winzige Vorplatz, die fast senkrechte Treppe, die schäbigen Wände und die Decke traten langsam aus der Dunkelheit hervor. Er hörte den Regen wie einen betrunkenen Landstreicher gegen die Türen schlagen.
Die Tür hatte beim Öffnen ein wenig geknarrt, aber davon abgesehen hatten sie, seit sie von der Straße hereingekommen waren, kein Geräusch gemacht. Er hörte ein Summen wie von einem Motor, und die Fußbodendielen vibrierten leicht. Das war alles.
Sie hielten sich ganz innen auf der Treppe, als sie langsam hinaufstiegen. Etwa auf jeder dritten Stufe blieben sie stehen und lauschten. Das Summen war jetzt so leise, daß Joji es kaum noch wahrnahm. Auch die Vibration hatte nachgelassen.
Auf halber Höhe angekommen, konzentrierte er sich ganz auf den Korridor am oberen Ende der Treppe. Dort war ein bleicher Lichtschein zu sehen, zweifellos von einer der Straßenlaternen, die durch ein Fenster hereinschien. Rechts lag, wie er wußte, der große, leere Raum, in dem Shozo verschwunden war, während er mit seiner abgesägten Schrotflinte losballerte. Bei dem Gedanken mußte Joji lächeln. Der treue Shozo.
Er wandte sich an Michiko: »Ich möchte, daß du hier bleibst«, flüsterte er ihr ins Ohr. Ohne eine Antwort abzuwarten, schlich er Stufe für Stufe weiter. Der auf das flache Betondach trommelnde Regen übertönte bald alles andere. Die letzten fünf Stufen nahm er sehr schnell.
Jetzt war er im Korridor. Er wandte sich nach links, aber dort war alles dunkel. Rechts das wäßrige Licht. Diese Richtung schlug er ein.

In dem großen Raum war das Geräusch des Wolkenbruchs sehr laut. Joji sah auch, warum. Auf der anderen Seite waren die Fenster offen, Regen tröpfelte auf den Fußboden und bildete Pfützen, die im Licht der Bogenlampen von draußen schwach farbig schimmerten.
Joji schlich ins Halbdunkel. Er erkannte die geschlossene Tür, hinter der er Tori mit ihren Bewachern gesehen hatte, und bewegte sich vorsichtig, so gut er konnte den Schatten ausnützend, darauf zu.
Als er noch drei Schritte von der Tür entfernt war, machte er sich bereit. Er legte das Gesicht dicht an die Füllung und sagte laut: »Macht auf! Masashi-san möchte mit dem kleinen Mädchen sprechen!« Dann schlug er mit dem Pistolengriff dagegen.
Als er die Tür berührte, schwang sie auf, und aller Mut verließ ihn. Sie war nicht versperrt. Er trat ein.
Der Raum war leer.
»He, Kumpel, was ist passiert?« fragte Stick Haruma und reichte Michael ein Glas mit Scotch und Eis. »Du siehst aus, als hättest du gerade mitten in der Nacht ein Gespenst gesehen.«
»Michael?« Eliane streckte die Hand nach ihm aus. »Alles in Ordnung?«
Michael erreichte den Fuß der Leiter zur Galerie und kippte den Whisky mit einem Schluck hinunter. »Mein Onkel ist tot«, sagte er tonlos.
»Meinst du Onkel Sammy?« Stick Haruma schüttelte den Kopf. »Das tut mir leid, Kumpel. Ich kann mich an den alten Knaben erinnern. Er war mir sympathisch.«
Eliane schaute von einem zum anderen, sorgsam bemüht, ihre Gefühle unter Kontrolle zu halten.
»Ja«, sagte Stick Haruma. »Der alte Jonas Sammartin war noch einer vom alten Schlag.«
»Wie ist es passiert, Michael?« fragte Eliane.
»Ein Herzanfall. Er ist in seinem Büro umgekippt.«
»Einfach so, was?« Stick Haruma goß Michael noch einen Scotch ein. »Trink, Mike. Das Leben ist vergänglich. Man weiß nie, wann die Zeit gekommen ist, in die Astralebene überzuwechseln.« Er hob sein Glas und stieß zuerst mit Michael an und dann mit Eliane. »Laßt uns auf Onkel Sammy trinken. Er war ein Mordskerl.«
Michael trank den Scotch mechanisch, ohne etwas davon zu spüren. »Ich muß eine Weile hier raus«, sagte er dann, ohne sich an jemand Bestimmten zu wenden.
Eliane trat einen Schritt auf ihn zu, aber Stick winkte ab. »Wie du meinst, Kumpel«, sagte er. »Manchmal ist es besser, allein zu sein.«
Aber sobald Michael draußen war, wandte sich Stick an Eliane und

sagte auf japanisch: »Ich werde ihn im Auge behalten. Bleiben Sie hier, bis wir zurückkommen. Ich weiß, daß etwas Schlimmes passiert sein muß, sonst hätte Mike doch ein Geschenk mitgebracht, nehl«
Eliane nickte. Nach japanischer Sitte mußte man bei allen möglichen, auch alltäglichen Anlässen Geschenke mitbringen; ein Besuch im Hause eines Freundes war nur eine von vielen derartigen Gelegenheiten. Wenn man das versäumte, war es ein ernster Verstoß gegen die Etikette.
»Es ist sehr schlimm«, sagte sie.
Er nickte zerstreut und wiederholte nur: »Bleiben Sie hier.« Dann verließ er die Wohnung.
Wie findet man jemand in einer Stadt, in der zehn Millionen Seelen wie die Sardinen zusammengepfercht sind? Die Gehsteige von Tokio quollen über von Menschen, die Straßen erstickten in so dichtem Verkehr, daß kaum noch etwas voranging. Im Winter machten die Läden für gebrauchte Knöpfe ein Bombengeschäft, weil den Leuten im Gedränge ständig die Mantelknöpfe abgerissen wurden. Im Sommer war es völlig sinnlos, zum Picknick in einen Park zu gehen. Die Speisen wurden einem unweigerlich, lange ehe man sein Ziel erreicht hatte, von den Menschenmassen zerdrückt.
Zu allem Überfluß war in der Anlage Tokios kein System erkennbar. Es war buchstäblich ein Labyrinth aus großen, breiten Prachtstraßen und gewundenen Seitengassen. Nirgendwo gab es Straßennamen und Hausnummern, so daß man ständig sogar alteingesessene Bürger von Tokio sah, die in den Polizeirevieren in der Nachbarschaft nach dem Weg fragten.
Michael schlenderte durch das dichte Gewühl und war bestürzt über den riesigen Andrang von Menschen und Fahrzeugen. Natürlich hatte er Tokio als überfüllt in Erinnerung, aber Erinnerungen waren oft schwer einzuschätzen. Die Wirklichkeit überwältigte ihn. So wenig Raum für so viele Menschen! Er hatte von den sogenannten >Kapsel-Hotels< gehört, die bei den sparsamen japanischen Geschäftsleuten im ganzen Land beliebt waren, aber noch keines gesehen. Anstelle eines Zimmers bekam man eine etwa sechs mal vier Fuß große Kapsel. Sie enthielt einen Futon zum Schlafen, eine Lampe und einen Radiowekker. Ein Japaner beklagte sich nicht über eine solche Unterbringung, die jeden Amerikaner zum Wahnsinn treiben würde. Übervölkerung war in Japan eine Tatsache, mit der man aufwuchs.
Michael blieb vor einem Kaufhaus stehen und betrachtete das Schaufenster. Es war voll farbiger, blinkender Lichter. Sein Blick wanderte weiter, und er sah Stick Harumas Spiegelbild im Glas.
»Du hast keinen Schirm dabei«, sagte Stick und hielt seinen schon geöffneten über ihre Köpfe. »Wie geht's, Kumpel?«

Michael schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht.«
»Komm«, sagte Stick. »Gehen wir einen Happen essen.«
Sie betraten das Kaufhaus, eine richtiggehende Stadt in der Stadt. Hier gab es sechs Restaurants. Stick führte sie aufs Dach hinauf, und bald saßen sie an einem Tisch mit Blick über das überwältigende Lichtermeer. Aus dem Shinjuku-Bezirk ragten gewaltige Türme auf und strebten mit blinder Arroganz himmelwärts.
»Ich glaube, du solltest mir alles erzählen«, sagte Stick, nachdem sie ihre Bestellung aufgegeben hatten.
Ich muß mit jemandem reden, dachte Michael. Er sah seinen Freund an und fühlte sich zum erstenmal, seit Onkel Sammy ihn angerufen und ihm gesagt hatte, sein Vater sei getötet worden, in Sicherheit. »Angefangen hat es so ...«, begann er. Er berichtete alles, ohne etwas auszulassen, bis auf sein Mißtrauen gegenüber Eliane. Er wollte Stick nicht beeinflussen, zuerst wollte er wissen, was sein Freund von ihr hielt. Und damit endete er. »Was hältst du von Eliane?« fragte er.
Inzwischen war das Essen gekommen, und Stick langte schon kräftig zu: »Sag du mir zuerst, wie du dazu kommst, mit Eliane Yamamoto herumzuziehen?«
Michael ließ beinahe seine Eßstäbchen fallen. »Wie meinst du das? Mir hat sie gesagt, sie heiße Eliane Senjo.«
»Dann hat sie gelogen«, sagte Stick. Jetzt stand aufrichtige Besorgnis in seinem Gesicht. »Mike, diese Frau ist die Tochter von Nobuo Yamamoto, dem Leiter von Yamamoto-Schwerindustrie.«
Michael war zumute, als sei in seinem Kopf eine Schrotflinte losgegangen. Wo bisher nur rätselhafte Dunkelheit geherrscht hatte, wurde es jetzt hell. Er erinnerte sich an sein Gespräch mit Onkel Sammy. Michael hatte das Gefühl gehabt, Nobuos sonderbares Verhalten im Ellipse Club müsse einen tieferen Grund gehabt haben. Damals war es ihm seltsam vorgekommen, daß Nobuo bewußt die Handelsgespräche zu torpedieren versuchte. Was bezweckt er damit? hatte er Onkel Sammy gefragt. Jonas hatte ihm geraten, sich auf die vorliegende Aufgabe zu konzentrieren - herauszufinden, wer innerhalb der japanischen Yakuza Philip Doss ermordet hatte und warum.
Und jetzt, dachte Michael, laufe ich auf Maui Nobuo Yamamotos Tochter - buchstäblich! - in die Arme, sie erzählt mir, sie sei eine Yakuza und wird praktisch meine Partnerin. Warum? Was will sie? Was zum Teufel wird da gespielt?
»Wenn sie Yamamotos Tochter ist«, sagte er immer noch ein wenig ungläubig, »wie kommt es dann, daß sie so genau über die Verhältnisse im Yakuza-Clan Taki-gumi Bescheid weiß?«
»Das ist eine gute Frage«, sagte Stick Haruma, »und die meisten Leute hier könnten sie nicht beantworten. Aber ich hänge mit an dem

bürokratischen Netz, von dem dieses Land geleitet wird. Hast du schon einmal von Wataro Taki gehört?«
»Dem Paten der Yakuza?« fragte Michael. »Jeder hat von ihm gehört.«
»Also, Elianes Mutter, Michiko, ist Wataro Takis Adoptivtochter. Seit dem Tod des alten Wataro wird der Taki-gumi von inneren Streitigkeiten zerrissen. Der jüngste Sohn, Masashi, ist oyabun, es heißt, er habe seinen ältesten Bruder, Hiroshi, ermorden lassen. Sicher ist, daß er den dritten Bruder, Joji, rausgeworfen hat, um bei der Nachfolge Wataros freie Bahn zu haben. Was die Stiefschwester angeht, so weiß niemand, wem Michiko Yamamotos Loyalität gehört. Sie war Wataro völlig ergeben.« Er zuckte die Achseln. »Aber nachdem der Alte jetzt tot ist - wer weiß?«
Michael sah seinen Freund an und dachte: Jesus Christus, Eliane steckt mittendrin. Sie könnte für jede dieser Parteien arbeiten. »Stick«, sagte er. »Ich bin in Schwierigkeiten. Ich brauche deine Hilfe.«
»Du brauchst es nur zu sagen«, erklärte Stick Haruma. Dann deutete er mit seinem Eßstäbchen auf Michaels Teller. »Willst du dein sashimi nicht mehr? Es wäre ein Jammer, es stehenzulassen.«
»Nimm es nur«, sagte Michael. »Ich habe keinen großen Appetit.«
»Das ist ein Fehler.« Stick Haruma tauschte seinen leeren Teller gegen Michaels noch halb vollen. »Ich war schon immer der Ansicht, daß man die besten Strategien mit vollem Magen plant.« Er tauchte ein Stück rohen Fisch in eine Kombination aus Sojasauce und wasabi. »Hunger hat noch nie jemandem genützt.«
Michael lachte, seine düstere Stimmung war verflogen. »Du hast dich nicht geändert, was?« Er schüttelte den Kopf. »Gott sei Dank.«
»Gott hat damit nichts zu tun«, sagte Stick, während er an einem zweiten Stück Fisch kaute. »Ich finde es bedauerlich, daß man von ehrlichen Menschen erwartet, eine Vorstellung wie Gott zu akzeptieren.«
Michael schüttelte den Kopf: »Ich habe dich vermißt, Kumpel. Ganz bestimmt.«
»Okay«, sagte Stick und aß fertig. »Was willst du jetzt tun?«
Michael grub in seiner Tasche, holte die dunkelrote, geflochtene Schnur heraus und legte sie auf den Tisch. »Erkennst du das?«
Stick nahm die Schnur in die Hand und drehte sie prüfend hin und her. »Stammt die nicht aus dem Tempel?« Weitere Erklärungen waren nicht notwendig. Die beiden Schüler waren von demselben senseiunterrichtet worden und wußten, um welchen Tempel es sich handelte.
Michael nickte. »Stimmt. Mein Vater hat dies für mich auf Maui hinterlegt. Ich habe im Flugzeug die ganze Zeit darüber nachgedacht. Jetzt bin ich sicher, daß es ein Hinweis darauf ist, wo er das Katei-Dokument versteckt hat.«

»Im Tempel?«
»Richtig.«
Stick lehnte sich zurück. »Okay, angenommen, du hast recht«, sagte er nachdenklich. »Aber was willst du mit Eliane Yamamoto anfangen? Du weißt nicht, wo sie bei der ganzen Sache steht oder was sie will. Wie willst du das herausfinden?«
»Das ist der Punkt«, sagte Michael, »wo du ins Spiel kommst.«
»Was ist geschehen? Was ist los?«
Er sah ihr Gesicht, totenbleich im Lichtschein, der durch die Fenster vom Pier hereindrang. Er glaubte, noch nie so viel konzentriertes Entsetzen gesehen zu haben.
»Tori ist nicht hier«, sagte Joji. »Sie müssen sie weggebracht haben.«
»Warum sollten sie das tun?«
»Wegen meines Überfalls, weil Daizo tot ist, weil Masashi weiß, daß ich hinter ihm her bin. Ich weiß es nicht.«
»Joji-chan«, sagte Michiko. »Wir müssen meine Enkelin finden.«
»Sie könnte überall sein. Sie ...«
»Nein. Nein.« Sie schüttelte ihn. »Sprich nicht so. Wir haben die ganze Nacht, um sie zu finden.« Sie nahm seine Hand. »Jetzt komm. Und steck diese Pistole weg. Wir können uns den Krach nicht leisten. Nimm das.« Joji nahm das tanto, den langen Dolch, den sie ihm reichte. Sie ging vor ihm wieder in den Korridor. Ihre Blindheit war für sie kein Hindernis, sie hatte schon lange gelernt, zum Ausgleich ihre anderen Sinne einzusetzen. In der Dunkelheit des Korridors war tatsächlich Joji der Ungeschickte, der gegen sie prallte, als sie abrupt stehenblieb. Er spürte etwas und streckte die Hand danach aus. »Ist das ein katana, was du da in der Hand hast?« flüsterte er.
»Seht!« warnte sie. »Es kommt jemand.«
Joji lauschte angestrengt auf ein Geräusch. Er vernahm das schwache Summen der Maschinen, aber sonst nichts. Dann roch er Essen und hörte jemanden pfeifen.
Einen Augenblick später sah er einen Yakuza durch den Lichtstrahl einer nackten Glühbirne gehen, die irgendwo hoch über ihren Köpfen angebracht war. Der Mann trug ein Tablett. Er kam vom anderen Ende des Korridors her auf sie zu. Zwischen Joji und Michiko und dem sich nähernden Yakuza befand sich die Treppe zur Straße hinunter.
Jetzt konnte Joji sehen, wie die stählerne Klinge des Schwerts in Michikos Hand in den Lichtstrahl wanderte und sich auf den Yakuza richtete. Er sah sie und blieb wie angewurzelt stehen.
»Deinen Namen!« befahl Michiko.
Der Yakuza nannte ihn.
»Ich will wissen, wo das kleine Mädchen festgehalten wird.«

»Das kleine Mädchen?« fragte der Mann. »Ich weiß nicht...«
Er japste leise, als die Spitze der Klinge sich durch sein Hemd bohrte. Aus der Wunde in seiner Brust sickerte Blut.
»Bring uns hin«, zischte Michiko.
Der Mann nickte, und sie folgten ihm die Treppe hinunter und dann in den Eingang hinter dem Treppenschacht. Von hier führten Stufen nach unten. Die Geräusche laufender Motoren waren jetzt stärker und das tiefe Vibrieren ebenfalls.
Der Mann führte sie die Treppe hinunter in das untere Geschoß, in einen Korridor, der seit vielen Jahren unbenutzt schien. Überall sah man Staub, Spinnweben, verrottende Kisten und Balken.
Am Ende des Korridors befand sich eine Tür.
»Da drin«, sagte der Mann. »Aber Sie werden sie niemals lebend rausbringen. Sie werden selbst nicht lebend rauskommen.«
Er verdrehte die Augen, als Michiko ihm den Schwertgriff auf den Hinterkopf schlug. Joji riß ihm das Tablett aus den Händen und sah Michiko an.
»Warum zögerst du, Joji-chan?«
Joji blickte von dem zusammengesunkenen Yakuza zu der geschlossenen Tür. »Vielleicht hat er recht. Sie könnten sie töten.«
»Nicht, wenn du es richtig anfängst«, sagte sie. »Das Essen wird uns Zugang verschaffen. Mach es dir zunutze.« Sie beugte sich nieder und zog den Yakuza in die staubigen Schatten am blinden Ende des Ganges, dann faßte sie ihr Schwert erneut mit beiden Händen und nickte.
Joji holte tief Atem.
»Vergiß nicht«, sagte sie. »Du mußt sie zum Reden bringen.«
Er klopfte an die Tür. »Essen«, antwortete er auf das Gemurmel. »Essenspause.«
Die Tür ging auf, ein Mann schaute heraus und richtete eine Pistole auf Jojis Körpermitte. »Wer bist du?« fragte er argwöhnisch.
Joji erkannte ihn sofort als einen von Toris Entführern. Er nannte irgendeinen Namen.
»Ich kenne dich nicht«, sagte der Mann.
»Ich kenne dich auch nicht«, gab Joji zurück. »Ich tue nur, was man mir befohlen hat.«
»Braves kleines Hündchen, was?« Der Mann lachte und machte die Tür weit auf.
Joji trat zurück, und im selben Augenblick stürzte Michiko aus dem Schatten. Ihr katana sauste blitzend herab.
»Was . . .«
Der schockierte Ausdruck auf dem Gesicht des Yakuza hatte kaum Zeit, sich in Ungläubigkeit zu verwandeln, als die Klinge in ihn drang. Joji ließ das Tablett fallen, kniete nieder und warf das tanto. Es fuhr

bis zum Griff in den zweiten Mann, der gerade von seinem Stuhl aufsprang.
Die Geräusche weckten Tori, sie setzte sich auf dem behelfsmäßigen Futon auf, den man für sie ausgebreitet hatte.
»Großmama«, sagte sie und rieb sich die Augen. »Träume ich?«
Michiko kletterte über den Yakuza hinweg, den sie getötet hatte, und nahm ihre Enkelin in die Arme. »Es ist kein Traum, Kleines. Ich bin hier.« Sie weinte lautlos.
»Großmama«, sagte Tori. »Ich habe gewußt, daß du kommst. Warum weinst du?«
Michiko sagte zu Joji: »Dreh ihr den Kopf weg, damit sie es nicht sieht.« Sie meinte das Blut.
»Schlafen die Männer?« fragte Tori.
»Ja, mein Liebling, sie sind müde, weil sie dich so lange beschützt haben.« Michiko blieben die Worte beinahe im Hals stecken, aber mit ihrer Enkelin im Arm fühlte sie sich wie neugeboren. Sie sprach ein inniges Gebet zu Megami Kitsune, der Fuchsgöttin, die, davon war sie überzeugt, über Tori gewacht und sie beschützt hatte.
Nachdem Joji sich vergewissert hatte, daß beide Yakuza tot waren, zog er das tanto aus dem Körper und wischte es an der Kleidung des Toten ab. Dann führte er Michiko und Tori aus dem Zimmer.
»Wie geht es dir, Kleines?« fragte Michiko. Die berauschende Kombination aus Freude und Erleichterung ließ sie schwindlig werden, und sie stützte sich schwer auf Jojis Arm.
»Ich habe dich vermißt, Großmama«, sagte Tori. »Ich habe diesen guten Geruch vermißt.« Sie vergrub ihr Gesicht in Michikos dichtem Haar.
Der Korridor war mit Staub erfüllt und lag lang, dunkel und verlassen vor ihnen. Die Maschinengeräusche waren sehr stark.
»Ist Mami auch hier?« fragte Tori gähnend. Sie war schon fast eingeschlafen.
»Sie wird kommen, mein tapferes Mädchen«, sagte Michiko. »Sehr bald.«
Lillian starrte lange Zeit ins Nichts, während die aromatischen Düfte des Tees ihr in die Nase drangen. Sie hob die Tasse an die Lippen und trank.
Als sie an diesem Morgen erwacht war, hatte sie einen gelbbraunen Schmetterling über die Farne taumeln sehen. Er landete hier und dort, blieb nie länger als für die Spanne eines Flügelschlags sitzen. Darunter kroch langsam und zielstrebig eine Raupe über den wilden Wein und die Blumen vor ihrem Fenster.
Zwei so verschiedene Geschöpfe, dachte Lillian und schenkte Tee

nach. Und doch würden innerhalb einer Woche zwei gelbbraune Schmetterlinge über die Farne flattern.
Zwei so verschiedene Geschöpfe, dachte sie, und doch sind sie beide eins. Wie ich. Gestern war ich noch, wie jahrzehntelang vorher, die Raupe, und heute bin ich der Schmetterling. Ich habe mich verwandelt. Ich bin von den Fesseln meines alten Lebens befreit. Und meine Rache nabe ich ebenfalls.
Sie sah ihn sofort, als sie das Restaurant betrat. Ein hochgewachsener, schlanker, gutaussehender Mann mit dichtem, glattem, graugesprenkeltem Haar und forschenden grauen Augen. Sie trug ihr Diorkleid und fühlte sich lebendig und frei. Schrecklich frei.
Er trug einen perlgrauen Anzug mit dunkelblauen Nadelstreifen. Lillian sah erfreut, daß es der Anzug war, den sie für ihn ausgesucht hatte und der so vorteilhaft und elegant geschnitten war. Vor Jahren hatte er noch altmodische Anzüge mit breiten Aufschlägen aus unnötig schweren Wollstoffen getragen.
Sie hatte ihn sofort entdeckt, weil sie in der Ecke gegenüber der Tür nach ihm Ausschau gehalten hatte. Oft hatte sie sich über seine Marotte mokiert, ganz gleich in welchem Restaurant, immer den gleichen Platz zu wählen. Bis er ihr erklärt hatte, warum er das tat, daß es ein Teil seiner Schulung war. Sie hatte sofort begriffen und sogar seine Disziplin bewundert.
Der Maitre d' führte sie an seinen Tisch, und er stand lächelnd auf und küßte sie auf beide Wangen. Für sie bestellte er einen Gimlet, er selbst trank einen Campari mit Soda, denn er hatte die momentane Sitte der Pariser übernommen, zu den Mahlzeiten auf starke Drinks zu verzichten.
»Wie geht es dir?«
Er sprach sie nie mit ihrem Namen oder auch nur mit einem Kosenamen an - außer natürlich, wenn sie im Bett lagen und sich liebten. Dann tat er es immer, als müsse er die verlorene Zeit wieder einholen.
»Hattest du eine ungestörte Reise?«
Das sah ihm ähnlich. Nicht: Hattest du eine gute Reise? Er mußte einem immer Informationen entlocken, hatte sie festgestellt, selbst bei ihren intimsten Gesprächen. Auch das gehörte vermutlich zu seiner Schulung.
»Sie war angenehm«, sagte sie und nickte dem Maitre d'zu, der ihr persönlich den Drink gebracht hatte. Sie waren hier Stammgäste.
»Also dann«, sagte er, hob sein Glas, stieß mit ihr an und sie tranken beide. »Ich freue mich, dich zu sehen.«
»Das hört sich so an, als hättest du Zweifel gehabt, ob ich diesmal kommen würde.« Sie beobachtete seine Augen, das hatte er ihr beigebracht, zusammen mit den Tricks, mit denen sie jetzt die Nationalität

von Menschen anhand ihrer Physiognomie feststellen konnte. Er brachte ihr stets nützliche Dinge bei.
»Um ehrlich zu sein«, sagte er, »ich war mir nicht sicher.«
»Warum? Ich bin doch noch jedesmal gekommen.« Sie sah die Nervosität, die in seinen Augen lauerte.
Er gestand ihr mit einem Nicken zu, daß sie recht hatte. »Aber diesmal ist es nicht wie sonst.« Er sprach mit Nachdruck. »Diesmal ist es völlig anders.« Aus dem, was er sagte und wie er es sagte, konnte man stets etwas entnehmen. »Das ist das letztemal.«
»Und du hast gedacht, ich könnte kalte Füße bekommen?«
»Wie bitte?«
Sie liebte diesen verdutzten Ausdruck auf seinem Gesicht. Teilweise, weil er so selten vorkam, teilweise, weil es sie erregte zu wissen, daß sie der Anlaß dafür war. »Daß ich in letzter Minute meine Meinung ändern könnte.«
»Mir ging es so«, sagte er nachdenklich, »kurz vor meiner Hochzeit.« Er sprach selten von seiner Frau. Ihre Mutter war Jüdin gewesen, hatte er erklärt. Deswegen war auch sie Jüdin. Er hatte es gewußt, ehe er sie heiratete, und hatte es trotzdem getan, obwohl ihm klar war, daß es eine Belastung sein würde, falls ihr Geheimnis ans Licht käme. Und das war auch geschehen. Ein Rivale hatte ihr Geheimnis entdeckt und hatte versucht, ihn zu stürzen, aber statt dessen hatte er den Rivalen vernichtet. Allerdings nicht, ehe seine Frau verhaftet und gefoltert worden war.
»Ich bekam ...«, er lächelte, »kalte Füße? Ja. Ich bekam kalte Füße. Nicht, daß ich sie nicht geliebt hätte. Ich habe sie geliebt. Aber trotzdem.« Lillian beobachtete weiter seine Augen. »Es war ein schwerer Schritt. Eine enorme Umstellung. Manchmal läßt sich das Leben nicht so leicht durcheinanderbringen. Der Geist tendiert dazu, Veränderungen abzulehnen, findest du nicht?«
»Manchmal«, sagte sie. »Es kommt darauf an.«
»Worauf?« Er war ehrlich neugierig, und das gefiel ihr.
»Auf die Person. Auf die Umstände.« Sie nippte an ihrem Gimlet. »Veränderungen sind nur schwierig, wenn man entweder glücklich oder unglücklich ist. Bei mir ist keines von beidem der Fall. Ich freue mich auf die Veränderung. Ich fühle mich . .. frei.«
»Und du hast keine nachträglichen Bedenken?« Typisch für ihn, diese Gründlichkeit.
»Keine.«
Er nickte ernst. »Ich verstehe. Ich halte das für sehr gut.« Er zeigte sein schnelles, charmantes Lächeln, das ihn beinahe jungenhaft wirken ließ. Sie wurde an ein anderes Wiedersehen erinnert. Es war viele Jahre her, und natürlich war sie schon mit seiner Schwester befreundet gewesen.

Seine Schwester hatte den ersten Kontakt hergestellt, es war hier in Paris gewesen, in einem Bistro am Boulevard St. Germain, in dem Lillian häufig verkehrte. Sie liebte es, dort zu sitzen, ihren Americano zu trinken und dabei die jungen College-Studenten zu beobachten, die grüppchenweise plaudernd, lachend, vielleicht einen alten Pete Seeger-Folksong singend vorüberzogen. Dann wurde sie von Heimweh erfaßt und sah ihre eigene Collegezeit genau vor sich. Damals war das ihre einzige Möglichkeit gewesen, aus Washington zu entkommen und Philips übermäßig lange Abwesenheiten und seine Untreue zu vergessen.
Seine Schwester sah ganz nett, nach Lillians Ansicht jedoch ziemlich hausbacken aus. Sie war vielleicht mehrere Jahre jünger als Lillian, hatte aber, wie sich herausstellte, die gleichen Probleme. Ihr Gatte betrog sie ständig, während er nach außen hin den Schein einer glücklichen Ehe wahrte. Sie hatte daran gedacht, ihn zu verlassen, vertraute sie Lillian eines Nachmittags an, aber es fehlte ihr an Selbstvertrauen.
Danach war Lillian während eines großen Teils der gemeinsam verbrachten Zeit damit beschäftigt, ihr Selbstbewußtsein aufzubauen und sie zu überreden, ihren Mann zu verlassen. Aber das brachte die Schwester einfach nicht fertig. Es war ein zu großer Bruch, eine zu schreckliche Spaltung, die sie nicht einmal in Erwägung ziehen konnte. Ihr Leben war so trostlos, und man verblödete dabei, sagte sie. Lillian solle sich das vorstellen: manchmal ertappe sie sich dabei, daß sie sich in Phantasien über einen Angestellten in ihrem Büro erging. Du weißt schon, sexueller Art. War das nicht verrückt und ein klein wenig verrucht?
Keineswegs, hatte Lillian gesagt. Inzwischen hatte sie sich für das Leben der Schwester voll engagiert. Sie fand es erstaunlich und auch ein wenig belustigend, daß sie die Probleme eines anderen Menschen so deutlich sah und helfen konnte, sie zu lösen. Das gab ihr das Gefühl, gebraucht zu werden. Nein, mehr noch: nützlich zu sein. Phantasien dieser Art seien ganz normal, sagte sie und dachte dabei an ihre eigenen. Und außerdem, was hinderte die Schwester daran, sie Wirklichkeit werden zu lassen? Oh, das könne sie unmöglich tun, hatte die Schwester gesagt. Niemals. Das wäre schlecht. Aber warum? hatte Lillian widersprochen. Wenn sie ihre Ehe schon nicht aufgeben wollte, was war schlecht daran, wenn sie versuchte, sie für sich wenigstens so angenehm wie möglich zu gestalten?
An den folgenden Nachmittagen bearbeitete sie seine Schwester, überzeugte sie langsam davon, daß eine Affäre durchaus positive Seiten habe. Und dabei überzeugte sie gleichzeitig sich selbst, daß absolut nichts dagegen einzuwenden war, wenn sie selbst eine hatte.
Etwa zu dieser Zeit, nicht wahr, war sie ihm vorgestellt worden.
Eines Tages hatte seine Schwester ihn mitgebracht, einen einsamen Di-

plomaten, eben zur Pariser Botschaft versetzt, der sich erst ein wenig zurechtfinden mußte. Und mein Urlaub ist zu Ende, hatte seine Schwester gesagt. Ich muß nach Hause. Sie hatte fast schüchtern gelächelt. Wenn du so freundlich wärst?
Natürlich war Lillian so freundlich gewesen. Sie langweilte sich, war zornig und allein. Und das in der romantischsten Stadt der Welt.
Hatte es sie wirklich überrascht, als sich herausgestellt hatte, daß der Bruder David Turner war? Oder genauer gesagt der Mann, den sie einst unter diesem Namen gekannt, den sie vor so langer Zeit so anziehend gefunden hatte? Ihr Lehrer, ihr Mentor. Der Mann, den sie vor so vielen Jahren gerettet hatte und der dann spurlos verschwunden war. Der Mann, der nun ihr Führer in der Welt der Geheimnisse werden sollte, in die sie so verzweifelt Einlaß begehrte.
Er sah immer noch gut aus, vielleicht noch verwegener als früher. Natürlich brauchte er da und dort ein paar kleine Korrekturen. Aber er war so zuverlässig, so fest wie ein Berg. Sein Weltbild war so scharf umrissen, daß es ihr ganz von selbst half, das ihre in die richtige Perspektive zu bringen. Das Chaos, mit dem Philip sie zu leben zwang, verschwand, wenn sie bei ihm war. Und das Beste war, er verließ sie nie. Ganz im Gegenteil, sie war es, die ihn immer wieder verlassen mußte. Was hätte natürlicher sein können, als daß sie beide in eine herrliche Affäre hineinglitten? Andererseits - wer hätte voraussehen können, daß die Ereignisse sie im Laufe der Zeit bis hierher führen würden?
»Wie geht es Mimi?« fragte Lillian jetzt.
»Es geht ihr gut«, sagte er. »Sie fragt ständig nach dir.«
»Ich vermisse sie.«
»Gut«, sagte er und legte seine Hand über die ihre.
»Ich wollte dich etwas fragen.« Plötzlich war sie schüchtern. »Warum hast du damals Mimi vorgeschoben? Warum bist du nicht selbst zu mir gekommen?«
»Die Wahrheit ist - ich wußte nicht, wie du mir begegnen würdest. Damals in Tokio hatte ich dich so plötzlich verlassen. Es ging natürlich nicht anders, aber ich wußte nicht, ob du das verstanden hattest.«
Lillian lächelte ein wenig. »Ich kann mich noch erinnern, als Mimi dich mitbrachte. Ich weiß, daß ich sicher gewesen war, dich niemals wiederzusehen. Natürlich hatte ich mir das selbst eingeredet. Heute glaube ich, ich habe immer gewußt, daß wir uns eines Tages wieder begegnen würden. Und dann begriff ich, daß auch dies etwas war, was du mich gelehrt hattest: Geduld zu haben.«
»Ich habe dir nie richtig für das gedankt, was du damals in Tokio für mich getan hast.«
»Doch, das hast du«, sagte sie und drückte seine Hand. »Immer und immer wieder.«

Ihre Blicke hielten sich einen Augenblick lang fest.
Lillian wußte, daß es Zeit war, den Rubikon zu überschreiten. Sie öffnete ihre Tasche und zog ein winziges Päckchen heraus. »Ich habe es mitgebracht«, sagte sie. Sie ließ das Päckchen in seine Hand fallen. So, dachte sie. Es ist vorüber. Und es war ganz einfach.
»Und so«, sagte Yvgeny Karsk, »sind wir nicht ans Ende gekommen«, - er hob wieder sein Glas -, »sondern an einen neuen Anfang.«
Als Eliane erwachte, war Michael schon fort. Sie drehte sich auf dem Futon in Stick Harumas winzigem Gästezimmer herum und spürte die Wärme, die Michaels Körper hinterlassen hatte. Langsam strich sie mit der Hand über die Vertiefung im Futon und streichelte sie sanft. Dann legte sie den Kopf an die Stelle, wo der seine gelegen hatte, und schloß die Augen. Sie träumte von ihm, ohne wieder einzuschlafen.
Als sie die Augen zum zweitenmal öffnete, war sie bereit zum Aufstehen.
Sie hüllte sich in einen von Sticks Gästekimonos und ging ins Badezimmer. Heute mußte sie sich etwas zum Anziehen besorgen, dachte sie. Als sie wieder herauskam, hörte sie in der Küche jemanden rumoren. Stick bereitete das Frühstück.
»Haben Sie Michael gesehen?« fragte sie.
»Ist schon weggegangen, ehe ich aufgestanden bin«, sagte Stick, der Reiskugeln formte. Plötzlich blickte er auf und fragte: »Mögen Sie so was zum Frühstück?«
»Nicht besonders.«
Er grinste. »Ich auch nicht. Was halten Sie von einer Pfannkuchenbäckerei in Shinjuku?«
Sie lachte. »Lassen Sie mich raten. Alle Amerikaner gehen da hin, richtig?«
»Stimmt. Dort gibt es die besten Pfannkuchen diesseits der internationalen Datumsgrenze.«
»Ich habe noch nie Pfannkuchen gegessen«, sagte Eliane.
»Dann haben Sie noch nicht richtig gelebt.«
Eine halbe Stunde später schaute Eliane Stick Haruma über den Tisch hinweg an und fragte: »Was ist das?«
Er hob die Glasflasche hoch. »Ahornsirup«, sagte er. »Man gießt ihn über die Pfannkuchen.«
Eliane schaute die braune, zähe Flüssigkeit zweifelnd an. »Sie müssen«, beharrte Stick. »Ohne Sirup ist es nicht das Richtige.«
Eliane goß sich zaghaft ein wenig Sirup über ihre Pfannkuchen und nahm einen Bissen. »Wirklich, das schmeckt gut«, sagte sie.
Stick war entzückt. »Amerikanisches Essen«, sagte er und begann kräftig zuzugreifen, »ist das beste.«

Er hatte sie in den >Pancake Heaven< geführt. Das Lokal befand sich im zweiten Stock eines Bürohauses auf einem verglasten Balkon, von dem aus man einen großen Teil des Kabuki-cho, der östlichen Hälfte von Shinjuku sah. Von diesem Aussichtspunkt aus konnten sie die Straßen beobachten, die von buntgekleideten Menschenmassen überquollen. Es schien keinen Quadratzoll freien Raum zu geben.
Chrom und rosa Kunststoff verliehen der Imbißstube eine fröhliche, etwas altmodische Atmosphäre, und auf die Leute, die hierherkamen, um Pfannkuchen, Eier mit Speck oder Fleischkäse mit Kartoffelpüree zu essen, paßte diese Beschreibung ebenfalls. Es waren Teenager in schwarzen Lederjacken oder Sportjacketts aus den fünfziger Jahren. Sie lachten und schwatzten und fuchtelten in einem munteren Durcheinander herum, um den Zucker oder das Salz zu erreichen.
»Mir gefällt es hier«, sagte Eliane. »Es ist anders.«
»Ja«, sagte er und bestellte noch einen Schwung Pfannkuchen. »Ich kann mir vorstellen, daß Sie mit solchen Lokalen nicht viel Erfahrung haben.«
Sie sah ihn an. »Wie meinen Sie das?«
Er zuckte die Schultern. »Ihre Familie hat so viel Geld, daß sie wahrscheinlich gar nicht weiß, wohin damit. Was hätten Sie für einen Grund, hierherzukommen? Wahrscheinlich hatten Sie noch nie Gelegenheit dazu.«
»Ich verstehe nicht«, sagte Eliane. Aber sie war sehr erschrocken.
»Dann werde ich dafür sorgen, daß Sie mich verstehen«, sagte Stick, als die Kellnerin seinen leeren Teller wegnahm und dafür einen neuen, mit dampfenden Pfannkuchen gefüllten hinstellte. »Ihr Vater ist Nobuo Yamamoto. Die Yamamotos treiben sich nicht in einer Gegend wie dem Kabuki-cho herum. Und seine Tochter würde er bestimmt nie hierherbringen, nicht wahr?«
»Sie irren sich«, sagte Eliane. »Mein Name ist Senjo. Eliane Senjo.«
»Entschuldigen Sie, Miß Yamamoto«, sagte Stick, »aber es hat wirklich keinen Sinn. Obwohl Sie es immer vermeiden, sich fotografieren zu lassen, weiß ich nämlich, wer Sie sind. Ich habe Sie mit Ihrem Vater, Yamamoto-san, in seinem Fabrikkomplex in Kobe gesehen.« Er schob sich eine Gabel voll Pfannkuchen in den Mund und fuhr kauend fort: »Erinnern Sie sich an den Tag, als Yamamoto-Schwerindustrie bekanntgab, sie hätten staatliche Subventionen für die Entwicklung des FAX-Düsenjägers bekommen? Ich glaube bestimmt, denn Sie standen neben Ihrem Vater, als er diese Mitteilung der Presse machte. Eine Menge ausländischer Würdenträger waren anwesend, und die Botschaft bedurfte meiner Dienste. Ich habe die Rede Ihres Vaters übersetzt.«
Eliane legte ihre Gabel nieder. »Schön«, sagte sie. »Was wollen Sie?«
Er hob die Schultern. »Das kommt darauf an.«

»Worauf?« fragte sie mißtrauisch.
»Darauf, inwieweit ich Ihnen behilflich sein kann.«
Sie beobachtete ihn wie ein Mungo eine Schlange. »Ich glaube nicht, daß Sie mir überhaupt behilflich sein können.«
»Tatsächlich?« Stick Haruma aß weiter. »Das ist wirklich schade. Denn Mike ist endlich dahintergekommen, wo dieses Katei-Dokument, nach dem Sie die ganze Zeit suchen, versteckt ist. Sicher, ich weiß über alles Bescheid. Er hat es mir gestern erzählt. Mike vertraut mir nämlich.« Er tunkte den restlichen Sirup mit einem letzten Stück Pfannkuchen auf. »Und ich muß sagen, daß das für Sie nicht in gleichem Maße gilt. Er wird mich bei der letzten Etappe der Suche nach dem Dokument mitnehmen. Sie will er zurücklassen, weil er kein Vertrauen zu Ihnen hat.«
»Und dies«, sagte Eliane, »ist vermutlich der Punkt, an dem Sie mir behilflich sein können.«
»Möglicherweise.«
»Mike ist Ihr Freund«, sagte sie. »Warum wollen Sie ihn verraten?«
Stick lehnte sich entspannt in seinem Stuhl zurück und betrachtete sie. »Würde ich das denn?« fragte er gedehnt.
»Mir kommt es so vor.«
»Alles hat seinen Preis, Miß Yamamoto. Wenigstens sagen das alle schlauen Leute, die ich kenne. Ich wüßte gerne, was Ihr Preis ist.«
»Das gefällt mir nicht.«
»Ich wüßte gerne, für wen Sie arbeiten. Für Ihren Vater? Für Masashi Taki? Für Ihre Mutter Michiko? Ich kann mir nicht vorstellen, daß Nobuo Yamamoto sich mit dem Taki-gumi eingelassen hat. Und Sie selbst sind doch bestimmt keine Yakuza?«
»Nein«, sagte sie. »Ich bin keine Yakuza.« Sie war plötzlich erschöpft. Es schien ihr, als entsprächen all die verschiedenen Schichten der Unwahrheit, unter denen sie operierte, ebenso vielen aneinandergereihten schlaflosen Nächten. Die unaufhörlichen Lügen, die ständige Angst, etwas preiszugeben, was sie nicht durfte, hatten sie zermürbt. Nachdem sie so lange darunter begraben gewesen war, wollte sie jetzt nichts mehr, als alle ihre Lügen abwerfen. Sie wollte frei sein.
»Und wer«, fragte Stick, »sind Sie dann?«
Eliane wich seinem forschenden Blick aus und sah aus dem Fenster nach unten, wo Kauflustige und Spaziergänger sich unter der Farborgie überdimensionierter Neonschilder auf der Straße drängten. Sie wünschte sich von ganzem Herzen, dort unten zu sein, sorglos durch die kühle Morgenluft zu schlendern. Es hatte wieder zu regnen begonnen, und sie wollte, daß der Regen auf sie fiel, wollte die Wirklichkeit dieser Nässe spüren, während sie langsam durch ihre Kleider drang- Sie wollte endlich wissen, daß sie noch am Leben war. Aber sie konnte

es nicht. Sie war hier gefangen, in einer Identität, die sie nicht wollte, und mußte Menschen heiligen, die sie mochte, die sie vielleicht sogar liebte. Ohne genau zu wissen, wie es soweit gekommen war, steckte sie in tiefer Verzweiflung.
»Ich habe schon ziemlich lange nicht mehr daran gedacht, daß ich Eliane Yamamoto bin«, sagte sie. »Ich weiß gar nicht mehr, wie es ist, sie zu sein. Und dabei möchte ich das doch mehr als alles andere.«
»Nun?« fragte Stick. »Was hindert Sie daran?«
»Umstände«, sagte Eliane. »Verpflichtungen.« Sie riß sich von der Aussicht los. Es bedrückte sie nur noch mehr, wenn sie sah, was sie sich wünschte, und es doch nicht haben konnte. Wegen giri, der allzuschweren Last. »Familie.«
Stick Haruma sagte nichts. Endlich meinte sie: »Vielleicht brauche ich doch Ihre Hilfe.«
»Wenn wir uns auf den Preis einigen können?«
Sie überlegte lange, schien zu glauben, daß ihre nächsten Worte von größter Bedeutung sein würden. »Ich möchte, daß Sie mir helfen, Michael davon zu überzeugen, daß ich vertrauenswürdig bin.« Sie merkte, daß sie allmählich am Ende ihrer Kräfte war. Ihre Angst um Tori beeinflußte jedes Wort, das sie sprach, jede Bewegung, die sie machte.
»Okay«, sagte Stick. »Und was springt dabei für mich heraus?«
»Ich glaube, ich habe einen Fehler gemacht«, sagte Eliane und wollte aufstehen. »Wenn Sie wirklich Michaels Freund wären, würden Sie nie eine solche Frage stellen. Ich will nur das Beste für ihn. Ich bin hier, um ihn zu beschützen, um ihm zu helfen, wo immer ich kann. Vielleicht kennt er Sie doch nicht so gut, wie er glaubt.«
»Ganz ruhig, Eliane«, sagte Michael, der plötzlich aus dem Gewimmel von Teenagern im Pancake Heaven auftauchte. Er trug Jeans und eine Lederjacke und fiel mit seinen Bartstoppeln überhaupt nicht auf.
»Stick und ich kennen uns so gut, wie es bei zwei Menschen nur möglich ist. Ich habe ihn gebeten, dieses Gespräch zu führen.«
»Was?«
»Richtig«, sagte Michael lächelnd. »Und nachdem ich jetzt weiß, auf welcher Seite du wirklich stehst, wird es Zeit, daß wir beide uns endlich kennenlernen.«
Tori döste in Michikos Armen. Um sie herum herrschte eine Menge Aufregung, und sie war sich dessen sehr bewußt. Aber sie war auch so müde. Angst zehrt an den Kräften, und Tori hatte tagelang Angst gehabt. Nur die täglichen Anrufe bei ihrer Großmutter hatten sie vor Hysterie bewahrt.
Als sie jetzt auf der Hüfte ihrer Großmutter saß und den langsamen Schlag ihres Herzens spürte, fühlte sie sich warm und beschützt. Es war

Zeit zum Schlafen und Träumen. Tori liebte es zu träumen: die Farben des Lichts, das durch hohe Bäume sickerte, das Zwitschern der Vögel, die von Ast zu Ast hüpften, die Düfte des Frühlings zu ahnen.
Tori spürte die Bewegung, als Michiko neben Joji durch schwach erleuchtete Korridore eilte. Sie vernahm auch Geräusche, tiefe Atemzüge wie von einem sehr großen Tier, so groß wie ein Dinosaurier vielleicht, allerdings war Tori alt genug, um zu wissen, daß es keine Dinosaurier mehr gab. Aber woher kamen dann diese tiefen, gleichmäßigen Geräusche?
Sie öffnete die Augen und drehte den Kopf, um zu sehen, ob man ihr etwas Falsches erzählt hatte, ob da unten nicht doch noch ein Dinosaurier lebte. Sie sah den Schatten auf sich zukommen. Für einen Dinosaurier war er zu klein, aber sie erkannte ihn trotzdem und sagte: »Großmama ...«
Michiko und Joji gingen vorsichtig den Weg zurück, gespannt auf etwaige Geräusche achtend, die verrieten, daß sich jemand näherte. Aber nur das schwere Dröhnen von Maschinen, das Tori in ihrer kindlichen Art für Atemzüge gehalten hatte, wurde durchdringender.
»Warte, Joji«, flüsterte Michiko. »War da links von uns eben eine Tür?«
Joji ging zurück. »Ja.«
»Ich möchte einen Blick hineinwerfen«, sagte Michiko. »Ich möchte wissen, was Masashi hier so treibt.«
»Michiko-chan«, sagte Joji nervös, »ich glaube nicht, daß das klug ist. Wir haben Tori. Laß uns zusehen, daß wir so schnell wie möglich wegkommen. Je länger wir hierbleiben, desto größer wird die Gefahr.«
»Das stimmt«, sagte Michiko. »Aber Nobuo lebt seit Wochen in schrecklicher Angst. Er glaubt, er kann es vor mir verbergen, aber ich spüre es, höre es an seinen kurzen, abgehackten Schritten und an der Art, wie er im Haus spricht. Was will Masashi von Nobuo, habe ich mich immer und immer wieder gefragt, aber ich habe keine Antwort gefunden. Die Antwort ist bestimmt hier, Joji-chan. Wir werden nie eine zweite Chance bekommen herauszufinden, was hier gespielt wird. Wir müssen das Risiko eingehen, ganz gleich, wie groß es ist.«
Sie gab ihm einen Stoß. »Jetzt geh. Und beeile dich.«
Joji schlüpfte durch den Eingang und spürte sofort einen kühlen Luftzug. Der Windkanaleffekt machte ihm klar, daß er sich in einem kleinen Raum befand. Er tastete sich vor bis auf die andere Seite und suchte an der Wand nach einem Türgriff. Als er ihn fand, zog er daran.
Er trat durch die Tür, spürte sofort die volle Kraft des Windes und sah nach unten. Er hatte den Laufsteg betreten, der über den großen

Innenraum im Kellergeschoß des Lagerhauses führte und befand sich nicht weit von der Stelle, wo vor einiger Zeit Masashi und Kozo Shiina gestanden und beim Entladen des sowjetischen Atomsprengkopfs zugesehen hatten.
Joji sah Männer in Strahlenschutzanzügen rasch hin und her gehen. Er blinzelte. Die Anzüge trugen Embleme. Überrascht erkannte er das Firmensignet von Yamamoto-Schwerindustrie.
Der Sprengkörper war zu sehen. Die Techniker von Yamamoto hatten ihn aus dem mit Blei ausgeschlagenen Behälter genommen und waren jetzt dabei, ihn vorsichtig in die Bugöffnung eines Flugkörpers zu senken.
Joji blieb bei diesem Anblick beinahe das Herz stehen. Er zog sich schnell wieder durch die Tür zurück. Seine Gedanken kreisten ausschließlich darum, wie er Michiko erzählen sollte, was er gesehen hatte, und er hatte den kleinen verdunkelten Raum schon halb durchquert, als er Stimmen hörte. Sie kamen aus dem Korridor, wo er Michiko und Tori zurückgelassen hatte. Wahnsinniger Schrecken erfaßte ihn. Schnell wie eine Eidechse schlich er an einer rußverkrusteten Wand weiter. Dann sah er Michiko, die Tori fest an die Brust gedrückt hielt. Neben ihr stand Masashi. Er hatte ihr katana in der Hand.
Joji strengte sich an, um die Worte zu verstehen.
»Du hast mir schon viele Schwierigkeiten gemacht«, sagte Masashi. »Daß du hier bist, ist mir fast unbegreiflich. Ich wüßte gerne, wie du herausgefunden hast, wo ich deine Enkelin festhalte.« Joji konnte sehen, wie er die Schultern zuckte. »Andererseits kommt es nicht darauf an. Wichtig ist nur, daß ich dich sehr unterschätzt habe. Ich muß sicherstellen, daß das niemals wieder vorkommt. Ich arbeite unter Zeitdruck, eine Einmischung in dieser letzten, kritischen Phase kann ich nicht einmal von meiner Stiefschwester dulden. Sie muß daran auf die einzige Weise verhindert werden, die jetzt noch wirksam ist.«
Der Regen prasselte dröhnend auf das mit Holz und Stroh gedeckte Tempeldach. Sie befanden sich in den nördlichen Außenbezirken, und hier sah man wieder Bäume.
Michael parkte in der Nähe des Schreins. Er schaute auf die von Nebel und Regen verhüllten Gebäude hinaus und ihm war zumute, als sei er heimgekehrt. So dicht bei Tsuyo spürte er, wie ihm trotz seiner schmerzhaften Verletzungen und Prellungen Kraft zuströmte. Er ließ den Motor laufen, sonst würden die Fenster beschlagen.
»Eliane«, sagte er. »Du mußt mir alles erzählen. Warum sollte ich deinen richtigen Namen nicht erfahren?«
»Willst dti die Wahrheit hören?« Michael, oder genauer das, was sie für ihn empfand, hatte alles verändert. Wenn sie mit ihm zusammen

war, vergaß sie alles andere: Umstände, Verpflichtungen, Familie, giri. Sie schloß einen Moment die Augen und dachte: Lieber Gott, ich verliere den Verstand. Ich werde zwischen der Angst um das Leben meiner Tochter und meiner Liebe zu diesem Mann hin und her gerissen. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Rette mich. Bitte, rette mich.
»Ich will immer die Wahrheit hören«, sagte er. »Etwas anderes habe ich von dir nie gewollt. Aber es schien bisher das einzige zu sein, was du mir verweigert hast.«
»Das liegt daran, daß du offenbar eine einfache Antwort willst«, sagte sie und kämpfte gegen den Strudel von Gefühlen an, der sie hinabzureißen drohte. »Wie sie eine Kinoheldin ihrem Helden geben würde - ein einziger Satz, der alles in Ordnung bringt und verständlich macht. Aber so nach Plan geht es im wirklichen Leben nicht zu. Da gibt es zehntausend ineinander verlaufende Grautöne.«
Sie starrte aus dem Fenster. Michael spürte, wie aufgewühlt sie war und daß ihr die nächsten Worte schon seit einiger Zeit auf der Seele brannten. Er wollte ihr diesen Augenblick erleichtern, aber er wußte nicht wie.
Endlich sagte sie: »Ich habe dir meinen Familiennamen nicht verraten, weil ich nicht sicher sein konnte, ob ich dir vertrauen konnte.«
Michael starrte sie an. Er hätte sie am liebsten gepackt, geschüttelt und gesagt: »Mir vertrauen? Ich war es doch, der dir nicht vertrauen konnte.«
»Man hat mir gesagt, ich solle, ich müsse dir vertrauen. Aber ich konnte nicht wissen - übrigens auch niemand sonst -, wem deine Loyalität gehört. Jonas Sammartin? Deinem Vater? Jemandem, den wir gar nicht kannten?«
Und dann sah Michael, in welchem Labyrinth der Ungewißheit sie operiert haben mußte. Er sah, was er nur wenige Augenblicke zuvor nicht hatte begreifen können, daß er und Eliane wie zwei blinde Mäuse waren, die in feindlichem Gebiet alles beschnüffelten. Mein Gott, dachte er, wie haben wir das nur so lange ausgehalten, ohne uns gegenseitig zu zerfleischen?
»Du hast gesagt, man hätte dir gewisse Dinge über mich erzählt«, sagte er. »Du kennst - kanntest - offenbar Onkel Sammy. Das mußt du mir erklären.«
Eliane seufzte. »Hier beginnen die Grautöne ineinander zu verfließen.« Sie nahm seine Hand. »Kein Sohn hört so etwas gerne, Michael, aber jetzt hast du nach der Wahrheit verlangt, und ich sehe, daß ich dir diese Wahrheit nicht länger vorenthalten kann.«
Ihre Augen waren weit geöffnet. Er starrte hinein, glaubte, sich in ihren Tiefen zu verlieren. Als er diesen Augenblick später im Geiste noch einmal durchlebte, erinnerte er sich an das Gefühl, das ihm diese

Augen vermittelt hatten, und sein Schmerz, seine Qual, seine Zerrissenheit wurden ein wenig gemildert.
»Die Wahrheit ist, daß dein Vater und meine Mutter ein Liebespaar waren.«
Michael wußte nicht, was er erwartet hatte, aber sicher nicht dies.
»Wie meinst du das?« Er sagte es mechanisch, ohne nachzudenken, nur um ein Schweigen zu füllen, das zu schrecklich war, um es bestehen lassen zu können.
»Sie haben sich 1946 kennengelernt«, sagte Eliane. »Sie arbeiteten zusammen, als dein Vater bei der CIG war. Und dann kam eine Zeit, da verbot ihr Adoptiwater Wataro Taki ihr, Philip Doss wiederzusehen.«
»Und das war das Ende der Geschichte«, sagte Michael einigermaßen erleichtert. »Nun, das ist lange her.«
Eliane hielt seine Hände fester, als wäre er ein Kind, das gleich Trost brauchen würde, wenn der Schmerz einsetzt. »Nein«, sagte sie leise. »Damit war es für die beiden nicht zu Ende.« Es regnete jetzt stärker. Die Scheibenwischer schleuderten das Wasser hin und her, das Trommeln auf dem Wagendach war sehr laut. »Meine Mutter hat sich Wataro Taki nicht gefügt. So etwas hatte sie noch nie getan - es wäre ihr früher gar nicht in den Sinn gekommen. Aber jetzt fand sie, daß sie es tun mußte. Sie konnte Philip Doss nicht gehen lassen.«
Michael starrte trübe in den Wolkenbruch hinaus. »Du meinst, die ganze Zeit über, bis zu seinem Tod, waren deine Mutter und er ...«
»Michael«, fragte sie, »weißt du noch, was ich dir über das Gebet erzählt habe, das man mich lehrte, als ich klein war? Es ging so: >Ja ist ein Wunsch. Nein ist ein Traum. Ich habe kein anderes Mittel, um durch dieses Leben zu gehen, also muß ich Ja und Nein sagen. Laß mich den Wunsch und den Traum verborgen halten, damit ich eines Tages stark genug sein möge, auf beides zu verzichten.< «
»Ich erinnere mich.«
»Dein Vater hat mich dieses Gebet gelehrt.« Er wandte sich ihr zu. »Ja, dein Vater. Aber erst als ich sehr viel älter war verstand ich, was er wirklich damit gemeint hatte. Weißt du, Michael, der Wunsch und der Traum, das sind wir. Dein Vater hat dich nach Japan geschickt, damit du ein Krieger wurdest. Meine Mutter hat eine Kämpferin aus mir gemacht. War das Zufall? Viele Jahre glaubte ich es. Bis mich meine Mutter mitnahm und mich meinem Adoptivgroßvater vorstellte. - Ich hatte ihn sicher als Säugling, vielleicht sogar noch als kleines Kind gesehen, aber ich hatte keine Erinnerung mehr an ihn. Nachdem ich eine äußerst harte Kampfausbildung hinter mich gebracht hatte, wollte er mich sehen. Heute glaube ich, daß das, was er mir damals sagte, für dich jetzt ebenso wichtig ist, wie es zu jener Zeit für mich war. Er sagte, meine Mutter Michiko sei seit vielen Jahren seine rechte und Philip Doss

seine linke Hand. Aber die Zeiten hätten sich geändert, man müsse Platz für die Zukunft machen. >Du bist die Zukunft, Eliane<, sagte er zu mir.
Dann erklärte er mir, warum man mir einen europäischen Namen gegeben hatte und keinen japanischen. Es war an meinem achtzehnten Geburtstag, und dies war sein Geschenk für mich. Er sagte, er habe darum gebeten, daß man mich Eliane nannte, weil ich die Zukunft sei, die Zukunft für den Taki-gumi und für Japan. Ich sollte ein lebendes Symbol für die Internationalisierung sein, die Japan brauche, nicht nur, um im kommenden Jahrhundert Erfolg zu haben, sondern einfach, um zu überleben.«
Eliane nahm Michaels Hände und drückte sie an ihre Brust. »Jetzt gebe ich die Worte meines Großvaters an dich weiter. Eigentlich hätte es dein Vater tun sollen, aber er ist nicht hier. Ich bin ein kläglicher Ersatz für ihn, aber ich muß dir genügen. Wir sind die Zukunft, Michael. Wir wurden dazu ausgebildet, auf die Herausforderung zu antworten, von der unsere Familien wußten, daß sie unmittelbar bevorstand.«
»Und nun stehen wir«, sagte Michael, »mitten in einer Schlacht, in der mein Vater getötet wurde, und ich weiß nicht einmal, ob ich daran teilnehmen will.«
Eliane lachte. »Als Wataro Taki mich angeworben hat, habe ich das gleiche gesagt.«
»Aber du sagtest doch, du seiest keine Yakuza.«
»Das bin ich auch nicht«, antwortete sie. »Ich war es auch nie, ebensowenig wie meine Mutter es jemals wirklich war. Aber das hat sie nicht daran gehindert, Wataro Taki auf jede ihr mögliche Weise zu helfen, und es hat deinen Vater nicht gehindert, das gleiche zu tun.«
»Was wollte Wataro von dir?« fragte Michael.
»Er wollte, daß ich seine neue rechte Hand werde«, sagte sie. »Er wollte, daß ich den Frieden unter den Yakuza-Familien bewahrte, ohne die Aufmerksamkeit der Polizei zu erregen. Aber ich weiß, daß er unter >Frieden bewahren< verstand: >die Vorrangstellung des Taki-gumi unter den Clans auszubauen^ Ich hielt das für eine unlösbare Aufgabe, besonders für eine Frau, aber Wataro war viel klüger als ich. Er hatte seine Strategie schon ausgearbeitet. Gemeinsam schufen wir einen Mythos: er lieferte die Geschichte, und ich erfüllte diese Geschichte mit Leben. Ich wurde Zero.«
Lillian ging mit Yvgeny Karsk einkaufen. Das bereitete ihr großes Vergnügen. In diesen Tagen, in denen sie in ständiger Angst um die Sicherheit ihrer Kinder lebte, waren solche Freuden etwas Besonderes.
Karsk war hager und hochgewachsen, er hatte den Körper eines

Schwimmers oder jedenfalls den eines Sportlers. Kaum, daß die Zeit ihre Spuren bei ihm hinterlassen hatte. Was ihm fehlte, war ein Gefühl für Stil, doch das war nicht schwer zu verstehen. Rußland mochte die Mutter vieler Dinge sein, dachte Lillian, aber Stil gehörte nicht dazu. Gemeinsam stürmten sie das rechte Ufer. Sie schleppte ihn zu Givenchy, um Anzüge, zu Pierre Baimain um Jacken und Hosen zu kaufen, zu Charvet um Frackhemden und zu Daniel Hechter um Sportkleidung zu erstehen (so etwas besaß er schockierenderweise überhaupt nicht). Für Schuhe war Robert Clergerie zuständig (»Sei nicht so langweilig, Liebling«, mahnte Lillian. »Jedermann trägt Bally, warum also solltest du es auch tun?«), bei Missoni deckte sie ihn mit Krawatten, Socken, Einstecktüchern und anderen Accessoires aus den bemerkenswert gemusterten Stoffen ein.

Zur Dinnerzeit waren sie fertig, aber Karsks Begeisterung hatte schon lange vorher nachgelassen. »Ich habe bisher nicht gewußt, was Schwerarbeit ist«, sagte er, und das war nur halb scherzhaft gemeint.

»Wovon redest du?« fragte Lillian. »Der Tag war kurz. Wir haben uns doch erst zur Lunchzeit getroffen.«

»Wenn wir tatsächlich zum Lunch gegangen wären«, entgegnete er, »anstatt uns auf diesen verrückten Einkaufsbummel zu begeben, würde ich mich viel wohler fühlen.«

»Rede keine Unsinn«, spottete sie. »Jetzt bist du der bestgekleidete Spion in ganz Europa.«

Er zuckte zusammen. »Ich wünschte, du würdest das lassen.«

Sie fing an zu lachen. »Du müßtest dich selbst sehen. Wirklich.« Er drehte sich um und sah in ein Schaufenster. »Nein, nein«, sagte sie. »Jetzt ist der Ausdruck weg.«

»Ich weiß bei der Hälfte der Dinge, die du mir aufgenötigt hast, nicht, wann ich sie je anziehen soll.«

»Ich habe dir nichts aufgenötigt«, sagte Lillian. »Das hast du ganz alleine besorgt. Und ganz gerne, würde ich sagen.«

Karsk seufzte tief. Er wußte, daß sie recht hatte. Er hatte tatsächlich einige höchst beunruhigende kapitalistische Neigungen. Die Worte seiner Frau, Europa sei seine Geliebte, fielen ihm ein, und er wußte, was sie damit meinte: er hielt sich lieber in Europa auf als in Rußland. Aber das bedeutete nicht, daß er sein Land nicht liebte.

»Können wir jetzt etwas essen gehen?« fragte er. »Oder wenigstens etwas trinken? Das hatte ich eigentlich vor, als ich dich heute morgen anrief.«

»Wie du willst. Such dir ein Lokal aus.«

Sie nahmen die Metro, da die Essenszeit mit dem Schichtwechsel der Taxichauffeure zusammenfiel und Taxis fast nicht zu bekommen waren.

Karsk hatte das beste marokkanische Restaurant in der Stadt ausgewählt, weil es abseits lag, in einer schwach beleuchteten Seitenstraße, die nur von rauchenden und kaugummikauenden Studentengrüppchen bevölkert war. Hier hatte sich Karsk schon oft zu geheimen Treffen verabredet und fühlte sich wohl. Vom Essen hielt er nicht viel, er bekam immer Magenbeschwerden davon.
Der Besitzer war ein untersetzter Mann mit ölig glänzendem Gesicht, aber ansonsten sauberer Erscheinung. Seine größte Freude im Leben schien es zu sein, länger nicht gesehene Gäste zu begrüßen. Daher bemühte er sich eifrig um Karsk und bot ihm einen Tisch in der dunkelsten Ecke des Restaurants an. Karsk setzte sich wie üblich so, daß er die Tür im Blick hatte, und bestellte die Getränke.
»Jetzt«, sagte Lillian und legte ihre Hand leicht auf die seine, »bin ich gerne mit dir zusammen. In den neuen Kleidern siehst du aus wie ein echter Europäer. Tu es tres chic, man coeur.«
»Merci, madame.«
Die Getränke kamen, und beide nippten gemächlich daran und genossen die Ruhe.
»Meine Leute haben entwickelt, was du mir übergeben hast«, sagte Karsk.
»Und?« Lillians Gesicht blieb sachlich. »Ist es das, was ihr wolltet?«
»Ja und nein.«
»Tatsächlich?« Sie blinzelte. »Inwiefern?«
»Was entwickelt wurde, trifft genau ins Schwarze. Die Stammdaten von BITE über alle verdeckten Operationen innerhalb der Sowjetunion. Potentiell die vernichtendsten Informationen, die wir jemals über die geheimen russischen Netze der Amerikaner erhalten haben. Das heißt, bis zu einem gewissen Punkt. Es ist weniger als ein Zehntel dessen, was wir erwartet haben. Was du uns gegegeben hast, ist ein aufreizender Vorgeschmack auf einen ungeheuer aufregenden Durchbruch.«
»Ich weiß.«
Karsk brauchte eine Weile, bis er einen klaren Gedanken fassen konnte. Er merkte, daß sein Puls hämmerte und daß sich hinter seinem rechten Auge Kopfschmerzen anbahnten, ein sicheres Zeichen für übermäßige Anspannung. Sehr vorsichtig fragte er: »Was willst du damit sagen?«
Lillian lächelte. »Es ist wirklich ganz einfach. Ich habe dir genau das gegeben, was ich dir geben wollte.« Sie zog die Augenbrauen hoch. »Du hast doch wohl nicht geglaubt, daß ich dir einfach so ohne weiteres alles überreichen würde, was du gefordert hast, oder? Die Sache war für mich sehr riskant und erforderte außerdem den schwerwiegenden Entschluß, mein Leben radikal zu ändern. Ich kann nicht nach Amerika zurück, das wußte ich schon in dem Augenblick, als du mich gebeten hast,

dir diese Informationen zu beschaffen. Und du hast es auch gewußt. Du hast doch sicher damit gerechnet, daß ich eine Gegenleistung verlangen würde.«
Karsk saß so steif da, als hätte er einen Stock verschluckt. Der Drink, die ruhige, entspannte Stimmung waren vergessen. »Ich habe erwartet ...« Seine Stimme war vor unterdrücktem Zorn so heiser, daß er unvermittelt abbrach und noch einmal anfing. »Ich dachte, du hättest es aus Pflichtgefühl getan.«
»Pflicht?« Lillian hätte ihm beinahe ins Gesicht gelacht.
»Ja«, sagte er. »Pflicht.« Er versteifte sich immer mehr. »Ich habe ein Gefühl für das, was ideologisch richtig ist, und ich war sicher, daß das auch für dich gilt. Wir führen einen Krieg, nicht mit Waffen oder Bataillonen, sondern mit Gedanken, für die Befreiung des einfachen Arbeiters von der Herrschaft der Elite.«
»Hör auf damit«, sagte Lillian so schroff, daß er sprachlos war. »Als nächstes wirst du die Geister von Marx und Engels aufmarschieren lassen. Du irrst dich, wenn du glaubst, ich arbeite aus ideologischen Gründen für dich.«
Karsk sah aus dem Augenwinkel den Kellner kommen und scheuchte ihn mit einer ungeduldigen Handbewegung weg. »Was könntest du sonst für Gründe haben?«
»Meine eigenen«, sagte Lillian. »Meine heimliche Arbeit für euch in all den Jahren hat mir die Befriedigung verschafft zu wissen, daß ich das Werk der Leute - meines Vaters, Jonas und Philips - zerstörte, die ich am meisten haßte. Warum, glaubst du, habe ich Philip nie um die Scheidung gebeten? Meine Ehe mit ihm war zum Teil meine Deckung, eine vollkommene Deckung. Oder fast vollkommen, sollte ich sagen. Denn für jede Freude in dieser Welt muß man bezahlen. Und mein Preis war, daß ich jahrzehntelang zusehen mußte, wie mein Mann mir untreu war. Er hat nie aufgehört, sich mit Michiko Yamamoto, dieser japanischen Nutte, zu treffen.«
»Wenn du ihn gehaßt hast«, sagte Karsk mit einer gewissen Schärfe in der Stimme, »hätten dir seine Techtelmechtel eigentlich nichts bedeuten dürfen.«
Und nun wußte Lillian, daß es ihr gelungen war, das Gespräch auf ihre Ebene - auf ihr eigenes Gebiet sozusagen, wo sie so sicher war wie nur möglich - zu bringen und entgegnete: »Aber es war mir nicht gleichgültig, Yvgeny. Ich besitze sehr viel Stolz. Ich möchte wichtig sein - möchte gebraucht werden. Jeder will das. Es hat entsetzlich wehgetan, mit einem Mann verheiratet zu sein, dem ich gleichgültig war.«
Er lächelte, die Anstrengung zerriß ihm fast das Gesicht. »Aber du hattest doch mich. Unsere Affäre war doch eine Zuflucht.«
»Ja, genau.« Wieder berührte sie seine Hand. »Bei dir habe ich alles

gefunden, was ich jahrelang entbehren mußte. Wenn ich nach unserem Zusammensein zu Philip zurückkehrte, erschien mir mein Leben mit ihm jedesmal noch erbärmlicher.«
Er war sichtlich erfreut und streichelte ihre Hände, wie er es oft tat, wenn sie gemeinsam im Bett lagen.
»Es ist herrlich, von einem Mann gebraucht zu werden«, sagte sie. »Als träfe man mitten in einer Wüste auf eine Oase. Du hast mir das Leben gerettet, Yvgeny, im wahrsten Sinne des Wortes.«
Karsk drückte ihre Hand an seine Lippen. »Was wäre Paris ohne dich?« Er lächelte. »Um auf die Informationen zurückzukommen, die du aus dem BITE-Computer an dich gebracht hast«, sagte er dann. »Wo ist das restliche Material?«
»Ich habe es«, sagte Lillian, »an einem sicheren Ort hinterlegt. Aber keine Sorge, ich habe durchaus die Absicht, es dir zu übergeben, das habe ich schließlich versprochen. Und ich bin eine Frau, die zu ihrem Wort steht.« Sie runzelte die Stirn. »Es muß jedoch eine angemessene Entschädigung geben. Wie ich schon sagte, war es ein langer, harter Einsatz. Das Risiko war - und ist immer noch - gewaltig. Aber ich habe es bereitwillig - man könnte fast sagen freudig - auf mich genommen.«
»Und warum?« fragte Karsk. Er war völlig verblüfft. »Willst du mir erzählen, du hast dein Land nur aus Rachegelüsten gegenüber den Männern in deinem Leben verraten?«
»Nur? Was willst du denn damit sagen? Daß die Ideale des Marxismus-Leninismus das einzige sind, wofür es sich lohnt, zum Verräter zu werden?«
»Ganz genau, ja. Man braucht nur an diese Ideale zu denken und zu wissen, wieviele ruhmreiche Volksrevolutionen sie überall auf der Welt ausgelöst haben. Denk an die Bücher, die ich dir gegeben habe!«
»Oh, ich habe sie nicht vergessen«, sagte sie. »Ich habe mehr einsame, schlaflose Nächte damit verbracht, über sie und ihre Bedeutung nachzudenken, als du glaubst. Aber ich dachte auch darüber nach, was diese Ideale für mich bedeuteten. Und ich kam zu dem Schluß, daß von einer bestimmten Ebene an kein Unterschied zwischen der Ideologie Washingtons und der des Kreml mehr besteht. Macht korrumpiert, Yvgeny. In der ganzen Geschichte der Menschheit hat es nie eine wahrere Aussage gegeben. Und das Streben nach absoluter Macht korrumpiert absolut. Das gilt für Washington nicht weniger als für Moskau.«
»Das ist ein Irrtum«, sagte Karsk. »Ein schrecklicher Irrtum.«
»Tatsächlich? Wir werden sehen. Man braucht nur dich anzuschauen, um das Gegenteil zu beweisen. Du bezeichnest dich als glühenden Marxisten, als Musterexemplar eines russischen Kommunisten. Und ich glaube dir. Und doch bist du süchtig nach dem Westen. Sieh doch nur deine Kleidung an: das Beste, was die Pariser Couture zu bieten hat.«

»Weil du mich in all diese Boutiquen geschleppt hast.«
»Und vermutlich habe ich dich gezwungen, alles zu kaufen, was du heute anprobiert hast. Vermutlich habe ich auch noch dafür bezahlt.«
Sie schüttelte den Kopf. »Nein, mein Lieber, du hast jeden Augenblick davon genossen. Genauso, wie du jeden Augenblick in Paris genießt. Du würdest lieber hier leben als irgendwo sonst auf der Welt.«
»Ich liebe Rußland«, sagte er, verärgert über den Verlauf, den das Gespräch nahm. Er hatte es nicht gern, in der Defensive zu sein und verstand nicht, wie er überhaupt in diese Lage geraten war. »Ich liebe Odessa im Frühling. Ich liebe ...«
»Weißt du, was Henry James über diese Stadt geschrieben hat?« fragte Lillian, ohne seine Beteuerungen zu beachten. >»Paris ist der größte Tempel materieller Freuden, der jemals erbaut wurde.< Und hier kniest du nieder und betest. Paris ist deine Kultstätte, Yvgeny.«
»Ich will nicht abstreiten, daß ich gerne hier bin.«
»Und wie ist es zu Hause? Wohnst du in einer kleinen Moskauer Einzimmerwohnung mit deiner Frau, im gleichen Gebäude wie deine werktätigen Genossen?« Ihre Augen durchbohrten ihn.
»Nein«, gab er zu.
»Natürlich nicht. Du lebst zweifellos in einem Gebäude, das hohen Parteifunktionären vorbehalten ist. In der besten Gegend. Deine Wohnung ist groß genug für eine sechsköpfige Familie. Vielleicht kannst du aus den Fenstern sogar auf den Fluß sehen. Du hast Licht, Luft und genügend Raum zum Atmen. Ist es nicht so?«
»Das trifft es ziemlich genau.«
»Das Musterexemplar des Sozialismus.« Es klang sarkastisch. »Der rechtschaffene Kämpfer Lenins.« Sie griff in ihre Handtasche und schob ihm ein Bündel gefalteter Blätter über den Tisch zu.
»Was ist das?« Er betrachtete die Papiere wie ein eben aufgedecktes Schlangennest.
»Was ich zu bekommen habe«, erklärte Lillian. »Was dein Land mir schuldet. Was du mir schuldest.«
»Das ist Unsinn«, sagte er kurz. »Du benimmst dich wie ein verzogenes Kind. Gib mir den Rest der Informationen.«
»Ich meine es völlig ernst«, sagte Lillian. »Glaubst du, du bekommst sie durch die überlegene Kraft deines männlichen Willens?«
Er berührte sie an einer Stelle, wo sie es liebte, berührt zu werden.
Sie sah ihn zynisch an. »Oder weil ich dich so sehr liebe, daß ich, ohne zu überlegen, alles tue, was du willst?«
Als er wieder sprach, hatte sich seine Stimme verändert. »Ich glaube, du siehst die letzte Konsequenz deines Verhaltens nicht.«
»Komm mir nicht mit Drohungen, Yvgeny«, sagte sie. »Ich bin aus härterem Holz geschnitzt. Wenn du auch nur mit dem Gedanken

spielst, mir etwas anzutun, wirst du deine kostbaren Informationen nie bekommen.«
Seine Augen begegneten kurz den ihren, dann setzte er seine Lesebrille auf und entfaltete die Papiere. Es waren zwei Schriftsätze in dreifacher Ausfertigung. Als er den ersten durchgelesen hatte, blickte er auf. Ihm wurde allmählich klar, daß er sie völlig unterschätzt hatte.
»Dies«, sagte er, »hat überhaupt nichts mit Rache zu tun.«
»Rache«, sagte Lillian, »ist die persönliche Seite. Dies hier ist rein geschäftlich.«
»Das sehe ich.« Seine Augen flogen über die Blätter. »Du verlangst etwas mehr als nur Asyl in meinem Land.«
»Wie ich schon sagte, kann ich nicht nach Amerika zurück. Niemals. Ich habe noch den Rest meines Lebens vor mir, und ich will glücklich sein.«
Er nahm seine Brille ab. »Was du willst«, sagte er langsam, »ist eine eigene Abteilung innerhalb des KGB. Du willst innerhalb eines Jahres nach deiner Übersiedlung nach Moskau ins Politbüro berufen werden. Das ist unmöglich.«
»Nichts«, sagte sie, »ist unmöglich. Denk nur an die Informationen, die du bekommst.«
»Ich verstehe«, sagte Karsk. »Aber nicht das Politbüro. Mein Gott, da gibt es Verfahrensbestimmungen, Gespräche müssen stattfinden, viele Einzelpersonen müssen erst ihre Zustimmung geben. Man braucht eine gewisse ... nun, Übergangszeit.«
»Du sprichst von der Möglichkeit, daß mich die Amerikaner als trojanisches Pferd bei euch einschleusen könnten?« Sie lachte. »Wenn alle im Politbüro die Informationen gelesen haben, die durch diese Operation - deine Operation, Yvgeny - an Land gezogen wurden, wird an meiner Loyalität kein Zweifel mehr bestehen. Denk doch nur, wie geheim - wie äußerst wichtig - das ist, was ich dir bringe. Jede Stunde, die du zögerst, gibt den Amerikanern mehr Zeit, ihre Spuren zu verwischen.«
Zum erstenmal zeigte Karsks Gesicht Erschütterung. »Was willst du damit sagen? Hast du die Operation verpfuscht? Wissen die Amerikaner, was du getan hast? Du hast mir versichert, du könntest Informationen aus dem Computer abrufen, ohne daß es mindestens eine Woche lang jemand merkt.«
»Das ist vollkommen richtig«, sagte Lillian. »Aber ich habe eine elektronische Visitenkarte hinterlassen. Die Leute bei BITE wissen noch nicht, wer die russischen Informationen aus ihren zentralen Datenspeichern gestohlen hat, aber sie wissen inzwischen verdammt genau, daß sie weg sind.«
»O du mein Gott.« Karsk fuhr sich mit den Fingern durch die Haare. Seine Kopfschmerzen wurden von Minute zu Minute schlimmer.

»Unterzeichne das Abkommen«, verlangte Lillian. »Du hast die Vollmacht dazu, ich weiß es.«
Er sah sie an.
Sie nickte. »Ja, ich weiß es. Ich weiß alles über dich, Yvgeny. Sogar, daß du gar keine Schwester namens Mimi hast. Du hast überhaupt keine Schwester. Du hast eine ausgebildete KGB-Agentin auf mich angesetzt. Nachdem du Jahre zuvor aus Tokio geflüchtet warst, fühltest du dich meiner nicht mehr sicher. Es war zwar mein Anruf, der dich vor Philip und Jonas gerettet hatte, aber du hattest doch den Kontakt zu mir verloren. Wer konnte wissen, wie meine ideologische Einstellung Jahre später aussah? Deshalb hast du mich durch >Mimi< aushorchen und zu dir zurückbringen lassen.«
Karsk hatte glasige Augen. Offenbar war er auf Schritt und Tritt ausmanövriert worden. »Wie lange weißt du schon, daß ich dich benützt habe?«
»Seit ich nach meinem ersten Treffen mit >Mimi< nach Washington zurückkehrte. Damals bin ich in den BITE-Computer eingedrungen und habe dich gefunden.«
Allmählich kamen ihm ihre Forderungen gar nicht mehr so ausgefallen vor. Sie war ein brillanter Kopf, und sie hatte eben schlüssig bewiesen, daß sie sich für Geheimdienstarbeit ausgezeichnet eignete.
»Na schön«, sagte er, nahm einen Federhalter heraus und unterzeichnete alle drei Exemplare.
Lillian streckte die Hand aus. »Ich nehme zwei.«
»Wofür ist die dritte Kopie?« fragte er, als er sie ihr reichte.
»Die geht auf ein Nummernkonto nach Liechtenstein. Nicht in die Schweiz. Die Schweizer werden in letzter Zeit recht unzuverlässig, wenn es um absolute Vertraulichkeit in ihren Banken geht. Wenn du oder jemand von euren Leuten nachträglich Bedenken bezüglich unserer Vereinbarung bekommen sollte, besteht die Anweisung, Kopien dieses Abkommens an jede größere Zeitung der Welt zu schicken.«
Er lachte. »Das bedeutet gar nichts.«
Sie nickte. »Für sich gesehen nicht. Aber zusammen mit den Beweisen, die ich habe, daß du Harold Morten Silvers, Colonel in der Armee der Vereinigten Staaten, Leiter der Fernostabteilung der Central Intelligence Group, ermordet hast, wird es eine vernichtende Wirkung haben.« Karsk sah aus, als müsse er sich gleich übergeben. »Ja«, sagte sie ruhig, »ich weiß Bescheid. Sonst hatte dich nie jemand auch nur in Verdacht. Aber ich kannte dich viel besser, als es Philip oder Jonas möglich war. Ich wußte, wo du in der Nacht, in der Silvers getötet wurde, nicht warst. Und ich wußte auch, wo du warst. Wenn mir in Moskau etwas zustößt, wird es alle Welt erfahren. Und dann ist dein Leben keinen Pfifferling mehr wert. Alle diese Gentleman-Regeln, nach denen ihr

Spione spielt, werden außer Kraft gesetzt. Die Amerikaner werden nicht ruhen, bis sie dich ausfindig gemacht und vernichtet haben, - Aber warum sich solch melancholischen Gedanken hingeben?« Sie nickte zu dem zweiten Schriftsatz hin. »Da ist noch mehr.«
Karsk schob sich wieder seine Brille auf die Nase. Was er nun las, nahm ihm den Atem. Seine Hände zitterten unmerklich, als sein Blick wieder dem ihren begegnete. »Das ist ungeheuerlich, das kann nicht dein Ernst sein.«
»Aber doch.«
»Warum?«
»Liebst du sie, Yvgeny? Liebst du deine Frau?«
»Ich - ich fühle mich sehr wohl bei ihr.«
»Nun«, sagte sie, »das ist vermutlich auch eine Antwort. Aber keine, wie ich sie von einem kühnen Streiter wie dir erwartet hätte. So etwas könnte ich mir bei einem Buchhalter oder einem Bankangestellten vorstellen.«
»Es ist nur die Wahrheit, sonst nichts.«
»Und das heißt also«, sagte sie, »daß ich noch mehr umzuformen habe als nur dein Stilgefühl. Unterzeichne das Dokument, Yvgeny, und du wirst mehr als nur den Ruhm für den größten sowjetischen Spionagecoup des Jahrhunderts ernten.« Sie lächelte. »Du wirst dich von deiner Frau scheiden lassen. Und du bekommst mich.«
»Aber eine Scheidung ...« Karsk hatte so etwas nie in Betracht gezogen, es schien ihm undenkbar, sein Privatleben so vollständig umzukrempeln. Plötzlich hatte er eine leise Ahnung von den gewaltigen Veränderungen, die sich in Lillians Leben abgespielt haben mußten.
Als könne sie seine Gedanken lesen, sagte sie: »Das ist etwas, was wir miteinander teilen können. Unsere Affäre war wunderbar, zeitweise ekstatisch. Ich liebe Paris ebenso wie du. Ich habe sogar festgestellt, daß ich es noch mehr liebte, wenn ich mit dir zusammen war. Es war nicht von Bedeutung, daß wir ein Spiel spielten. Jedenfalls nicht in dieser Hinsicht. Der geheime Rahmen unserer Begegnungen verlieh unseren Rendezvous zusätzlichen Reiz, jedenfalls hat er unsere Liebe noch pikanter gemacht.« Jetzt nahm sie seine Hände in die ihren. »Die Wahrheit ist, daß ich es satt habe, allein zu sein, Yvgeny. Ich will Macht, und du wirst sie mir verschaffen. Aber wird das genug sein? Ich kann mir nicht selbst etwas vormachen. Ich werde meine eigene Abteilung im KGB haben, werde Mitglied des Politbüros sein. Aber ich bin immer noch eine Frau, und das wird mich wahrscheinlich kein Mann in Rußland jemals vergessen lassen. Bis auf dich. Ich will dich, Yvgeny. Du bist ein Teil des Vertrages.«
»Lillian.« Karsk ließ sich in seinen Stuhl zurücksinken. Endlich hatte er ihren Namen ausgesprochen.

»Unterzeichne«, sagte sie, »und ich gebe dir alle Informationen. Glaube mir, sie sind mehr wert als diesen Preis. Sie enthalten alles, was du brauchst, um den gesamten amerikanischen Nachrichtendienst im Ausland zu vernichten. Unterzeichne, und wir verlassen Paris, sobald ich die restlichen Informationen abgeholt habe. Wir verschwinden für eine Weile. Du wirst Zeit brauchen, um das Material auszuwerten. Es ist sehr umfangreich und umfassend, und ich bezweifle, ob du es in diesem Stadium irgendwelchen Angestellten überlassen willst. Ich kenne einen Ort, wo uns weder deine noch meine Leute jemals finden werden. Neben der Arbeit werden wir Zeit für uns haben. Und dann kannst du mich hinbringen, wo immer du willst.« Sie lachte. »Wohin wird das sein? Odessa? Ich wollte schon immer Odessa im Frühling sehen.«

Michael sprang aus dem Wagen, blieb im peitschenden Regen selbstvergessen stehen und starrte auf die großen Kiefern, die sogar das Dach des Shinto-Schreins überragten.

Eliane beobachtete ihn aus dem Nissan heraus. Es hatte keinen Sinn, ihm sofort zu folgen, das wußte sie. Er hatte sie zum Sprechen gezwungen und mußte jetzt in zu kurzer Zeit mit zuviel fertig werden.

Die kohlschwarzen Gewitterwolken rissen auf, und als Michael den hellen, perlmuttgrauen Streifen am Himmel sah, begann er zu weinen. Als habe dieser Farbkontrast, die flüchtige Schönheit, wie sie nur die Natur- selbst in den unerwartetsten Momenten - schaffen kann, seine Gefühle freigesetzt. Sein Zorn, seine verzweifelte Liebe zu seinem Vater ballten sich zusammen zu einem Wirbel von verschiedenartigen Emotionen, so hell und dunkel wie der Himmel über ihm.

Michael wünschte sich von ganzem Herzen, sein Vater könne jetzt an seiner Seite sein. Es gab so viele Fragen, die er stellen wollte. Der Schock, der Zorn über das, was Philip Doss Lillian angetan hatte, verebbten langsam. An ihre Stelle trat eine Traurigkeit, die verlorengegangene Hoffnung, die wohl alle in schwierige Familienverhältnisse hineingeborenen Kinder empfinden. Als hätten sie, wenn sie nur die Uhr zurückdrehen könnten, die Macht, zwischen ihren Eltern alles ins rechte Lot zu bringen. Wenn nur ... Wenn nur ...

Er drehte sich um und schaute zu Eliane zurück, sah aber nur einen Umriß hinter der nassen Scheibe. Dann ging die Tür auf und sie stieg aus. Während Michael beobachtete, wie sie auf ihn zukam, fühlte er sich enger mit ihr verbunden als jemals mit einem anderen Menschen, selbst als mit Audrey. Er hörte wie ein geisterhaftes Echo ihre Worte: »Wir sind der Wunsch und der Traum, Michael. Wir sind die Zukunft.«

»Möchtest du mit mir reden?« fragte sie.

»Nicht jetzt«, wehrte er ab. »Noch nicht.« Dies war sein Ort der

Macht, wie der ihre der Korridor der Götter im lao Valley gewesen war. Er hörte, wie die Geister nach ihm riefen.
»Bringen wir es hinter uns«, sagte er.
Sie sahen eine breite Steintreppe vor sich und stiegen hinauf. Über ihnen erhob sich ein rotgestrichener torii, ein stummer Wächter in dem unruhigen Morgen. Auf beiden Seiten standen schwankende, flüsternde Gruppen von riesigen Kiefern und Zedern in Wind und Regen. Es war, als würde dieser Teil der Welt - so nahe der Stadt und doch Jahrhunderte entfernt - durch ihr Kommen lebendig. Michael dachte an den shintai im Todesgedicht seines Vaters und lächelte vor sich hin.
Oberhalb der Treppe befand sich ein kleiner überdachter Platz. Sie mußten sich aneinanderdrängen, um vor dem Regen geschützt zu sein, der auf allen Seiten herabstürzte, als suche er Rache für eine unbekannte Sünde.
Im Zentrum des Unterstands befand sich eine Schnur, an der mehrere Glocken befestigt waren. Michael zog daran, und die zittrigen Töne hallten in die Landschaft hinaus.
»Du weckst die Geister auf«, sagte Eliane, »damit sie auch bestimmt unsere Gebete hören.«
»Das ist der Shinto-Schrein«, sagte Michael, »wo Tsuyo, mein sensei begraben liegt. Zu ihm hat mich mein Vater vor vielen Jahren geschickt.«
Er griff in die Tasche und hielt die geflochtene Schnur hoch. »Kommt sie dir jetzt bekannt vor?«
Eliane starrte sie an. Dann nahm sie sie langsam aus Michaels Hand und hielt sie neben die Shinto-Glockenschnur. »Sie sind identisch«, sagte sie.
Michael nickte. »Die Priester stellen sie in Handarbeit her, dieses spezielle Flechtmuster haben sie selbst entworfen.«
Eine Glocke läutete.
»Als ich bei Tsuyo studierte, lehrten mich die Priester, diese Schnüre zu flechten. Mein Vater wußte das. Ich hatte ihm dieses Stück einmal geschenkt, als er mich hier besuchte. Er hat es mir aus einem bestimmten Grund hinterlassen, er wußte, daß ich als einziger außer ihm es erkennen würde. Wenn man es nicht schon einmal gesehen hätte, würde niemand wissen, was es ist.«
Die Echos, in den inneren Räumen des Tempels voller und tiefer geworden, erfüllten die Luft.
»Was immer mein Vater gestohlen hat, es ist hier.«
Jetzt breiteten die Echos sich aus wie Wellen in einem Teich.
»Wo Tsuyo begraben liegt.«
Und endlich wurde ihm klar, daß hier der Widerhall von Bedeutung war, nicht das eigentliche Läuten der Glocke.

Eliane hauchte: »Das Katei-Dokument.«
»Ja, das Katei-Dokument, das Ende eines Rätsels.« Michael dachte: Wo Tsuyo begraben liegt. Frage meinen Sohn, ob ersieh an den Shintai erinnert.
An den maßgeblichen Geist eines Schreins. Der maßgebliche Geist dieses Schreins war der von Tsuyo.
Der Zederngeruch war sehr stark, irgendwo wurde Weihrauch verbrannt. Sie warteten auf den Priester.
»Ich glaube, das ist der Sinn des Kampfes, für den mein Vater mich in Japan ausbilden ließ«, sagte Michael, und der Gedanke überraschte ihn, während er ihn aussprach. »Deshalb hat er mich als Schüler zu Tsuyo geschickt.« So mußte es sein, und diese Erkenntnis und eine bestimmte Vorahnung ließen ihn erschauern. Die Entdeckung lahmte ihn vorübergehend. Worauf hat sich mein Vater eingelassen, fragte er sich, daß er sich schon so früh auf seinen eigenen Tod vorbereitete? Zum erstenmal begann Michael über das Ausmaß der Aufgabe nachzudenken, in die er verwickelt war - der Aufgabe, der sich sein Vater verschrieben hatte. Was konnte wichtig genug sein, daß ein Mann sein ganzes Leben - und das Leben seiner Kinder - dafür hingab?
Worin das Geheimnis auch bestehen mochte, Michael war fester denn je entschlossen, es zu lösen.
Sie vernahmen Schritte, immer lauter, bis sie sogar das Echo der Glocke übertönten. Der Widerhall war verklungen, als der Priester vor ihnen erschien.
Er war ein dünner Mann mit kahlgeschorenem Kopf und dem Gesicht eines Asketen. Eindeutig ein Mensch, der an ein Leben des Gebetes - und der Selbstverleugnung - gewöhnt war. Er war weder jung noch alt. Im schwachen Licht des Tempels war es unmöglich, sein Alter zu schätzen.
Er blinzelte Michael an. »Du bist der Schüler«, sagte er. »Der letzte Schüler des sensei.«
Das war eine höfliche Umschreibung dafür, daß Michael Tsuyos einziger weißer Schüler und daher von großem Interesse für die Priester dieses S/zznfo-Tempels gewesen war. Tsuyo hatte hier gewirkt, aber mehr noch, er war einer von ihnen gewesen.
»Hai.« Michael verneigte sich, und der Priester erwiderte die Geste. Michael reichte ihm die rote Schnur. »Ich glaube, dies gehört hierher.« Der Priester war nicht überrascht, als er die Schnur sah. Er nickte und nahm sie entgegen. »Würdest du bitte mit mir kommen?«
Der Priester führte sie durch den Hauptbezirk des Tempels. Dies war ein heiliger Ort. Der Shintoismus unterscheidet sich insofern von den meisten anderen Religionen, als seine Schreine vor allem dazu dienen, die kami- die Geister - zu beherbergen und zu verehren. Anhänger zu gewinnen oder den Glauben zu lehren ist weniger wichtig.

Auf Schritt und Tritt gab es Zeichen für die Gegenwart des kami, die Fahnen, die von den Wänden wehten, der shintai, der heilige Geist des Schreins - in diesem Fall das knorrige Zentrum eines der geweihten Haine, wo Tsuyo begraben lag -, die Spiegel, die nur reines Licht reflektierten, der gohei-Ständer mit den Opfergaben aus Papier, und der hamigushi, der Stab, den die Priester zur Reinigung von Personen und Gegenständen verwendeten.
Sie wurden an dem inneren Raum vorbeigeführt, in dem der kami dieses Tempels wohnte. In einem Seitenflügel ließ der Priester sie einen Augenblick allein, aber nicht, ohne vorher mit dem Arm auf die bleigefaßten Fenster zu zeigen. »Von hier aus«, sagte er leise, »kann man den Ort sehen, wo der sensei begraben liegt.«
Michael kannte die Stelle gut. Sie lag innerhalb des heiligen Haines. Er sah den Baum, den vor so langer Zeit ein Blitz gespalten hatte. Aus seinem Stumpf hatte man den shintai herausgezogen, den shintai, den göttlichen Körper des kami, des Geistes von Tsuyo. Michael beobachtete, wie der Regen über den schmalen weißen Steinblock rauschte, der Tsuyos Grabstätte kennzeichnete.
Er dachte an den Morgen, als man ihn hierhergerufen hatte. Zur Totenfeier und danach zum Begräbnis. Die Litanei der Gesänge erfüllte die Atmosphäre so vollkommen, daß man fast glaubte, etwas anderes als Luft zu atmen.
Das Karzinom, das Tsuyos Kehlkopf befallen hatte, breitete sich mit Metastasen schließlich in seinem ganzen Körper aus. Doch Tsuyo hatte keinen einzigen Tag gelegen. Er hatte das gleiche Leben geführt wie immer - das Leben, das ihn glücklich machte - bis zur letzten Nacht. Dann war er eingeschlafen und nicht mehr aufgewacht.
»Macht es dich traurig«, frage Eliane, »hierherzurückzukommen?«
»Traurig?« Michael schüttelte den Kopf. »Dies ist ein heiliger Ort. Ich spüre Tsuyo hier. Vielleicht bilde ich es mir nur ein, aber ich glaube, daß er von dem kami abstammte, der hier seine Wohnung hat. An diesem Ort gibt es zu viel Liebe, als daß ich traurig sein könnte.«
Der Priester kehrte zurück. Er trug einen in ein weißes Tuch gehüllten Gegenstand und stellte ihn wortlos auf einen verkratzten Holztisch.
Michael und Eliane sahen sich an.
»Ist es möglich?« fragte sie atemlos.
Michael zog das Tuch herunter.
»Mein Gott!« keuchte sie.
Ein Kasten aus Kyokiholz, wundervoll gearbeitet und sehr alt. Aber in seinen Deckel war ein recht modernes Symbol eingeätzt worden: ein Doppelphönix.
Das kamon - das Wappen des Taki-gumi.
Der Priester blickte Michael durchdringend an. »Dein Vater hat dies

gestohlen. Ob es eine gerechte Sache war, dazu kann ich nichts sagen. Aber er hat es hier in Verwahrung gegeben. Ich habe getan, was er wollte.«
Er ließ sie mit dem Kasten allein. Eine Weile bewegten sie sich nicht. Das, was in dem Kasten lag, schlug sie in seinen Bann. Ein Stück Papier, das so viele Menschenleben gekostet hatte, das jetzt vielleicht die Welt verändern würde.
»Öffne ihn«, sagte Eliane. Sie wirkte fast verzweifelt. »Du mußt den Kasten öffnen.«
Das war es, dachte Michael. Das Katei-Dokument würde ihm alles verraten. Wer auf welcher Seite stand, worum es dem Jiban überhaupt ging, warum jeder das Dokument in seinen Besitz zu bringen suchte. Und schließlich, und das war vielleicht am wichtigsten für Michael, würde es ihm enthüllen, worum sich das Leben seines Vaters gedreht hatte. Endlich, dachte er, werde ich verstehen, wer mein Vater war. Er spürte, wie sein Herz schneller schlug. Er wollte so gerne wissen, verstehen .. .
Er öffnete den Kasten. Eine Schriftrolle lag darin.
»Nun«, sagte Masashi langsam und deutlich, »möchte ich von Ihnen wissen, was Ihr Vater Ihnen kurz vor seinem Tod geschrieben hat.«
Audrey starrte ihn an. »Ehe er getötet wurde, meinen Sie! Jemand hat ihn ermordet. Waren Sie es?«
»Nein, meine Liebe«, sagte Masashi und ließ seinen ganzen Charme spielen. »Ich schwöre Ihnen, daß ich schon die ganze Zeit über nach der oder den Personen suche, die für den Tod Ihres Vaters verantwortlich sind. Ich will sie unbedingt zur Rechenschaft ziehen.« Es war schwierig, auf englisch charmant zu wirken. Es gab viele Worte, Wendungen und Ausdrücke, die er nicht kannte, bei anderen war es sich nicht sicher, und dies war nicht der richtige Zeitpunkt, um ein Risiko einzugehen.
Audrey nahm sich Zeit, um sich ein Urteil über ihn zu bilden. Sie war jetzt seit einigen Stunden in diesem riesigen Gebäude - vielleicht sogar schon einen ganzen Tag, denn sie war sicher, daß sie nach dem Essen ein wenig geschlafen hatte.
Als sie erwachte, befand sie sich mit zwei japanischen Frauen in einem Raum. Das Rascheln ihrer Kimonos wirkte beruhigend.
»Wo bin ich?« hatte sie gefragt und die Panik niedergekämpft. Aber die Frauen hatten nur gekichert und die Köpfe geschüttelt, als sie ihr aus ihren schmutzigen, verschwitzten Kleidern halfen. In Hawaii konnte sie wohl kaum mehr sein, überlegte sie, als sie sich von ihnen ausziehen ließ, dafür war es viel zu kalt.
Die Frauen hatten sie in einen weichen Baumwollbademantel gehüllt und sie durch einen Korridor geleitet, der völlig kahl war. Audrey be-

merkte nur ein tiefes Summen wie von schweren Maschinen. Sie wußte, daß sie nicht in einem Privathaus oder einem Hotel sein konnte, damit blieb nur noch irgendein Geschäftsgebäude übrig, ein Büro oder ein Lagerhaus.
Die Frauen schoben sie durch eine Tür, und sofort war sie von Dampf umgeben. Sie ging auf Holzdielen, die glitschig waren von warmem Wasser. Die Frauen nahmen ihr den Bademantel ab und halfen ihr in eine Holzwanne mit heißem Wasser. Während der nächsten zehn Minuten wurde sie auf die sanfteste, gründlichste und angenehmste Weise abgeschrubbt, die sie je erlebt hatte.
Dann führte man sie zu einer zweiten Wanne mit noch heißerem Wasser. Hier streckte sie sich aus und entspannte sich. Die Frauen saßen daneben und kicherten vor sich hin. Audrey schloß die Augen und atmete tief. Der Dampf roch köstlich nach Krautern.
Sie dachte an den Raum, in dem sie erwacht war. Er war klein, fast eng und ebenfalls völlig kahl. Der Holzboden verlangte nach Bohnerwachs, eine Liege und eine brennende Lampe bildeten die Einrichtung, Fenster gab es keine.
Die Frauen waren auf dem Boden gekniet und hatten leise miteinander gesprochen, als sie die Augen öffnete. Als sie bemerkten, daß sie wach war, boten sie ihr sofort Tee an, den sie gierig trank. Obwohl sie völlig ausgedörrt war und kaum einen klaren Gedanken fassen konnte, schämte sie sich doch ihres Geruchs. Als hätten sie ihre Gedanken erraten, hatten die Frauen sie ins Bad geführt.
Allem Anschein nach, entschied Audrey, befand sie sich in einem Lagerhaus. Sie dachte an den fensterlosen Raum. Auch herrschte hier ein Gefühl der Zeitlosigkeit, während in einem Bürogebäude nachts eine andere Atmosphäre spürbar sein würde als bei Tag, wenn es voller Menschen war.
Nach einiger Zeit trocknete man sie ab, kämmte ihr das Haar und zog ihr einen dunkelblauen seidenen Unterkimono und dann einen pfauenblauen Kimono mit herrlichen Mustern an.
»Wo bringen Sie mich hin?« fragte sie und vergaß ganz, daß die Frauen kein Englisch sprachen. Wieder wurde gekichert.
Als sie wieder in dem fensterlosen Raum war, brachte man ihr zu essen. Sie schlang die Speisen gierig hinunter, ohne darauf zu achten, was man ihr vorsetzte. Alles schmeckte köstlich. Sie war nicht sicher, was dann geschehen war, hatte aber hinterher das Gefühl, sie müsse eingeschlafen sein, denn als sie die Augen geöffnet hatte, waren die Teller verschwunden gewesen und ihr Körper war steif, als habe er sich längere Zeit in derselben Stellung befunden.
Anschließend brachte man sie zu Masashi. Er saß hinter einem niedrigen Lacktisch in einem geräumigen Zimmer mit handbeschriebenen

Schriftrollen an den Wänden. Shoji, durchscheinende Wandschirme aus Reispapier, ließen durch ein kleines Fenster Licht herein. Er hatte sich ihr vorgestellt und ihr erzählt, wo sie sich befand und wie lange sie schon hier war. Audrey wußte, was ein Yakuza war, obwohl sie zum erstenmal persönlich einen vor sich sah.
»Ich weiß, daß Sie Angst haben«, sagte Masashi, »und Sie sind sicher auch verwirrt. Sie werden meine Frage nur ungern beantworten, das ist mir klar, und das ist auch verständlich. Ich möchte versuchen, es Ihnen zu erklären: Sie wurden von Feinden Ihres Vaters aus Ihrem Haus entführt, möglicherweise von denselben Leuten, die ihn töten ließen. Durch einen glücklichen Zufall haben meine Leute Sie auf Hawaii entdeckt. Ich hatte sie dorthin geschickt, um herauszufinden, wer Ihren Vater ermordet hatte.« Er lächelte bedauernd. »Leider hatten sie dabei keinen Erfolg.« Sein Lächeln vertiefte sich. »Aber Sie sehen, das Glück lacht uns beiden. Sie haben Sie entdeckt und Sie zu mir gebracht. Hier sind Sie völlig in Sicherheit, meine Liebe. Ich habe besondere Vorkehrungen getroffen. Die Leute, die Sie suchen, können hier nicht an Sie heran.«
Audrey schauderte. »Dieser Mann in Hawaii«, sagte sie, »der mich an einen Stuhl gefesselt hat...«
»Was für ein Mann, meine Liebe?« fragte Masashi.
Audrey beschrieb ihn. »Hat er für Sie gearbeitet?«
»Nein«, log Masashi. »Das war derjenige, der Sie entführte. Meine Leute waren gezwungen, ihn auf dem Flughafen von Maui zu töten. Sie mußten es tun, wissen Sie, um Sie hierherzubringen.«
»Dann bin ich Ihnen zu Dank verpflichtet«, sagte Audrey. Innerlich fror sie noch immer. »Ich schulde Ihnen viel. Ob ich wohl Ihr Telefon benützen könnte? Ich möchte gerne meine Familie anrufen. Sie müssen ganz außer sich sein vor Sorge, was mit mir geschehen ist.«
»Sie werden sich freuen zu hören, daß meine Leute schon mit Ihrer Mutter gesprochen haben«, improvisierte Masashi. »Sie war sehr erleichtert als sie hörte, daß es Ihnen gutgeht.«
»Ich danke Ihnen sehr«, sagte Audrey. »Aber ich würde doch gerne selbst mit ihr sprechen.«
Masashi nickte. »Natürlich. Aber wenn Sie sich noch einen Augenblick gedulden und mir erst meine Frage beantworten könnten. Was hat Ihr Vater Ihnen geschrieben? Es ist sehr wichtig.«
Audrey runzelte die Stirn. »Das verstehe ich nicht. Warum sollte es für Sie wichtig sein?«
»Weil es vielleicht einen Anhaltspunkt dafür gibt, wer ihn getötet hat.«
»Nun, ich weiß nicht, ob Sie etwas damit anfangen können«, sagte Audrey. »Ich kann keinen Sinn darin finden.«

Masashi stand kurz vor dem Ziel seiner Wünsche und mußte sich beherrschen, um nicht vor Aufregung zu zittern. »Vielleicht kann ich etwas daraus entnehmen«, sagte er.
»Gut«, meinte sie. »Ich werde es Ihnen sagen.«
»Das Katei-Dokument«, sagte Eliane dicht hinter ihm.
Michael hob die Schriftrolle heraus und öffnete sie. Sie war in japanischem kanji mit der Hand geschrieben. Michael überflog sie schnell. Hier enthüllte sich ihm das Herz des Jiban. Das Blut stockte ihm in den Adern. Das ist ein Programm von Wahnsinnigen, dachte er, während er den Langzeitplan zur Schaffung eines neuen, mächtigeren, stark vergrößerten Japan aus der Asche des alten überflog. Wie konnte der Jiban hoffen, sein Ziel einer Expansion nach China zu erreichen? Das war nicht nur Wahnsinn - es war unmöglich.
Michael las Kozo Shiinas Stellungnahme gegen den Phönix des japanischen Kapitalismus, der die Traditionen des alten Japan zu zerstören drohte, Traditionen, die Japan groß gemacht hatten und im wesentlichen seine Seele bildeten. Und wieder hörte er Elianes Stimme: »Der Jiban will Unabhängigkeit für Japan, Freiheit von den erdölproduzierenden Ländern, aber vor allem Befreiung von der Herrschaft Amerikas.«
Wieder hörte er die Warnglocke in seinem Kopf, während er weiterlas. War da nicht etwas, was ihm entging, eine Einzelheit, die dies alles in den Bereich des Möglichen brachte?
Aber dann kam gegen Ende ein Absatz, der ihn unvermittelt innehalten ließ.
»Mein Gott!« murmelte er.
»Michael«, fragte Eliane, »was ist los?«
Michael packte die Rolle in aller Eile wieder ein. »Das Katei-Dokument ist viel mehr als das Programm des Jiban«, sagte er heiser. »Es ist ein lebendiges Tagebuch, das ständig, den Umständen entsprechend, auf den neuesten Stand gebracht wird.« Er sah sie an. »Demzufolge hat der Jiban ein Abkommen mit der Sowjetunion getroffen, wonach der KGB ihm eine Atombombe liefern wird.«
»Aber das ist Wahnsinn«, flüsterte sie.
Michael nickte. »Genau das sind Shiina und die übrigen Mitglieder des Jiban - Wahnsinnige.«
»Geht daraus auch hervor, wann die Lieferung erfolgen soll?«
»Nein«, sagte Michael. »Es wäre durchaus möglich, daß der Jiban das Ding schon hat.«
Der Priester platzte in die erschrockene Stille des winzigen Raumes herein. Er blickte von Michael zu Eliane. »Ich bitte tausendmal um Verfür die Unterbrechung«, sagte er, »aber es sind Männer ge-

kommen, ohne die Glocke zu läuten.« Damit wollte er sagen, daß die Männer gefährlich waren.
»Weißt du, wer sie sind?« fragte Michael.
»Ihre Gesichter sind mir nicht bekannt«, sagte der Priester. Er war sichtlich erregt. »Aber ich kann dir sagen, daß sie zu viert sind.«
Michael hatte die Rolle schon in den Kasten zurückgelegt. Jetzt wickelte er ihn wieder in das weiße Tuch. »Diese Männer sind Yakuza?« fragte Eliane den Priester.
»Yakuza haben hier nichts zu suchen«, sagte der Priester. »Bitte beeilt euch. Innerhalb des Heiligtums darf es nicht zu Gewalttätigkeiten kommen.«
Michael nahm den Kasten und sie eilten aus dem Raum. Draußen, im großen Andachtsraum des Tempels, war die ewige Stille, in der die kleinen Geräusche der Natur dominierten, gestört worden. Sie hörten das Echo scharfer, fordernder Stimmen.
»Meine Brüder werden versuchen, die Männer davon abzuhalten, hier einzudringen«, sagte der Priester. »Es ist bei uns nicht Brauch, jemandem die Zuflucht zu verweigern, aber diese Männer haben Herzen aus Blei.«
Er führte sie durch den Andachtsraum, vorbei an der Stelle, wo das geweihte Seil die heiligen Räume abgrenzte, in denen nur der kami existieren konnte. An dem Seil hingen die traditionellen Zickzackstreifen aus Papier und Stoff. Dahinter befand sich, wie Michael wußte, ein kleiner, durch Vorhänge verborgener Nebenraum.
Der Priester führte sie einen engen Gang entlang und blieb vor einer Tür stehen. Er zog sie auf und wollte ihnen gerade den Weg zu einem der Nebengebäude zeigen, als er zwei Männer erblickte, die durch den Regen gelaufen kamen. Sofort schloß er die Tür wieder und sagte: »Dieser Weg ist schon zu gefährlich. Kommt mit mir.«
Er führte sie auf demselben Weg zurück in den Andachtsraum. Die Stimmen klangen lauter, dringlicher. Der Priester schaute ängstlich in die Richtung, aus der sie kamen. Sie standen jetzt vor dem heiligen Seil. Der Priester warf einen Blick hinter sich.
»Hier hinein«, drängte er und zeigte auf den Raum hinter dem geweihten Seil.
»Aber hier wohnt der kami«, protestierte Michael. »Der Raum ist heilig.«
Der Priester sah ihn nicht ohne Güte an. »So heilig wie das Leben«, sagte er leise. »Jetzt geht, versteckt euch. Ich bemühe mich, meinen Brüdern zu Hilfe zu kommen.«
Hinter dem Vorhang war es kühl und dunkel. Man glaubte, in einem riesigen Raum zu sein - noch mehr als im Andachtsraum -, aber das war natürlich unmöglich.

»Vielleicht sollte einer von uns versuchen, den Wagen zu erreichen?« flüsterte Eliane. »Dein Schwert ist...«
Michael legte ihr einen Finger auf die Lippen, und die Stille senkte sich wieder über sie. Hier herrschte eine eigentümliche Atmosphäre, als seien sie Schauspieler, die am Premierenabend auf das Heben des Vorhangs warteten, eine elektrisierende Spannung, die nichts mit den imaginären Schauspielern selbst zu tun hatte, sondern vielmehr vom Rascheln des unsichtbaren Publikums ausging und wie ein Funke zu den im Halbdunkel Stehenden übersprang.
»Michael«, flüsterte sie ihm ins Ohr. »Laß mich gehen.«
Er schüttelte den Kopf, aber sie war schon in Bewegung. Er wollte sie packen, sie kam ihm zuvor und sprang zur Seite. Dann hatte er das Gefühl, allein - oder vielmehr ohne sie zu sein.
Allein war er nicht. Er spürte die Gegenwart des kami.
Oder Tsuyos.
Vielleicht gab es schließlich doch keinen Unterschied zwischen den beiden.
»... sag Michael, er soll an mich denken, wenn er das nächstemal grünen Tee trinkt. Sag ihm, er soll meine Porzellantasse benützen, die er immer so hoch geschätzt hat. Ich bin mit meinen Gedanken an dem Ort, an dem ihr beiden fast umgekommen wäret. Selbst im Sommer gibt es dort leider keinen einzigen Reiher.« Damit beendete Audrey die rätselhafte Botschaft ihres Vaters.
Masashi konzentrierte sich auf jedes einzelne Wort. »Diese Porzellantasse«, fragte er, als sie fertig war. »Kennen Sie sie?«
»Sicher«, sagte Audrey. »Sie war eines der Erinnerungsstücke, die mein Vater aus Japan mitgebracht hat.«
Aufgeregt hakte Masashi ein. »Vor kurzem?«
»O nein«, sagte Audrey. >Das war schon vor vielen Jahren. Sie stammt aus der Zeit kurz nach dem Krieg, glaube ich.«
Dann kann es das nicht sein, dachte Masashi. »Dieser Ort, den Ihr Vater erwähnt«, sagte er dann, »wo Sie und Ihr Bruder beinahe umgekommen wären. Ist er hier in Japan?«
»Nein«, sagte Audrey. »Ich war noch nie hier. Er ist in den Staaten.«
»Wie bitte?«
»In Amerika.«
»Warum sollte er für ihn eine besondere Bedeutung haben?« fragte Masashi.
»Vermutlich wegen des Ereignisses, das er erwähnte.« Audrey überlegte einen Augenblick, »Er hatte schreckliche Angst, daß Michael und ich tot sein könnten. Wissen Sie, damals gab es einen Schneesturm und . . .«

In diesem Augenblick wurde die Tür geöffnet und Kaero eilte herein. Sein Gesicht war verkniffen. Die Tatsache, daß er nicht einmal angeklopft hatte, bewies, daß er in höchster Erregung war.
»Was ist?« fuhr Masashi ihn an.
Als Kaero seinen oyabun in diesem Tonfall reden hörte, blieb er sofort stehen und erinnerte sich an die Gebote der Höflichkeit. Er verneigte sich mechanisch und sagte: »Ich bitte zehntausendmal um Verzeihung, oyabun, aber es ist ein Paket für Sie gekommen.«
»Laß mich in Ruhe«, sagte Masashi. »Siehst du nicht, daß ich beschäftigt bin?«
»O doch, oyabun«, versicherte Kaero. »Wenn es nicht von höchster Wichtigkeit wäre, hätte ich Sie niemals gestört. Ein Bote hat das Paket persönlich gebracht. Offenbar ist es so wertvoll, daß Sie selbst seinen Empfang bestätigen müssen. Er weigert sich, irgendeine andere Unterschrift zu akzeptieren.«
»Na schön«, gab Masashi nach. Er wandte sich an Audrey und lächelte. »Es wird nicht lange dauern, meine Liebe«, sagte er. »Ruhen Sie sich ein wenig aus, und wenn ich zurückkehre, werden wir unser Gespräch fortsetzen.«
»Aber was ist mit dem Telefon?« fragte Audrey. »Ich möchte gerne mit meiner Mutter sprechen.«
»Nur Geduld«, sagte Masashi. »Ich stelle einen Mann vor die Tür, damit Sie auch sicher nicht gestört werden.«
»Aber ...«, Audrey brach ab, denn die beiden Männer waren schon fort. Wieder spürte sie, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen. Sie wollte weg von hier, sie wollte nach Hause, zu ihrer Mutter und zu Michael. O Michael, klagte sie lautlos. Was ist mit dir geschehen? Dann dachte sie: Hör auf, dich selbst zu bemitleiden. Sie stand auf und ging zur Tür. Als sie den Knopf drehte, geschah nichts. Die Tür war versperrt. Das ist seltsam, dachte sie, dann zuckte sie die Schultern. Vielleicht war es auch nur eine weitere Vorsichtsmaßnahme. Aber warum hatte ihr Masashi dann nichts davon gesagt?
Nun, beruhigte sie sich, während sie im Zimmer herumging, ich fühle mich hier jedenfalls sicherer als seit vielen Tagen. Sie ging zu den shoji und schob sie auf. Durch das schmutzverkrustete Fenster erblickte sie Hafenanlagen und Wasser. Ein Fluß, entschied sie, denn sie sah, daß am anderen Ufer Gebäude standen und viel Betrieb herrschte. Sie hatte also recht gehabt, sie befand sich in einem Lagerhaus. Es bereitete ihr eine gewisse Befriedigung, daß sie das herausgefunden hatte.
Sie wandte sich vom Fenster ab und sah, daß sich der Türknopf bewegte. Sonderbar, dachte sie. Wenn Masashi zurückkäme, hätte er einen Schlüssel. Sie trat vorsichtig näher. Zwischen Tür und Rahmen

wurde etwas durchgeschoben, sie hörte ein Klicken, dann drehte sich der Knopf, und die Tür ging auf.
Ein Mann stürmte herein. Hinter ihm auf dem Boden sah Audrey den Wachposten liegen, den Masashi zu ihrem Schutz zurückgelassen hatte, und sie dachte: Lieber Gott, sie haben mich gefunden.
Sie wirbelte herum und wollte vor dem Mann davonlaufen, aber er packte sie von hinten. Sie wollte schreien, aber seine Hand legte sich fest auf ihren Mund. Und die Angst schnürte ihr die Kehle zu.
Der Taki-gumi-Angehörige, der die Nebengebäude durchsucht hatte, war zum Haupttempel zurückgekehrt. Er war naß und verärgert. Der andere ebenso. Sie verständigten sich wortlos, dann drängten sie sich an den protestierenden Priestern vorbei. Beide hatten die katanas gezogen und durchsuchten nun systematisch den Andachtsraum. Es scherte sie offenbar nicht, daß dies ein heiliger Ort war, aber schließlich waren sie junge Männer, und ihre Gedanken waren so rauh wie Sandpapier. Vor ein paar Monaten hatten sie noch ihre Motorräder gefahren, Bier getrunken und abgewetzte Lederkleidung getragen. Was wußten sie von Shinto, von Schreinen, heiligen Hainen und von kamil Sie liebten Neon, Geschwindigkeit, den Rausch der Drogen. Sie haßten alles, weil sie zu feige waren, sich ihren eigenen Ängsten zu stellen, und daher machte ihr Haß sie arrogant, wild und schließlich grenzenlos formbar. Sie brauchten nur etwas, worauf sie - ganz gleich, für wie kurze Zeit - ihren Haß richten konnten. Masashi hatte dies erkannt und sich zunutze gemacht. Deshalb gehorchten sie ihm, ohne daß sie es überhaupt wußten.
Der Pockennarbige trat vor das heilige Seil. Er sah den Vorhang dahinter, offensichtlich ein Symbol für etwas, von dem er keine Ahnung hatte. Mit einem Schwerthieb durchtrennte er das Seil, dann näherte er sich vorsichtig dem Vorhang und dem darunterliegenden Raum.
Der Kahlköpfige sah aus den Augenwinkeln eine Bewegung und lief in diese Richtung. Als er um eine Ecke bog, entdeckte er eine Frau, die aus einer Seitentür schlüpfte und lächelte.
Er folgte ihr nicht weiter, sondern kehrte um und lief durch den Andachtsraum zur Vorderseite des Tempels zurück. Er stürmte durch die Gruppe der Priester, trat hinaus in die regnerische Nacht und lief den Weg hinunter zu dem kleinen Unterstand, wo der auffrischende Wind an den Glocken zerrte. Er hetzte, drei der Steinstufen auf einmal nehmend, die breite Treppe hinab.
Er wußte, wohin die Frau unterwegs war. Sie hatten den Wagen gesehen und das katana, das dort auf dem Rücksitz lag. Berührt hatten sie nichts, weil sie nicht wußten, wo ihre Beute war und was sie vorhatte. Jetzt wußte es der Kahlköpfige.

Er war lange vor ihr da und ließ sich im Schatten einer Kiefer nieder. Lange brauchte er nicht zu warten. Eliane kam durch den Wald gelaufen und hielt direkt auf den Wagen zu. Der Kahlköpfige lachte leise. Als Eliane den Wagen erreichte, sprang er vor. Sie hatte den Türgriff gepackt, aber jetzt sah sie in der leicht gewölbten Scheibe kurz sein Spiegelbild. Der Regen verhinderte, daß sie mehr als einen flüchtigen Eindruck gewann, aber der genügte.
Sie drehte sich in den Hüften, beugte das linke Knie, hob das rechte Bein und stieß nach dem Angreifer. Hinter dem Tritt lag ihr ganzes Gewicht.
Der Kahlköpfige taumelte, Eliane wirbelte herum, wechselte das Standbein, trat mit dem anderen Fuß zu. Ihre Fußspitze traf den Kahlköpfigen am Kinn, sein Kopf wurde nach hinten geschlagen, etwas knackte so scharf wie ein Gewehrschuß. Erbrach zusammen, sein Kopf hing in unnatürlichem Winkel herab.
Eliane hob das zu Boden gefallene katana auf. Als sie zurücklief, den Lichtern des Tempels entgegen, glaubte sie, das Geräusch eines Automotors zu hören, aber bei dem Lärm, den Wind und Regen machten, war sie nicht sicher.
Im Tempelinneren näherte sich der pockennarbige Yakuza dem Vorhang. Er hatte die übliche erste Angriffsposition des kenjutsu eingenommen, die rechte Seite nach vorne gedreht, die Knie gebeugt, die Fäuste in der Höhe des Brustbeins, die Klinge schräg vor sich haltend.
Er war nicht mehr als einen halben Meter vom Vorhang entfernt, stand ganz still und lauschte. Aber er hörte nur von allen Seiten die Echos, die seine Kollegen bei ihrer Suche auslösten.
Ganz vorsichtig schob er die Schwertspitze weiter, bis sie den Vorhang berührte. Er sah, daß er ihn auf diese Weise leicht beiseite schieben konnte und wollte dies gerade tun, als er aufgerissen wurde. Dann stieß er einen Schrei aus, als der Dämon sich auf ihn stürzte.
Ganz weiß war dieser Dämon. Er hatte Hörner auf dem Kopf und einen großen, grinsenden Mund, so rot wie Blut. Erst als ihm dieser Dämon einen so wuchtigen atemi verpaßte, daß er ihm drei Rippen brach, erkannte er, daß das Gesicht eine Maske und der Körper in ein weißes Tuch gewickelt war. Aber inzwischen hatte er weitere Schläge eingesteckt und konnte kaum noch einen klaren Gedanken fassen.
Michael warf die Maske beiseite und riß dem sterbenden Mann das Schwert aus der Hand. Er wickelte sich das Tuch von seinem Oberkörper und sprang über die reglos daliegende Gestalt.
Einen Augenblick später sah er den Anführer, einen schlanken Mann mit einem dünnen Schnurrbart. Er war anders als die anderen, er war älter und hatte nie auf einem Motorrad gesessen. In ihm brannte eine Flamme, die den anderen fehlte. Er wußte als einziger von den Yakuza

genau, wo sie sich befanden und was unter Heiligkeit zu verstehen war, aber ihm war das einfach egal. Vielleicht war er sogar noch brutaler und wollte den Tempel ganz bewußt entweihen.
Bestimmt, dachte Michael, lag ein gewisses Maß an Befriedigung, wenn nicht gar an direktem Vergnügen in der Art, wie er mit der Klinge seines tanto den kahlgeschorenen Priester bedrohte, der Michael den Kasten gegeben hatte.
Sobald er Michael erblickte, ritzte er eine blutige Linie in die Haut des Priesters. »Bring her, was wir suchen«, sagte er kurz zu Michael. »Vergeude deine Zeit nicht mit Ausreden. Vergeude überhaupt keine Zeit.«
»Aber ich ...«
Wieder ritzte er die Haut des Priesters blutig. »Das mache ich«, sagte er, »an seinem ganzen Körper. So lange, bis du es mir bringst.«
Michael drehte sich um und ging in den Andachtsraum zurück. Er holte den Kasten aus dem Heiligtum des kami und trug ihn zu dem Soldaten, der den Priester festhielt.
»Aha«, sagte der Yakuza tief aufatmend. »Stell ihn hin.« Er nickte. »Genau dahin, so nahe, daß ihn der Priester mir holen kann.«
Michael gehorchte.
»Und jetzt«, befahl er dem Priester, »holst du ihn.« Erhob die Klinge, damit der Mann sich bewegen konnte, dabei verschob sich sein Körper gerade so weit, daß Michael hinter ihm eine zweite Gestalt sehen konnte. Sie war triefend naß.
»Tu ihm nicht weh«, sagte Michael.
Der andere lachte. »Halt den Mund!« Er machte eine Kopfbewegung: »Und sag dem Mädchen, das sich von hinten an mich heranschleichen will, sie soll bleiben, wo sie ist, wenn sie nicht das Blut des Priesters auf den Kleidern haben möchte.«
»Ich werde mich nicht bewegen.« Sie machte einen tiefen, zittrigen Atemzug.
»Einen meiner Männer hast du schon getötet«, sagte der Yakuza zu Michael. »Wo ist der andere?«
»Draußen beim Wagen«, erklärte Eliane. »Ich habe ihm das Genick gebrochen.«
»Ich werde den Kasten jetzt mitnehmen.« Der Yakuza war mit allen Wassern gewaschen, wie Michael jetzt sah. Er ließ sich zu keiner Unbesonnenheit hinreißen.
Michael ging zu dem Kasten und bückte sich.
»Nicht du. Das Mädchen.«
Als er zögerte, sagte der Yakuza: »Ich brauche nur eine Zehntelsekunde, um dem alten Mann das Leben zu nehmen.«
Das tanto schnellte nach oben und wieder zurück. »Den Kasten.«

Eliane brachte den Kasten an die Türschwelle. Während sie das tat, wich er zurück, um den Abstand zwischen ihnen nicht zu verringern. Die Klinge blitzte an der Kehle des Priesters. »Jetzt komm her.«
Eliane ging ins Dunkel hinein.
Michael sah, wie ihr der Yakuza die Klinge seitlich an den Hals drückte, ehe sie im Regen verschwanden.
»Ruhig«, flüsterte Joji ins Ohr von Audrey. »Seien Sie still, sonst verraten Sie uns beide.« Er schloß mit einem Fußtritt die Tür und ging mit ihr in die Mitte des Raumes. »Sie brauchen keine Angst zu haben«, sagte er. »Ich weiß, wer Sie sind. Ich bin Ihr Freund.«
Nachdem Joji gesehen hatte, wie Masashi mit Michiko und Tori im Labyrinth der Gänge verschwunden war, hatte sich Panik seiner bemächtigt. Er war zu vorsichtig gewesen, war zu weit zurückgeblieben, damit Masashi und seine Männer ihn ja nicht bemerkten.
Dann war er diesen und jenen Korridor entlanggerannt und zweimal beinahe auf Masashis Yakuzas gestoßen. Schließlich war er um eine Ecke gebogen und hatte den Wachposten vor der Tür zu diesem Raum gesehen. Sein Herz hatte einen Satz gemacht. Er war überzeugt gewesen, daß ihn das Schicksal genau an die Stelle geführt hatte, wo Masashi Michiko und Tori festhielt.
Er hatte den Wachposten überwältigt und, nachdem er den Schlüssel nicht bei ihm gefunden hatte, das Schloß geknackt. Als er den Raum betrat, ganz auf ein Wiedersehen mit seiner Stiefschwester und deren Enkelin eingestellt, stand er plötzlich Philip Doss Tochter Audrey gegenüber. Er hatte natürlich von Michiko von ihr gehört und die Fotos gesehen, die diese von Audrey und Michael aufbewahrte.
»Ich bin nicht hier, um Ihnen etwas anzutun«, sagte er jetzt. »Ich werde die Hand von Ihrem Mund nehmen.« Er tat es und drehte Audrey zu sich herum. Dann erzählte er ihr, wer er war und was er hier wollte. Audrey hörte ihm zu. Je mehr er sprach, desto größer wurde ihr Entsetzen. »Masashi ist der Feind meines Vaters?« fragte sie. »Aber mir hat er genau das Gegenteil erzählt.«
»Er hat gelogen«, sagte Joji. »Darin ist mein Bruder sehr geschickt.«
Audrey wich zurück. »Eines ist sicher. Einer von Ihnen lügt. Das Problem ist nur, ich weiß nicht wer.«
Joji überlegte einen Augenblick. »Ich kann verstehen, wie Ihnen zumute ist«, sagte er. »Ich habe eine Idee. Begleiten Sie mich nur so lange, bis wir meine Stiefschwester Michiko gefunden haben. Masashi hält sie und ihre Enkelin Tori gegen ihren Willen hier fest. Er hat Tori sogar entführt, damit Michiko und ihre Familie tun, was er will. Bitte. Ich bin sicher, Michiko wird Sie überzeugen können, daß ich die Wahrheit gesagt habe.«

Das hörte sich für Audrey vernünftig an. Joji bot ihr die beiden Dinge, die sie im Augenblick am meisten begehrte: Freiheit und die Chance, selbst zu entscheiden. Sie nickte. »Ich werde Ihnen so weit vertrauen«, sagte sie vorsichtig. »Aber nur so weit.«
Joji verneigte sich. »Das ist nur fair«, sagte er. »Kommen Sie.«
Masashi bestätigte den Empfang des Päckchens, und der Bote raste auf seinem Motorrad davon. Das Päckchen war klein, es paßte fast in seine Hand. Auf der Hülle stand in dunkelroter Schrift: DRINGEND: SOFORT ÖFFNEN. Masashi machte es auf. Im Inneren befand sich eine einzelne Tonbandkassette. Auf keiner Seite der Kassettenhülle sah er eine Aufschrift.
Er kehrte mit Kaero ins Lagerhaus zurück, und sie stiegen die Treppe zu seinem Büro im dritten Stockwerk hinauf. Dort trat er an seinen Schreibtisch und legte die Kassette in einen Recorder.
Eine Stimme ertönte. Sie sprach russisch, aber mit deutlichem Akzent. Die Stimme kam Masashi bekannt vor, aber er konnte sie nicht ganz unterbringen. Er drückte auf einen Knopf und hielt das Band an.
»Du verstehst Russisch«, sagte er zu Kaero. »Übersetze.«
»Es ist ein Ferngespräch«, sagte Kaero. »Der Mann verlangt jemanden namens Yvgeny Karsk. Einen General.«
»In der russischen Armee?«
»Nein«, sagte Kaero. »Im KGB.«
»Im KGB?« Masashi schüttelte verwundert den Kopf.
Kaero lauschte gespannt. »Nach dem, was da gesagt wird, ist Karsk einer der Leiter des KRO, der Abteilung für Spionageabwehr im KGB.«
Kaero sah Masashi an. »Was hat der sowjetische Spionageapparat mit uns zu tun?«
»Abgesehen davon, daß ich sie am liebsten alle umbringen würde, gar nichts«, antwortet Masashi und ließ die Kassette weiterlaufen. Wieder wurde russisch gesprochen, diesmal auf der anderen Seite der Telefonleitung.
»Sie sagen, Karsk wäre zu Hause. Der Anruf wird durchgestellt.«
Schaltgeräusche, elektronische Pieptöne, Klicken. Dann: »Moshi moshil« Japanisch für »Hallo?«
»Ich habe im Büro angerufen.« Kein Wunder, daß ihm die Stimme so bekannt vorgekommen war. Es war die Stimme von Kozo Shiina!
Masashi und Kaero starrten sich an, während sie dem Gespräch zwischen Shiina und Karsk, zwei alten Freunden, lauschten, die sich über die Zerstörung des Taki-gumi unterhielten, über den Handel zwischen Shiina und Karsk, der zur Zerstörung der amerikanischen Wirtschaft führen würde, und über die Anwerbung von Joji Taki, damit die Taki-Brüder sich gegenseitig umbrächten.

»Shiina arbeitet für den KGB?« Masashis Gesicht war weiß vor Zorn. »Dieser gottverdammte Hurensohn!« Fauchend fegte er alles von seinem Schreibtisch.
»Sie meinen, er arbeitet mzYdem KGB zusammen«., verbesserte Kaero, so ruhig er konnte.
»Idiot! Niemand arbeitet mit den Sowjets zusammen«, sagte Masashi verächtlich. Er zitterte am ganzen Körper, war unfähig stillzusitzen oder auch nur ruhig stehenzubleiben. »Die Sowjets sind Meister der Manipulation. Mein Vater hat sie mit allen Mitteln des Taki-gumi bekämpft. Der Gedanke, sie könnten sich auf japanischem Boden breitmachen, machte ihn krank. Und mich macht er auch krank.«
Seine Faust krachte auf den Schreibtisch, daß das Holz knackte. »Und jetzt muß ich feststellen, daß ich mit ihnen im Bunde bin. Das ist zu viel!«
»Und dieser Mann hat Ihnen vorgeschlagen, Ihren Bruder Hiroshi zu ermorden, und er hat Sie gedrängt, Ihren Bruder Joji zu töten«, sagte Kaero. »Shiina hat Sie für seine eigenen Ziele mißbraucht.« Er beobachtete Masashi. »Die Russen schlagen zwei Fliegen mit einer Klappe. Sie lassen uns einen Präventivschlag gegen ihre Feinde, die chinesischen Kommunisten führen, und damit bekommen sie, was sie seit Jahrzehnten anstreben, sie können in Japan Fuß fassen. Nach dem Schlag ist Shiina darauf angewiesen, daß sie auf Japans Seite stehen. Bei allem, was sie von seinen Machenschaften hier wissen, können sie den Jiban sehr wirkungsvoll erpressen. Und da der Jiban dann die herrschende Macht im neuen Japan sein wird ...«
»Wird der KGB die Macht hinter dem Jiban sein«, sagte Masashi. »Er wird Japan beherrschen.« Er ging auf und ab wie ein Tier in einem Käfig auf der Suche nach einem Fluchtweg. »Das kann ich nicht zulassen. Vorher töte ich Shiina und blase das ganze Projekt ab.«
»Hoffentlich sind Sie dazu bereit«, sagte Kaero. »Denn genau das werden Sie tun müssen.«
»Kozo Shiina ist ein toter Mann. Er befindet sich momentan hier im Lagerhaus und macht viel Wirbel um Nobuos Atomtechniker. Ich konnte ihn nicht loswerden. Dieser aufdringliche Mensch will dabeisein, wenn Eliane kommt.« Masashi schaute auf die Dinge hinunter, die er in seinem Wutanfall zu Boden geworfen hatte. Sein Blick fiel auf den Kassettenrecorder und dessen Inhalt, er bückte sich und hob ihn auf.
»Wissen möchte ich nur«, sagte er ruhiger werdend, »wer mir dieses Band geschickt hat.« Er sah Kaero an. »Ich habe einen Schutzgeist, der über mich wacht, nehl«
Eine einzige schmale, kurvenreiche, in einen Berghang gehauene Straße führte vom Tempel weg. Michael holte das Letzte aus dem Wa-

gen heraus und raste, meistens ohne Scheinwerfer, in die Regenmauer hinein und hinter den schwächer werdenden Rücklichtern des Yakuza her. Ohne Scheinwerfer, die dem Yakuza sicher verraten hätten, daß er verfolgt wurde, war die Fahrt ein Alptraum.
Hie und da war bei kleineren Erdrutschen Schutt und Schlamm über die Straße gespült worden. Als der Nissan an die erste dieser Stellen kam, schwänzelte er gefährlich. Ein dicker Baumstamm ragte vor Michael auf, als der Wagen weiterschleuderte. Er trat verzweifelt mehrmals auf die Bremsen, die Räder griffen wieder, und er schaltete herunter.
Der Yakuza hielt sich nach Südwesten, als sie die Bergstraße verließen. Sie überquerten den Sumida auf der Route 122. Der Wagen des Yakuza fuhr sehr schnell, aber er hatte keinerlei Ausweichmanöver versucht und Michael war sicher, daß er nicht entdeckt worden war.
Dann war der Yakuza in Takinogawa von der 122 abgebogen, und Michael hätte ihn an einer verkehrsreichen Kreuzung beinahe verloren.
Immer noch ging es nach Südwesten. Nach Toshima-ku, in das neonerleuchtete Shinjuku und schließlich nach Südosten, nach Minato-ku.
Nun befanden sie sich auf Nebenstraßen, und Michael mußte äußerst vorsichtig sein, denn jetzt in der Nacht waren alle abseits der hektischen modernen Innenstadt gelegenen Gebiete ziemlich dunkel und verlassen. Sie fuhren am Shiba-Onshi-Park vorbei, und plötzlich konnte er den Fluß riechen. Sie waren auf dem Weg zum Takashiba-Pier.
Der Yakuza war um eine Ecke gebogen und kam vor einer Reihe von Lagerhäusern schlitternd zum Stehen. Michael schaltete die Scheinwerfer aus und ließ den Nissan langsam um die Ecke rollen. Er beobachtete, wie der Yakuza, den Kasten, in dem das Katei-Dokument hätte sein sollen, unter dem Arm, aus dem Wagen stieg. Eliane stieg alleine aus, der Yakuza bedrohte sie nicht mit der Waffe. Gemeinsam gingen sie über die Straße, wo ein Mann sie erwartete. Er trat ins Licht, um sie zu begrüßen. Es war Masashi Taki.
Michael saß in seinem Nissan und dachte: War denn alles, was sie mir erzählt hat, Lüge? Sie arbeitet für Masashi. Er hatte kalte Hände und war wie betäubt. War der Kampf am Shinto-Schrein nur Theater, um mich zu täuschen? Er erinnerte sich an ihre Worte: »Du willst offenbar eine einfache Antwort. Einen einzigen Satz, der alles in Ordnung bringt und verständlich macht. Aber so nach Plan geht es im wirklichen Leben nicht zu. Da gibt es zehntausend ineinander verlaufende Grautöne.«
Er atmete mehrmals tief durch, um sich zu beruhigen. Dann glitt er aus dem Wagen.
Joji sagte: »Es ist sinnlos. Dieses Gebäude ist ein Labyrinth, ein Kaninchenbau aus Korridoren und Räumen. Wir werden Michiko niemals rechtzeitig finden.«

»Rechtzeitig wofür?« Audrey war für jede Unterhaltung dankbar. Sie hatte selbst mehrmals versucht, ein Gespräch zu beginnen, aber jedesmal hatte ihr Joji die Hand auf den Mund gelegt, obwohl immer weniger Yakuza zu sehen waren. Alle schienen auf dem Weg nach unten zu sein, in ein tieferes Stockwerk. Reden, dachte Audrey, war jetzt ihre einzige Waffe gegen die Verwirrung. Je mehr sie Joji zum Sprechen brachte, überlegte sie, desto mehr würde sie über ihn erfahren. Eigentlich schien er alles andere als ein Verbrechertyp zu sein. Zum einen wollte er sie nicht wie Masashi hinter Schloß und Riegel halten, zum anderen hatte sie in seinem Hosenbund eine Pistole entdeckt, aber er hatte keine Anstalten gemacht, sie damit zu bedrohen. Audrey ertappte sich bei der Frage, was er wohl tun würde, wenn sie versuchte, sie ihm wegzunehmen. Vielleicht war das die letzte Prüfung, die sie brauchte.
»Masashis Leute machen irgendeine Bombe oder einen Sprengkörper scharf«, sagte Joji. »Da draußen« - er deutete auf eine Stelle hinter der Innenwand des Korridors - »ist ein Laufsteg, von dem aus man in einen großen Raum hinunterschauen kann. Vor kurzem habe ich Männer in Strahlenschutzanzügen an einem Flugkörper arbeiten sehen.«
»Strahlenschutzanzüge?« fragte Audrey. »Wie bei Atomstrahlung?«
Joji nickte. »Gott allein weiß, was mein Bruder im Sinn hat. Aber es ist weitaus tödlicher, als ich dachte. Masashis Macht kommt von einem Mann namens Kozo Shiina - Ihr Vater kannte ihn, glaube ich. Shiinas Gruppe, der Jiban, hat sowohl innerhalb von Japan wie auf der ganzen Welt Beziehungen zu einflußreichen Leuten. Der Jiban will mehr Raum für die Japaner, und das bedeutet einen Einmarsch in die Mandschurei und nach China, genau wie es in den Jahren vor dem Krieg im Pazifik geplant war. Es scheint jetzt klar zu sein, daß Shiina den Atomsprengkörper besorgt hat und mein Bruder die Arbeitskräfte.«
»Aber was haben sie mit der Bombe vor?« fragte Audrey.
Joji preßte die Finger gegen die Augen. »Ich weiß es nicht«, sagte er. »Aber ich habe eine Idee, die direkt aus einem Alptraum stammen könnte.« Er sah Audrey an. »Sie wollen die Bombe auf China abwerfen.«
»Das ist lächerlich«, meinte Audrey. »Damit würden sie doch nie durchkommen, oder? Ich meine, es gibt doch Radar, ein internationales Warnsystem, damit so etwas nicht vorkommen kann, ohne daß andere Nationen es vorher erfahren?«
»Das ist richtig«, räumte Joji ein. »Natürlich würde man sie daran hindern. Aber sie müssen einen Weg gefunden haben. Das ist die einzige Antwort, die einen Sinn ergibt.«
Audrey sah die Pistole aus Jojis Hosenbund herausragen. Der Griff war in ihrer Reichweite. Sollte sie versuchen, sie an sich zu bringen? Sie entschied sich dagegen, wollte ohne Zwang herausfinden, ob Jojis Geschichte stimmte oder nicht.

»Kommen Sie«, sagte sie und zog ihn mit sich. »Lassen Sie uns Ihre Michiko finden. Vielleicht kann sie es uns erzählen.«
Das Prasseln des Regens klang wie eine Million Herzschläge. Michael stand im zweiten Stock des Lagerhauses in Takashiba und beobachtete die Stille.
Auf einem Wandschirm aus lackiertem Holz und durchscheinendem goldenen, blauen und schwarzen Reispapier war ein heiterer, nebelverhüllter Fujiyama im Mondschein abgebildet. Die Landschaft ringsum leuchtete, als reflektiere der große Berg das Licht wie ein Spiegel und übergieße alles in seiner unmittelbarer Umgebung damit. Der Wandschirm teilte den Raum in zwei Bereiche: hellere Schatten, schwaches Licht. Dahinter befand sich ein alter Stufenschrank, wie man ihn in vielen japanischen Bauernhäusern finden konnte, und ein Fenster, das auf den Hafen hinausging. Vor dem Wandschirm erstreckte sich der größere Teil des Raumes, und dort stand ein großer hibachi, ein japanischer Ofen, auf dem man kochte und Essen servierte. Gleich daneben ein Tisch aus Stein und Kyokiholz und darauf eine Bronzekanne, aus deren Schnabel Dampf quoll, außerdem zwei blaßgrüne Tassen, die darauf warteten, gefüllt zu werden. Auf dem tatami lagen mit Buchweizenspreu gefüllte Kissen.
Michael war vom Eingang aus eine Treppe nach oben gestiegen.
Stick Haruma hatte ihm eine an beiden Enden beschwerte Eisenkette mitgegeben.
Michael duckte sich sprungbereit und lauschte auf die Stille, die auf seinem Trommelfell lastete. Das Gefühl der Gefahr war sehr stark.
Er sah den Schatten hinter dem Mond über dem Fujiyama vorüberstreifen und machte einen Satz nach rechts. Hinter ihm schnitt ein Langschwert durch das Reispapier des Wandschirms. Michael drehte sich um, die beschwerte Kette in den ausgestreckten Händen, und stürmte durch die Lücke.
An der Wand ein Schatten, länglich oval, er wartete darauf, daß er von einem Leben ins andere, von einer Realität in die andere trat.
»Eliane!« Er faßte die Kette fester.
»Das«, sagte sie und hielt ihr Langschwert schräg in die Höhe, »war wohl unvermeidlich.« Ihre Stimme und Ihr Gesicht waren sehr traurig.
»Du hast mir erzählt, du hättest den Auftrag, mich zu beschützen«, sagte Michael. »Aber du hast die ganze Zeit für Masashi gearbeitet. Du hast mich immer wieder belogen. Und dann hast du noch mehr gelogen. Ich weiß nicht, wie ich dir auch nur einen Augenblick lang glauben konnte.«
»Wenn ich es dir nur hätte erklären können, daß ich keine andere Wahl hatte«, sagte sie, während sie ihn umkreiste. »Meine Tochter ist

als Geisel in Masashis Gewalt. Du siehst also, es ist ganz egal, was ich für dich empfinde, was ich geschworen habe, das alles zählt nicht mehr. Es gibt nichts, was ich nicht tun würde, um das Leben meiner Tochter zu retten.«
»Einschließlich mich zu töten.«
»Masashi hat das Katei-Dokument.« Langsam verringerte sie den Abstand zwischen ihnen. »Sobald er es Kozo Shiina übergeben hat, ist alles vorüber. Ich bekomme mein Baby zurück.«
»Glaubst du das wirklich?« Michael hatte keine Hoffnung mehr. Er glaubte nicht, daß er Eliane besiegen konnte. »Masashi weiß, wie gefährlich du bist. Glaubst du, er wird dich am Leben lassen?« Seine einzige Chance war, den Kampf zu vermeiden. Sie zu überzeugen ...
»Ich muß es glauben«, sagte Eliane. »Es ist das einzige, was mich aufrecht hält. Ich kann nicht zulassen, daß er meine Tochter tötet.«
»Gemeinsam haben wir eine Chance«, sagte Michael. »Wir müssen nur gemeinsam Masashi gegenübertreten.«
»Aber das ist unmöglich«, sagte Masashi dicht hinter Michaels linkem Ohr. Und während Michael schon den grellen Schmerz in seinem Kopf spürte, wußte er, daß Eliane die ganze Zeit über nur der Lockvogel gewesen war. Um seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, während Masashi zum tödlichen Schlag ausholte.
»Verschwinde«, befahl Masashi Eliane. »Unten versammeln sich die Männer. Wir können bald anfangen. Mach dich dort nützlich.« Er betrachtete Michael, der besinnungslos auf dem Boden lag. »Vieles von dem, was er sagte, klingt richtig. Du bist viel zu gefährlich. Das hätte ich schon lange erkennen müssen. Mein Vater wollte aus dir einen Mythos machen, und ein Mythos bist du schließlich geworden. Du hast dir den Mantel des Übernatürlichen umgelegt, vielleicht auch wegen deiner kämpferischen Fähigkeiten.« Er warf einen verstohlenen Blick auf sie und sah, daß sie die Angriffshaltung nicht aufgegeben hatte. Er machte eine schnelle Bewegung aus dem linken Handgelenk, die Klinge seines katana zuckte nach oben, ins Licht.
»Möchtest du es jetzt mit mir aufnehmen? Möchtest du sehen, wer von uns mehr Blut vergießen, wer den anderen überdauern kann? Das wäre ein zermürbender Kampf, dafür würde ich sorgen. Ein Kampf, den du nie gewinnen kannst. Ich habe das größere Durchhaltevermögen, die größere Kraft. Außerdem ist auch Tori zu berücksichtigen. Die kleine Tori. Ich habe sie heute gesehen. Sie hat nach ihrer Mami geweint.«
»Bastard.« Eliane knirschte vor Wut mit den Zähnen. »Wie gerne würde ich gegen dich das Schwert erheben.«
Masashi ließ wieder die Klingenspitze zucken. »Dann komm.«
Voller Abscheu vor sich selbst, ohne einen Blick auf Michael zu wer-

fen, um nicht sehen zu müssen, was sie ihm angetan hatte, drehte sie sich um und verließ den Raum. Aber Masashis Gelächter folgte ihr den Gang entlang.
Sie lief blind erst eine Treppe, dann eine zweite hinunter. Wo war der helle, edle Weg des Kriegers? Den gab es nur im Märchen, das wurde ihr jetzt klar. Die wirkliche Welt duldete keine Güte. Sie war grausam und unerbittlich.
Wie konnte sie ein Teil der Hoffnung und des Traumes sein? fragte sie sich. Wenn sie wirklich die Zukunft symbolisierte, dann wollte sie nicht daran teilhaben.
Sie nahm ihr Schwert und drehte den Griff nach außen. Dann schob sie die Klinge auf sich zu, bis die Spitze ihren Unterleib berührte. Ihre Schuld und ihre Hingabe an giri zerrissen sie innerlich. Wenn sie hierblieb und sich schweigend fügte, würde der Mann, den sie liebte, vernichtet werden und ihr Land vielleicht ebenfalls. Wenn sie all ihren Mut zusammennahm und in dieses gräßliche Zimmer zurückkehrte, wo Masashi sich über Michael beugte, wenn sie Masashi tötete, dann, das wußte sie, ermordete sie gleichzeitig ihre eigene Tochter. Der Tod rief nach ihr. Er war jetzt ihre einzige Rettung. »Ich bin die Erlösung«, rief er ihr zu. »Ich befreie dich von aller Pein, allem Leid, aller Verantwortung. In meinen Armen ist die Pflicht nur ein Traum. Ich bin Ruhe, Frieden, ewiger Schlaf.« Aus seiner Dunkelheit winkte die Freiheit, und Eliane war bereit, ihrem Ruf zu folgen.
Und so schickte sie sich an zu sterben.
»Solltest du in feindliche Hände fallen, dann kannst du nur eine begrenzte Menge verraten.« Onkel Sammy stand an einem Rednerpult und dozierte. »Informationen sind tödlich, mein Junge.« Onkel Sammy sah aus wie ein englischer Schäferhund. »Jedenfalls in unserem Geschäft.« Genau wie Nana, die Beschützerin der Darling-Kinder in >Peter Pan<.
Was war das für ein Geschäft? wollte Michael, der warm und geborgen in seinem Bett lag, wissen.
Onkel Sammy hob die Pfoten auf den oberen Rand des Rednerpults, a er es waren nicht die Pfoten eines englischen Schäferhunds, sondern die schwarzen, krallenbewehrten Pranken eines Dobermanns. Knurrend sprang das Tier Michael an ...
Er hob den Kopf, öffnete stöhnend die Augen und blickte direkt in die von Masashi.
In einem Raum, wo immer noch der Fujiyama, mit einem Riß in der Mitte, leuchtete. Michael blinzelte sich Schweiß und Blut aus den Augen. Kurz darauf konnte er sehen:
Wie Masashi den Kasten nahm und ihn auf den Tisch stellte. Er

beugte sich so weit darüber, daß sein Gesicht ganz nahe bei Michael war. Michael wollte sich bewegen, stellte aber fest, daß er es nicht konnte. »Einst«, sagte Masashi, »gab es drei Brüder. Einer zog für seinen oyabun in den Krieg und wurde getötet. Dann zog auch der zweite für seinen oyabun in den Krieg, und auch er wurde erschlagen.« Der Haß hatte Masashis Augen farblos werden lassen. »Nun kam die Reihe an den dritten Bruder, für seinen oyabun in den Krieg zu ziehen. Er tat dies so bereitwillig wie die beiden anderen, aber zuvor schwor er einen Eid, den Tod derer zu rächen, die ihm vorangegangen waren.«
Er hatte die Augen eines Wolfs, eines Raubtiers. »Deine Aufgabe«, sagte Masashi, »war es, uns zu diesem Ziel zu führen.« Seine Finger legten sich um den Kasten. »Und nachdem du sie erfüllt hast, wirst du sterben.«
Michael schaute in Masashis starre Augen und zweifelte nicht daran. Er hatte schon einige sensei kennengelernt und wußte zwischen Prahlerei und Drohung zu unterscheiden.
Masashi öffnete den Deckel des Kastens und klappte ihn auf. Endlos lange, so schien es Michael, blieb sein Gesicht ausdruckslos, dann griff er hinein und zog die Schriftrolle heraus. »Das Katei-Dokument.« Er erkannte das Siegel auf der Außenseite und schaute Michael mit funkelnden Augen an. »Jetzt habe ich alles. Jetzt habe ich endlich das Mittel, um Kozo Shiina meinen Wünschen gefügig zu machen. Shiina hat den sowjetischen KGB um Unterstützung gebeten. Er wollte mich an einen Russen namens Yvgeny Karsk verkaufen, sobald er die Arbeitskraft des Taki-gumi nicht mehr brauchte. Aber ich habe ihn überlistet, ich habe das Katei-Dokument. Ohne dieses Dokument wird Shiinas Macht innerhalb des Jiban abbröckeln. Um diese Macht zu erhalten, braucht er mich.«
»Wo ist meine Schwester?« fragte Michael. »Wo ist Audrey?«
Masashi legte die Rolle beiseite. »Es sieht so aus, als könnte ich mich von dir trennen.« Er zog Michael zu dem hibachi, öffnete die Kupferklappe, und das Kohlenfeuer im Inneren wurde sichtbar. Der Schein flackerte über sein Gesicht und verlieh ihm ein gespenstisches Aussehen. »Zeit zu sterben.«
Audrey sah Elianes zusammengesunkene Gestalt als erste und blieb stehen. »Ist sie das?« fragte sie Joji. »Ist das Michiko?«
Joji fuhr zusammen und spähte in die Dunkelheit des Korridors. »Mein Gott«, sagte er. »Das ist Eliane, ihre Tochter! Wie kommt sie hierher?« Dann erblickte er das Langschwert, lief auf sie zu und rief sie an.
Eliane hatte sich ganz in die eiserne Entschlossenheit versenkt, die erforderlich war, um die Sinne auszuschalten und den Willen für den

nahenden Tod zu stählen. Sie war sich nur bewußt, daß ein Mann auf sie zugelaufen kam. Schatten rasten an der Wand entlang, näherten sich ihr.
»Bleib weg!« schrie sie. Sie hatte entsetzliche Angst, es könnte Masashi sein, der ihr Einhalt gebieten und sie noch einmal an die Qual fesseln wollte, die er als Leben bezeichnete. »Ich bin schon tot!«
Audrey holte Joji ein und stieß ihn, aus irgendeinem Instinkt heraus, zurück. Sie sah Elianes zerquältes Gesicht und wußte, was sie zu tun hatte.
»Bleiben Sie zurück«, befahl sie. »Tun Sie, was ich sage, Joji. Wenn Sie sie retten wollen, gehen Sie um die Ecke, wo sie Sie nicht sehen kann!«
Als Audrey sicher war, daß Joji bleiben würde, wo sie ihn hingeschickt hatte, wandte sie sich Eliane zu. Ihr Herz hämmerte schmerzhaft gegen ihre Rippen. Sie wußte, daß sie dem Tod ins Gesicht sah. Elianes Züge waren wie die eines Sterbenden, verzerrt, hart und von einem seltsamen, sprühenden Licht erfüllt.
Audrey war bestürzt. Sie erinnerte sich an Michaels Erzählung von dem Sturm in den Bergen von Yoshino vor so langer Zeit. Sie erinnerte sich an seine Stimme, als er davon sprach, wie Seyoko in Wind und Regen verschwand, in den Abgrund geschleudert wurde. Michael hatte ihr Gesicht beschrieben, aber Audrey hatte ihn nicht verstanden. Jetzt begriff sie. Du lieber Gott, dachte sie, wie hat er nachts überhaupt noch schlafen können?
»Eliane?«
»Wer sind Sie?« fragte Eliane. »Gehen Sie weg.«
Audrey kniete auf dem Boden des Korridors nieder und versuchte verzweifelt, sich alles ins Gedächtnis zu rufen, was Michael ihr jemals über Japan erzählt hatte. Sie war vielleicht zwei Armlängen von der anderen Frau entfernt.
»Ich bin die Schwester von Michael Doss«, sagte sie langsam und deutlich. »Kennen Sie ihn?«
In Elianes Augen flackerte etwas auf. Sie sah Audrey zum erstenmal an, erkannte sie und sagte: »Gütiger Gott, Sie sind noch am Leben. Nun, das ist wenigstens etwas. Ich dachte, ich hätte Sie auch zerstört.« Dann, mit gequälter Stimme: »Ja, ich kenne ihn. Ich habe ihn umgebracht.«
Audrey biß sich auf die Lippen, um nicht zu schreien, und kämpfte ihre Panik nieder. »Wie meinen Sie das?« fragte sie so ruhig, wie sie konnte.
»Meine Mutter hat mir befohlen, Michael zu suchen und bei ihm zu bleiben, ihm zu helfen. Aber dann hat Masashi meine Tochter entführt. Er hat meinen Vater und meine Mutter gezwungen zu tun, was er

wollte. Er hat auch mich gezwungen zu tun, was er wollte. Ich habe ihm das Schwert des Jiban gebracht, ich habe ihm Michael und das Katei-Dokument gebracht. Jetzt hat er alles. Er hat alle Macht. Und er wird Michael töten. Ich weiß es.«
Vieles davon wurde hastig herausgesprudelt und war für Audrey schwer zu verstehen. Aber es stimmte so weit mit Jojis Geschichte überein, daß sie endgültig davon überzeugt war, daß er die Wahrheit gesagt hatte.
»Soll das heißen, daß Michael noch nicht tot ist?«
»Vielleicht«, sagte Eliane. »Ich weiß es nicht.« Sie sah Audrey mit verzweifeltem Blick an. »Lassen Sie mich allein, damit ich in Frieden sterben kann.«
»Dann besteht noch eine Chance«, sagte Audrey, ohne auf ihre Bitte zu achten. »Eliane, hören Sie mir zu. Joji ist bei mir. Er hat herausgefunden, daß Masashi Ihre Tochter hier im Lagerhaus festhält. Er ist mit Michiko hergekommen, um sie zu retten. Ihre Mutter und Tori sind zusammen. Hier.«
Eliane hob den Kopf. Durch diese schrecklichen toten Augen schien ein inneres Feuer zu brechen, ihre Brust begann sich zu heben und zu senken, in ihre aschgrauen Wangen kehrte Farbe zurück. »Kann das wahr sein?«
Audrey rief nach Joji. Er kam sofort, und sein Anblick hatte eine erstaunliche Wirkung auf Eliane. Sie ließ ihr Schwert fallen, stand auf und umarmte ihn. »O Joji!« schrie sie. »Tori ist in Sicherheit?«
Er blickte über ihre Schulter hinweg Audrey an, die entschieden nickte. »Ja«, sagte er und hielt sie fest. »Sie und deine Mutter sind jetzt in Sicherheit.«
Dann riß sich Eliane von seiner Wärme los. Sie wirbelte herum, und ihr Gesicht drückte Bestürzung aus. »Lieber Gott«, flüsterte sie. »Michael! Was habe ich getan?«
Es würde bei diesem Kampf nichts ändern, wenn sie beide katanas hätten. Finde das Zentrum des Gegners, hatte Tsuyo ihm beigebracht. Konzentriere dich darauf.
Michael wurde von Schmerzen gequält, aber darum durfte er sich nicht kümmern. Wenn er seinem Geist auch nur einen Augenblick lang gestattete, bei den Schmerzen zu verweilen, würde er unterliegen.
Und das war natürlich Masashis Ziel. In diesem Kampf ging es um ein Höchstmaß an Ausdauer. Hier wurde die Niederlage nicht am Stillstand des Herzschlags gemessen, sondern am Zerbrechen des Willens.
Der Schmerz fuhr sengend durch Michaels Kopf wie ein Feuerstrom. Er fegte in jede Ecke seines Denkens, erfüllte sie mit einem grellen Licht, saugte ihm die Luft aus den Lungen.

Und dieses Feuer sprach. Es schrie, kreischte, brüllte, während es an ihm leckte, ihn mit seinen Zungen peinigte, bis er keinen zusammenhängenden Gedanken mehr zu fassen vermochte. Bis der Geist begann, sich abzuschließen, sich nach innen zu richten, zurückzuweichen vor dem entsetzlichen Schmerz. Finde das Zentrum des Gegners. Konzentriere dich darauf. Ein Flüstern, das im Tosen des Feuers unterging. Der Kampf? Der Kampf? Er ertrank in einem Feuermeer, sein Geist schrak vor der alles zermalmenden Qual zurück. Das war der Kampf.
Und dann stand er an der Schwelle. Hinter ihm war alles ruhig. Völliger Friede. Eine Stille, die erhören und spüren konnte. Es wäre so leicht, sich einfach in diese Stille hineinsinken zu lassen. Wäre das nicht schön? Ein Ende des Lärms, des Lichts, der Schmerzen? Es wäre ...
Hör auf damit! Genau das will er doch!
Aber es ist so ruhig, so still.
Finde das Zentrum des Gegners. Konzentriere dich darauf.
Nur noch einen Schritt rückwärts. Und dann der Sturz in die Dunkelheit. In den Frieden. Ein Ende des Kampfes. Für immer.
Nein! Der Kampf ist...
Es war Masashis Strategie, Michael davon zu überzeugen, daß der Kampf sich in seinem eigenen Geist abspielte.
... nicht...
Aber Michael sah jetzt, daß das falsch war.
... hier...
Das Zentrum, das er angreifen mußte, befand sich dort, wo Masashi stand. An der Stelle, wo er das Langschwert in seinen Händen hielt. Dorthin richtete Michael seine Energie und seinen Willen.
Und dann war Michaels Geist frei. Er bewegte sich. Und so wurde er zu ku. Der Leere.
Er setzte seinen Kopf ein, rammte ihn gegen Masashis Nase. Blut spritzte, Masashis Einfluß auf ihn schwächte sich ab. Michael trat aus, traf daneben.
Masashi war zurückgewichen und schwang jetzt das katana. Michael hatte nichts. Nichts als die Leere. Sein Geist ließ sich nirgendwo nieder. Er plante keine Strategie, suchte nicht in den Grenzen irgendeines Gesetzes zu operieren, nicht einmal des Universalgesetzes, dem alle sensei gehorchen, ganz gleich, in welcher Disziplin sie ausgebildet worden waren.
Michael konzentrierte sich auf gar nichts. Er sah nicht, reagierte nicht. Bewegte sich nur auf den Sitz des Kampfes zu: Masashis Hände. Dabei nahm er keine Rücksicht auf Masashis Strategie. Er bedachte weder die Klinge des katana noch die Art seines Angriffs.
Statt dessen tat er, was er tun mußte. Was die Leere ihm sagte. Er griff nach innen, faßte Masashis Hände und entrang ihm das Schwert.

Frappiert von dieser Kühnheit zog Masashi sein tanto, den Dolch, und hieb Michael den Griff gegen die Schläfe. Michael fiel auf die Knie. Tausend Bienen summten in seinem Kopf, stachen ihn wie eine einzige.
Ohne das Katei-Dokument loszulassen, beugte sich Masashi nieder, um Michael das Schwert aus der Hand zu reißen. Als er sich aufrichtete, zielte er mit der Dolchklinge auf Michaels Herz und wollte gerade zustoßen, als er ein Geräusch hörte. Überrascht drehte er sich um und sah Kozo Shiina nicht mehr als einen Schritt von sich entfernt. Shiina hielt das heilige katana des Jiban in der Hand.
»Was soll das?« fragte Masashi. Er mußte innerlich lachen, als er den alten Mann mit einem katana in der Hand sah - noch dazu mit dem heiligen katana des Jiban - so als wäre er noch immer ein Krieger. »Ich verbitte mir diese Störung.« Er packte das Katei-Dokument, das ihm die Macht über Shiina gab, fester. »Sie haben hier nichts zu suchen.«
»Ganz im Gegenteil«, sagte Kozo Shiina. »Nachdem Sie Ihre Aufgabe erfüllt und Nobuo Yamamotos FAX-Kampfflugzeug für die Sache des Jiban beschafft haben, bleibt mir hier nur noch ein Letztes zu tun.« Und er sprang mit verblüffender Geschwindigkeit nach vorne und stieß Masashi das alte katana mitten durch die Brust.
Masashi blieb keine Zeit, sich richtig zu verteidigen. Er wurde nach hinten gestoßen, taumelnd unter der gewaltigen Kraft des Angriffs. Die Spitze des Schwerts hatte ihn völlig durchbohrt und grub sich nun in die Mauer. Sein Atem war wie Rauhreif, seine Lungen schienen zu bersten.
»Sie haben geglaubt, Sie seien hinter alles gekommen«, sagte Kozo Shiina. »Sie dachten, Sie wären ganz oben. Ich habe alles gehört. Ich weiß nicht, wie Sie von meinem Abkommen mit General Karsk erfahren haben, aber Sie werden mir sicher beipflichten, daß das jetzt kaum noch eine Rolle spielt.« Mit verzerrtem Gesicht drehte er die Klinge herum.
Masashi stöhnte vor Schmerz. Er starrte in Kozo Shiinas Augen und sah dort einen Narren gespiegelt - sich selbst. Er glaubte, seinen Vater über seine Unfähigkeit lachen zu hören. Oder weinte der alte Mann?
»Darin liegt keine Gerechtigkeit«, flüsterte Masashi. Er schien nicht mehr atmen zu können. Er glaubte, den Geist seines Vaters aus weiter Ferne zu vernehmen, glaubte zwei Sonnen zu sehen, die am Himmel brannten. Sagte Wataro Taki ihm, was er tun solle? Und dann warf er, mit dem letzten Rest seiner schwindenden Kräfte, das Katei-Dokument in das Feuer des hibachi.
Kozo Shiina schrie auf. Er sprang der brennenden Rolle nach und riß dabei das Schwert zurück.
Lächelnd sah Masashi zu, wie Shiina sich die Hände verbrannte und

die Rolle sich trotzdem in Asche verwandelte. Dann wandte er den Blick ab, weil er den Anblick des anderen nicht mehr ertragen konnte. Er sah ein Licht in einer ansonsten dunklen, feuchten Nacht.
Es war schaurig, gleichzeitig hinzusehen und zu stürzen. Sehen und stürzen. Das Blut strömte wie bunte Fähnchen, die im Winde flatterten, der Raum kippte, der Fußboden wurde zur Wand, er hörte seine Zähne klicken, als sein Mund sich schloß.
Masashi stürzte, aber er glaubte, in der Luft zu schweben. Er sah die Lichter Tokios unter sich, den hell erleuchteten Hafen, wo Handelsschiffe dicht am Lagerhaus eifrig be- und entladen wurden.
Durch den Regen erblickte er das schwarze Viereck des Fensters im zweiten Stock des Lagerhauses. Dahinter, das wußte er, lauerte etwas Dunkles, Böses, aber es hatte nichts mehr mit ihm zu tun. Er schwebte, getragen vom stürmischen Wind segelte er dahin, frei von Schmerz und Angst.
Eine Geschichte fiel ihm ein, die ihm sein Vater erzählt hatte, als er noch klein war. Von einem Jungen, der nachts von zu Hause fortging. Im Wald verirrt, umgeben von Schatten, die er nicht identifizieren konnte, von wilden Schreien, bei denen er sich umdrehte und zusammenfuhr, begann der Junge zu weinen. Bis hinter dahinjagenden Wolken der Mond hervorkam. Es war ein Vollmond von tief goldener Farbe, denn es war Spätsommer, kurz vor der Erntezeit. Eine Flut schimmernden Lichts ergoß sich über den Jungen, und der hob den Kopf, als das schimmernde Licht sich zu einer Reihe von Stufen ordnete, die durch den Wald schwebten.
Der Junge stieg die Stufen hinauf, und mit jeder Stufe merkte er, daß er leichter und immer leichter wurde. Bis er sich festhalten mußte, um nicht davonzugleiten.
Inzwischen war er so hoch oben, daß er, als er auf die bewaldete Landschaft hinunterschaute, aus der er gekommen war, Angst bekam und wieder zu weinen anfing. Dabei verlor er den Halt auf den Stufen und begann, in den Himmel zu schweben.
Genau wie Masashi es jetzt tat. Das Hochgefühl war so stark, daß er glaubte, selbst der Junge in der Geschichte zu sein. Oder vielleicht auch das Kind, das er einst gewesen war, und das seinem Vater zugehört hatte, wie er Zauberfäden in die Luft webte.
»Nun«, sagt Wataro Taki, »spürt der Junge keine Angst mehr.«
»Warum?« fragt Masashi.
»Weil«, sagt sein Vater, »ihm nun die ganze Welt gehört. Sie wölbt sich unter ihm, mit glänzenden Flecken und dunklen Stellen, und der Junge kann alles sehen. Er sieht die guten Orte und die bösen, und er weiß, ohne daß es ihm jemand sagt, daß er überall hingehen kann, wo es ihm gefällt.

Er schaut nur auf das Licht, und schon erreicht er es.«
Masashis Körper schwamm im Blut. Der Regen hatte aufgehört, und nun hörte man nichts mehr im Raum, nur noch Masashis Blut, das vom heiligen katana des Jiban tropfte. Die dichten Wolken waren aufgerissen, das Schwert war von Licht übergössen, als wäre es ein Mondstrahl.
»Ich wollte nur, daß du stolz auf mich bist«, flüsterte er dem Geist seines Vaters zu. »Hättest du nicht ein klein wenig stolz auf mich sein können?« Am Rand des Todes schaute Masashis Geist nach dem Licht. Und entschwand.
Das erste, was Eliane sah, war das Blut.
Ein Strom von Blut sickerte in die tatami-Matten, Michaels Körper war davon bedeckt. Blut tropfte auch vom schneebedeckten Gipfel des Fujiyama.
Entsetzen erfüllte sie, und sie rannte durch das Zimmer. So ausschließlich war sie auf Michaels Gestalt konzentriert, daß sie den Schatten hinter dem Wandschirm nicht sah, hinter dem sie selbst sich vor kaum einer Stunde vor Michael verborgen hatte.
Sie fiel auf die Knie und wiegte Michaels Kopf in ihrem Schoß. Hinter ihr erschienen Audrey und Joji.
»Michael!« schrie Audrey. »O Gott, nein!«
Eliane blickte zu ihr auf. »Er lebt.«
Audrey schloß die Augen und sprach ein stummes Gebet. Tränen quollen unter ihren Lidern hervor. Sie kniete neben ihrem Bruder nieder und streckte die Hand aus, um ihn zu berühren. Sie mußte spüren, daß er atmete, mußte seine Wärme fühlen, vielleicht um sich zu vergewissern, daß er in der Tat am Leben war.
Joji sagte: »Masashi ist tot.« Seine Stimme klang sonderbar, als könne er noch gar nicht glauben, daß sein Bruder nicht mehr unter den Lebenden weilte. Er kauerte sich neben Masashis Leiche nieder und blickte in die starren Augen, die auf irgendeinen, für alle anderen im Raum unsichtbaren, leuchtenden Pfad gerichtet waren.
»Masashi.« Joji mußte sich erst klarwerden, was er empfand. Erleichterung, Leid und Reue mischten sich in ihm. Aber keine Befriedigung. Seltsamerweise nicht einmal das Gefühl, hier sei der Gerechtigkeit Genüge getan worden. Er fragte sich vielmehr, was er hätte tun können, um diese Tragödie abzuwenden. Karma, dachte er schließlich. Es war so bestimmt.
Michael öffnete die Augen, sah Elianes Gesicht und drehte den Kopf zur Seite.
»Michael«, sagte Eliane
»Was willst du?« flüsterte er und rollte sich weg. Als er versuchte sich aufzusetzen, erblickte er seine Schwester.

»Aydee!«
»O Michael!« Sie warf die Arme um ihn, küßte ihn auf Gesicht und Hals. Er zuckte zusammen.
»Hierher haben sie dich also gebracht?«
Sie nickte. »Masashi wollte mir einreden, daß er auf unserer Seite steht. Daß er herausfinden wolle, wer Dad getötet hat.«
»Das stimmte sogar«, sagte Eliane. »Masashi wollte unbedingt wissen, wer euren Vater getötet hatte. Ude, sein persönlicher Henker, war Philip dicht auf den Fersen. Philip hatte das Katei-Dokument gestohlen. Udes Aufgabe war es, Philip zu finden und ihn so lange zu foltern, bis er gestanden hätte, wo das Dokument versteckt war. Dann sollte Ude ihn töten. Fast wäre es auch so gekommen.«
»Ich dachte, du wärst Masashis Meuchelmörder«, sagte Michael. »Bist du nicht Zero?«
»Ich habe dir gesagt«, erklärte Eliane geduldig, »daß Masashi meine Tochter Tori in seiner Gewalt hatte. Er drohte, sie zu töten, wenn ich nicht tun würde, was er wollte.«
»Ich glaube dir nicht«, sagte Michael. »Du hast mir bis jetzt nichts als Lügen erzählt.«
»Und er verlangte«, beharrte Eliane, »daß ich in deiner Nähe bliebe. Als dein Vater getötet wurde, war Masashi überzeugt davon, daß du ihn zum Katei-Dokument führen würdest.«
»Du lügst.«
»Es ist die Wahrheit«, schaltete sich Audrey ein. »Masashi hatte Tori hier versteckt. Joji ist dahintergekommen und hat Michiko hierhergeführt, um Tori zu retten.« Sie blickte auf. »Joji?«
»Es ist wahr«, sagte Joji. »Jedes Wort. Mit Tori hat Masashi nicht nur Eliane gezwungen, zu tun, was er wollte, sondern auch Michiko und ihren Gatten Nobuo. Er und Kozo Shiina haben sich einen Atomsprengkopf beschafft. Ich habe ihn hier gesehen. Techniker von Yamamoto-Schwerindustrie haben ihn schon in eine Rakete oder eine Bombe eingebaut. Aber...«
»Augenblick mal«, sagte Michael. Etwas von dem, was Joji erzählt hatte, war wie eine Flamme in seinem Kopf aufgeblitzt. Es war das letzte Stück des Puzzles, das Stück, das ihn schon so lange beschäftigt hatte. Nobuo wurde erpreßt. Das war der Schlüssel für seine Mitwirkung bei dem vorsätzlichen Abbruch der Handelsgespräche und für noch etwas anderes gewesen. »Der FAX«, sagte Michael jetzt. »Der FAX-Düsenjäger von Yamamoto ist der Träger, mit dem Masashi und Shiina ihre Atomfracht befördern wollten! Dazu brauchte Masashi Nobuos Fachkenntnisse. Und ich möchte wetten, daß dies der Hauptgrund ist, warum Shiina ein Bündnis mit Masashi eingegangen ist. Die Arbeitskräfte des Taki-gumi waren nur die Schokolade auf dem Kuchen. Ma-

sashi konnte an den FAX heran, und der Versuchsjet war das, was Shiina brauchte.«
»Das klingt logisch«, sagte Joji. »Aber Sie haben meinen Bruder getötet. Die Bedrohung ist vorüber.«
»Ich wünschte, es wäre so«, sagte Michael und bemühte sich aufzustehen, aber er schaffte es nicht ohne die Hilfe der beiden Frauen. »Ich habe Masashi nicht getötet. Das war Kozo Shiina. Ihr Bündnis war gelinde gesagt wackelig. Nach allem, was ich mitbekommen habe, scheint es mir klar, daß sie beide vorhatten, sich gegenseitig zu vernichten, sobald die Atombombe explodiert war. Einer benützte den anderen. Shiina brauchte Masashi, um Zugang zum FAX zu bekommen, und Masashi wollte die zusätzliche Macht, die Shiina ihm geben konnte.«
»Und weshalb sind sie sich jetzt an die Kehle gegangen?« fragte Joji.
»Das weiß ich nicht genau«, sagte Michael. »Aber Masashi hat irgendwie erfahren, daß Shiina ein Abkommen mit dem sowjetischen KGB geschlossen hatte. Mit einem General namens Yvgeny Karsk. Karsk hat ihnen den Atomsprengkopf verschafft.«
»Ja«, nickte Eliane, »so etwas wäre für Masashi der Tropfen, der das Faß zum Überlaufen bringt. Er haßte die Russen.«
»Es scheint mir aber doch ein gewaltiger Glücksfall, daß Masashi die Beziehung zum KGB entdeckt hat«, sagte Joji. »Das war, als hätte sich eine tödliche Bombe selbst zerstört.«
»Nicht ganz«, sagte Michael. »Mit Kozo Shiina haben wir immer noch zu rechnen. Er ist hier irgendwo.«
»Und er hat das Katei-Dokument.«
»Nein.« Michael zeigte auf den hibachi. Aus der Öffnung des kupfernen Brennraums glühte es rot. »Masashi hat das Dokument ins Feuer geworfen. Es ist vernichtet. Shiina hat es nicht, aber ich auch nicht.« Er dachte an General Hadley. Womit sollte sein Großvater jetzt die Japaner einschüchtern? »Es ist wirklich schade. Ohne das Katei-Dokument weiß ich nicht, was geschehen wird.«
»Wenn Shiina hier irgendwo ist, sollte unsere wichtigste Sorge die Atombombe sein«, sagte Eliane, »meint ihr nicht auch?«
»Ich kenne den Weg zum Laufsteg!« rief Joji. »Ich führe euch hin.«
Eliane wandte sich an Michael. »Wie fühlst du dich?«
»Mach dir meinetwegen keine Sorgen«, sagte er. »Ich schaffe es schon.« Aber nach zwei Schritten brach er zusammen und stöhnte, weil er über die Kette gestolpert war, die Stick Haruma ihm gegeben hatte.
»Michael.« Audrey kniete neben ihm nieder.
»Eliane«, mahnte Joji. »Laß uns gehen. Wir haben sicher nicht viel Zeit.«
»Ich bleibe hier bei ihm«, erbot sich Audrey. »Gehen Sie nur. Ich kann Ihnen ohnehin keine große Hilfe sein.«

Kozo Shiinas Mund verzog sich zu so etwas wie einem Lächeln. In Gedanken sah er den Geist von Wataro Taki vor sich. Der Bastard würde sich bestimmt grämen, wenn er sehen müßte, wie gründlich Shiina das Ergebnis von Takis jahrelangen Bemühungen untergraben hatte.
Dann schnitt ein greller, stechender Schmerz durch seinen Körper, und sein Grinsen verzerrte sich zu einer Grimasse. Er hatte vor dem toten Masashi gestanden und war aus ganzer Seele entschlossen gewesen, das Schwert von Prinz Yamato Takeru, das heilige Symbol für die Kraft des Jiban, zu heben und es ins Herz von Michael Doss zu stoßen. Er hatte so lange, so geduldig auf seine Rache gewartet, und nun stand er so dicht davor, daß er wie berauscht war. Doch seine Hände waren von dem Versuch, die brennenden Reste des Katei-Dokuments zu retten, angeschwollen und mit Blasen bedeckt und schmerzten so, daß es ihm kaum möglich war, das Schwert zu fassen.
Aber wer kann sagen, was einem Menschen wie ihm unmöglich war? Shiina hatte den Schmerz mit zusammengebissenen Zähnen ertragen und seine geschundenen Hände um den Griff des katana gelegt. Fast hätte er aufgeschrien, aber er war bereit, seine Rache auszuführen. Dann hatte er Schritte gehört und sich hinter den zerschnittenen Wandschirm mit dem Bild des Fujiyama zurückgezogen. Der blutige Gipfel war ihm sehr passend erschienen.
Er hatte alles mit angehört und sich verzweifelt gewünscht, noch diese eine Minute Zeit gehabt zu haben, um Michael Doss zu töten. Aber jetzt hatte sich die Situation verändert. Der Jiban war ruiniert, seine Pläne für ein neues, ruhmreiches japanisches Reich waren zu Staub geworden. Das war karma. Aber blitzartig erkannte er, daß sein karma es auch gut mit ihm meinte, denn als er durch den Riß im Wandschirm spähte, sah er den hibachi. Und nicht mehr als einen Schritt davon entfernt stand nicht nur Michael Doss, sondern auch seine Schwester Audrey.
Nun nahm die Rache an Philip Doss, der vor so langer Zeit seinen Sohn ermordet hatte, in Shiinas Denken den höchsten Rang ein. Er war allein im Raum mit Philips beiden Kindern, mit Philips Vermächtnis, seiner Zukunft. Shiina faßte das Schwert fester und trat durch den Riß im Wandschirm.
Michael hob den Kopf. Er sah die Gestalt näher kommen, und obwohl ihm das Gesicht fremd war, erkannte er das katana von Prinz Yamato Takeru. Das muß Kozo Shiina sein, dachte er.
»Michael Doss.« Kozo Shiinas Stimme war rauh vor Haß. Nach so vielen Jahren war er nun im Begriff, den Mord an seinem eigenen Sohn zu rächen. Shiina ging in Angriffsstellung, schwang das Schwert hoch über den Kopf, ließ es herabsausen . . . doch Michael duckte sich weg. Shiina machte einen Schwenk und ging aus einer anderen Richtung

auf ihn los. Dabei hörte er ein leises Geräusch hinter sich, drehte den Kopf und sah von der anderen Seite des Wandschirms her einen Schatten auf sich zukommen. Der Schatten trat durch das zerrissene Papier, und Shiinas Herz hämmerte schmerzhaft in seiner Brust*
»Wer bist du?«
»Ich bin der Geist Wataro Takis«, sagte die Stimme des Schattens.
»Der Geist Zen Godos.«
Shiina fuhr auf. »Zen Godo«, flüsterte er. »Diesen Namen habe ich seit Jahrzehnten nicht mehr gehört. Zen Godo ist seit langem tot.« Sein Mund verzerrte sich, er fauchte wütend: »Sie sind alle tot. Ich habe keine Feinde mehr.« Er hörte das leise Knistern der Flammen, die das Katei-Dokument verzehrt hatten. »Wer bist du?« flüsterte er. »Wer bist du wirklich?«
»Ich bin Zero«, sagte die Stimme.
»Zero?« Shiina zuckte zusammen. »Zero - das ist das Fehlen jedes Gesetzes.«
»Und eine Erfindung von Zen Godo. Eine Legende, die er erschaffen hat. Eigentlich ist es sein Geist. Zero hat dich vernichtet, als du Zen Godo zu vernichten suchtest.«
»Wieder Zen Godo! Ich sage dir doch, Zen Godo ist tot!« schrie Shiina. »Ich war auf seinem Begräbnis!«
»Wie kommt es dann, daß du durch ihn stirbst?« fragte der Schatten. Während die Gestalt sprach, trat sie in den flackernden Lichtschein, und Shiina erkannte sie. Unmöglich! dachte er. Es ist unmöglich! Gleichzeitig sprang er vor und stieß mit Prinz Yamato Takerus katana zu. Die Schwertspitze riß der Schattengestalt die Pistole aus der Hand, und Shiina schwang mit wildem Grinsen das Schwert schnell nach oben und von links nach rechts mit der Absicht, dem anderen den Brustkorb aufzuschlitzen.
Hinter ihm warf Michael die Kette. Sie wand sich wie eine Schlange um Shiinas Handgelenk, Michael riß daran, und das katana verfehlte sein Ziel.
Im Stolpern noch wirbelte Shiina herum. Dann tat er etwas Überraschendes - er ließ das heilige Schwert los. Michael lockerte die Spannung der Kette, und Shiina konnte sich befreien. Gleichzeitig riß er Masashis Schwert, das auf dem Boden lag, an sich und griff an.
Michael verfluchte sich selbst, warf sich wild zur Seite und spürte, wie die rasiermesserscharfe Schneide des katana ihm am Rücken das Hemd aufriß. Er stürzte sich auf das heilige katana und hob es auf. Aber jetzt stand Shiina direkt vor ihm, und Hieb nach Hieb prallten die Klingen aufeinander. Michael konnte nicht mehr tun, als sich zu verteidigen. Einmal, zweimal und noch ein drittes Mal spürte er, wie Shiinas Waffe begann, seine Abwehr zu durchdringen.

Michael nahm alle ihm noch verbliebenen Kräfte zusammen, doch schon streifte Shiinas Schwert fast seine Kehle; er wußte, daß er dem Tod sehr nahe war. Es mag eine Zeit kommen, hatte Tsuyo gesagt, da wird alles, was man dir hier beigebracht hat, nutzlos sein, du wirst kämpfen, wie es ein Krieger tun muß, aber ohne Erfolg. Dann wird dich deine Kraft verlassen, und die Zeit des Zero wird gekommen sein: wo der Weg keine Macht mehr hat.
Michael starrte in das grimmige, faltendurchzogene Gesicht seines erbitterten Feindes und wußte, daß diese Zeit nun da war. Er war im zero, und er war verloren, wie vor ihm Tsuyo, sein sensei. Er stand am letzten Abgrund, wo Mensch und Krieger miteinander verschmelzen und, besiegt, hilflos im Strom eines gleichgültigen Schicksals, fortgerissen werden. Es war die Zeit der höchsten Angst. Ein Ort, wo Mut eine Vorstellung war, die erst noch geboren werden mußte.
Shiina spürte, daß das Ende nahe war. Seine Nüstern blähten sich wie bei einem Raubtier, das das Blut seines Opfers wittert. Er führte zwei blitzartige Hiebe, änderte dann seine Taktik, setzte den >Luft-Meer-Wechsel< ein und machte sich bereit zum tödlichen Schlag. Er bog seinen Körper zurück, weg von Michael.
In diesem Augenblick dröhnte ein Schuß durch den Raum. Shiina schrie auf, als das Geschoß aus der Pistole der Schattengestalt in seine Schulter schlug.
Michael reagierte sofort, machte sich die Ablenkung zunutze und zog das heilige katana nach oben.
Shiina spürte, wie die Klinge durch die Muskeln seiner Seite schnitt, dann setzte er wieder seine unglaubliche Konzentrationsfähigkeit ein, schaltete den Schmerz aus und widmete sich von neuem seiner Rache. Er stieß den kaides samurai, den grauenerregenden Schlachtruf aus und hieb mit seiner eigenen Klinge nach Michaels Schwert.
Aber Michael war ein anderer Mensch geworden. Er hatte in einem Land geweilt, wo die Angst herrschte - und hatte überlebt. Ihm war gelungen, was nicht einmal Tsuyo gelungen war: er hatte über zero triumphiert. Und diesmal war er vorbereitet - er hatte den kritischen Punkt im Auge behalten, die Stelle, wo Shiina seine Waffe umfaßt hielt. Er sah die Richtung des Hiebs voraus, wehrte ab und trieb das katana von Prinz Yamato Takeru durch das Herz seines Feindes.
Ein Blutstrahl. Audrey schrie. Vielleicht, dachte Michael, schrie sie schon länger. Shiinas Mund war weit geöffnet, sein Körper kippte nach vorne, er trennte sich widerstrebend vom Leben. Michael zog das Schwert zurück. Seine dunkle, feuchte Oberfläche glänzte matt im Licht.
Kozo Shiina lag zusammengekrümmt neben der Leiche Masashi Takis. Fetzen des Fujiyamabildes schwebten auf ihn herab, ein weiches Leichentuch, den rosa Blättern der Quittenblüten vor dem Fenster sei-

nes Arbeitszimmers nicht unähnlich. Seine Augen starrten blind auf das Schwert, das er so sehr begehrt und das nun seinen Tod herbeigeführt hatte.
Lange Zeit herrschte nur Stille. Das rhythmische Stampfen der Maschinen im Untergrund vermittelte den Eindruck, als befänden sie sich im Inneren der Erde, in einer schrecklichen Höhle aus einem Alptraum oder einem phantastischen Roman.
Michael und Audrey starrten stumm auf die Gestalt, die neben Kozo Shiinas Leiche kniete. Sie war kein Schatten mehr, und doch hätte sie leicht ein Gespenst sein können.
»Bist du es wirklich?« keuchte Michael endlich.
»Daddy?« flüsterte Audrey.
»Seid ihr beiden in Ordnung?« Philip Doss war zu überwältigt, um noch mehr zu sagen. So lange war er seinen Kindern nicht mehr nahe gewesen. Sein Sohn Michael, der wieder und wieder dem Tod getrotzt hatte, wenn Michael nicht gewesen wäre ... Er spürte immer noch die Kraft, die Kozo Shiinas hinfälligem Körper innegewohnt hatte, spürte immer noch die Nähe seines eigenen Todes. Und dann waren die Rollen vertauscht worden, Michael wäre fast ums Leben gekommen. Schließlich hatte es zweier Generationen der Familie Doss bedurft, um das Dasein von Kozo Shiina zu beenden.
Aber als er jetzt von seinem Sohn zu seiner Tochter schaute, wurde ihm allmählich klar, daß der wahrhaft schwierige Teil noch vor ihm lag. Sein neues Leben winkte, nicht nur ihm, sondern auch seinen Kindern. Doch es war ein so grundlegend anderes Leben, daß er fürchtete, sie würden es nicht akzeptieren können, sie würden ihn und das, was er getan hatte, zurückweisen. Dreißig Jahre Kampf gegen Kozo Shiina und den Jiban waren nichts, verglichen mit dieser schweren Aufgabe. Und doch - dies war schließlich seine Familie. Er wußte nicht, wie er ohne sie leben sollte. Er konnte nicht einmal die Vorstellung ertragen.
»Daddy! O Daddy!« Audrey warf sich mit solcher Wucht gegen ihn, daß sie ihn fast umgestoßen hätte, und schloß ihn in die Arme. »Wir dachten, du wärest tot. Es ist so schön, dich festzuhalten. Ich hätte nie geglaubt... O mein Gott! O mein Gott!« Sie wollte ihn gar nicht mehr loslassen.
»Es war eine List«, sagte Philip. »Nur eine List.« Er küßte sie auf das Haar, die Wange, die geschlossenen Augen. Er spürte die heiße Nässe ihrer Tränen und fühlte erstaunt, wie bewegt er war. Seine Liebe zu ihr durchbrach die jahrelange Zurückhaltung, die seine Arbeit, seine Geheimnisse in ihm aufgebaut hatten. Ihm war, als würde sein ganzes Inneres zerschmelzen, als sähe er seine Tochter zum erstenmal. Die Erinnerung an die Zeit, da er sie als Säugling auf den Armen getragen hatte, war wie ein Feuerwerksblitz, der ihn alles noch einmal durchleben ließ.

Er schaukelte mit ihr hin und her, und jetzt mischte sich in seine Liebe ein Gefühl der Traurigkeit, des Bedauerns, daß jene Zeiten für immer verloren waren, die Zeiten, in denen er nicht dagewesen war, um sie auf dem Arm zu halten, sie zu baden oder zu füttern, sie auf sein Knie zu setzen, ihr Geschichten zu erzählen oder ihre Ängste und Schmerzen zu lindern. All das war vorbei, weggespült von einer Flut, die er selbst verursacht hatte. Aber jetzt hatte er dies hier, und seine Dankbarkeit überwältigte ihn.

Endlich öffnete er die Augen und sah, daß Michael ihn anstarrte.

»Wie konntest du das tun, Dad?« Michael war überrascht über seine eigenen Worte. Er hatte geglaubt, seine Gefühle unter Kontrolle zu haben, aber als er seinen Vater jetzt lebend vor sich sah, merkte er, daß dem nicht so war. »Wie konntest du Mom so betrügen?«

Audrey löste sich aus den Armen ihres Vaters und schaute von einem zum anderen. »Was willst du damit sagen?«

Michael erzählte ihr von der Liebesaffäre Michikos und ihres Vaters, die jahrelang gedauert hatte, auch nachdem Michikos Vater sie geglaubt hatte zu beenden.

»Ich verstehe das nicht«, sagte Audrey. »Du hast Mom betrogen?«

»Wir haben uns gegenseitig betrogen«, entgegnete Philip. »Ich könnte sagen, wir hätten überhaupt nie heiraten sollen, aber ihr beiden seid der beste Beweis für das Gegenteil.« Philip wappnete sich für das, was ihm bevorstand. Die Wahrheit zu sagen war notwendig, aber in diesem Fall fürchtete er sich vor dem, was er ihnen erzählen mußte. Vielleicht würden sie ihn hassen oder ihm keinen Glauben schenken. Beide Reaktionen konnten entsetzliche Folgen haben, das wußte er, nicht nur für ihn, sondern auch für seine Kinder.

»Tatsache ist, daß auch eure Mutter einen Liebhaber hat«, sagte Philip. Ihm brach beinahe das Herz, als er den Schmerz auf den Gesichtern seiner Kinder sah. »Sie kennt den Mann seit unserer ersten Zeit in Tokio. Sein Name ist Yvgeny Karsk.«

Michael fuhr hoch. »Karsk?« fragte er verwirrt. »Masashi hat von ihm gesprochen. Karsk ist General im russischen KGB. Er ist derjenige, der Shiina den Atomsprengkopf geliefert hat.«

Philip nickte. »Das ist richtig.« Er erzählte ihnen von seiner ersten Begegnung mit Karsk 1947 in Tokio. »Seither bin ich ihm auf der Spur. Ich fürchte, eure Mutter arbeitet jetzt für ihn. Sie hat Washington mit einigen höchst gefährlichen Informationen verlassen.«

»Das kann ich nicht glauben«, sagte Audrey. »Das kann nicht wahr sein.«

»Ich fürchte doch, Aydee«, sagte Philip. »Ich weiß, es muß ein schrecklicher Schock für dich sein . ..«

»Wie lange weißt du das schon von Mom?« fragte Michael.

»Ich hatte schon seit einiger Zeit einen Verdacht«, sagte Philip. »Ich wußte, daß es bei BITE eine undichte Stelle gab, aber ich habe lange gebraucht, um alle Teile zusammenzufügen. Dann mußte ich mir einen Weg ausdenken, um Lillian zu enttarnen.«
Audrey war vor Schreck bleich geworden: »Das kann nicht sein«, flüsterte sie. Sie streckte die Hand aus. »Michael, ich muß einen Alptraum haben. Bitte, bitte, weck mich auf.«
»Aydee«, sagte Philip. »Es tut mir leid. Dein Großvater hat BITE übernommen, und es steht eine Untersuchung bevor.«
»Was ist mit Onkel Sammy?« schrie sie.
»Onkel Sammy hatte einen Herzanfall«, sagte Michael und legte den Arm um seine Schwester. »Er ist tot.«
»Lieber Gott.« Audrey legte den Kopf in die Hände.
Philip sah seinen Sohn an. »Ich erwarte nicht, daß du mir verzeihst«, sagte er. »Ich habe dich benützt, ebenso wie Michiko Eliane benützt hat. Wir haben beide getan, was wir für unsere Pflicht hielten. Wenn es nicht richtig war, tut es mir leid. Wir brauchten euch beide, aber wir haben von euch einen schrecklichen Preis verlangt. Ihr konntet nicht selbst über euer Leben bestimmen. Michael, ich ...«
»Zeit«, sagte Michael und winkte ab. »Laß mir etwas Zeit. Im Augenblick weiß ich nicht, was ich denken soll.«
Audrey hob den Kopf und schaute ihren Vater aus tränennassen Augen an. »Ich will sie sehen«, sagte sie mit zittriger Stimme. »Ich möchte auch Mom hören ...«
»Wenn das nur möglich wäre«, sagte Philip. »Aber die Wahrheit ist, daß niemand weiß, wo sie sich aufhält. Sie hat sich mit Karsk in Paris getroffen. Wir haben sie bis ins Plaza Athenee verfolgt, aber das war nicht schwer, sie steigt immer dort ab, wenn sie in Paris ist. Heute morgen ist sie verschwunden, und Karsk mit ihr. Seine Leute scheinen völlig ratlos zu sein, sie wissen auch nicht, wo er ist. Die beiden sind wie vom Erdboden verschwunden. Eine sehr ernste Sache. Was eure Mutter gestohlen hat, ist für uns von höchster Wichtigkeit.«
Audrey wich vor ihnen beiden zurück, schlug die Arme fest um sich und begann zu zittern. Michaels Gesicht war totenblaß, auch er befand sich im Schock. Er konnte sich nicht vorstellen, daß seine Mutter eine Spionin sein sollte. Aber schließlich hätte er das vor einigen Wochen auch seinem Vater noch nicht zugetraut. Er fror und hatte Angst. Das Leben war zu einem stürmischen Meer geworden, und er fühlte sich darin herumgestoßen, ohne daß eine Windstille in Sicht gewesen wäre. Was in Audreys Kopf vorging, konnte er nur ahnen.
»Als nächstes«, sagte Philip, »müssen wir sehen, daß ihr beide zu einem Arzt kommt. Ihr habt eine furchtbare Zeit hinter euch.«
»Schlimmer als du es weißt«, sagte Audrey leise. »Oh, ich wünschte,

Onkel Sammy wäre hier und würde uns sagen, daß alles in Ordnung ist.«
Vielleicht begriff sie die Wirkung ihrer Worte nicht ganz. Es stimmt, daß Kinder ihre Eltern tiefer, vollständiger verletzen können als irgend jemand sonst. Und dies hatte Audrey jetzt Philip angetan, sie hatte ihm im Zeitraum eines Herzschlags klargemacht, wie unzulänglich er als Vater, wie unvollkommen seine Beziehung zu seinen Kindern gewesen war.
Eine bittere Wahrheit, aber jemand hatte Philip einmal gesagt, daß auch Engel Fehler machen.
Er wollte ihr noch einmal versichern, wie sehr es ihm leid tat, aber er spürte zu Recht, daß Worte nichts bewirken würden. »Zeit«, hatte Michael gesagt. »Laß mir etwas Zeit.« Vielleicht brauchten sie die jetzt alle.
In diesem Augenblick kehrte Eliane zurück. »Wir können Shiina nicht finden«, sagte sie. »Aber Joji übernimmt das Kommando über die Yakuza des Taki-gumi. Ich habe Nobuo angerufen und ihm die gute Nachricht erzählt. Er will Techniker herüberschicken, die sich um den Atomsprengkörper kümmern sollen. Man wird ihn der US-Regierung übergeben. Wir ... « Sie entdeckte Shiina, sah in ihre schmerzerfüllten Gesichter. »Alles in Ordnung?«
Philip nickte. »Ich habe auf dem Weg hierher Michiko und Tori gefunden«, sagte er. »Bitte geh und hole sie.« Er erklärte ihr den Weg. »Ich will meine Kinder aus diesem Schlachthaus wegbringen.«
Nach dem Regen glänzte die Stadt wie frischgescheuert. Ganz Tokio wirkte neu, strahlend, ultramodern.
Philip brachte Michael und Audrey zu Michiko. Sie empfing sie in einem pfirsichfarbenen Kimono mit einem feuerroten Unterkimono an der Eingangstür. Auf den Kimono war ein Reiherpaar im Flug gestickt.
Michael staunte, wieviel von der Tochter er in der Mutter wiederfand. In beiden Frauen entdeckte er Schönheit, Anmut, Eleganz und jene Art von Zartheit, die durch die stählerne Kraft dahinter noch verstärkt, noch auffallender wurde. Er sah ganz deutlich, daß Michiko die beeindruckende Persönlichkeit war, die zu werden Eliane anstrebte. Er fragte sich, wie schwer es wohl für Eliane gewesen sein mußte, von so einer starken Frau erzogen zu werden. Dann überlegte er, ob er Michiko damit wohl gerecht wurde. Er wußte immer noch nicht, ob er sie lieben konnte - oder durfte ...
Michael sah Eliane dicht hinter ihrer Mutter stehen. Sie hielt Tori auf dem Arm und streichelte den Rücken ihrer Tochter.
Michiko verneigte sich lächelnd vor ihnen. »Willkommen«, sagte sie. »Ich freue mich so, daß ihr gekommen seid.«
Vielleicht lag es an ihrer Kopfhaltung, jedenfalls fiel Michael sofort

etwas an ihr auf. Sie zogen die Schuhe aus und stellten sie in das Holzschränkchen in der Vorhalle. Als Michiko sich umdrehte, begriff Michael. Sie war blind. Erblickte seinen Vater an, und der nickte ihm zu.
Die massiven Holzbalken der Decke bildeten ein beruhigendes Muster über ihren Köpfen. An verschiedenen Stellen standen Blumenarrangements, kleine, aber herrliche Gestecke, die Michiko, wie Philip ihnen erzählte, mit Pflanzen aus ihrem eigenen Garten gestaltet hatte.
Sie führte sie durch einen breiten Gang in ein großes Zwölf- tatami-Zimmer. Blaßgrüne Wände wurden von tiefbraunen Holzsäulen unterbrochen. Ein tokonoma, eine erhöhte Plattform, befand sich in einer Ecke. Dort hing eine Schriftrolle an der Wand, auf der in alten handschriftlichen Zeichen stand: Sonnenlicht weckt die Farben, doch die Dunkelheit wird
hereinbrechen. Selbst für den Blinden ist überall Veränderung erkennbar. Oder für die Blinde, dachte Michael, als Michiko sie aufforderte, sich um einen niedrigen Tisch aus sehr dunklem, stark gemasertem Holz zu setzen.
Die shoji-Wände waren zurückgeschoben worden, und man sah in einen Teil von Michikos Garten. Hinter einer polierten Holzterrasse drängten sich Buchsbaum und Azaleen unter den raschelnden Zweigen eines löwenmähnigen Zwergahorns. Daneben stand ein großer Stein, der auf Michael wirkte wie ein Schiff auf ruhigem Meer. Ein ziegelgedecktes Vordach über der Terrasse schirmte das Sonnenlicht ab, so daß alle Farben im Raum gedämpft und daher kräftiger erschienen.
Eliane trug einen blaßgrünen Kimono und darunter blitzte ein ganz dünner, dunkelgrüner Streifen hervor. Sie drehte Tori herum, damit die Gäste sie sehen konnten, und stellte sie ihr alle vor. Tori kicherte und zappelte so lange, bis Eliane sie losließ, dann tappte sie über die Strohmatten und legte die Hände auf Philips Knie.
»Großvater«, fragte sie auf japanisch, »nimmst du mich hoch?«
»Tori«, mahnte Eliane. »Hast du denn deine Manieren so schnell vergessen?«
Philip setzte sie grinsend auf seine Schulter, und sie quiekte vor Entzücken.
»Das ist ein Traum«, sagte Audrey. »Eine andere Zeit, eine andere Welt.«
»Nein«, sagte Philip und wirbelte Tori herum. »Nur ein anderes Leben.«
»Ist es das, was du mir geschrieben hast?« fragte Audrey. »Das Ende von allem, woraus dein Leben bisher bestanden hatte?«
»Ich bin gestorben«, sagte Philip ernsthaft, »um wiedergeboren zu werden.« Er setzte das Kind ab. »Am liebsten wäre mir, wenn ich glauben könnte, daß ich alle meine Todsünden in meinem anderen Leben zurückgelassen hätte.«

»Wir wollen Tee trinken«, sagte Michiko. Sie hatte sechs Porzellantassen, einen dampfenden Kessel und einen Schneebesen aus Schilfrohr vor sich auf dem Holztisch. In jeder Tasse lagen grüne Teeblätter. Langsam, sicher, mit einer Anmut, die alle Anwesenden erst interessiert, dann gebannt und schließlich verzückt zusehen ließ, goß sie das kochende Wasser in die erste Tasse. Mit dem Schneebesen schlug sie den Tee zu blaßgrünem Schaum auf. Sie bediente zuerst Philip, dann Michael und Audrey. Die vierte Tasse war für Tori, dann kam Eliane an die Reihe. Die letzte Tasse behielt sie selbst.
Alle warteten, bis sie fertig war, dann tranken sie gleichzeitig, in feierlicher Stille. Sogar Tori spürte die Stimmung im Raum und beobachtete aufmerksam und ruhig.
»Ich möchte wissen, was Sie zu allem sagen«, platzte Audrey heraus. Michiko drehte den Kopf in ihre Richtung, und Michael sah, daß Audrey jetzt erst merkte, daß sie blind war.
»Ich glaube, es steht mir nicht zu, eine Meinung zu äußern«, sagte Michiko. »Zuerst mußt du mit deinem Vater Frieden schließen. Wenn das geschehen ist, werde ich dasein und dir alle Fragen beantworten, die du vielleicht hast. Du hast das Recht, alles zu erfahren.«
»Aber das ist nicht fair«, wandte Audrey ein. »Wie soll ich wissen, wie ich reagieren soll, wenn ich nicht weiß, was Sie denken?«
Michiko lächelte. »Was ich denke, ist in dieser Situation nicht von Belang. Du mußt eine Menge verarbeiten. Dein Leben wurde völlig umgekrempelt. Ich beneide dich nicht, aber ich glaube, das ist eine Prüfung für die Stärke deines Charakters. Eliane hat mir erzählt, wie du ihr das Leben gerettet hast, ich weiß also schon um die Macht deines Geistes.«
»Ich weiß davon nichts.« Audrey hatte noch nie erlebt, daß jemand in bezug auf sie das Wort >Macht< gebraucht hätte.
»Aber andere wissen es«, sagte Michiko. »Man hat dich in eine gefährliche Lage gebracht, und du hast bewiesen, wie flexibel und wie stark du bist - wenn du selbst das nicht glaubst, dann glauben das doch andere um dich herum.« Sie lächelte wieder. »Es heißt, der Geist gibt sein wahres Wesen nur widerwillig preis.«
Da man nun wieder redete, wurde Tori das Stillsitzen langweilig. Sie ging zu Audrey und setzte sich auf ihren Schoß. Ohne zu überlegen nahm Audrey das kleine Mädchen in die Arme.
»Hallo«, sagte Tori und legte das Gesicht an Audreys Wange. »Hallo.« Dann plapperte sie auf japanisch weiter.
»Sie lernt gerade erst Englisch«, sagte Eliane.
»Wir müssen alle lernen, nehl« meinte Michiko.
Michael beobachtete Michiko mit prüfendem Blick. Sie schien es zu spüren, denn sie lächelte ihn an und sagte: »Du hast etwas mitgebracht, Michael. Ist es ein Geschenk?«

»Nein, kein Geschenk.« Er blickte zur Seite. Neben ihm lag das Schwert, mit dem er in der Nacht zuvor Kozo Shiina getötet hatte, das katana von Prinz Yamato Takeru. Einst war es die Seele des Jiban gewesen, jetzt war es zum Symbol für seine zerbrochenen Träume und gleichzeitig für die Fortdauer der japanischen Geschichte geworden.
»Aber es muß doch einen Zweck haben, nehl« fragte Michiko. »Ein lebloser Gegenstand ist nicht mehr als das. Er ist neutral, frei von Vorurteilen, nicht von Entscheidungen befleckt. Sein Zweck ist der, den wir ihm geben wollen. Und nur wenn er sich mit einem menschlichen Geist vereint, wird sein letzter Sinn sichtbar. Erst dann werden seine Geheimnisse gelöst.« Sie stand vor ihm, und Michael hatte plötzlich den Eindruck, daß sie ihn deutlicher sah als alle anderen im Raum. »Ist das der Grund, warum du heute etwas mitgebracht hast?«
Er wußte, daß es so war. Ihr Geist war wie ein Lichtstrahl, der die Schatten aus den tiefsten Winkeln in seinem Inneren vertrieb. Michael hob das Schwert. Er wußte, was er tun wollte, aber er vermochte es nicht. Er sah seinen Vater an und stellte sich vor, was er zu ihm sagen würde: Du hast mir dieses katana vor vielen Jahren gegeben. Ich habe es immer als ein Geschenk betrachtet, aber jetzt weiß ich, daß ich nur sein Hüter war. Dann würde er es seinem Vater mit einer Verneigung zurückgeben. Ich habe geschworen, es zu beschützen, und das habe ich getan. Es wurde mir genommen, und ich habe es zurückgeholt.
In Wahrheit hatte Michael nicht genau gewußt, warum er das Schwert mitgebracht hatte, aber Michikos Worte waren bis tief in sein Inneres gedrungen und hatten freigelegt, was in seinem Herzen vorging. Michael sah sie an, als wäre es das erstemal. Es war unmöglich, sie nicht mit seiner Mutter zu vergleichen. Er spürte keine Spannung, keine Feindseligkeit und dachte: Das liegt an Michiko, an der Heiterkeit ihres Geistes. Nahm er ihr übel, daß sie besaß, was seine Mutter nicht hatte? Er konnte es nicht sagen. Er wußte nur, daß jede Geste, jedes Wort, das Michiko hier gesprochen hatte, die Einigkeit der Familie gestärkt hatte. Eine solche Vorstellung war Lillian fremd. Sie hatte in allem gegen Philip gekämpft und dies für die einzige Möglichkeit gehalten, sich zu behaupten. Hier sah er einen völlig anderen Weg.
Und Michiko hatte Michael den Weg gezeigt, den Weg, zero zu bannen, den Ort, wo der Weg des Kriegers keine Macht hatte. Michael wußte jetzt - wenn er seinem Vater das katana nicht zurückgab, würde der Riß zwischen ihnen nie zu heilen sein. Philips Geschenk zur Abschlußprüfung hatte seinen Zweck erfüllt. Jetzt war es Zeit für ihn, seinem Vater ein Geschenk zu machen - das katana, das er nicht mehr brauchte. Vielleicht wußte Michiko das alles, vielleicht hatte sie Michael auch nur in den Kreis der Familie ziehen wollen. Er sah ein, daß es gleichgültig war. Am Ende hatte ihr Familiensinn gesiegt, und er hatte

die Ahnung, daß er ihr eines Tages dafür unermeßlich dankbar sein würde. Sie hatte ihm gezeigt, wie man verzeihen konnte; es war, als hätte sie ihm seinen Vater zurückgegeben. Aber nicht jetzt. Noch nicht. Der Zorn, der Groll auf das, was sein Vater ihnen allen zugefügt hatte, war noch zu lebendig, eine zu offene Wunde, als daß Michael ihm alle Fehler hätte verzeihen können, die er im Namen seiner Überzeugungen - im Namen der Rache - begangen hatte.
Audrey hielt Tori in den Armen und dachte darüber nach, was Michiko gesagt hatte: Wir müssen alle lernen, neh? Sie wandte sich an Philip. »Dad, ist alles, was du uns von Mom erzählt hast, wahr?«
»Leider ja.«
»Sie ist in Frankreich?«
»Das wissen wir nicht«, sagte Philip. »Sie ist nach Paris geflogen und im Plaza Athenee abgestiegen. Gestern ist sie dann abgereist. Karsk ist verschwunden. Wer weiß, wo die beiden hingegangen sind!«
Audreys Herz schlug schnell. Sie drückte Tori an sich. Es war, als hielte sie die Zukunft in ihren Händen. »Ich glaube, ich weiß, wohin sie gegangen sind.«
In das gespannte Schweigen hinein fragte Philip: »Wie kannst du das wissen, Aydee?«
»Erst«, sagte sie, »möchte ich, daß du mir etwas versprichst. Wenn ich dir sage, wo sie ist, wenn du sie findest, möchte ich nicht, daß ihr etwas geschieht.« Sie hob den Kopf und sah ihren Vater an. Ihre Augen blickten wild. »Es ist mir egal, was sie getan hat. Es ist mir egal, was alle glauben, daß sie getan hat. Ich will nicht, daß sie getötet wird.«
Philip überlegte: »Gut. Du hast mein Wort.«
Audrey nickte. Sie spürte Toris Kopf an ihrer Brust. Die Wärme war ihr ein großer Trost, gab ihr irgendwie das Gefühl, das, was sie tun wollte, sei richtig. »Sie hat mir öfter von einem Ort erzählt. Es war unser Geheimnis. Ein Hotel, das sie liebte, ein altes Haus hoch oben in den Bergen, im Süden von Frankreich, gleich außerhalb von Nizza.«
»Kannst du dich an den Namen erinnern?«
Audrey blinzelte, um die Tränen zurückzuhalten. Tori spürte, daß etwas nicht in Ordnung war, drehte sich in ihren Armen um und berührte ihre Wangen. »Warum weint sie, Mami?« fragte sie. »Muß ich traurig sein?«
»Ich glaube, du solltest deiner Tante Audrey einen Kuß geben«, sagte Eliane leise. »Dann wird es ihr gleich viel besser gehen.«
Tori schlang die Arme um Audrey und küßte sie mit jener Mischung aus Ernst und Selbstlosigkeit, wie sie nur bei Kindern zu finden ist. Audrey weinte jetzt ganz offen, drückte Tori an sich und schaute über das Kind hinweg zu ihrem Vater, der sie gespannt und nervös ansah. »Sie nannte es die Abtei«, sagte sie. Etwas seltsam Endgültiges lag

in der Luft, und Audrey sollte es ihr Leben lang nicht vergessen - dieses Gefühl des Endgültigen, das so dicht und greifbar war wie die Farben der Frauenkimonos.
Vor dem Fenster stand ein Birnbaum. Lillian sah, daß er alt und ehrwürdig war, knorrig, verdreht, mißgestaltet. Aber er besaß Größe. Und jetzt im Frühling wurde seine Häßlichkeit gemildert, verschönt durch die Blüten, die so üppig aufgebrochen waren wie Sterne in einer plötzlich aufklarenden Nacht. Als würde die Seele dieses Baumes zu dieser einen Jahreszeit freigelegt.
Sie und Karsk waren mitten in der Nacht in der Abtei de Bon Coeur in St. Paul de Vence eingetroffen, nachdem sie seit der letzten Zwischenstation an den Ufern der Rhone zehn Stunden durchgefahren waren. Lillian, die noch nie auf diesem Weg hierhergekommen war, fand das Rhonetal zutiefst deprimierend. Eine Dunstglocke aus Industrieabgasen hing in der Luft, und der Anblick der riesigen Kühltürme der Atomkraftwerke zerrte an ihren Nerven.
Die Abtei stand auf einem bewaldeten Hügel in den Vorbergen außerhalb von St. Paul de Vence, einem kleinen Dorf im südlichsten Distrikt der Häute-Provence. Das Gebiet bot viele phantastische Ausblicke über grandiose natürliche Schluchten. Es befand sich nicht mehr als eine Stunde von Nizza entfernt, und so war Lillian bei einem Ausflug darauf gestoßen. Die Abtei war im fünfzehnten Jahrhundert erbaut und seit vielen Jahren nicht mehr als Kloster benützt worden. Vor dreißig Jahren hatte ein rühriger Gastronom seine Küche samt seiner Familie aus dem Touristengedränge von Nizza nach Norden verlegt. Das neue Unternehmen erwies sich als so erfolgreich, daß er die Abtei de Bon Coeur innerhalb von zwei Jahren zu einem Hotel erweiterte.
Das Gebäude enthielt immer noch die alte Kapelle mit dem weißen Steinkruzifix und den verschrammten, holzgeschnitzten Figuren von Johannes dem Täufer auf der einen und dem Apostel Johannes auf der anderen Seite, die eine deutliche Verbindung zwischen dem Alten und dem Neuen Testament herstellten.
Innerhalb der uralten Festungsmauern befanden sich herrliche Obst- und Gemüsegärten, die angeblich die Tradition der ursprünglichen Bewohner fortsetzten. Dahinter erstreckten sich wogende Lupinenfelder im Schutz von Olivenhainen, die so alt waren, daß niemand in der Gegend sich an eine Zeit erinnern konnte, zu der es sie noch nicht gegeben hatte.
Lillian fand diesen Ort bezaubernd, so ehrwürdig, daß er die Schicht des Neuen, die sie oft wie eine Kruste um ihre Seele spürte, wegscheuern konnte. Hier gab es kein Fernsehen, kein Radio, und wenn man ein Telefon brauchte, so suchte man das Büro des Besitzers auf.

Das sollte nicht heißen, daß die Abtei de Bon Coeur in irgendeiner Weise spartanisch gewesen wäre. Ganz im Gegenteil, der Besitzer hatte sich alle Mühe gegeben, sie so luxuriös auszustatten wie nur möglich. Aber der Luxus der alten Welt bedeutete nicht viel mehr als Bettwäsche bester Qualität, die exklusiv für das Hotel hergestellt wurde, und die erlesensten Speisen im Restaurant. Die Zimmer waren groß und hell und boten einen überwältigenden Blick auf die Ausläufer der Voralpen von Grasse. Sie waren mit sorgfältig ausgewählten antiken Möbelstükken und schönen Gemälden eingerichtet. Der Service war erstklassig.
An diesem Morgen, dem zweiten seit ihrer Ankunft, erwachte Lillian, weil Karsk sich neben ihr im Bett regte.
Sie drehte sich um. »Wo willst du hin?«
»Es ist schon fast neun«, sagte er und schaute zu dem Tisch hinüber, wo die BITE-Informationen lagen, immer noch voller unentschlüsselter Geheimnisse. »Ich möchte anfangen, das Material zu übertragen.«
Lillian hörte die Vögel zwitschern, roch das volle Aroma frisch gebrühten Kaffees und umarmte ihn. »Nicht jetzt«, sagte sie und zog ihn zurück. »Noch nicht.«
»Ich habe aber zu arbeiten«, sagte Karsk. Er wehrte sich jedoch nicht dagegen, als sie sich an ihn schmiegte. Und dann begann das wahre Vergnügen. Hier waren sie in Sicherheit. Eine Stunde mehr oder weniger würde nicht das geringste ausmachen. Ja, obwohl ihn der Gedanke an das Füllhorn von Informationen erregte, das Lillian ihm gebracht hatte, war ihm klar, daß ihm eigentlich der Sieg das Wichtigste war. Er wollte so lange darin schwelgen wie möglich. Außerdem war er nicht gerade begeistert von der Aussicht auf das Übertragen der Informationen - das würde eine lange, ermüdende Aufgabe werden, und Routinearbeit hatte ihn noch nie gereizt. Die Fülle der Daten war so groß, daß sie zunächst einmal vollständig zu Papier gebracht werden mußten. Es war aussichtslos, durch bloßes Durchlesen auch nur einen kleinen Bruchteil der Namen, Daten, Orte und Pläne im Gedächtnis behalten zu wollen.
Das Lustgefühl wurde stärker, und Karsk schloß die Augen. Das Bild seiner Frau erschien vor ihm, eine ausgeglichene, vernünftige Person. Aber nicht aufregend. Verglichen mit Lillian Doss verblaßte sie auf jeden Fall zur Bedeutungslosigkeit. Ein Leben mit Lillian könnte interessant werden, dachte er. Dann überschwemmte in die Lust, und er schaltete seine Gedanken ab.
Vielleicht war er hinterher ein wenig eingenickt. Er erinnerte sich, daß er auf einer weichen Brise davongeschwebt war, daß Vogelgesang den Raum erfüllte. Alles war ruhig. Alles war friedlich. Und er war halb von Lillians sanfter Wärme bedeckt.
Er mußte doch geschlafen haben, wenn auch nur leicht, denn die Tür

zu ihrem Zimmer hatte sich geöffnet, ohne daß er es merkte. Trotzdem riß ihn sein feines Gespür für Gefahr, das ihm im Lauf der Jahre schon so oft treue Dienste geleistet hatte, sofort ins Bewußtsein zurück. Die Bewegung innerhalb des Zimmers machte ihn vollständig wach.
Lillian richtete sich im Bett auf und sagte: »Jesus Christus.«
»Hallo, Lillian«, sagte Philip Doss. Er hatte die 35/er Magnum in der Hand, mit der er auf Kozo Shiina geschossen hatte. Sein Gesicht war traurig. Seit dreißig Jahren, so schien es ihm, hatte er auf diesen Augenblick gewartet, hatte ihn sich im Geiste immer und immer wieder ausgemalt, aber nun, da er gekommen war, hatte er nur den einen Wunsch, sich dieser Aufgabe nicht stellen zu müssen. »Wie fühlt man sich so?« fragte er. »Du hast geglaubt, du hättest alle reingelegt, deinen Vater, Jonas und mich. Alle Männer. Sogar Karsk, kann ich mir vorstellen, denn so bist du nun einmal. Aber du hast verloren. Du hast alles verloren.«
Lillian nahm alle Dreistigkeit zusammen, die ihr zu Gebote stand.
»Wie hast du uns gefunden?«
Philip lächelte. »Audrey hat mir diesen Ort verraten. Als sie sagte, daß du sonst niemandem etwas davon erzählt hast, wußte ich, daß du hier sein mußtest.«
Karsk hatte die Augen nicht mehr als einen Spaltbreit geöffnet. Er war ebenso verblüfft wie Lillian, aber er bewahrte die Ruhe. Sein rechter Arm, den er im Schlaf über die Laken gelegt hatte, war halb unter einem Kissen verborgen. Jetzt umfaßte er den Revolver, der sein ständiger Begleiter war.
»Der arme Masashi Taki«, sagte Philip gerade. »Mein Tod hat ihn so verwirrt. Aber so sollte es ja auch sein. Es war ein gewaltiges Wagnis, aber mehr blieb uns damals nicht übrig.«
»Uns?« Lillians Stimme klang vor Schreck ganz schwach.
»Eigentlich war mein Tod Elianes Idee. Du hast von Eliane gehört, nicht wahr? Michikos Tochter. Ja, das dachte ich mir. Wir drei haben meinen Tod geplant. Eliane hat den Wagen gefahren, der mich auf Maui verfolgt hat. Wir haben eine Leiche beschafft, sie lag neben mir im Wagen, als man mich jagte. Ich stieg im letzten Augenblick aus, und als der Wagen aufprallte und in Brand geriet, war ich tot. Das war die einzige Möglichkeit, um Ude aufzuhalten. Er war mir schon dicht auf den Fersen. Ich habe ein paar Fehler gemacht.« Er hob die Schultern. »Ich werde wohl allmählich alt. Wir alle, Lillian. Sieh dich nur an. Nackt im Bett mit einem KGB-Bonzen.« Er schüttelte den Kopf. »Hoffentlich ist dein Abkommen mit ihnen hieb- und stichfest? Das ist Voraussetzung, wenn du überleben willst.«
Philip kam näher. »Als ich Verdacht gegen dich schöpfte, wußte ich, daß ich Beweise brauchte. Ich wußte, daß ich dich dazu bringen mußte,

den Kopf zu verlieren. Aber wie? Ich mußte vorsichtig sein, du hättest jede Falle sofort erkannt. Dann erzählte mir dein Vater von der Untersuchung der undichten Stellen bei BITE, und ich wußte, daß es nur eine Frage der Zeit war, bis dir der Boden zu heiß wurde. Du mußtest den nächsten Zug machen, aber du bist eine Frau. Die Bindungen an deine Familie sind sehr stark. Daher habe ich dir einen nach dem anderen weggenommen. Zuerst habe ich meinen eigenen Tod arrangiert, dann ließ ich Audrey entführen, und schließlich veranlaßte ich Jonas, Michael anzuwerben.«

»Du bist wahnsinnig.« Lillian hatte einen Teil ihrer Fassung wiedergefunden. »Du hast deine eigene Tochter entführen lassen? Das glaube ich nicht.«

»Offen gestanden«, sagte Philip, »ist es nicht mehr wichtig, was du glaubst. Aber wenn du dir Zeit nimmst, darüber nachzudenken, wirst du sehen, daß es die Wahrheit ist. Hättest du denn so bereitwillig Reißaus genommen, wenn du Audrey und Michael zu Hause hättest zurücklassen müssen?«

Lillian wußte, daß er recht hatte. Jesus, dachte sie, wo habe ich einen Fehler gemacht?

»Jetzt bist du ganz allein«, sagte Philip und schwenkte seinen Revolverlauf. »Natürlich hast du Karsk, aber er zählt eigentlich nicht.«

Karsk nützte die Bewegung der 357er, um seinen Revolver unter dem Kissen hervorzureißen. Er drückte zweimal ab und sah, wie Philip sich duckte, seitlich wegrollte. Dann hörte er noch einen scharfen Knall, und Schmerz zuckte durch seine Brust. Lillian schrie auf und warf sich über ihn.

»Leben Sie noch, Karsk?« fragte Philip und beugte sich über ihn.

»Er stirbt«, sagte Lillian. Sie wußte, daß sie eigentlich etwas empfingen sollte, aber sie fühlte nichts. Sie war innerlich völlig taub. Und sie hatte schreckliche Angst vor Philip.

Philip sah es. »Keine Sorge«, beruhigte er sie. »Ich habe den Kindern versprochen, dafür zu sorgen, daß dir nichts geschieht.« Dann sah er Karsk an. »Ich hatte nicht vor, ihn zu töten«, sagte er. »Aber es ist wohl eine Art Vergeltung. Für das, was er uns in Tokio angetan hat. Für den Mord an Silvers.« Er sah den Ausdruck auf Lillians Gesicht. »Ach ja, darauf bin ich gleich gekommen. Karsk dachte, wenn er ein katana benützte, würde man einen Japaner als Silvers Mörder vermuten. Aber kein Japaner hätte jemals so gepfuscht, wie das bei dem Mord an Silvers geschehen ist. Das bedeutete, er mußte von jemandem getötet worden sein, der nicht mit einem katana umgehen konnte. Das machte mich nachdenklich. Ebenso, wie mich Karsks wunderbare Flucht nach Silvers Tod nachdenklich machte. Dein Eingreifen hat sich schließlich als Nachteil für ihn herausgestellt. Ich

habe lange gebraucht, um mir das alles zusammenzureimen, aber schließlich wußte ich ziemlich genau, was gespielt wurde. Ich brauchte nur noch eine Möglichkeit, um alles ans Tageslicht zu bringen.«
Philip streckte die Hand aus und berührte seine Frau zum letztenmal. »Keine Sorge, Lillian. Vielleicht bist du doch nicht ganz allein. Du hast ja Mütterchen Rußland.« Er lachte. »Ich weiß nicht, was für einen Empfang dir deine neuen Herren bereiten werden, wenn du mit leeren Händen kommst. Aber wie auch immer, es ist sicher ein passenderes Schicksal als der Tod.«
Er trat von dem Bett zurück, auf dem die beiden Liebenden lagen, und nahm die Informationen, die Lillian gestohlen hatte, und Karsks erste Notizen an sich. »Leb wohl, Lillian«, sagte er. »Im Rückblick muß ich wohl gestehen, daß ich dir kein besonders guter Ehemann war. Aber du warst mir ja auch keine besonders gute Ehefrau.« Er beobachtete traurig, wie der Zorn ihr Gesicht überflutete. Es war ein so vertrauter Anblick. »Wir haben uns immer und immer wieder betrogen. Vermutlich haben wir beide verdient, was wir bekommen haben.«
Philip stand jetzt in der offenen Tür, aber der Lauf der 35/er blieb unverändert auf sie gerichtet. »Der einzige Unterschied zwischen uns ist, daß ich mir die richtige Seite ausgesucht habe.«
»Vielleicht«, sagte Lillian. »Im Moment.«
Philip lächelte und machte mit der Pistole ein Kreuzzeichen. »Sie waren hier gut im Segnen«, sagte er. »Früher einmal.«

FRÜHLING, GEGENWART
Killington, Vermont

Sag Michael, er soll an mich denken, wenn er das nächstemal grünen Tee trinkt.
Sag ihm, er soll meine Porzellan tasse benützen, die er immer so hoch geschätzt hat.
Ich bin mit meinen Gedanken an dem Ort, an dem ihr beiden fast umgekommen
wärt. Selbst im Sommer gibt es dort leider keinen einzigen Reiher. ..
Michael betrat mit Eliane die alte Berghütte aus Stein und Holz. Obwohl es Frühling war, stand die Erinnerung an jenen winterlichen Schneesturm vor so vielen Jahren hell und lebhaft vor seinem geistigen Auge.
Das Gästehaus war unverändert, aber es kam Michael sehr viel kleiner, sehr viel weniger eindrucksvoll vor, als er es in Erinnerung hatte. Er schaute sich um. Selbst der Elchkopf erschien ihm bei weitem nicht mehr so groß. Ersah auch, daß er von einer dicken Staubschicht bedeckt war.
»Ist es noch so«, fragte sie, »wie in deiner Erinnerung?«
»Ja und nein«, antwortete er. »Es ist wie mit einem alten Film, den man als Kind geliebt hat. Als Erwachsener sieht man ihn wieder. Natürlich ist es der gleiche Film, aber es ist bei weitem nicht mehr dasselbe. Nicht, weil sich der Film, sondern weil man sich selbst verändert hat.«
Er faßte sie um die Taille. »Eliane«, sagte er leise. »Ich weiß nicht, wie du das alles überstanden hast. Der Druck muß doch ungeheuer gewesen sein.«
»Vielleicht hätte ich es nicht überstanden«, sagte sie, »wenn Audrey nicht gewesen wäre. Mein ganzes Leben lang war ich von Männern umgeben - oder, im Fall meiner Mutter, von jemandem, der stärker war als die meisten Männer. Man hat mich dazu erzogen, in einer Männerwelt zu überleben und siegreich zu sein. Und dabei habe ich mich die ganze Zeit - ohne es zu wissen - nach einer anderen Frau gesehnt, mit der ich sprechen konnte. Die begreifen würde, was man von mir erwartete, die mich nicht schelten würde, weil ich mich nicht allem gewachsen fühlte, die für meine Schwächen Verständnis aufbringen würde. Bei den Männern durfte ich nie schwach sein. Mein Großvater, mein Vater erwarteten ein ganz bestimmtes Verhalten von mir.«
Sie legte den Kopf auf seine Schulter. »Als ich mich töten wollte, war ich schon zu drei Vierteln weggetreten. Ich habe nicht einmal Joji erkannt. Aber dann kam Audrey und setzte sich neben mich. Ich spürte ihre - Weiblichkeit, ihr Mitgefühl. Und sie hat mich langsam zu mir selbst zurückgeholt.«

»Gott sei Dank, daß sie da war. Weißt du, in vieler Hinsicht seid ihr beiden euch sehr ähnlich. Verwandte Seelen. Ich verstehe, warum ihr sofort aufeinander reagiert habt.«
»Michael«, sagte sie leise, »es tut mir so leid, was ich dir antun mußte - daß ich dich immer und immer wieder belogen habe.«
Er streichelte ihre Wange. »Das haben wir doch schon hinter uns.«
»Ich weiß. Aber ich kann es nicht vergessen.«
»Versuche es gar nicht«, sagte er. »Versuche nur, es zu verstehen.«
Sie blickte zu ihm auf und lächelte.
Er beugte sich nieder und küßte sie fest auf die Lippen.
Hinter der Empfangstheke stand ein schlankes junges Mädchen. Sie verteilte die Post in die Fächer der Gäste und lächelte ihnen zu. »Eine Tageszeitung?« fragte sie und reichte Michael eine. »Für eine Renovierung ist es heuer schon zu spät, bald ist Sommer. Aber wenn Sie nächstes Jahr wiederkommen, wird alles anders sein. Wir bekommen ein Hallenbad, eine Sauna, einen Konferenzraum und ein richtiges Feinschmeckerrestaurant. Sogar eine Bogner-Boutique. Ist das nicht aufregend?«
Michael fand das gar nicht, aber er wollte ihre Begeisterung nicht dämpfen. Ihm wäre es am liebsten gewesen, wenn das Haus so geblieben wäre, wie es war, klein, muffig, feucht und einer gründlichen Reinigung bedürftig. Es war ein Ort seiner Kindheit, ein wichtiger Ort. Es beunruhigte ihn, daß es so nächstes Jahr um diese Zeit nur noch in seiner Erinnerung existieren würde.
Er stützte die Ellbogen auf die Holzplatte der Theke und sah sich um. Endlich fragte er: »Haben Sie ein Päckchen für mich? Mein Name ist Michael Doss.«
Das Mädchen legte den Stapel Zeitungen weg, sagte: »Mal nachsehen«, verschwand in einem kleinen Kämmerchen und kehrte ein paar Minuten später mit einem Paket zurück. Sie legte es auf die Theke und zog ein gelbes Etikett ab. »Hier steht«, sagte sie, »daß ich nach irgendeinem Ausweis fragen soll. Und dann brauche ich Ihre Unterschrift.«
Sie warf einen Blick auf Michaels Paß und notierte sich die Nummer, dann riß sie den gelben Zettel entzwei. »Bitte unterschreiben Sie hier.«
Michael nahm das Päckchen mit nach draußen. Er ging mit Eliane über die Kiesauffahrt zu Philip und Audrey, die neben dem Mietwagen warteten. Dort öffnete er das Päckchen. »Es ist deine Porzellantasse«, sagte er.
Philip nickte. »Die Michiko mir vor Jahren geschenkt hat. Ich hänge sehr daran.«
Sag Michael, er soll an mich denken, wenn er das nächstemal grünen Tee trinkt. Michael drehte die Tasse in den Händen.
»Ich habe sie für dich hierhergeschickt«, sagte Philip. »Es war meine

einzige Sicherung. Nachdem ich Masashi die Tonbandkassette von Shiina und Karsk zugespielt hatte, wußte ich nicht, was geschehen würde.«
Sag ihm, er soll meine Porzellantasse benützen.
»Und nachdem Masashi das Katei-Dokument vernichtet hat, brauchen wir sie.«
»Aber es ist nur eine Tasse«, sagte Audrey. »Es ist nichts darin, oder?«
»Nein«, sagte Philip. »Wie du siehst, ist sie leer.«
»Aber wie ...«
Selbst im Sommer gibt es dort leider keinen einzigen Reiher.
»Der Reiher!« rief Michael und starrte das Bild auf der Außenseite der Tasse an. »Es ist auf dem Reiher!«
»Richtig«, sagte Philip und war so stolz auf seine Kinder wie noch nie. »Über dem Auge des Reihers befindet sich ein Mikropunkt mit dem vollständigen Text des Katei-Dokuments. Den müssen wir sobald wie möglich Hadley übergeben. Er hat noch eine Menge Arbeit vor sich. Das Dokument ist die einzige Möglichkeit, wie wir alle Mitglieder des Jiban identifizieren können. Kozo Shiina war nur der Kopf, aber wie die Hydra wird auch der Jiban weiterleben und die Wirtschafts- und sonstige Politik Japans so lange unterminieren, bis sie völlig zugrunde gerichtet ist.«
Michael stieg in den Wagen. »Ich muß zum Flughafen«, sagte er. »Die Maschine, die Großvater geschickt hat, müßte in ein paar Minuten landen.«
»Ich komme mit«, sagte Eliane. »Ich möchte Sam Hadley gern kennenlernen.«
Philip ging auf die Fahrerseite hinüber und beugte sich vor. »Michael«, sagte er, »ich habe dir noch eine Menge zu sagen, zuviel für einen Tag oder sogar für eine Woche.«
Michael schaute in das zerfurchte Gesicht seines Vaters, Er würde Zeit brauchen, um sich umzustellen. Er hatte geglaubt, er würde dieses Gesicht nie wiedersehen. Aber Verzeihen war ein langwieriger Vorgang. Sein Vater hatte Michael und Audrey im wesentlichen dazu benützt, Lillian in die Falle zu locken. Jetzt war sie fort. Es war Michael unmöglich, sie sich in Rußland vorzustellen. Er ertappte sich dabei, daß er um Geduld betete, um Verständnis in einer Welt, die ziemlich verrückt geworden zu sein schien.
»Ich will...«, Philip mußte sich unterbrechen, seine Gefühle überwältigten ihn. »Eines Tages möchte ich deine Gemälde sehen. Ich weiß, daß du leidenschaftlich an ihnen hängst.« Er schaute einen Augenblick zur Seite. »Michael, ich könnte verstehen, wenn du mir verübeln würdest, was ich dir angetan, wie ich dein Leben bestimmt habe. Ich würde

verstehen, wenn du mich jetzt aus deinem Leben ausschließen würdest.«
»Laß das! Du redest so verdammt vernünftig daher. Ich will es nicht hören!«
»Aber da ist noch mehr«, fuhr Philip fort. »Ich möchte, daß du das weißt. Die Form, die dein Leben bekommen hat, hat einen Sinn. Genau wie Jonas Tod im allgemeinen Plan der Dinge einen Sinn hatte. Beides ist bedauerlich, aber beides war notwendig.«
»Ja, ich weiß. Das Evangelium des heiligen Philip«, sagte Michael und trat auf das Gaspedal.
»Er ist so zornig«, sagte Audrey. »Fast, als haßte er dich.«
Philip sah dem Wagen nach, dann wandte er sich wieder seiner Tochter zu. »Wir müssen sehen, daß wir ein Zimmer bekommen«, sagte er. »Ich muß in ein paar Tagen nach Tokio zurückfliegen.«
»So bald schon?« fragte Audrey.
»Ich möchte zurück.« Philip küßte sie auf die Wange. »Ich werde dort gebraucht.«
»Von Michiko?«
»Ja«, antwortete er. »Unter anderem. Joji wird meine Hilfe auch brauchen. Er ist jetzt oyabun des Taki-gumi. Bis alle Minister des Jiban verhaftet sind, können sie immer noch eine Menge Schaden anrichten. Aber auch hinterher muß der Taki-gumi als eine Art Wachhund erhalten bleiben, um zu verhindern, daß die tiefverwurzelten Bindungen, die der Jiban in ganz Japan geknüpft hat, seinen Einfluß am Leben erhalten. In gewisser Weise sind wir wieder da, wo Japan kurz nach dem Krieg stand. Michiko und ich müssen Joji helfen, wie wir damals seinem Vater geholfen haben.«
»Aber Michiko ist verheiratet«, gab Audrey zu bedenken. »Was wird aus euch beiden?«
»Ich weiß es nicht«, sagte Philip. »Aber wir hatten nie irgendwelche Garantien - wer hat die schon, wenn es um Menschen geht. Sie und Nobuo haben sich nie geliebt. Es war eine Ehe zum Zweck der Macht, zustande gebracht von ihren Vätern, um den Zusammenschluß der Familienunternehmen zu festigen. Aber Nobuo würde viel an Gesicht verlieren, wenn Michiko ihn verließe. Das könnte sie niemals tun, und ich würde es nicht von ihr verlangen. Wir werden das Beste daraus machen.«
Sie trugen ihr Gepäck in die Hütte. Philip beobachtete Audrey und wußte nicht, was er tun sollte. »Es tut mir leid, daß alles so gekommen ist«, sagte er. »Ich wünschte, es wäre anders. Aber ich bin nun einmal, wie ich bin. Ich war kein sehr guter Ehemann, und als Vater war ich wohl nicht viel besser.«
»Sag das nicht«, bat Audrey. Sie hatte ihren Vater wieder, und

nichts konnte sie dazu bringen, ihn aufzugeben. »Sag das niemals wieder.«
»Du weißt, daß es wahr ist«, sagte er. »Und solange du es nicht akzeptierst, werden dich dein Zorn und dein Schmerz immer veranlassen, böse auf mich zu sein.«
»Ich will nicht böse auf dich sein.«
»Aber du bist es, Aydee«, sagte Philip. »Du kannst gar nicht anders, das ist nur menschlich. Ich möchte dir sagen, daß das in Ordnung ist. Du kannst zornig sein - so wie Michael zornig ist. Ich weiß, was unter dem Zorn und dem Schmerz liegt. Und wenn sie verschwunden sind, werde ich immer noch dasein.«
Audrey blieb stehen. »Dad, hältst du es für möglich, daß Mom zurückkommt?«
Philip schüttelte den Kopf. »Ehrlich gesagt, nein.«
Audrey weinte. »O Gott. Ich dachte, sie würde irgendwann einmal nach Hause kommen, sie würde uns zu sehr vermissen und alles tun, um wieder bei uns zu sein.« Sie sah ihn an. »Und jetzt ist sie fort - für immer. Es ist, als wäre sie tot.«
»Ich weiß, Aydee. Ich weiß.«
»Ich kann es nicht glauben«, sagte sie, wie zu sich selbst. »Jedenfalls noch nicht. Ich muß weiter hoffen, daß sie zurückkommt. Dad, ich muß sie in meinen Gedanken am Leben erhalten, ich kann sie nicht einfach ausschließen. Sie ist nicht tot, nicht wirklich.«
»Du mußt tun, was am besten für dich ist, Aydee.«
»Du haßt sie für das, was sie getan hat, nicht wahr?«
Philip ließ sich Zeit mit der Antwort. Er wollte ihr die Wahrheit sagen. Schließlich erklärte er: »Nein, ich hasse sie nicht. Früher einmal, ja. Vermutlich hätte ich nicht tun können, was ich getan habe, wenn ich sie nicht gehaßt hätte. Aber das ist jetzt vorbei. Sie tut mir leid, das ist alles.«
»Sie hat uns geliebt«, sagte Audrey. »Nicht wahr?«
»Soweit Lillian jemand lieben konnte, hat sie dich und Michael geliebt.«
»Ich vermisse sie, Dad.«
Philip sah seiner Tochter in die Augen und fand irgendwie die richtigen Worte. »Zum Teufel, Audrey, hier hält dich nicht viel. Wie wäre es, wenn du in ein paar Tagen mit nach Tokio kommst?«
Sie sah ihn an. »Ist das dein Ernst? Ich meine, du wirst doch sehr beschäftigt sein.«
»Nicht zu beschäftigt, um einige Zeit mit dir zu verbringen«, lächelte er. »Dort drüben gibt es so viel zu sehen, so viele Orte, wo ich mit dir hingehen könnte.« Er fand den Gedanken gut. »Außerdem«, fügte er hinzu, »brauchst du die Reise nicht alleine zu machen. Michael und Eliane kommen auch und bringen deinen Großvater mit.«

»Tatsächlich?« fragte Audrey.
Philip nickte. »Hadley läßt sich nichts anmerken. Er ist ein harter Bursche, das war er immer. Aber die Nachricht über deine Mutter ist ihm an die Nieren gegangen. Nur jemand, der ihn schon so lange kennt wie ich, konnte das sehen. Er ist wie zerschmettert. Er hat mir erzählt, er wolle mit dem Agentenspielen Schluß machen. Das paßt gar nicht zu deinem Großvater. Er will sich noch um das Katei-Dokument kümmern, dann zieht er sich zurück. Der Präsident möchte, daß ich an die Stelle von Jonas trete und die Leitung einer ganz neuen Organisation übernehme. Deine Mutter und Karsk haben eine Menge Schaden angerichtet. »Wir sind lahmgelegt«, sagte der Präsident, »aber wir sind noch nicht tot.«
Er wollte weder ihr - noch sonst jemandem - den wahren Grund nennen, warum ihn der Präsident brauchte. Jedermann in den amerikanischen Geheimdienstkreisen hatte eine Heidenangst vor Lillian, vor ihrem Wissen, ihren Fähigkeiten. Nur er, so glaubte man jetzt, hatte eine Chance, die gewaltige Waffe, zu der sie in der Hand des KGB werden konnte, zu entschärfen. Vorausgesetzt natürlich, die Sowjets hörten auf sie und vertrauten ihr auch noch jetzt, nachdem Karsk tot war. Philip fragte sich, ob Lillian vielleicht doch noch einen Teil der Gleichberechtigung bekommen würde, nach der sie hungerte.
»Wirst du die Stellung annehmen?«
Philip schaute zu den schneebedeckten Bergen hinauf. Er spürte, daß Audrey leicht zusammenschauderte. Zum erstenmal wurde ihm bewußt, wie sehr seine Entscheidung sich auf seine Familie auswirken konnte. »Im Augenblick weiß ich noch nicht, was ich machen werde«, sagte er. »Zunächst einmal habe ich Sam überredet, zu uns nach Japan zu kommen. >Es tut gut zu wissen, daß ich noch eine Familie habe<, hat er zu mir gesagt. Und du weißt, daß du immer sein Liebling warst, Aydee.« Er drückte sie kurz an sich. »Außerdem möchte Eliane dich gerne besser kennenlernen. Ich möchte wetten, innerhalb einer Woche seid ihr beiden unzertrennlich.«
»Um Michaels willen hoffe ich das nicht«, lachte Audrey. Der Gedanke gefiel ihr. »Jedenfalls vermisse ich Tori jetzt schon.« Sie nickte. »Ich komme mit. Wir müssen uns um Großpapa kümmern.« Wir müssen uns jetzt alle umeinander kümmern, dachte sie. »Natürlich komme ich mit.« Sie seufzte und fühlte, wie schön es war, an eine solche Zukunft zu denken.
Philip stand neben ihr, spürte die Wärme ihres Körpers und war sicher, daß er bald auch ihre Liebe spüren würde. Zeit, dachte er. Alles, was wir wirklich brauchen, ist Zeit. Genau das hat Michael doch gesagt. Ich werde alles tun, damit wir einander nie mehr verlieren.
Er begann von Japan zu träumen, von grünem Tee, von der Kirsch-

blute, vom Zusammensein mit seiner Familie. Der einzige Wermutstropfen war, daß Jonas nur im Geiste bei ihnen sein konnte.
Wieder drückte er seine Tochter an sich und dachte: Das ist der eigentliche Unterschied zwischen uns, Lillian. Ich habe lange gebraucht, aber endlich habe ich doch gelernt, worum es im Leben wirklich geht.

Leser und Kritiker vergleichen ihn mit James Clavell und Robert Ludlum: Eric Van Lustbader, Autor des Welterfolgs »Der Ninja«, bestätigt in seinem neuen Roman diesen Rang.

Im Zweiten Weltkrieg war Philip Doss eine Schlüsselfigur der internationalen Spionage. Doch als er nach dem Krieg in Tokio die schöne Lillian kennenlernt und zu seinem Unglück auch heiratet, läßt er sich auf ein verhängnisvolles Abenteuer ein, das ihn den Kopf kosten kann. Philip Doss merkt reichlich spät, daß seine eigene Frau für die Gegenseite spioniert...

DM 24,80 – Best.-Nr. 41/12